

**Göttingische
gelehrte Anzeigen.**

Unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

**Der zweyte Band
auf das Jahr 1836.**



**Göttingen,
gedruckt bey Friedrich Ernst Suth.**

Göttingische Gelehrte Anzeigen

volume: 1836

by unknown author

Göttingen; 1836

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

G ö t t i n g e r

Lehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

69. Stück.

Den 2. May 1836.

C a l c u t t a.

Von dem Journal of the Asiatic Society Bengal haben wir das März-Stück des verflienen Jahrs erhalten. Die drey ersten kürzern Aufsätze in demselben beschäftigen sich mit Nachrichten über die Ruinen vormaliger Städte, wie von Simrum, der Hauptstadt des alten Reichs von Mitila an der Grenze von Nepaul, von Sarmath bey Benares, von Bahru unweit Patna, und Inschriften an noch vorhandenen Pfeilern, die sich auf den Cultus des Buddha beziehen, aber von keinem historischen Interesse sind, zufolge der vom Herrn von Kossel gelieferten Uebersetzung. Desto wichtiger aber ist der vierte Aufsatz, eine Beschreibung der Insel Socotra oder Socotora, vor dem Eingange des Arabischen Meerbusens, nicht nur als Bereicherung der Geographie, sondern auch in politischer Rücksicht, da dieselbe mit den jetzt

herrschenden Projecten in Beziehung auf die leichtere und schnellere Communication mit dem Britischen Indien in Verbindung steht, weshalb wir etwas länger dabey verweilen müsse

Die Insel liegt dem Cap Gardafui gegen über auf dem geraden Wege der Schiffahrt, von Suez nach Bombay, und beherrscht durch ihre Lage den Arabischen Meerbusen und den Eingang desselben. Sie mußte daher bey Wiederherstellung dieser alten Straße durch die Dampfschiffahrt nothwendig die Aufmerksamkeit der Engländer auf sich ziehen. Sie war aber, seitdem die Portugiesen sie verlassen hatten, so in Vergessenheit gerathen, daß man nicht einmal wußte wem sie gehörte. Es wurden daher von der Ostindischen Compagnie zwey Officiere hinüber geschickt, Capitän S und Lieutenant Wellsted, von denen der eine die Küsten und Häfen, der andere, von dem Bericht herrührt, das Innere untersuchen sollte. Die Insel, aus Granit bestehend, bildet ein Dreieck; die Länge $71\frac{1}{2}$ Engl. Meilen, größte Breite $21\frac{1}{2}$. Die Küsten sind zum Theil mit Sand bedeckt; das Innere ist hügelig und fruchtbar. Das Clima ist nicht so heiß wie man erwarten sollte, sondern sehr gemäßigt. Die wichtigsten Naturproducte sind aus dem Pflanzenreiche Aloe und besonders der Drachensblutbaum. Aus dem Thierreiche Camele, Rindvieh, Esel, Schafe und Ziegen; von wilden Thieren die Tibetkatze. Das Innere ist von Arabischen Beduinen bewohnt, die von ihren Heerden leben, welche in den gebirgigen Theilen reiche Nahrung finden; die Küsten von einem Gemisch von Abkömmlingen von Arabern,

Arabicern, Indern, Portugiesen und andern. Die einzige Stadt, wenn man sie so nennen will, ist Tamarida, die andern Orte sind nur Dörfer. Die Beduinen wohnen in der Regel im Freien, wo man nicht unter Gezellen auszuweichen kann, in den Höhlen, welche ihre Gehege ihnen darbieten. Sie bereiten viele Butter (Ghee*), die auch ein Handelsartikel in dem Verkehr mit Mascate und Zanzibar ist, und die Stelle des Geldes vertritt. Sie tauschen dagegen Sklaven und Getreide ein. Die Insel gehört, aber nicht viel mehr als dem Namen nach, dem Sultan von Kisbin in Arabien, der jährlich einen Bevollmächtigten hinschickt, den Tribut zu erheben, der meist in Butter entrichtet wird. Der alte Sultan war blind; ein Verwandter von ihm, Abu Bakr, ward den Engländern als derjenige bezeichnet, der den meisten Einfluß habe. Aber dieser bekümmerte sich wenig um die Empfehlungsbriefe, die sich die Engländer von ihm verschafft hatten.

Nach öffentlichen Berichten wollten die Engländer die Insel von dem alten Sultan käuflich erwerben, und man kann nicht zweifeln daß der Handel zu Stande gekommen, da der Sultan wohl die Englischen Guineen der Butter vorziehen wird. Socotora wird dann ein Glied in der Kette der Stationen, die von London über Gibraltar, Malta, Alexandrien und Suez nach Indien reicht, und wird wohl nicht bloß als Depot von Steinkohlen für die Dampfschiffe dienen. Daß Alexandrien und Suez

*) Der Indische Name für die gereinigte Butter, die bey den Opfern gebraucht wird.

unter fremder Herrschaft stehen, ist freylich
bequem; aber — wer weiß? — mit der
findet sich auch wohl dafür Rath.

Hn.

L e i p z i g.

Bey d. Gebr. Reichenbach: K. E. v. Kne-
bel's literarischer Nachlaß und Brief-
wechsel. Herausgegeben von K. U. Barnhagen
von Ense und Th. Mundt. Erster Band, mit
Knebel's Bildniß. 1835. LXIII und 264 Sei-
ten in Octav.

Mit theilnehmender Trauer haben wir vor ei-
niger Zeit den letzten gemüthsvollen Schriftsteller
aus jenem das kleine Weimar so verherrli-
chte Kreiße schöpferischer und talentbegabter Geiße
abtreten sehen. Der Freund Göthe's, der Her-
zogin Amalie und des Großherzogs Karl August
v. Knebel, ist auch geschieden. Hier geben
schätzbare Männer im Auftrage des Hrn Geh.
Staatsministers v. Altenstein, der aus Pietät für
Knebel die Herausgabe angeregt, die literarische
Hinterlassenschaft des Abgeschiedenen in einer ge-
ordneten Gestalt. Vorangeschickt haben wir seine
Lebensbeschreibung, welche, von geschickter Hand
entworfen, vortrefflich geeignet ist, von Knebel
ein anschauliches Bild zu geben. Erkennt man
auch bald, daß Knebel neben Göthe, Schiller,
Herder und Wieland sehr in den Hintergrund tritt:
so war er doch durch sein Talent des Umgangs,
eine liebenswürdige Persönlichkeit und seinen zu-
verlässigen biedern Character in jenen geweihten
Kreissen bey der unvergeßlichen Amalie und ih-
rem würdigen Sohne einß der beliebtesten Glie-

aber als Uebersetzer des Properz und vor-
 züglich des Lucrez verdient er auch literarischen
 Ruhm. Die anziehende Skizze seines Lebens
 läßt man in dem Buche selbst nachlesen. Sie
 enthält viel Wichtiges über die erwähnten großen
 Männer und ihre Lebensgenossen. Nebenher
 wird auch anderer Personen gedacht. Bezeichnende
 Anekdote von Klopstock (S. XXV.), der in einer
 Krankheit auf die Knie fiel und betete: Gott,
 erhalte mich für Deutschland! Von Herder
 wird streng, jedoch mit Umsicht geurtheilt; gewiß
 vollkommen wahr ist, was die Vf. sagen: »er
 würde bei Weitem mehr gewirkt haben, wenn er
 nicht in eine beständige Empfindsamkeit seiner
 Subjectivität verloren gewesen wäre. — Des
 strengen Knebel Streit mit Göthe über die an-
 nehmbare Unsittlichkeit der Wahlverwandtschaften
 ist merkwürdig; wobey die Vf. von diesem Buche
 sagen, es sey der sittlichste aller Romane. Bey
 der Beurtheilung der Vorliebe Knebel's zu Lucrez
 und dem Gedicht von der Natur lassen die Vf. dann
 auch einmal (S. XLI.) einen aus hegelscher
 Grotte schallenden Drakelspruch dumpf und durch
 Nebel herantönen und sagen — etwas Altes un-
 verständiglicher. — Von Knebel's Gelegenheitsge-
 dichten ist sehr wahr gesagt, daß er es sich darin
 sehr bequem gemacht und wenig Anstand getra-
 gen, meistens das Allergewöhnlichste in Ge-
 danken und Ausdruck zu geben. Dieß beurfunden
 denn auch viele der in diesem Bande enthal-
 tenen Gedichte. — — So sind die Hymnen
 (S. 1—16.) und Elegien (S. 17—32.) noch
 lesenswerth; dagegen die vermischten Gedichte
 (S. 33—104.) fast unter der Kritik; denn es
 fehlt darin erstens an Poesie und zweitens an
 Individualisierung und drittens an Diction; we-

der Schöpfergeist, noch Einbildungskraft, tiefes Gefühl, noch Sprachkunst ist darin entdecken. Man höre z. B. diese Verse, die geschrieben »Seelenverein«: »das ist des Mensch daß Seelen | Gemeinschaft hegen mit Seelen so bildet sich ein Reich | sittlicher Vollkommenheit. | Höher ist dieß Reich, als wann Herrscher | sich verbinden, der Erde weite Flächen | zu besetzen; denn der Geist dringt | in die Tiefe und die Höhe | u. Erträglich sind einige epigrammatische Gedichtchen.

Das Wichtigste ist die Brieffsammlung (v. S. 105 an), irrig Briefwechsel genannt; denn von Knebel's Sendschreiben und Antworten an die Verfasser dieser Briefe ist nichts aufgenommen. In hohem Grade anziehend sind die 51 Briefe des Großherzogs Karl August von Sachsen-Weimar an Knebel S. 109—182. Niemand wird sie ohne die wärmste Anerkennung des gediegenen Characterwerthes und der hohen, freyen Geistesbildung dieses wahrhaft großen Fürsten lesen. Wir erlauben uns die Bemerkung: ihn hatte Wieland gebildet! Vorzüglich enthüllt sich die edle Seele des fürstlichen Freundes in dem Briefe Nr. 10. S. 126 ff. Auch übersehe man nicht Nr. 39. S. 168 f. — Dann folgen 30 Briefe der Herzogin Amalie (sie unterschreibt sich »Amelie«); — welche uns diese Fürstin wieder noch genauer kennen lehren. Viel sehr hübsches steht darin. Merkwürdig war uns das kleine Postscript zu dem Briefe v. 7. Jan. 1801, in welchem sie von dem Erscheinen der Staël in Weimar redet: »die Staël hat einen sehr klaren Begriff über Göthe.« Wir können diesem Urtheile nicht beystimmen, wenn der von der Staël

in dem Werke über Deutschland niedergeschrie-
 denselbe Begriff ist, welchen sie der Herzo-
 g. geäußert hat. — Die 13 kürzern Schrei-
 der Großherzogin Louise stehen gegen den
 ungeschäftlichen Ton, welchen die beiden erstge-
 nannten höchsten Personen gegen Knebel verneh-
 en lassen, beträchtlich ab. Es folgen noch 16
 anziehende Briefe von F. H. v. Einsiedel und 7
 dergleichen von (dem nachherigen Fürsten Primas)
 Karl v. Dalberg an Knebel. — Das Werk soll
 dre Bände stark werden. Wir sehen den folgen-
 den beiden mit Vergnügen entgegen.

W. M.

E b e n d a s e l b s t.

Taschenbuch für vaterländische Ge-
 schichte, herausgegeben von Joseph Frey-
 rn von Hormayr. Siebenter Jahrgang
 neuen Folge 1836. VIII und 520 Seiten
 Octav.

An die frühern Jahrgänge dieses Taschenbuchs,
 welche in diesen Blättern angezeigt sind, reiht
 ich auch der dießjährige auf eine würdige Weise

Die Leser wissen schon daß, wenn gleich in
 demselben das historische Moment vorherrscht, dieß
 doch mit einer gewissen Abwechslung des Inhalts
 und der Formen verbunden ist. So auch in dem
 vorliegenden Jahrgange, aus dem wir nur auf ein-
 nige der wichtigen Stücke aufmerksam machen
 können. In den ersten 9 Nummern der 21,
 welche das Taschenbuch enthält, wechseln kleine
 prosaische und poetische Stücke miteinander ab;
 letztere aus dem 16. Jahrhundert, unter denen
 die Schlachtlieder von der Soltauer Haide und

von Sievershausen, das erste in niederdeutscher Sprache. Die 10. Nummer: Sagen und Legenden gibt in 25 Artikeln eine reiche Aussteuer an kurzen Erzählungen aus dem Mittelalter.

11. Nummer enthält eine ausführliche Beschreibung aber auch eine Geschichte von Hohenschwangau, Besizthum Sr k. H. des Kronprinz von Bayern; gleich merkwürdig durch seine Lage und Umgebungen, jetzt zum Lieblingsitz Sr k. H. eingerichtet. Mit einem Romanzenkranz von Eduard Duller. — Der 16. Artikel: Sitten und Gebräuche der Vorzeit, gibt Proben davon in 22 Artikeln, die man nicht ohne Belehrung und Unterhaltung lesen wird. Vorgesetzt dem Taschenbuche ist das Bildniß des Herausgebers; und es schließt mit einer Uebersicht seiner jetzt 40 jährigen Laufbahn als Schriftsteller; worauf wir besonders aufmerksam machen müssen. Sie gibt nicht nur eine Ansicht seiner eignen großen literarischen Thätigkeit während eines zugleich bewegten Geschäftslebens; — wir wollen nur die 20 Bände des Oestereichischen Plutar aufmerksam machen; — sondern ist auch ein wichtiger Beytrag zu der Geschichte der Oestereichischen Literatur in diesem Zeitraum; wo man ihn von einem Schriftsteller erwarten der mit den meisten literarisch wichtig gewordenen Männern dieses Zeitraums nicht bloß in Bekanntschaft, sondern auch größtentheils in engerer Verbindung stand.

Hn.

G ö t t i n g e r G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

70. 71. Stück.

Den 5. May 1836.

G ö t t i n g e n .

Der Herr Hofchirurgus Dr. L. Stromeyer in Hannover hat der K. Societät allhier den folgenden Aufsatz vorgelegt:

Ueber Combination motorischer und sensoriellet Nerventhätigkeit, oder über die Erweckung von Empfindungen durch Bewegungen; als Ergänzung der Lehre Marshall Hall's, von der Reversion der Bewegungen nach Empfindungen.

Man. In den Lehrsätzen, welche wir den Entdeckungen der neueren Physiologen verdanken, sind nur wenige geeignet das allgemeine Interesse der Aerzte so in Anspruch zu nehmen wie das von Marshall Hall ausgesprochene Theorem, daß die durch Reizung der Gefühlsnerven entstehenden Bewegungen nicht durch directe Verbindungen von Gefühls- und Bewegungs-Nerven erfolgen, sondern durch Vermittelung der Central-Organe des Nervensystems. Abgesehen von der Beweis-kraft der von dem trefflichen Englischen Physiologen angestellten Experimente, hat man um so

weniger Anstand genommen, die Wahrheit seiner Lehre anzuerkennen, da man sich durch Befolgung der Primitivfasern der Nerven überzeugen hatte, daß die scheinbaren Verbindungen der Nerven nur in einer Turtapposition bestehe. Anatomie und experimentierende Physiologie reich die sich auf diese Weise die Hand um die alte Lehre von den Sympathien zu stürzen. Betrachtet man Gehirn und Rückenmark als Vermittler zwischen den Gefühlseindrücken und den darauf folgenden Bewegungen, so sollte man glauben die Lehre von der Reflexion sey für die Pathologie von geringem Nutzen, weil auf diese Art jeder Gefühlsnerv mit jedem Bewegungsnerven in Verbindung stehe. Die Erfahrung lehrt aber, daß nur bey sehr gesteigerter Empfindlichkeit des Nervensystems auf örtliche Reize allgemeine Reactionen erfolgen z. B. Tetanus nach geringer Verwundung, und daß bey dem gewöhnlichen Zustande der Sensibilität die Reaction sich auf die Bewegungsnerven beschränkt, welche dem Gefühlsnerven in Hinsicht auf den Ursprung von den Centralorganen sehr nahe liegen, z. B. wie bey dem Lichtreiz die Pupille sich zusammenzieht durch Reflexion vom nervus opticus auf den oculomotorius. Durch genaues Studium der Geseze, nach welchen im gesunden Zustande diese Reactionen erfolgen, werden sich deshalb gewiß wichtige Resultate für die Pathologie ergeben und jedenfalls die bisher durchaus vagen Begriffe von den Sympathien aufgehehlt werden.

Der Verfasser dieses Aufsazes ist so glücklich gewesen durch Zufall und Nachdenken ein anderes Gesez der Nerventhätigkeit aufzufinden; welches für Physiologie und Pathologie so reiche Aufschlüsse verspricht, daß er keinen Anstand nimmt, dasselbe schon in seiner gegenwärtigen Gestalt

b Öffentlichkeit zu übergeben. In meinem
 n Werke 'Ueber Paralyse der Inspirations-
 muskeln' habe ich bereits die Vermuthung aus-
 gesprochen, der bey der Coxalgie vorkommende
 Schmerz rühre von der Zusammenziehung der
 psoae und des iliacus her, welche nach dem
 ersten Stadium stets bey diesem Uebel angetrof-
 fen wird. Ich kam auf diese Idee durch Nach-
 denken über den muthmaßlichen Zusammenhang
 des nervus saphenus superior, als deutlichen
 Sitz des Knieschmerzes, mit den Symptomen
 der Coxalgie. Da sich der Knieschmerz sowohl
 im Stadium der Verlängerung als auch in dem
 der Verkürzung findet, so mußte derselbe von ei-
 nem Symptome abhängen, welches beiden Sta-
 dien gemeinschaftlich ist. Dieß ist die Beugung
 Oberschenkels im Hüftgelenke. Also die fort-
 währende Action der psoae und des iliacus als
 Beugemuskeln des Oberschenkels. Ist diese Vor-
 aussetzung richtig, so muß Knieschmerz unter al-
 len Umständen vorkommen, welche eine anhal-
 tende Contraction der psoae und des iliacus
 hervorbringen. Außer der durch den Reiz eines
 Entzündungsheerdes, wie bey der Coxalgie, be-
 wirkten Zusammenziehung dieser Muskeln, konnte
 ihre dauernde Verkürzung noch durch Lähmung
 ihrer Antagonisten erregt werden. In Hinsicht
 auf die Bewegung der Wirbelsäule sind der lon-
 gissimus dorsi und sacrolumbalis die Antago-
 nisten der psoae. In dem oben citierten kleinen
 Werke habe ich einen Fall ausführlich beschrie-
 ben, in welchem durch Lähmung der longissimi
 dorsi und sacrolumbales eine bedeutende Lor-
 dosis der Lendenwirbel entstanden war, deren
 Einbiegung nach vorn natürlich nur durch be-
 ständige Contraction der psoae erhalten wurde.
 Dabey fand ein heftiger Knieschmerz, ohne ört-

lich sichtbare Erscheinungen Statt, der sich jetzt noch nicht völlig verloren hat.

In Hinsicht auf die Bewegung des Oberschenkels sind die glutaei vorzüglich als die Antagonisten der psoae und des iliacus zu betrachten. Ich bin so glücklich gewesen kürzlich auch Lähmung der glutaei zu beobachten. Madam N., etwa 50 Jahr alt, von guter Constitution, fiel im November 1835, indem sie in einem geschauerten Zimmer auf ein Stück Seife trat, mit der rechten Hinterbacke auf den Fußboden. Sie war nicht im Stande wieder aufzustehen; das rechte Bein konnte sie gar nicht bewegen, das linke während der ersten Tage ebenfalls fast gar nicht. Gefühlslähmung war von Anfang an nicht vorhanden. Nach 4 Wochen konnte das rechte Bein im Hüftgelenke wieder etwas wegt werden. Von da an zog sich in jeder Nacht die rechte Hüfte etwas in die Höhe und der Oberschenkel bog sich im Hüftgelenke, so daß das Bein am Morgen um 4 Zoll kürzer war. Wenn die Patientin sich alsdann auf das gesunde Bein stellte, so hatte sie das Gefühl als ob sich im Becken etwas abwicke, und ganz langsam bekam während dieses Gefühls das Bein die Länge des gesunden. Stehen konnte sie aber auch dann nicht, besonders weil, wie sie sagte, die Ferse nicht das Gefühl des Bodens habe, sondern scheinbar auf eine Springfeder oder eine mit Wasser gefüllte Blase trete. Von der Zeit an daß die Beugung im Hüftgelenke wieder möglich war und daß sich Nachts das Bein verkürzte, hatte die Patientin den heftigsten Knie-schmerz, der sie ihren übrigen Zustand fast ganz vergessen machte. Dabey war dem Anscheine nach das Knie unverändert. Im Februar 1836 wurde ich zu Rathe gezogen.

Wenn die Frau auf den gesunden Fuß trat, ergab es sich, daß sie auch den Fuß des gelähmten Beines ansehen konnte, doch versicherte gar nicht das Gefühl zu haben, als berühre Ferse den Boden. Beide Beine sind gleich lang, die Hüften und Trochanteren stehen an den Seiten in gleicher Höhe, das Hüftgelenk ist bey dem festesten Drucke nicht schmerzhaft; die Hinterbacke der leidenden Seite ist ganz schlaff, ihre Falte steht tiefer als an der gesunden Seite und die Patientin kann die glutaei nicht durch den Einfluß des Willens in Spannung versetzen, wie dieß sonst auch ohne Ortsbewegung möglich ist. Ebenso sind die an der hinteren Seite des Oberschenkels liegenden Muskeln so wie die Wadenmuskeln auffallend schlaff. Die Patientin kann keine wesentliche Bewegungen mit dem Oberschenkel machen, das Kniegelenk etwas beugen und den Fuß bewegen. Beym Versuche zu gehen fehlt Alles Kraftgefühl im rechten Beine. — Die bisherige Behandlung bestand besonders in inneren Reizmitteln und Einreibungen. Die Beurtheilung dieses Falles war nicht schwer. Der gänzliche Verlust aller Bewegungskraft des rechten Beines, so wie des linken in den ersten Tagen, war die Wirkung einer Commotion des Rückenmarkes. Die Folgen derselben verloren sich in einigen Wochen, aber es blieb noch die Lähmung zurück, welche in den glutaei durch Contusion und Commotion erzeugt war, so wie die unvollkommne Lähmung der von dem gequetschten nervus ischiadicus versorgten Muskeln. Die psoae und der iliacus internus konnten begreiflicher Weise nur durch Commotion gelähmt seyn, sie erholten sich zuerst. Ihre Thätigkeit, durch die glutaei nicht beschränkt, zog die Hüfte in die Höhe, bog den Oberschenkel im Hüftge-

lenke und erzeugte so den heftigen Knieschmerz. Meine Behandlung bestand in der Applicat von Zugpflastern nach dem Verlaufe des nerv. ischiadicus. Nach drey Wochen hatte die Haterbacke der leidenden Seite ihren natürlich Turgor wieder erlangt, so wie die Fähigkeit sich willkürlich zu contrahieren und der Knieschmerz spurlos verschwunden. Die nächtliche Verkürzung des Beins tritt nicht mehr ein, und selbst wenn Morgens der Oberschenkel im Hüftgelenke gebogen ist, so extendiert sich derselbe ohne das Gefühl von Abwickeln im Becken, also nicht bloß durch sein Gewicht, sondern durch die Mitwirkung der glutaei. Die Muskeln des ganzen Beins haben an Turgor gewonnen, doch gehorchen sie dem Einflusse des Willens noch nicht vollständig, denn bey Versuchen auf den rechten Fuß zu treten hat die Fußsohle nicht das Gefühl des Bodens unter sich. Indes deuten dieses Ameisenkriechen und leichte Zuckungen ganzen Gliede auf den baldigen völligen Wiedereintritt der willkürlichen Bewegung. Uebrigens hat die Patientin an der Fußsohle, wie an der ganzen Extremität, bey Berührungen dieselben Empfindungen wie an der gesunden, wenn sie also bey dem Auftreten den Boden nicht fühlt, so fehlt der Fußsohle nur diejenige Innervation der Hautnerven, welche die Folge von willkürlichen Muskelanstrengungen ist.

Es wäre noch ein Fall denkbar, in welchem Contractur der psoae und des iliacus entstehen könnte, ihre Lähmung an einer Seite. Die Erfahrung wird es lehren ob auch dieser Zustand Knieschmerz erregt; mir ist es jedoch wahrscheinlicher, daß sich dabey eher Schmerzen an einer andern Stelle der afficierten Seite zeigen würden; denn die Innervation der Extremitäten ist

Allgemeinen so getrennt daß dieselbe sich, da die Nerventhätigkeit dieser Seite in völliger Gleichgewichte bleibt, in den psoae der gesunden Seite wohl nicht so wesentlich vermehren würde, wie dieß der Fall seyn muß wenn Ursache und Wirkung an derselben Körperhälfte liegen, wie bey dem eben erzählten Falle.

Wäre der Satz völlig erwiesen, daß übermäßige Zusammenziehungen der psoae und des iliacus internus oder der psoae allein Knieschmerz erzeugen, so würde sich daraus der interessante Schluß ergeben, daß die Erregungen motiver Nerven gleichzeitige Erregungen sensibler Nerven herbeiführen, oder beym Exceß willkürlicher oder unwillkürlicher Bewegungen, Schmerzen. — Auf den ersten Anblick möchte man wohl geneigt seyn, den Zusammenhang von Contractur der psoae und Knieschmerz von mechanischer Zerrung herzuleiten; aber abgesehen davon, daß ihr rein mechanischen Erklärungen pathologischer Erscheinungen selten großes Zutrauen verdienen, sprechen dagegen erhebliche Gründe. Eine Zerrung am nervus saphenus superior kann wohl bey Beugung des Oberschenkels im Hüftgelenke nicht angenommen werden, sie würde viel eher bey der Extension eintreten. Bekanntlich aber nehmen bey der Coxalgie Knieschmerz und Beugung im Hüftgelenke stets in gleichem Verhältnisse zu, während Beugung den Schmerz vermindern müßte, wenn derselbe von Zerrung des Nerven abhängig wäre. Auch an Entzündung des nervus saphenus superior ist wohl nicht zu denken, am wenigsten in den Fällen wo Contractur und Knieschmerz die Folgen von Lähmung der Antagonisten der psoae und des iliacus internus waren. Wir sehen uns daher genöthigt eine mehr dynamische Ursache des Knieschmerzes

anzunehmen. Diese Betrachtung führte auf eine sehr einfache Weise zu der Vermuthung, daß die vermehrte Innervation der zu fortwährende Zusammenziehung gezwungenen Muskeln eine vermehrte centripetale Strömung in den ihr Bewegungsnerven zunächst verbundenen Gefühlnerven hervorbringe.

Wenn also nach der Lehre von der Reflexion^e der Bewegungen nach Empfindungen es sich ergibt, daß durch Vermittlung von Gehirn und Rückenmark auf gewisse Empfindungen gewisse Bewegungen erfolgen, so ist der Inbegriff meines neuen Lehrsatzes 'daß gewisse Bewegungen durch Vermittlung von Gehirn und Rückenmark gewisse Empfindungen zur Folge haben.' Die Physiologen, welche erst eben die Lehre von der Reflexion haben anerkennen müssen, werden sich auf den ersten Anblick sehr an dieser neuen Lehre stoßen, indem sie voraussetzen scheint, daß in den Bewegungsnerven centripetale und in den Gefühlnerven centrifugale Strömungen Statt finden könnten. Diese Annahme würde aller Erfahrung und unzähligen Experimenten widersprechen. Es kommt aber nur auf die Art an, wie man sich die Erregung der verschiedenen Wurzeln motiver und sensibler Nerven denkt. So wie bey Beschleunigung des arteriellen Blutstromes auch in den Venen die Strömung schneller werden muß, so auch bey den Nerven. So wie die Thätigkeit des Herzens auf das Arterienblut propulsiv, auf das Venenblut attrahierend wirkt, so mag auch bey den Strömungen des Nervengeistes ein ähnliches Princip wirksam seyn, dessen Thätigkeit nach einer Seite hin nie verstärkt werden kann, sondern in sensibeln sowohl als in motiven Nerven gleichzeitig vermehrte Bewegungen erregt.

Damit will ich jedoch nicht gesagt haben, daß ich die Bewegung in den Nerven für circulirende hielt; theils spricht die Anatomie bis jetzt nicht für directe Verbindung verschiedenartiger Nervenfasern an ihren peripherischen Enden, theils das Beispiel des Knieschmerzes bey Contractura der psoae sehr dagegen, da man sich nicht wohl eine Circulation zwischen motiven Fasern, welche sich in jenen Muskeln verbreiten und sensiblen Fäden die am Knie sich ausbreiten, denken kann. Man denke sich aber z. B. die verbundenen Bewegungs- und Gefühlsnerven wie eine Schnur, welche über eine Rolle läuft, und an ihren beiden Enden ein gleiches Gewicht trägt, und die Rolle als den Punct, wo im Gehirn oder Rückenmarke diese Nerven auf einander wirken, so kann man sich eine Vorstellung davon machen daß, so wie jede Zerrung an irgend einem Puncte der Schnur nach derselben Richtung hin, doch die ganze Schnur in Bewegung versetzt, die centrifugalen Strömungen der Bewegungsnerven centripetale der Gefühlsnerven und umgekehrt die centripetalen der Gefühlsnerven centrifugale der Bewegungsnerven erregen müssen. Wenn sich mein Lehrsatz als richtig erweist, so würde Marshall Hall's Ausdruck Reflexion für die Reaction motiver Nerven auf Reizung sensibler, so bezeichnend er auch auf den ersten Anblick zu seyn scheint, sich dennoch als unpassend zeigen, da er, nach den bekannten Gesetzen der Bewegung des Nervenlebens in Bewegungs- und Gefühlsnerven, die Rückwirkung von Bewegungsnerven auf Gefühlsnerven auszuschließen scheint. Man wird sich schwerlich bewegen finden, den vagen Ausdruck Sympathie für diese Reactionen wieder aufzunehmen, da er zu sehr an den nervus sympathicus erinnert, durch

welchen man früher diese Erscheinungen zu erklären suchte. Bis dahin, daß irgend jemand einen bezeichnenderen Ausdruck ersinnt, welche die gegenseitigen Einwirkungen von motiven u sensibeln Nerven durch Vermittlung der Centrorgane anzeigt, schlage ich den Namen *Comnation motorischer und sensorielder Nerventhätigkeit* dazu vor. Es läßt sich damit keine bestimmte Idee in Hinsicht auf die Nervenströmungen verbinden und eben dadurch wird dem forschenden Geiste kein falsches Bild vorgeführt. Daß dem Englischen Physiologen ein solches zu definiertes Bild bey dem Ausdruck *Reflex* vorgeschwebt habe, möchte ich beynah behaupten, weil er sonst wahrscheinlich selbst auf die Untersuchungen hingeführt seyn würde welche ich gegenwärtig dem Publicum vorlege. Findet meine Idee Anerkennung, so möchte darin auch wohl der Beweis liegen, daß es mit der Consequenz in der Bearbeitung der Nervenphysik so gar weit noch nicht gediehen ist, wie Joh Müller zu glauben scheint, und daß ganz unabhängig von den bekannten Gesetzen der Nerventhätigkeit dem Beobachtungsgeiste noch ein weites Feld geöffnet ist.

Es wird begreiflicher Weise schwer fallen, durch Versuche an Thieren die Richtigkeit der Behauptung zu beweisen, daß jede Bewegung gewisse Empfindungen zur Folge habe, da man Gefühle nicht sehen kann. Auch bin ich überzeugt, daß die menschliche Pathologie mit der Zeit die beste Bestätigung dieser Lehre liefern wird, weil Menschen allein im Stande sind über ihre Gefühle sich deutlich auszudrücken.

Da die Sinnesnerven einen ähnlichen Gegensatz zu den Bewegungsnerven bilden wie die Gefühlsnerven, und die Erhöhung ihrer Reizbar-

mit eigenthümliche Erscheinungen darbietet, so ist es natürlich, daß ich auf diese zunächst meine Aufmerksamkeit richtete, um Beweise für einen Behrfaß zu suchen.

S e s i c h t. Die neueren Physiologen waren darin so ziemlich überein gekommen, daß Bewegungen der Pupille von dem Erregungszustande der Netzhaut abhängig seyen und daß der Lichtreiz wenigstens keinen directen Einfluß auf dieselben habe. Wenn die Pupille sich bey Berührungen mit der Staarnadel zusammenzieht, selbst nach künstlicher Erweiterung durch Belladonna, so theilt sie diese Eigenschaft, von mechanischen Reizen zur Zusammenziehung ange- regt zu werden, mit allen beweglichen Organen. Man betrachtete also bis jetzt die Pupille als den Barometer für die Reizbarkeit der Netzhaut und ihrer Reaction gegen den Lichtreiz. Herr Prof. Joh. Müller (Handbuch der Physiologie S. 764) hat diese Ansicht kürzlich zu erschüttern gesucht, indem er durch Experimente zu beweisen sich bemüht, daß der Wille unabhängig von der Mitwirkung der Netzhaut auf die Pupille wirken könne. Indem man nämlich ein Auge verschließt und das andere ganz nach innen, nach der Nase zu, dreht, verengt sich die Pupille. Sie erweitert sich, wenn man das Auge nach der entgegengesetzten Seite, nach außen wendet. Die Verengerung der Pupille ist am stärksten wenn man die Axen beider Augen stark convergiren läßt. Wird das eine Auge nach außen, das andere nach innen gestellt, so bemerkt man keine auffallende Veränderung der Pupille. Die Pupille wird eng, wenn man das Auge nach oben und einwärts stellt, also den musculus obliquus inferior wirken läßt. Je mehr die Augen parallel stehen, desto weiter wird die Pupille.

Herr Professor Müller erklärt die Verenge der Pupille bey Bewegungen, welche vom *musculus rectus internus* und *obliquus inferior* ausgeführt werden dadurch, daß dieselben vom *oculomotorius* versorgt werden und daß dieß Nerv auch die Bewegungen der Pupille reguliere, während der *musculus rectus externus*, das Auge nach außen stellt, vom *abducens* versehen wird. Indem der Wille nun auf den vom *oculomotorius* versorgten Muskeln wirke, strecke sich sein Einfluß gleichzeitig auf die Pupille, was bey Bewegungen des *rectus externus* wegfallt. Diese von Müller beobachteten Erscheinungen haben ihre volle Richtigkeit, die von ihm gegebene Erklärung derselben ist aber falsch; wie sich leicht beweisen läßt. Der *levator palpebrae superioris* wird nämlich ebenfalls vom *oculomotorius* versorgt und dessen ungeachtet wird die Pupille sehr weit, wenn man das Auge willkürlich recht weit öffnet. Das Engwerden der Pupille bey Anstrengungen des *rectus internus* und des *obliquus inferior* muß daher wohl einen andern Grund haben als den Einfluß des Willens auf den *oculomotorius*. Oder sollte für einen Zweig desselben ein Satz gelten der für den andern nicht gelten kann? Auch wird man bey Wiederholung der Müllerschen Experimente finden, daß auf die dabey eintretende Verengerung der Pupille das Licht einen so großen Einfluß hat, daß dieselbe in der Dämmerung fast gar nicht bemerkt werden kann, während die Erweiterung der Pupille bey der Abduction allerdings sehr beträchtlich wird. Auch macht es einen großen Unterschied ob man während des Experiments einen Gegenstand fixiert oder nicht. Im ersten Falle ist die Pupille stets enger. Dieß Alles müßte wegfallen, wenn die

Bewegung der Pupille gewissermaßen willkühr-
 wäre. Die bisherige Lehre von der Abhän-
 gigkeit der Bewegungen der Iris vom Lichtreiz
 ist also noch nicht erschüttert worden, und man
 wird wie bisher den Zustand der Pupille als
 Maßstab der Erregung des Sehnerven betrachten
 können, wenn man Müller's Experimenten nur
 eine veränderte Deutung gibt. Es ist nun eine
 bekannte Sache, daß man durch Reizung der
 Augenlider das Auge lichtschou machen und die
 Pupille verengern kann, weshalb jetzt z. B. kein
 Augenarzt mehr den Pellier'schen Haken unter
 das obere Augenlid bringt, sondern denselben
 am Rande des Tarsus in eine Falte der Haut
 des oberen Augenlides einsetzt. Manche halten
 selbst dieß für nachtheilig und ziehen es vor, das
 obere Augenlid von den Fingern eines geschick-
 ten Assistenten halten zu lassen, indem derselbe
 mit den Fingerspitzen die Wimpern gegen den
 Orbitalbogen andrückt. Diese bekannte Thatsache
 veranlaßte mich zu folgendem Experimente. Ich
 ließ einer Taube mittelst zweyer Pincetten die
 beiden Augenlider festhalten und gelinde knei-
 pen. Das Thier zog dabey die Nickhaut über
 das Auge, indem sich gleichzeitig die Pupille ein
 wenig zusammenzog. Das Thier machte jedoch
 gar keinen Versuch die Augenlider, welche fort-
 während gehalten wurden, zu schließen, ver-
 muthlich weil es sich bewußt war, daß dieselben
 ganz in der Gewalt der Pincetten sich befanden,
 und weil die Bewegung der Nickhaut ihm genügte.
 Jetzt faßte ich mit einem Beer'schen Hälkchen die
 Nickhaut und zog dieselbe völlig zurück, so daß
 das Thier dieselbe nicht bewegen konnte. Da-
 bey veränderte sich die Pupille gar nicht. So
 wie ich aber mit dem Anziehen des Hälkchens et-
 was nachließ, so daß das Thier merkte, daß es

sich der Nickhaut wieder etwas bedienen konnte, so zog es dieselbe mit großer Lebhaftigkeit und gleichzeitig verengerte sich die Pupille sehr bedeutend. Die Anstrengung des Thieres die Nickhaut zu bewegen coincidierte vollständig mit der Verengung der Pupille. So wie ich mich wie zuvor mittelst des Häkchens der Nickhaut bemächtigte, hörte die Zusammenziehung der Pupille sogleich auf. Bey Wiederholung des Experiments ergab sich immer das gleiche Resultat. Nun wird aber die Nickhaut vom nervus abducens versorgt, es kann also von einem directen Uebergange des Willenseinflusses auf die Iris gar nicht die Rede seyn. Die Reizung der Gefühlsnerven der Augenlider und der Nickhaut vom 5ten Paare kann auch nicht Ursache der Pupillenverengung seyn, sonst würde dieselbe sogleich eingetreten seyn und nicht erst bey willkürlichen Anstrengungen des Thieres. Auch ist es bekannt, daß Reizung des 5ten Paares die Pupille nicht verengt. Auch verengt sich bey Staaroperationen die Pupille erst dann, wenn der Operateur unvorsichtiger Weise die Iris berührt und selbst die unruhigsten lichtscheuesten Augen werden ganz ruhig, wenn der Einstich geschehen ist und der Patient sich bewußt ist, daß sein Auge in der Gewalt des Operateurs sey. Jeder Versuch der Bewegung fällt von dem Augenblicke an weg, das Auge folgt willenlos den Bewegungen der Nadel. So kann man, in der Absicht Splitter aus der Hornhaut zu ziehen, die Conjunctiva des Augapfels mit der Pincette fassen. Geschieht dieß mit Geschicklichkeit, so wird das Auge dadurch ganz ruhig, füllt sich nicht einmal mit Thränen, und die Pupille wird nicht enger. In der von Gräfe'schen Klinik in Berlin habe ich dieß häufig genug gesehen. Also nicht die Reiz-

zung der Gefühlsnerven des Auges macht das-
 lich lichtschou, sondern die Anstrengungen es zu
 bewegen erhöhen die Reizbarkeit der Netzhaut.
 Müller's Erklärung seiner eigenen Experimente
 weist sich demnach als unrichtig, da die An-
 regung der Nickhaut, welche vom abducens
 versorgt wird, die Pupille eben so wohl vereng-
 tet, als die Bewegung der vom oculomotorius
 versorgten Muskeln. Man könnte dagegen
 vielleicht den Einwurf machen, die Taube drehe
 bey Bewegungen der Nickhaut den Augapfel nach
 innen und oben durch Wirkung der vom oculo-
 motorius versehenen Muskelfasern, aber theils
 hätte man diese Bewegung sehen müssen, theils
 wäre das Thier daran nicht durch das Festhalten
 der Nickhaut verhindert worden. Die Zusam-
 menziehung der Pupille erfolgte aber nur wenn
 das Thier die Nickhaut anstregte, nicht vorher
 oder nachher.

Der Grund übrigens, warum bey Bewegun-
 gen nach innen sich bey'm Menschen die Pupille
 zusammenzieht, ist wohl nicht schwer zu finden.
 Die Irritabilität der vom oculomotorius ver-
 sehenen Muskeln ist offenbar größer, als die der
 übrigen, welche vom trochlearis und abducens
 versehen werden. So wie daher im Schlafe die
 Glieder der Wirkung der stärkeren Beugemuskel
 folgen und halb gebogen sind, so wird durch die
 vom oculomotorius versorgten Muskeln wäh-
 rend des Schlags das Auge nach oben und in-
 nen gewandt. Da zum deutlichen Sehen beide
 Augen gebraucht werden sollen, die convergie-
 renden Bewegungen derselben also die häufigsten
 und fast fortwährenden sind, so ist diese Verstär-
 kung der Muskeln, welche das Auge nach innen
 richten, eben so nützlich als nothwendig. Die

Abduction des Auges dagegen ist selten erforderlich, da wir, um deutlich zu sehen, den Kopf nach dem Gegenstande hinwenden, wenn derselbe seitwärts liegt. Es tritt sodann gleich wieder ein beträchtliches Convergiereu beider Augen ein. Auch zweifle ich nicht daran, daß man, nach den täglichen Beschäftigungen eines Menschen, die Veränderungen der Pupille bey Bewegungen des Auges verschieden finden wird. So ist es z. B. nicht auffallend wenn ein Gelehrter, wie Herr Prof. Müller, der sich beständig mit den feinsten Untersuchungen beschäftigt, bey Abduction des Auges eine sehr enge Pupille zeigt. Seine täglichen Beschäftigungen veranlassen ein beständiges Convergiereu der Augen, wobey die Irritabilität des abducens sich sehr vermindern muß. Bey Landleuten ist dieß Verhältnisß gewiß ganz anders. Auch sollte man darüber bey Leuten Versuche anstellen, die in früher Jugend ein Auge verloren haben. Also nach meiner Ansicht erweitert sich die Pupille bey der Abduction wegen der geringeren Irritabilität des musculus abducens. Die geringere Muskel-Anstrengung hat eine geringere Erregung der Netzhaut durch Combination motorischer und sensorischer Nerventhätigkeit zur Folge. Der Lichteindruck wird also schwächer empfunden und die Pupille wird weiter. Die Erweiterung der Pupille bey dem weiten Deffnen der Augenlider ist ebenfalls nicht schwer zu erklären.

(Die Fortsetzung im folgenden Stück.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

72. Stück.

Den 7. May 1836.

G ö t t i n g e n.

Fortsetzung des von dem Herrn Hofchirurgus Dr. L. Stromeyer in Hannover der K. Societät allhier vorgelegten Aufsatzes.

Bekanntlich hat das untere Augenlid keinen herabziehenden Muskel, sondern beym Oeffnen des Lides drängt der levator palpebrae superioris den bulbus etwas aus der Orbita hervor, und so wird das untere Augenlid niedergedrückt. Strengt man nun den levator palpebrae superioris übermäßig an, so müssen sämtliche übrigen Augenmuskeln erschlafft werden, um das Auge aus der Orbita hervortreten zu lassen. Da auf diese Weise nur ein einziger Augenmuskel sich in Thätigkeit befindet, so muß begreiflicher Weise die Erregung der Netzhaut viel geringer seyn als wenn sämtliche Augenmuskeln sich in einem mittlern Grade von Spannung befinden. Auch ist bey gewaltsamem willkührlichen Aufreißen der Augenlider die Empfindlichkeit für Gesichtseindrücke, selbst bey gemäßigt

tem Lichte, viel schwächer, man sieht undeutlich, und manche Menschen können bekanntlich bey gewaltsamem Aufreißen der Augen in die Sonnenscheibe sehen, während dieß bey halb geöffneten Augen unmöglich ist. Ein fernerer Beweis von dem schwachen Einflusse des Willens auf den musculus abducens liegt auch darin, daß nur wenige Menschen im Stande sind beide Augen gleichzeitig zu abducieren, während convergirende Bewegungen jedem leicht werden. Da wir bey neugeborenen Kindern gewöhnlich ein dem Schielen ähnliches unregelmäßiges Bewegen der Augen antreffen, so ist es wahrscheinlich, daß erst die Gewohnheit Gegenstände zu fixieren ein gewisses Verhältniß in die Irritabilitäts-Außerungen der Augenmuskeln bringt, wodurch die Abductoren überwiegend werden. Das Schielen selbst liefert einen interessanten Beleg zu meiner Ansicht, daß die Sensibilität der Netzhaut mit der Thätigkeit der Augenmuskeln in Verbindung stehe. In den meisten Fällen ist das Schielen offenbar die Folge von Krampf einzelner Augenmuskeln und zwar am häufigsten in denjenigen, welche vom oculomotorius versorgt werden, in welchen auch im gesunden Zustande die Irritabilität größer ist, als in ihren Antagonisten. Aus demselben Grunde ist ja auch der Klumpfuß bey weitem häufiger als die ihm entgegengesetzte Deformität, weil die Wadenmuskeln und der musculus tibialis posticus auch im gesunden Zustande stärker sind als ihre Antagonisten. Solche schielende Augen sind nun immer in hohem Grade lichtscheu, wenn dieselben zum Sehen benutzt werden sollen und der Patient dieselben auf einen Gegenstand richtet; so daß, wenn man das gesunde Auge zubindet das franke sich mit Thränen füllt, in einem Meer von Licht zu schwim-

men scheint, während die Pupille sich verengert. Man anfangs das Zubinden des gesunden Auges zu lange fort, so bekommen die Leute Schwindel, Kopfschmerz, selbst Erbrechen. Man ist sich daher genöthigt das Zubinden des gesunden Auges allmählich immer etwas länger wehren zu lassen, um diesen Wirkungen einer zu hoch gesteigerten Sensibilität der Netzhaut zu entgehen. Es ist dieß ein schlagendes Beyspiel von der Combination motorischer und sensorischer Nerventhätigkeit in ihrem Exceß, als Krampf und Hyperästhesie, die man in einem Gefühlsnerven Neuralgie nennen würde. Ich glaube nicht daß die Ophthalmologen darüber in Ungewißheit seyn werden, von wo aus hier der erste Impuls erfolge, von dem motiven oder dem sensibeln Nerven. Man hat das Schielen stets als ein Muskelleiden betrachtet.

Ein ähnlicher Zusammenhang zwischen einem Muskelleiden und Hyperästhesie der Netzhaut findet sich bey der scrophulösen Augenentzündung. Es gibt wenige Augenkrankheiten, bey welchen die Lichtscheu größer wäre, als bey dieser, und dennoch liegen die organischen Veränderungen, welche die scrophulöse Entzündung herbeiführt, fast nur in den Augenlidern und die tieferen Theile des bulbus nehmen gar keinen Antheil daran. Nach Jahre langer Lichtscheu sehen wir daher nicht selten erst diese Augenentzündung weichen, ohne etwas anders zu hinterlassen als einige oberflächliche Verdunkelungen der Hornhaut, aber niemals Amaurose, wie man dieß erwarten müßte, wenn die Lichtscheu von etwas anderem als dynamischen Verhältnissen abhinge. Man hat diese sonderbare Lichtscheu bis jetzt nicht genügend zu erklären gewußt. Der oben angeführte Versuch an der Taube gibt den Schlüssel

dazu. Wenn Reizung der Augenlidmuskeln zu heftigen Zusammenziehungen, die Netzhaut barer und die Pupille enger macht, so muß dem Augenliderkrampfe, wie er bey der scroph lösen Augenentzündung vorkommt, die Reizbarkeit der Netzhaut auf das höchste gesteigert sey. Es ist eine Untersuchung, die nicht hierher hört, ob dieser Augenliderkrampf durch Deposition scrophulöser Tuberkelmassen in die Drüsen der Augenlider und die dadurch erfolgende Reizung des orbicularis entstehe; der Augenschein lehrt, daß Krampf und Lichtscheu dabey einander fortwährend ins Leben rufen, bis die materielle Ursache gehoben ist. Auch hier wird niemand darüber in Zweifel seyn, von woher der erste Anstoß erfolge, vom motiven oder vom sensibeln Nerven, alle Zufälle sprechen allzu deutlich dafür, daß die Reizung von den Augenlidern aus gehe. Wenn überall einmal der Grundsatz der Rückwirkung von Bewegungsnerven auf Gefühlsnerven anerkannt ist, so wird man denselben um so leichter für den facialis als Bewegungsnerven des orbicularis palpebrarum und den Sehnerven gelten lassen, da die Reaction der Augenlider bey Gesichtseindrücken, welche dem Auge Gefahr drohen, so leicht zu beobachten sind. Ist diese rasche Zusammenziehung der Augenlider bey solchen Gelegenheiten dem Auge zum Schutze gegeben, so ist auch die Reaction des facialis auf den Sehnerven gewiß nicht ohne physiologische Bedeutung, und es dient die nächtliche Action (denn als solche ist seine Zusammenziehung doch zu betrachten) des orbicularis vielleicht mit dazu, die durch die Anstrengungen während des Tages erschöpfte Reizbarkeit der Retina durch sanfte Strömungen des Nervengeistes wieder herzustellen. Denn nicht

te Ruhe, sondern die Fortdauer gelinder Reize stellt die gesunkene Sensibilität wieder her. So läßt man bey Blasenlähmung nicht während den Urin ablaufen, sondern nur von Zeit zu Zeit, damit derselbe, als fortwirkender die Reizbarkeit der Blase wieder herstelle. Es ist bekannt, daß bey manchen Menschen die nächtliche Zusammenziehung der Augenlider einen krampfhaften Character annimmt und daß sie des Morgens bey dem Erwachen fast eine Viertelstunde gebrauchen, ehe sie die Augen nach langem Reiben öffnen können. Es sind mir Personen mit etwas entzündeten Augenkrändern bekannt, welche, wenn sie mitten in der Nacht geweckt werden, vor Lichtscheu und Krampf der Augenlider eine halbe Stunde lang wenig oder gar nichts sehen können. Diese Excesse der nächtlichen Nerventhätigkeit müssen natürlich ihren Grund in den physiologischen Verhältnissen der Augen und ihrer Pulsorgane haben.

Aus diesen von der Physiologie und Pathologie gelieferten Daten ziehe ich nun folgende Schlüsse. Die Reizbarkeit der Netzhaut steht in genauer Verbindung mit der Irritabilität der Augenmuskeln. Je stärker sich die letztere äußert, desto reizbarer wird die Retina. Es ist daher höchst wahrscheinlich, daß die Augenmuskeln nicht bloß den mechanischen Zweck haben, dem Auge die in optischer Hinsicht vortheilhafteste Stellung zu geben, sondern auch durch den Grad ihrer Spannung diejenigen Abstufungen von Sensibilität der Retina hervorzubringen, welche die Entfernung des Objectes und dessen Beleuchtung gerade erfordern. Mit dieser Ansicht stimmt der Umstand völlig überein, daß sich bey jedem an-

gestrengten Sehen die Pupille verengert, man nun mit beiden oder mit einem Auge Gegenstand genau betrachten, mögen die... dabey convergieren oder das eine Auge versch... sen seyn und das sehende sich mehr in Abductio befinden. Wenn daher auch ein von allen Muskeln entblößter Augapfel noch für Gesichtsdruücke empfänglich seyn mag, so ist derselbe... denfalls des deutlichen Erkennens eines Gegenstandes nicht mehr fähig, weil dazu die Erhöhung der Sensibilität der Retina durch Muskelanstrengung gehört. Wenn wir daher den unbestimmten Eindruck, welchen ein in unserm Gesichtsfelde liegender Gegenstand macht, in einen deutlichen verwandeln wollen und unsere Aufmerksamkeit darauf richten, so heißt dieß nichts weiter als: unsere Willenskraft bringt diejenigen vermehrten Strömungen in den Bewegungsnerven der Augenmuskeln hervor, welche erforderlich sind um die damit combinirten centripetale Strömungen von der Netzhaut zum Gehirne veranlassen, welche zum klaren Erkennen des Gegenstandes erforderlich sind. Auf diese inneren Willkühr stehenden Abstufungen der Sensibilität der Retina beschränken sich bey dem Menschen wahrscheinlich die sogenannten motus oculi interni, von denen man schon so viel geschrieben hat, ohne eine klare Ansicht zu Tage zu fördern. Wenn diese inneren Bewegungen bey manchen Thieren, z. B. den Raubvögeln, wirklich Statt finden, so beschränkt sich bey den meisten Fischen doch vermuthlich der Muskel-Apparat ihrer unbeweglichen Augen auf den Einfluß, welchen derselbe auf die Reizbarkeit der Retina hat. Dieser Einfluß der Augenmuskeln ist den Fischen um so nothwendiger, da ihnen der nervus fa-

cialis fehlt. Kurzsichtige Menschen haben be-
 sonders die Gewohnheit, wenn sie etwas genau
 wollen, die Augenlider halb zuzukneifen.
 Man hat diese Gewohnheit für etwas ganz un-
 zurechnend gehalten, so wie die Physiologen über-
 haupt geneigt sind, Erscheinungen, deren Grund
 noch nicht am Tage liegt, für zufällig zu erklä-
 ren; der Zusammenhang des facialis als Bewe-
 gungsnerve des orbicularis palpebrarum mit der
 Retina erklärt diese alltägliche Erscheinung voll-
 ständig, das Contractionsspiel des orbicularis
 soll den übrigen Augenmuskeln zu Hülfe kommen,
 um die Retina reizbarer zu machen.

Es ist ein sonderbarer Mangel an Harmonie
 zwischen Physiologie und Pathologie, daß die
 Aerzte aller Farben von Erhöhung der Sensibili-
 tät reden und schreiben, und daß man sich bis
 jetzt noch nicht einmal darüber verständigt hat,
 ob diese Erhöhung der Sensibilität nur durch
 Krankheitsreize erfolgen könne, oder auch durch
 Prozesse des gesunden Lebens und vielleicht
 natürlich geschehen könne. Hieran sind aber
 die Physiologen mehr Schuld als die Aerzte, denn
 sie sollten sich mit ihren Forschungen mehr an
 die Pathologie anschließen, anstatt dieselbe zu
 Gunsten der vergleichenden Anatomie und expe-
 rimentierenden Physiologie zu vernachlässigen.
 Die physiologischen Arbeiten würden dadurch an
 allgemeinerem Interesse für das ärztliche Publi-
 cum sehr gewinnen, während sie jetzt häufig eine
 widerwärtige Lectüre gewähren durch die häufigen
 Erzählungen qualvoller Vivisectionen. Die Eng-
 lischen Physiologen haben in dieser Hinsicht einen
 großen Vorzug vor den deutschen, vermuthlich
 aus dem Grunde, weil sie sich nicht wie unsere
 Landsleute der Praxis ganz entziehen um ihren

physiologischen Untersuchungen zu leben. Wenn diese Herren doch bedenken wollten, daß die meisten physiologischen Entdeckungen von praktischen Aerzten und Wundärzten gemacht sind! — Wenig Joh. Müller, Handb. d. Ph. S. 671 sagt, nur die physiologischen Vorgänge der Entzündung knüpften die Chirurgen an die Physiologie, so hatte er vielleicht vergessen, daß Charles Bell ein Chirurg ist.

G e h ö r. Bey vielen Thieren ist das Gehörorgan mit einem bedeutenden Muskelapparate versehen, der nach den bisherigen Ansichten bloß den, freylich sehr begreiflichen Zweck hat, diejenigen mechanischen Veränderungen zu veranstalten, welche in acustischer Hinsicht angemessen sind, das Ohr nach der Gegend zu richten woher der Schall kommt u. Dieser Muskelapparat ist immer um so vollkommener, je weniger leicht der Kopf nach allen Seiten bewegt werden kann, und fehlt daher den meisten Vögeln, weil er bey ihnen durch die große Beweglichkeit des Kopfs ersetzt wird. Auch das menschliche Ohr ist einer beträchtlichen Anzahl von Muskeln versehen. Aber es ist eine große Ausnahme wenn dieselben für sich allein bewegt werden können. Selbst wenn sie es können, ist davon in mechanischer Hinsicht kein Vortheil zu erwerben, auch findet man nicht daß solche Leute die Ohren bewegen, wenn sie aufmerksam zuhören. Es wäre eine lächerliche Behauptung wenn man sagen wollte, die Natur habe diese Muskeln zum Späße erschaffen. Solche Späße sollte man nirgends bey dem Meisterstücke der Schöpfung, dem Menschen, voraussetzen. Nach meiner Ansicht hat die Natur dem menschlichen Ohre nur deshalb keine äußern Muskeln gegeben, um zu diesem Theile ein

ne größere Anzahl motiver Nervenfasern gelangen zu lassen, durch welche wir in den Stand gesetzt werden, willkürlich die centripetalen Strömungen des Gehörnerven zu vermehren, indem wir auf die Bewegungsnerve wirken. Ein Neben Zweck besteht unstreitig auch darin, daß diese Muskeln das Ohr in seiner Lage und Spannung erhalten, weshalb sie denn auch so angeordnet sind daß ihre Wirkungen sich neutralisieren, wenn sie gleichzeitig Statt finden. Mit der eben geäußerten Ansicht stimmt die Erfahrung überein, daß man Hunden die Ohren abschneiden kann, ohne merklich der Schärfe ihres Gehörs zu schaden. Wenn ihre Aufmerksamkeit rege gemacht wird, so bewegen sie die kleinen Stümpfe die man ihnen gelassen hat, und erreichen so einen Hauptzweck dieser Musculatur, Beschleunigung der Strömungen im nervus acusticus zum Gehirne.

Wenn man den beträchtlichen Muskelapparat

Auges mit dem des Ohres vergleicht, so wird

leicht zugeben daß die kleinen Muskeln für die Bewegung der Ohrknöchelchen und des Trommelfells zu dem Zwecke nicht wohl genügen können den Gehörnerven reizbar zu machen, daß man zu diesem Zwecke auch wohl die Muskeln des äußern Ohres in Anspruch nehmen muß. Auch lehrt ja die Erfahrung daß die Ohrknöchelchen und das Trommelfell verloren gehen können, ohne daß Taubheit entsteht.

Bekanntlich werden die äußern Ohrmuskeln ebenfalls zum Theil vom nervus facialis versorgt, und der Zusammenhang dieses Nerven mit dem Gehör ist überhaupt so genau, daß schon der Ausdruck des Gesichtes den Harthörigen verräth, durch die eigenthümliche Spannung der

Gesichtsmuskeln. Hestige Anstrengungen jeder Art drücken sich in den Gesichtszügen aus, und es ist sprichwörtlich bekannt, daß Gefahr die schärfste. Die scheinbar nutzlosen Mitbewegungen des Gesichts bey Anstrengungen möchten deshalb auch wohl nicht ohne Nutzen seyn, wenn die Erregung des facialis im Stande ist, die Reizempfänglichkeit der Nethhaut und des Gehörnerven zu steigern.

Eine der häufigsten Taubheiten ist die rheumatische, die man bis jetzt nur durch die Entzündung und deren Folgen für das innere Ohr erklärt hat. Mir scheint der Rheumatismus des Ohrs, der doch vorzüglich wohl musculöse und fehnige Theile befällt, in mancher Hinsicht der rheumatisch catarrhalischen Augenentzündung vergleichbar, die mit heftiger Lichtscheu verbunden ist, ungeachtet nur die äußeren Theile d. Auges leiden. Die rheumatische Reizung der Ohrmuskeln bringt anfangs Hyperästhesie des Gehörnerven hervor, Ohrenklingen und Sauf bey häufiger Wiederholung desselben Processes Erschöpfung, Torpor. Diese Idee kann nicht ohne Folgen für die Praxis bleiben, da sie lehrt daß man, um auf den nervus acusticus zu wirken, die Verbreitung des facialis und des auricularis magnus in Anspruch zu nehmen habe, und darauf beruht auch ohne Zweifel die Wirksamkeit mancher Heilmethoden, z. B. der Qualmbäder, Kräuterkissen zc., vielleicht auch der Nutzen des Galvanismus zc.

G e s c h m a c k. Zur deutlichen Perception feiner Ingredienzen sind Bewegungen der Zunge durchaus erforderlich, wenn dieselben flüssig sind. Für gewöhnlich hat man keine Empfänglichkeit für den Geschmack des Speichels, durch einige

Bewegungen mit der Zunge kann man stets den Geschmack desselben erhalten, selbst dann, wenn die Zunge dabey das Innere der Mundhöhle nicht berührt, also kein mechanisches Einreiben Statt findet, wodurch man die deutlichere Perception erklären könnte. Der Geschmack einer Flüssigkeit, wie Thee z. B., wird nicht wahrgenommen, so lange man dieselbe ruhig im Munde hält, selbst nicht bey der ersten Berührung der Zunge, wenn man sich zwingt dieselbe dabey ganz ruhig zu halten. Erst bey Bewegungen schmeckt man wirklich. Bey scharfen Ingredienzen ist dieß freylich anders, indef, wenn von dem Grade der Reizempfänglichkeit des Geschmacksnerven die Rede ist, darf man nicht mit Colozquinten Versuche anstellen. — Vielleicht ist hier auch des Eindruckes Erwähnung zu thun, welcher durch Galvanismus auf die Zunge machte, indem er einen sauern Geschmack erregt, was vielleicht davon herrührt, daß der Galvanismus durch Reizung der Bewegungsnerven der Zunge eine Hyperästhesie des Geschmacksnerven erregt, wodurch der Speichel sauer zu schmecken scheint. Um recht deutlich zu schmecken muß die Substanz nicht fortwährend mit der Zunge in Berührung bleiben, Flüssigkeiten werden deshalb meistens mit Luft vermischt, um sie deutlich zu schmecken. Höchst merkwürdig sind die abweichenden Ansichten der Physiologen über die Bestimmung der Zungennerven, und es scheint mir darin gerade der Beweis der bedeutenden Reaction zu liegen, welche sie auf einander haben. Die Untersuchungen des Professor Panizza aus Pavia (London medical Gazette September 1835. p. 848) sprechen entschieden dafür, daß der hypoglossus Bewegungsnerv, der lingualis Gefühlsnerv, und

der glossopharyngeus Geschmacksnerv sey. Nach meiner Ansicht ist die Reaction dieser drey Nerven auf einander folgende. Der linguafibrilals Gefühlsnerv macht die Gegenwart der zu schmeckenden Substanz bemerklich, dirigiert die Aufmerksamkeit nach dieser Stelle der Zunge, oder physiologisch zu reden, vermehrt durch Reflexion vom sensibeln Nerven die Thätigkeit des motiven, die Erregung der motiven Fibern vermehrt die centripetale Strömung des Geschmacksnerven und führt den empfangenen Eindruck zum Gebirne. Fehlt einer von diesen Factors, so muß der Geschmacksinn jedenfalls leiden.

Man hat die hier einschlagenden Versuche zu plump angestellt. Man war zufrieden wenn Salz oder Coloquinten erkannt wurden. So wie aber ein Unterschied ist zwischen Lichtempfindung und Sehen, so ist auch ein Unterschied zwischen Schmecken und Coloquinten-Schmecken.

G e r u c h. Die Empfänglichkeit des nervus olfactorius für Gerüche steht in so offenbarem Zusammenhange mit dem respiratorischen Nerven, daß es Verwunderung erregen muß, daß dieser Umstand die Aufmerksamkeit der Physiologen bis jetzt noch nicht auf sich gezogen hat. Nur bey der Inspiration findet allem Anscheine nach der feinere Geruch Statt, und ohne Inspiration werden viele starke und flüchtige Niesstoffe gar nicht wahrgenommen. Man halte sich ein mit eau de Cologne befeuchtetes Taschentuch dicht unter die Nase, so wird man den Duft desselben nicht eher bemerken, bis man inspiriert, obgleich die flüchtigen Bestandtheile des Kölnischen Wassers sich natürlich längst in der Nasenhöhle verbreitet haben. So wie die Inspiration aufhört riecht man nichts mehr. Oder

man bringe eine Prise wohlriechenden Tabaks auf den Boden der Nasenhöhle mit einer Hohlsonne oder ähnlichem Werkzeuge, so wird man längere Zeit hindurch bey jeder Inspiration den Geruch desselben empfinden, aber nicht in der Zwischenzeit. Mit der Erklärung war man bisher leicht fertig, indem man sagte, nur bey der Inspiration nehme der Luftstrom die Richtung gegen den oberen Theil der Nasenhöhle; obgleich die anatomische Beschaffenheit der Nasenhöhle es nicht sehr wahrscheinlich macht, daß der Luftstrom bey der Expiration eine wesentlich verschiedene Richtung nehme wie bey der Inspiration, so möchte doch vielleicht etwas Wahres in dieser Annahme liegen, und wird dadurch keinesweges erklärt, warum bey der Expiration der Geruch ganz aufhöre, um so mehr da wir auch bey der Expiration im Stande sind, dem Luftströme mehr die Richtung nach oben zu geben, wie es z. B. bey dem Schnutzen geschieht, ohne dadurch den Geruchsnerven zu afficieren. Luftströmungen durch die Nasenhöhle sind allerdings nothwendig um Gerüche zu percipieren. Wenn man einen Niesstoff in die Nase bringt, und mit zugehaltenen Nasenlöchern durch den Mund inspiriert, so findet kein Geruch Statt. Doch sind die mechanischen Strömungen für sich allein auch nicht hinreichend den Geruchsnerven anzuregen. Wenn man in einen Blasebalg eau de Cologne oder selbst einen stärkeren Niesstoff gießt und sich damit Luft in die Nase bläst, so findet allerdings Perception des Niesstoffs Statt, die jedoch keinesweges so deutlich ist, um mit Bestimmtheit zu sagen was man eigentlich rieche, während die geringste Inspiration hinreicht um dessen bewusst zu werden.

Ueber diesen Gegenstand, den ich keineswegs für erledigt halte, sollte man bey Leuten Versuche anstellen die eine Wunde in der Brust haben, durch welche sie Athem holen, und ich würde meine Behauptung, daß die respiratorischen Nerven durch ihre Thätigkeit den Geruchsnerven empfänglich für Riechstoffe machen, als erwiesen betrachten, wenn bey solchen Individuen während der Inspiration durch Einblasen von Riechstoffen feinere Perception derselben Statt fände als während der Expiration.

Mancher wird meiner Idee vielleicht den Einwurf machen, die Riechstoffe welche wir einathmen würden wohl in den Lungen zersezt, dieß ist jedoch nicht der Fall. Die wohlriechende Luft, deren Duft wir so eben empfunden haben, kann, nachdem sie expiriert worden ist, denselben wenn auch etwas schwächeren Geruchseindruck wieder hervorbringen, wenn sie wieder eingeathmet wird. — Wenn man eine stark riechende Substanz, z. B. Terpenthinöl, verschluckt oder hinten auf die Zunge bringt, so glaubt man auch bey der Expiration zu riechen, doch sind in diesem Falle Geruch und Geschmack so schwer zu unterscheiden, daß man nicht genau weiß welcher Sinn den Eindruck empfunden hat. Die Nerven der Nasenhöhle vom fünften Paare spielen ohne Zweifel eine gewisse Rolle bey dem Riechen, sie sind es vermuthlich welche den mechanischen Eindruck der Luftströmungen empfinden, welcher gleichzeitig mit dem Riechstoffe wahrgenommen wird; ihre Empfindlichkeit wird aber durch die Inspiration nicht verändert, denn schmerzhaftes Gefühl in der Nasenhöhle werden durch dieselbe nicht vermehrt, so wie sie auch während der Expiration nicht abnehmen. Ma-

genbie's Versuche scheinen zu beweisen, daß der Zusammenhang der Nase mit den Respirationsorganen, wie er sich bey dem Niesen zu erkennen gibt, am fünften Paare abhängig sey, indem selbst nach Durchschneidung des olfactorius noch Niesen durch Reizung der Nasenhöhle erregt werden kann. Der olfactorius ist dagegen keines Gefühls-Eindrucks fähig, man kann denselben kneifen ohne Schmerzen zu erregen. Ohne Zweifel sind die meisten Eindrücke welche die Nase aufnimmt, gemischter Art, Gefühls- und Geruchs-Perceptionen. Es erquickt uns nicht bloß der liebliche Duft der Rose welchen wir durch den Geruchsnerven empfinden, sondern auch die frische kühle Luft welche die Verdunstung ihrer Feuchtigkeiten erzeugt, und die wir durch die Aeste des trigeminus wahrnehmen. Deshalb sind wohlriechende Essenzen so beliebt, weil die Verdunstung ihres Weingeistes Kühlung erzeugt, die wir zugleich mit den wohlriechenden Oelen wahrnehmen. Ein solcher gemischter Eindruck ist auch offenbar mit dem Tobacksschnupfen verbunden. Bey allen Schnupfern fällt dabey freylich wohl jeder Eindruck auf den Geruchsnerven weg, und nur das fünfte Paar empfindet den mechanischen und chemischen Reiz des Tobacks. Bey dem Niesen geht bekanntlich der dabey Statt findenden Expiration eine krampfhafte Verschließung der Luftwege vorher. Man hat daher wohl Ursache anzunehmen, daß die Expiration nicht direct durch Reizung der Nase erregt worden sey, sondern secundär oder als reflectierte Bewegung vom Kehlkopfe, so wie der Husten ebenfalls erst dadurch erzeugt wird, daß die Contraction der Bronchien um die Auswurfsmaterie durch Com-

bination eine kitzelnde Empfindung am Kehlkopfe erregt, welche nun die den Husten constituierende Expiration herbeiführt. Beym Niesen würde also zunächst die reflectierte Ärtigkeit des nervus vagus als Bewegungsnerve, auf Reizung des trigeminus als Gefühlsnerv, zu berücksichtigen seyn. Die Reactionen zwischen den Nerven der Nasenhöhle und dem vagus sind mannigfaltig. Manche Gerüche erregen bey empfindlichen Menschen Uebelkeit, z. B. rheum, andere vermögen schon vorhandene Uebelkeit zu vermindern, z. B. Essigäther oder Salmiakgeist. Krankhafte Abweichungen in der Perception von Riechstoffen werden am häufigsten durch Affectionen des Magens herbeigeführt. Wenn daher der Geruchssinn mit irgend einem der respiratorischen Nerven in besonderer Beziehung steht, so muß unsere Vermuthung zunächst auf den Vagus fallen, und zwar in seiner Qualität als Bewegungsnerve. Wie wichtig für den Act der Respiration diese Verbindung der Gefühlsnerven der Nasenhöhle mit dem motorischen Theile des Vagus sey, geht schon aus der Beschwierlichkeit des Athemholens bey Verschließung oder Verstopfung der Nasenlöcher hervor, da in mechanischer Hinsicht das Athmen durch den Mund eben so leicht seyn sollte. Kleine Kinder haben nicht selten bloß deswegen schlaflose Nächte, weil ihnen die Nase von verhärtetem Schleime verstopft ist.

(Der Beschluß in einem der nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r g e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

73. Stück.

D e n 9. M a y 1 8 3 6.

B r e s l a u.

Im Verlage bey Josef Marx u. Comp.: Theologische Auslegung des paulinischen Sendschreibens an die Colosser. Herausgegeben von Wilhelm Böhmmer, Doct. der Theol., ordentl. Mitgliede der histor. theol. Gesellschaft zu Leipzig. 1835. XVI und 422 S. in 8.

Nachdem der Herr Verf. schon früher Proben gründlicher Studien für die Erklärung des Briefes an die Colosser in seiner isagoge in epist. ad Coloss., Berol. 1829, welcher eine Auslegung von Coloss. I, 1—17 beygefügt ist, und seinen symbol. biblic. ad dogmaticen Christ. sive observation. in I. Coloss. 18—23, Vra-tisl. 1833. mitgetheilt, liefert er jetzt einen ausführlichen Commentar zu demselben. Mit Recht sprechen wir zuerst von den exegetischen Principien des Verfassers. Er erklärt sich selbst darüber in der Vorrede S. IX so: 'Weil ich die historisch grammatische Interpretation für die Basis des richtigen äußerlichen Verständnisses der Pau-

linischen Aussprüche ansehe: so habe ich mich derselben zunächst befließigt. Da aber diese Auslegungswiese zum inneren Verständnisse, zu tieferen Erkenntniß der in diesen Aussprüche. enthaltenen göttlichen Glaubenswahrheiten nicht ausreicht, indem nur das Verwandte Verwandtes, also bloß das Göttliche in uns das Göttliche außer uns auffassen kann: so habe ich außer der grammatisch-historischen Interpretation der christlich-religiösen mich bedient, d. h. bey jener Exegese von dem Bewußtseyn des in Christo Jesu geoffenbarten Gottes mich leiten lassen. Daß dieses Bewußtseyn bey der grammatisch-historischen Auslegung eben so lebendig, als klar sey, erscheint mir um so nothwendiger, als nur derjenige Interpret, der von diesem Bewußtseyn sich leiten läßt, im Stande ist, in den bildlichen und zeitlichen Vorstellungen, welche Paulus hier und da ausspricht (s. z. B. II Col. 14. 15), die ideellen, ewigen Wahrheiten wahrzunehmen, und diese von jenen dermaßen zu sondern, daß kein Moment der göttlichen Wahrheiten verloren geht. Der Verf. sieht also die historisch-grammatische Interpretation für die Basis des richtigen Verständnisses an, und wir können ihm darin nur beypflichten, und auch nicht anders urtheilen, als daß der Verf. wirklich grammatisch-historisch erklärt hat. Aber er achtet nun die grammatisch-historische Interpretation nur für das äußerliche Verständniß zureichend, unterscheidet ausdrücklich noch ein inneres Verständniß, eine tiefere Erkenntniß von jenem, und will nun dafür die christlich-religiöse Interpretation geltend machen, als welche mit der grammatisch-historischen erst, in ihrer Einheit, die theologische bilde. Ref. gesteht gern, daß er lange mit sich uneins gewesen ist, was der Verf. mit

dem Allen eigentlich sagen wolle, auch noch nicht weiß, ob er den wahren Sinn desselben erfaßt hat, aber auch nur die Alternative für möglich daß der Verf. sich entweder selbst nicht recht klar gewesen ist, oder nur irrthümlicher Weise ein Moment der Auslegung mit einem neuen Namen ausgeschmückt hat und es zuerst geltend zu machen meint, was der Sache nach sich von jeder vernünftigen Auslegung der heiligen Schrift gar nicht trennen läßt und auch von jeder von jedem vernünftigen Ausleger angewandt worden ist. Was soll doch zuerst der Unterschied zwischen dem richtigen äußerlichen Verständnisse, und dem inneren, der tieferen Erkenntniß? Dies hat keinen klaren Gedanken gewinnen können, und weiß nicht, ob er dem Verf. Unrecht thut, wenn er vermuthet, daß derselbe sich nur durch die Modersprache, daß man die Schrift innerlich erfassen und tiefer erklären müsse, zu jenem ganzen Unterschiede habe verleiten lassen. Das natürlichste war freylich, nach dem Beyspiele der meisten Theologen, die eine ähnliche Sprache führen, an einen bestimmten philosophischen Standpunct, und zwar den tiefsten in unserer Zeit, den des Identitätssystems zu denken, aber der Verf. hat diesen wirklich nicht. Da nun sowohl äußerliches Verständniß, wie innere oder auch tiefere Erkenntniß immer auf ein subjectives Moment im Ausleger selbst deutet, die Schrift selbst auch ohnehin, als etwas Objectives, und zwar das Object des Verständnisses, in sich unverändert bleibt, man mag sie verstehen, wie man will, innerlich oder äußerlich, so kann die tiefere Erkenntniß nur eine Forderung an den Ausleger selbst im Sinne des Verf. bedingen. Er hat sich nicht weiter darüber erklärt, aber wir halten das eben auch nur für einen großen Man-

gel. Alle Auslegung kann, wenn sie anders richtig seyn soll, nur eine seyn, daß man den ganzen Sinn des Schriftstellers, wie er ihn gade, nach allen Beziehungen seines Geisteslebens, aussprechen wollte, zu erfassen sucht. So gewiß nun ein Schriftsteller, freylich je nach dem Gegenstande verschieden, nicht allein nach der intellectuellen Seite seines Geistes thätig ist, sondern auch nach der des Gefühls und des Sittlichen (des Willens), so gewiß muß auch die Auslegung den ganzen Geisteszustand des Schriftstellers nach allen jenen Beziehungen zu erfassen suchen, — oder sie bleibt freylich unvollkommen. Aber das alles leistet nun auch die grammatisch-historische Interpretation, wenn sie wirklich richtig gefaßt und geübt wird. Demnach müssen wir schon jenen ganzen Unterschied als in sich unklar und weder in den objectiven noch den subjectiven Momenten aller Auslegung satzsam begründet verneinen. Noch übler scheint es uns aber mit dem vom Verf. angeblich befolgte neuen Principe der Auslegung, dem christlich-religiösen, zu stehen, als wodurch allein jenes tiefere Verständniß vermittelt und erreicht werden soll. Der Verf. erklärt sein neues Princip dahin, man solle sich bey der Exegese von dem Bewußtseyn des in Christo Jesu geoffenbarten Gottes leiten lassen. Gefalle es nun dem Herrn Verf. genau mit uns zu Werke zu gehen. Seine wohl zu unbestimmt und unklar ausgesprochene Forderung kann, so viel wir einschen, nur einen dreyfachen Sinn haben (es ist freylich aber auch daran genug, und wie schlimm, daß man mit einem Erklärer wieder über den Sinn seiner eigenen Worte rechten muß!). Sie kann einmal bedeuten, man solle sich bey der Auslegung immer bewußt bleiben, daß sich Gott wirk-

lich in Christo geoffenbart habe. Aber haben denn diese Ueberzeugung nicht schon von jeher auch die grammatisch-historischen Ausleger ge-

Dann bedingt ja die Forderung nur den dogmatischen Standpunct. Oder sie soll zugleich auch einen eigenthümlichen, durch eine bestimmte Lehrmeinung begrenzten materiellen Inhalt im Ausleger voraussetzen. Dann aber ist sie wohl ganz unzulässig, da die Schriften des N. T., wie im Anfange, so auch jetzt noch von solchen verstanden werden sollten und sollen, die noch nicht einmal Christen sind, geschweige daß sie sich schon von jenem Bewußtseyn könnten leiten lassen. Oder die Forderung des Verf. will nur einen jener Ueberzeugung gemäßen Gemüthszustand im Ausleger bedingen. Wir halten das letztere für das Wahrscheinliche, weil der Verf. sich noch so erklärt, 'Wer bey der Bibelauslegung die christlich religiöse Interpretation nicht in Anwendung bringt, wird eo ipso zum bloßen Historiker und Philologen' — dann Rückert's Aeußerung bestreitet 'der Exeget des N. T. als solcher ist weder fromm, noch gottlos, weder sittlich, noch unsittlich zc.', und im Gegensatz dazu ausdrücklich fordert, daß der Exeget als solcher 'nicht mehr in dem leidigen Zustande der Indifferenz befangen, sondern fromm und sittlich sey, wie es die Individualität des Apostels ist.' — Hat aber nun der Verf. nur das letztere gemeint, so hat er allerdings ganz recht, — auch wir sehen in Rückert's Wort nur ein leidiges Paradoxon, worüber wir uns schon früher ausgesprochen, aber er hat nur etwas gesagt, was sich von selbst versteht, was von jeher von allen würdigen Auslegern so angesehen ist, und hat eben nur eine Unterscheidung mit einem neuen Namen gemacht, die der Sache nach gar nicht zu machen, und von dem

Verf. wohl noch dazu nur unrichtig bezeichnet ist. Es ist schon oben ausgesprochen, daß das sich Hineinversetzen in den ganzen Seelenzustand des Schreibenden durchaus mit zur richtigen grammatischen Interpretation gehöre, und in specie von allen denen, die nur historisch-grammatische Interpreten seyn wollten, anerkannt, daß ein wahrer frommer und christlicher Sinn erfordert werde, um die in solchem Geiste geschriebenen Schriften des N. T. zu verstehen. Ref. darf auf das verweisen, was er selbst gegen Rückert in diesen Blättern ausgesprochen, 'daß er gerade für die Erklärung der heiligen Urkunden noch ein eigenthümliches Element und Erforderniß der Auslegung annehmen möchte, nämlich einen wahrhaft frommen von ernster Sittlichkeit durchdrungenen Sinn, der nicht allein das wörtlich Gesagte wiedergeben, sondern auch den eigenthümlich religiös-sittlichen Geist, der durch die heiligen Urkunden weht, in seiner Reinheit auffassen, und hauptsächlich in Würdigung der Quellen und des religiös-sittlichen Gemüthszustandes der neuteamentlichen Schriftsteller auch das innere Leben der Schrift, was man wohl ihren Geist nennen möchte, der Beschauung vorführen könne.' Möchte der Verf. doch bedacht haben, was auf seinen Worten für alle seine Vorgänger und Mitarbeiter in der Auslegung folgt. Wenn er wirklich ein neues Element zur grammatisch-historischen Interpretation hinzuzuthun meint, eben das christlich-religiöse, und dieß, so viel wir selbst eingesehen und vielleicht gezeigt haben, nur darin bestehen soll, daß der Ausleger fromm und sittlich sey, was folgt daraus für die bisherigen grammatisch-historischen Ausleger! Jenes Elementes halben aber die ganze Interpretation nun mit dem Namen der 'christlich-religiösen' zu be-

zeichnen kann wohl darum nicht richtig seyn, weil die Schrift von allen, auch Nichtchristen, verstanden werden will und soll, so bald sie nur habt Bedingungen, allerdings auch jenes subjective der Gesinnung, erfüllen.

Der Erklärung selbst hat der Verf. keine Einleitung weiter voraus gesandt; es ist wahr, es sind alle dahin gehörenden Fragen schon früher von ihm in der oben bezeichneten Schrift recht gründlich behandelt, aber wird so die Vollständigkeit des Commentars nicht zugleich für den Gebrauch an den Besitz des früheren Werkes gebunden? — In der Auslegung selbst tritt uns zuerst das Streben nach Gründlichkeit entgegen, was gewiß alle Achtung verdient, so wie auch die Belesenheit und Gelehrsamkeit überhaupt, welche der Verf. überall beweist. Aber jenes Streben dürfte den Verf. doch auch zu manchem geführt haben, was besser ganz weggeblieben wäre, und die Beweise der Gelehrsamkeit scheinen uns so wenig immer an ihrer Stelle, als wir, auch im rein grammatisch-historischen Felde, die ganze Art der Auslegung billigen können, die der Verf. befolgt und die jene Entfaltung von Gelehrsamkeit eben so möglich, als gewissermaßen nöthig gemacht hat. Zu dem, was passender ganz weggeblieben wäre, rechnen wir vor allem die beynahe fortwährende Angabe der Etymologie und Construction auch bey den leichtesten Sachen. Es geht dieß durch den ganzen Commentar hindurch; wir geben nur einige Beispiele. S. 19 zu I, 3 *προσεύχεσθαι*, componiert aus *εὐχεσθαι* und *πρὸς κ.* S. 169, II, 8. 'Wie der Terminus *φιλοσοφία* auf *φίλος* und *σοφία* sich zurückweisen läßt: so bezeichnet er κ.' So 163, II, 7. über *ἐρριζωμέναι*, II, 8. über *σπλαγῶν*, und unzählige Male.

Wer weiß solche Dinge nicht? und, wenn es der Mühe werth gewesen wäre, sie zu erklären, gehört das nicht in die Grammatik und ins Lexicon? — Man höre nur, wie viel der Verf. über ἀπό sagt: S. 13. 'ἀπό correspondiert unserm ab, dem gothischen abu, dem hebräischen 72, und betrifft die Genesis von irgend etwas, s. I Cor. I, 3; I Jac. 17; I Joh. Br. 2, 20; Matth. XVI, 21. — Wie gewöhnlich und unnöthig an sich, wie unpassend in einem Commentare, und wozu die Beweisstellen? — eben so S. 198 über Χαρισάμενος II, 13. — So dürften auch für den Sinn manche weitläufige Bemerkungen ganz überflüssig seyn, weil sich Alles von selbst versteht, so I, 8 über die (von Bähr) auffallend gefundene Wiederholung des Gedankens von B. 4, so zu I, 12 τῷ πατρὶ κ So macht der Verf. S. 3 zu der wenigstens sonderbar ausgedrückten Sentenz: 'Gott selbst ist das Urprincip des Apostolats und des δέλτημα!' die Note: 'Joh. von Damaskus behauptet in dem 2ten Buche, dem 30. Cap. des Wortes de orthodoxa fide mit Grund: χρὴ γινώσκειν, ὅτι αὐτὸς (nämlich Gott) — ἐστὶ παντὸς ἀγαθοῦ ἀρχὴ καὶ αἰτία' — muß das überhaupt, und wenn vielleicht, — aber wozu eine solche sich von selbst verstehende Sache anführen? — muß es erst mit einem solchen Citate belegt werden? — Doch wir kommen gleich zur ganzen Art der Exegese, in so fern sie, wie wir schon angedeutet, uns nicht ganz beyfallswerth erschienen ist.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

74. 75. Stück.

Den 12. May 1836.

B r e s l a u.

Beschluß der Anzeige: Theologische Auslegung
des paulinischen Sendschreibens an die Colosser.
Von W. Böhmer, 2c. 2c.

Der Verf. befolgt die nach Tholuck von so
vielen gebrauchte Art, nicht nur etwa auf an-
dere Erklärungen Rücksicht zu nehmen, sondern
meistens auch die Erklärungen selbst wörtlich an-
zuführen. Sie hat das Gute, daß man gewis-
sermaßen den historischen Gang der Auslegung
vor Augen hat, und auch durch einzelne bedeut-
same Erklärungen allerdings den Geist einzelner
ausgezeichneter Ausleger zugleich mit darstellen
kann. Aber sie hat auch ihre großen Nachtheile.
Es leidet sehr leicht unter der Masse von Anfüh-
rungen der eigentliche Gedanke, die Uebersicht der
ganzen Stelle, von der gehandelt wird. Und
dies müssen wir denn leider auch von der Aus-
legungsart des Verf. urtheilen, alles vielleicht in
so höherem Grade, wenn die jedesmal zur Be-
trachtung ausgewählten Anführungen nicht ganz

passend, nach ihrem Kerne, nach der Wichtigkeit der in Frage stehenden Stelle, und nach der in der Wissenschaft den Auslegern einmal zugeschriebenen Auctorität ausgewählt seyn sollten. Der Verf. berücksichtigt vorzugsweise neuere Ausleger, und dürfte sich in seiner Polemik auf Vieles einlassen, was kaum Berücksichtigung verdient. Als ein Beispiel von alle dem, und wie der Verf. sich durch andere Erklärungen durcharbeitet, und sich und seinen Lesern unnöthige Mühe macht, und der Leichtigkeit des Verständnisses wohl keinen Eintrag thut, führen wir eine ganze Stelle aus seinem Commentare an: S. 136. II, 1. 'Der Nexus dieses B. mit demjenigen, was vorangeht, ist durch γὰρ bedingt. Das exegetische Handb. läßt dieß ungehörigerweise unübersetzt, indem es ein: Ich wünsche, ihr wüßtet es (δέλω — οὐαὶς εἰδέναι) liefert, und meint, daß γὰρ der Rede bloß einen gewissen Nachdruck gebe. Diese Meinung befriedigt nicht. Volten exponiert: 'Gewiß ich kann es Euch nicht verhehlen'; allein man vermißt den Beweis, daß γὰρ irgendwo bedeute: 'gewiß', oder wie Junker sagt: 'fürwahr'. Luther überträgt γὰρ mit 'aber' — Heumann constituirt den Zusammenhang danach so: 'Paulus habe Kap. I. erwähnt, wie fleißig er, wo er nur hingekommen, das Evangelium gepredigt habe. Da er nun nach Colossen und nach Laodicea nicht gekommen sey, auch jetzt wegen seiner Gefangenschaft dahin nicht habe kommen können, so bezeuge er, daß er nichts desto weniger an sie gedanke, und sich über ihren geistlichen Zustand herzlich freue, aber auch nicht wenig bestümmert sey wegen der falschen Lehrer, welche sie, wie er von Epaphras vernommen, um sich haben, und daher sie herzlich ermahne, sich von denselben nicht verführen zu lassen.' Ein sehr

gezwungener Ideenreus! Damit nur das δέ-
 λω γὰρ einen Gegensatz erlange, anticipiert der
 Göttinger Theolog Kühn den Paulinischen Gedan-
 ken χαίρων καὶ βλέπων ὑμῶν τὴν τάξιν κ.τ.λ.
 aus B. 5, und stellt ihn ohne weiteres zwischen
 Kap. I. und Kap. II. Dieses unnatürliche Ver-
 fahren bekräftigt gerade, daß γὰρ nicht mit
 'ab.' übertragen werden dürfe. Das dem γὰρ
 an sich inhärierende causative und confirmative
 Moment läßt sich in B. 1 sehr gut festhalten,
 wie B. 1 mit I Cap. 29 so, wie es sich
 ergibt, vereinigen. Den in I, 29 ausgespro-
 chenen Gedanken, daß er (Paulus) mit aller An-
 strengung und Sorgfalt auf das Ziel, welches er
 sich vorgesteckt habe, hinarbeitete (daß er also sei-
 nem Apostelberufe vorstehe), begründet Pau-
 lus durch die Aeußerung, daß er für das Beste
 der Colossischen u. s. w. Christen ernstlich strebe.
 Nach unserem Urtheile hätte der Herr Verf. eben-
 so gut für die Sache selbst, d. h. für das wirk-
 liche Verständniß, jedenfalls aber besser für seine
 Leser gesorgt, wenn er alles Frühere weggelas-
 sen hätte, bis auf den letzten Satz, der die an
 sich so einfache Frage, in der wir weiter gar
 keine Schwierigkeit anerkennen, vollkommen er-
 schöpft. Gleiche Stellen sind S. 173. II, 8. über
 ψυχικά, S. 177. II, 9. über σωματικῶς, u.
 viele andere. Er hat jedenfalls seinen Commen-
 tar zum Gebrauche höchst unbequem gemacht durch
 die viele, wie wir nicht anders urtheilen können,
 so unnöthige Polemik, während wir andere noth-
 wendige Elemente vermissen. Wir rechnen dahin
 eine strenge Gliederung der einzelnen Theile des
 Briefes, überhaupt eine scharfe und klare Ent-
 wicklung des Zusammenhangs. Statt dessen be-
 ginnt der Verf. meist gleich mit Anführung frem-
 der Erklärungen, so daß das Ganze den Cha-

racter eines Repertoriums von Erklärungen über den Brief, aber nicht einer selbständigen klaren, objectiv vollendeten Entwicklung trägt. Leider sind nun diese Nachtheile nicht durch einen leichten und fließenden Stil gut oder wenigstens erträglich gemacht, sondern, wie die Methode selbst, ist auch der Stil unendlich breit und weitläufig. Dazu kommt noch der sonderbare Gebrauch fremder Worte und Wendungen, so daß wir sehr zweifeln, es werde jemand sich durch die Darstellung angesprochen finden. So heißt es z. B. S. 48 'Excellenz des Sohnes Gottes — den auf Erden versirenden.' S. 58 'daß die Engel inferidrer seyen u.' S. 87 'neruelle Akrbie' u. s. w. Gern erkennen wir dagegen an, wie der Verf. nach seiner Genauigkeit in der Kritik gewiß viel Gutes gesagt hat. Er nimmt fast immer Rücksicht auf Lachmann, und wir glauben, daß er meistens richtig, auch gegen die Lesart Lachmann's, entscheidet. Die Gründe sind allemal genau und erschöpfend vom Verf. angegeben. Den dogmatischen Standpunct des Vf. charakterisieren wohl Stellen der Art deutlich: S. 3 zu I, 1. 'Der vorausgeschickte Terminus I. Xp. zeigt, es sey bey dem Θεοῦ an die väterliche Gottheit zu denken'. S. 50. I, 1 εἰκὼν τοῦ Θεοῦ. 'Daß sich das göttliche Urwesen durch ein aus ihm hervorgehendes Princip offenbare, ist eine altorientalischen Religionsystemen, z. B. dem persischen, inhärierende tiefe Idee, deren Erfindung über menschliches Vermögen hinausliegt, und welche zweifelsohne eine Spolie der Urrevelation der Gottheit an die Menschheit ist!' S. 56 'So ist denn der Sinn der bisher erläuterten Einzelworte im Zusammenhange: In ihm (d. h. in der Idee, in dem Urbilde des Weltalls, welches der Sohn Gottes, der

göttliche Logos, die absolute Gottes-Bernunft und Weisheit gebildet hat) ist das Weltall geschaffen worden.' 'Das Universum correspondiert (ist nun noch Erläuterung des Verf. zu jenem aufgefundenen Sinn der Stelle) dem von der göttlichen Bernunft entworfenen Musterbilde des Universums. — Das Weltall ist nicht ohne Beziehung zu dem Sohne Gottes aus dem Nichts ins Daseyn gerufen. Indem Paulus diesem tief-sinnigen Gedanken ein *ὄτι* (nam) voranstellt, so erweist er — der Sohn Gottes sey erzeugt vor jeglichem Geschöpf. Wie hätte der Sohn bey der Weltcreation wirksam seyn können, wenn er nicht vor derselben, d. h. von Ewigkeit, Existenz gehabt hätte?' u. s. w. — Daß nun übrigens bey dem Streben des Hn Verf. nach Gründlichkeit und Genauigkeit auch sehr gute Erörterungen gegeben sind, versteht sich von selbst, und verweisen wir in grammatischer Hinsicht z. B. auf S. 91 zu I, 22 *παραστῆσαι*, S. 96, I, 23 *ὃν ἤκούσατε*, und sonst überhaupt auf I, 26 zu *μυστήριον*; II, 14. II, 15. u. s. w.

Köllner.

L e i p z i g.

Bev J. Fr. Hartknoch, 1832: Lehrbuch des gemeinen teutschen Privatrechts von Dr. Christian Ernst Weiße, Domherrn u. ord. Prof. d. R. zu Leipzig. — Auch unter dem Titel: Einleitung in das gemeine teutsche Privatrecht von Dr. Christian Ernst Weiße, Domherrn u. Prof. d. R. zu Leipzig, nebst einem tabellarischen Grundriß des teutschen Privatrechts. Zweyte vermehrte Auflage. VIII und 103 Seiten. Der Grundriß unter besonderm Titel 80 Seiten in Octav.

Die erste Auflage dieses Werks erschien im Jahre 1817 und führte bloß den zweyten Titel, welcher hier so viel bedeutet wie Vorerinnerungen zu Vorlesungen über das deutsche Privatrecht, indem nur die Grundbegriffe dieser Wissenschaft, die Quellen, die Fragen von der Existenz, dem Gebrauch und der Methode des gemeinen deutschen Privatrechts, und endlich die Hülfswissenschaften und die Literatur desselben darin abgehandelt waren, von dem System selbst aber bloß ein tabellarischer Grundriß ohne Quellen und Literatur gegeben war. Obgleich auch das jetzt anzuzeigende Werk nicht mehr enthält, so setzte ihm doch der nun leider verewigte Verf. den ersten Titel aus dem Grunde vor, weil es laut der Vorrede seine Absicht war, so bald wie möglich eine Darstellung der Grundsätze des deutschen Privatrechts selbst auf diese Einleitung folgen zu lassen. Jeder, welcher mit Weisse's Arbeiten bekannt ist, wird gewiß mit dem Unterzeichneten bedauern, daß sein für die Wissenschaften zu früher Tod ihn an der Ausführung dieses Plans verhindert hat. Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß die erste Auflage dieses Werks das Beste ist, was bis dahin über die darin abgehandelten Gegenstände in compendiarischer Form geschrieben war. Auch können wir dem Verf. bezeugen, daß die großen Fortschritte, welche die Wissenschaft des deutschen Privatrechts seitdem gemacht hat, von ihm in der vorliegenden zweyten Auflage nicht unbeachtet gelassen sind. Zwar sind nur zwey §§ (nämlich §. 14 b., welcher von dem Gebrauch der Weisthümer und §. 38 b., welcher vom Gerichtsgebrauch handelt) neu hinzu gekommen, aber fast jeder einzelne § enthält Zusätze und Verbesserungen.

Bey den Bemerkungen, welche wir zu den einzelnen §§ zu machen hätten, beschränken wir uns auf den §. 23, welcher überschrieben ist: 'Codex iuris feudalis Goerlicensis und andere den älteren nachgebildete Rechtsbücher des Mittelalters.' Welchem Rechtsbuche jener Codex eigentlich nachgebildet seyn soll, darüber erklärt sich der Verf. nicht näher; es läßt sich aber vermuthen, daß er hierin der jetzt gangbaren Meinung ist, daß dieß der Sachsenspiegel sey, wozu auch paßt, daß er die Entstehung des in dem Görlitzer Codex enthaltenen Rechtsbuchs in den Anfang des 14ten Jahrhunderts setzt. Wir müssen gestehen, daß wir dieser Meinung durchaus nicht beystimmen können. Zwar läßt sich nach dem, was Anton (Erweis, daß das Lehnrecht, welches Dr Zepernick aus einer Görlitzischen Handschrift herausgegeben, altes Sachsenrecht sey) S. 3 u. 5 darüber sagt, wohl nicht in Abrede stellen, daß jener Codex selbst erst gegen das Ende des 13ten oder zu Anfang des 14ten Jahrhunderts geschrieben sey; allein aus den vielen darin befindlichen Fehlern, Auslassungen und Verstärkungen, ganz abgesehen von denen, welche erst auf Rechnung des neueren Abschreibers kommen, ergibt sich, wie auch derselbe Schriftsteller S. 14 annimmt, ganz deutlich, daß er eine bloße Abschrift ist, und für das Alter des Rechtsbuchs, welches er enthält, kann daher daraus nichts abgenommen werden. Dagegen würde die Zeit der Abfassung desselben sich allerdings mit ziemlicher Annäherung bestimmen lassen, wenn die Behauptung, daß es eine Nachbildung des Sachsenspiegels sey, für richtig gehalten werden könnte; allein dieß müssen wir auf das Entschiedenste leugnen. Um zu einem genügenden Resultate zu gelangen, muß man zuvörderst die beiden Hauptbestandtheile je-

nes Codex von einander unterscheiden, indem er nämlich nur in den ersten dreyßig (nicht drey, wie hier und in der 4ten Ausgabe von Eichhorn's Rechtsgesch. Th. 2. S. 341. Note 5 verdruckt ist) Kapiteln Lehnrecht, in den darauf folgenden bis zu Ende aber Landrecht enthält. Daß nun diesem Landrechte nicht das Sächsische Landrecht als seine Quelle zum Grunde liegt, ergibt sich schon daraus, daß sich in demselben nicht nur Manches findet, was in dem letzteren nicht vorkömmt, so wie auch daraus, daß es mehrere Rechtsätze enthält, welche mit denen des Sächsischen Landrechts geradezu in Widerspruch stehen. Wenn man aber dieses auch nur als Zeichen einer selbständigen Bearbeitung des Sachsenspiegels ansehen wollte, so muß man doch diese Ansicht völlig aufgeben, wenn man bemerkt, daß sich fast nirgends eine wörtliche Uebereinstimmung zwischen beiden zeigt, und daß da, wo es der Fall zu seyn scheint, sich dieß sehr einfach aus einer beider gemeinschaftlichen, sey es geschriebenen oder ungeschriebenen, Quelle oder auch daraus erklärt, daß wenn mehrere über denselben Gegenstand zu reden haben, es kaum fehlen kann, daß sie auch dann und wann einmal in den Worten übereinstimmen, besonders aber auch aus dem Grunde, weil, während im Sachsenspiegel, wenn auch kein eigentliches System, doch meistens ein bestimmter Gedankengang erkennbar ist, in dem Görtlicher Codex die einzelnen Rechtsätze in einem so buntscheckigen Gemisch durch einander stehen, daß man behaupten muß, der Verf. könne bey seiner Arbeit das Sächsische Landrecht nicht nur nicht vor Augen gehabt, sondern auch nicht einmal es jemals gelesen haben. Da nun das in dem Görtlicher Codex enthaltene Rechtsbuch sich, wie der Sachsenspiegel, vorzugs-

weise auf Sachsen bezieht, und es kaum denkbar ist, daß, zu einer Zeit, wo jener schon bekannt war, es irgend einem hätte einfallen können, ein Rechtsbuch, wie das vorliegende zu schreiben, ohne denselben dabey zu benutzen, so muß man nothwendig annehmen, daß es vor jener Zeit abgefaßt sey. Auch deutet der Inhalt desselben auf einen so alterthümlichen Rechtszustand hin, daß man geneigt seyn könnte, ihm noch ein etwas höheres Alter, als dem Sächsischen Landrechte, beyzulegen, wenn nicht im R. 32 (S. 48 bey Zepernick) von den Zeiten Kaiser Friedrichs I. in einem solchen Tone gesprochen würde, daß man sieht, der Verf. sey kein Zeitgenosse desselben. Hiernach muß man also annehmen, daß das in dem Görlizer Codex befindliche Landrecht entweder dem Sächsischen Landrechte ziemlich gleichzeitig oder doch zu einer Zeit abgefaßt sey, wo das letztere noch nicht recht bekannt geworden war, wonach man dessen Entstehung spätestens in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts setzen müßte. Daß wir, wenn wir ihm ein höheres Alter beylegen, als jetzt gewöhnlich geschieht, es darum noch nicht als Quelle des Sächsischen Landrechts ansehen, geht hieraus von selbst hervor. — Was sodann die ersten 30 Kapitel des Görlizer Codex betrifft, so ist es längst bekannt, daß sie dergestalt mit dem sogenannten *Vetus Autor de beneficiis* übereinstimmen, daß eins dieser Werke nothwendig die Uebersetzung des andern seyn muß. Sey es nun das eine oder das andere, so ist die Uebersetzung jedenfalls so gut gerathen, daß es sehr schwer ist, darüber zu entscheiden, welches von beiden das Original und welches die Uebersetzung sey. — Lange Zeit hat der Unterz. selbst das Görlizer Lehnrecht für das Original gehalten; in-

dessen scheinen ihm doch jetzt die Gründe, welche für das Entgegengesetzte streiten, überwiegend zu seyn. Zuvörderst spricht nämlich hierfür, daß die Rechtsquellen der damaligen Zeit überhaupt noch meistens ursprünglich in der Lateinischen Sprache geschrieben und erst hinterher ins Deutsche übersetzt sind. Ferner ist zu bedenken, daß der *Vetus Autor* in Reimen geschrieben hat, und daß es offenbar weit leichter ist, Reime in ungebundene Rede gut zu übersetzen, als umgekehrt. Auch kömmt hierbey in Betracht, daß das Görtliger Lehnrecht mit Reimen anfängt, indem dieß fast so aussieht, als habe der Verfasser desselben anfangs die Absicht gehabt, auch hierin dem *Vetus Autor* nachzuahmen, aber bald, weil er es zu schwer gefunden, dieß aufgegeben. Nimmt man an, daß das im Görtliger Codex befindliche Landrecht von Anfang an mit dem Lehnrecht verbunden war, so würde ferner der *Vetus Autor*, wenn man sein Werk für eine Uebersetzung halten will, auch das Landrecht wahrscheinlich mit übersetzt haben. Dagegen ist weit leichter erklärlich, wie der Uebersetzer des *Vetus Autor* dazu kam hinter seiner Uebersetzung noch ein entweder von ihm selbst oder einem dritten verfaßtes Landrecht hinzu zu schreiben. Auch würde sich auf diese Weise sehr einfach erklären, warum der Görtliger Codex, ungeachtet das Landrecht bey nahe die Hälfte desselben ausmacht, doch zu Anfang und zu Ende sich selbst Buch von dem Lehnrechte oder des Lehnrechts nennt. Es würde dieß nämlich so zugegangen seyn, wie bey manchen Stadtrechten, z. B. dem Lüneburger bey Dreyer, das alte Stadtprivilegium, wenn man auch später noch so viel in die Mitte desselben einschob, doch zu Anfang und am Schluß unverändert beybehalten wurde. Sodann scheint uns

wenigstens in einigen Betracht zu kommen, daß dem Sächsischen Lehnrechte der *Vetus Autor* und nicht das Görlitzer Lehnrecht zum Grunde liegt, da, wenn das letztere das Original wäre, es gewiß auch dem Verf. von jenem bekannt geworden und ohne Zweifel von ihm benutzt seyn würde. Daß er dieß aber nicht gethan hat, kann keinem, welche alle drey Rechtsbücher, wie es der Unterz. mehrmals gethan hat, Wort für Wort mit einander vergleicht, entgehen. Im entgegen gesetzten Fall würde es sich gar nicht erklären lassen, warum er nicht in der Regel die Worte, die Wendungen und die Constructionswiese des Görlitzer Lehnrechts beybehalten hätte, während er sich in Allem enger an den *Vetus Autor* anschließt, als dieses. Dieselbe Vergleichung wird auch jeden überzeugen, daß das Sächsische Lehnrecht, unsere bisherigen Abdrücke desselben mögen so viele spätere Zusätze enthalten, wie sie wollen, unmöglich das Original des *Vetus Autor* seyn kann. Endlich spricht auch dafür, daß das Görlitzer Lehnrecht nur eine Uebersetzung des *Vetus Autor* ist, der Umstand, daß in dem letzteren Cap. I. §. 10 *Trans-Salani* steht, wo das erstere Cap. 3 *ostirhalvin* (nicht *offerhalvin*, wie im Abdruck bey *Bepernick* steht, s. *Anton a. a. D.* S. 19, womit auch die Lüneburger Handschrift und die Augsburger Ausgabe des Sächsischen Lehnrechts übereinstimmen) der *sale* hat, indem der Uebersetzer, wenn er am rechten Ufer der *Sale* wohnte, unmöglich den Ausdruck *Trans-Salani* wörtlich ins Deutsche übersetzen konnte, während sich nicht einsehen läßt, warum der *Vetus Autor*, wenn er der Uebersetzer gewesen wäre, er mochte nun links oder rechts von der *Sale* wohnen, nicht den Ausdruck *ostirhalvin* (ostwärts) von der *Sale* hätte wörtlich übertragen sollen. — Die Gründe,

welche sich dafür anführen lassen, daß der Vetus Autor das Original und das Göttinger Lehnrecht die Uebersetzung sey, sind vollständig bey Anton in der mehrmals erwähnten Schrift zu finden, weshalb wir sie hier mit Stillschweigen übergehen können. Mit größerer Bestimmtheit wird sich hierüber erst aburtheilen lassen, wenn wir bessere Ausgaben beider Rechtsbücher, als unsere bisherigen, haben werden, und solche hoffen wir durch Homeyer zu erhalten. Denn nach dem, was wir oben von dem Verhältniß des Sächsischen Lehnrechts zu denselben gesagt haben, halten wir es für unerläßlich, daß er in der von ihm beabsichtigten Ausgabe des letzteren auch jene beiden Werke mit abdrucken lasse. — Diese Abschweifung möge uns damit verziehen werden, daß nach unserer Ansicht der Göttinger Codex, weil man über dessen Entstehungsa zum Theil ganz unrichtige Ideen hat, über die Gebühr vernachlässigt ist. — Außer von diesem Codex handelt der Verf. in dem angeführten § auch noch von dem sogenannten vermehrten Sachsenspiegel. Bey dieser Gelegenheit können wir nicht unterlassen, hier mit ein Paar Worten auf eine Handschrift aufmerksam zu machen, welche sich auf der hiesigen Universitäts-Bibliothek befindet, und unseres Wissens dem größeren gelehrten Publicum bisher ganz unbekannt geblieben ist. Sie ist auf Papier geschrieben, im J. 1408 vollendet, und früher im Besiß Hommel's, und dann bis zum Jahre 1794, wo sie auf unsere Bibliothek kam, des Prof. Schott zu Leipzig gewesen, aber eine andere als die, welche dieser selbst in seinen Institutiones iuris Sax. §. 20 Note 5 beschrieben hat. Auf dem Rücken des sehr alten und wahrscheinlich ursprünglichen Einbandes steht der Titel: 'Der Stadt

Zeiz Weichbild und Richtsteig.' Es findet sich darin erstens eine Abschrift des vermehrten Sachsenspiegels in sieben Büchern, und dann, von derselben Hand geschrieben, der Richtsteig des Landrechts aber nur in 44 Kapiteln und auch mannigfaltig so wohl von der Senckenbergischen, als auch von der Ludovicischen Ausgabe abweichend. Nach dem Register des Richtsteigs folgt noch einmal die Ueberschrift: Der richtstyg, und unmittelbar unter derselben ohne weitere Ueberschrift die sogenannte Cautel. Diese hat mehrere durch rothe Anfangsbuchstaben bezeichnete Absätze, von welchen der eine beginnt mit den Worten: Brynis bin ich genant. Am Ende der Cautel steht mit rothen Buchstaben: Sequitur. Dis ist daz erst Cappitel von dem gerichte und hebit sich al hy an, und dann folgt das erste Kapitel des Richtsteigs nach unrer gewöhnlichen Ausgaben.

In dem tabellarischen Grundriß hat der Verf. im Wesentlichen den Plan der ersten Ausgabe, welcher hauptsächlich auf die Verschiedenheit der Stände gegründet ist, nicht nur aus eigener Ueberzeugung, sondern auch weil Haubold in seinem Lehrbuch des Sächsischen Privatrechts ihn mit wenigen Veränderungen befolgt hatte, beibehalten, obgleich er selbst manche gegen denselben gemachte Ausstellungen als nicht unerheblich anerkennt. In der neuen Ausgabe desselben sind, was in der früheren nicht der Fall war, hier und da nicht selten sehr lehrreiche Bemerkungen eingeschaltet. Das Lehnrecht hat der Verf., obgleich er anerkennt, daß es einen Gegenstand der deutschen Privatrechtsgelehrsamkeit bildet, auch dieß Mal, so wohl in der Einleitung, als auch in dem Grundriß übergangen,

weil dessen Rechtsbestimmungen nicht bloß in einheimischen, sondern auch in fremden Quellen enthalten seyen, und besonders in dem Königreich Sachsen dieser Rechtstheil von zu großem Umfange sey, um in Verbindung mit dem übrigen deutschen Privatrechte abgehandelt zu werden.

Kraut.

Columbia (S. Carolina).

An History and political Economy, as necessary branches of superior education, by Francis Lieber, LL. D. Professor of History and political Economy. 1836. 26 Seiten in Octav.

Die kleine Schrift enthält die Antrittsrede des Verf., eines Deutschen, bey Eröffnung des College in Columbia, der Hauptstadt von S. Carolina, der sich auch schon durch andere Schriften bekannt gemacht hat. Die Frage, wie das historische Studium in dem Hauptstaat jenseits des Oceans betrieben werden soll, gehört gewiß zu den wichtigsten, da nicht Alles dort füglich in den Unterricht gezogen werden kann, was bey uns hinein gehört. Der Redner hat diese Frage so zu beantworten gesucht, daß er die allgemeinen Gründe anführt, weshalb in Staaten wie die der Union die Geschichte einen Theil der Jugendbildung ausmachen müsse. Dieß ist ihm vortrefflich gelungen, und wohl möchten wir manches aus seiner Rede wörtlich mittheilen, wenn der Raum es uns gestattete. Er geht aus von dem sittlichen Einfluß der Geschichte auf die Bildung, und zeigt zuerst wie deshalb der Unterricht in ihr in einem Freystaat, wie der von Nordamerika, so wichtig sey, wo nach der bestehenden

Verfassung die herangewachsenen Jünglinge nicht nur im Genuß der Freyheit unabhängig, und sich selbst überlassen, sondern auch Theilnehmer an der Verwaltung der Regierung sind. Ein zweyter Gewinn ist, daß die Geschichte, indem sie uns fremde Völker und Zeitalter mit freyem Blick beurtheilen lehrt, uns auch bescheiden und vorsichtig in der Beurtheilung unserer eigenen Zeit und der Erscheinungen macht, die diese in die Wirklichkeit hervorrust. Dieß wird angewandt auf die politischen Parteyen, und die Mäßigung die sie sich schuldig sind. 'Der ist ein weiser Mann, heißt es, der unsere jetzige Lage und Verhältnisse so ruhig betrachten kann, als wären sie lange schon auf den Blättern der Geschichte verzeichnet.' Der Verf. kommt dann auf die Glaubwürdigkeit der Geschichte, und sucht die Grenzen der historischen Gewisheit zu bestimmen, um die Geschichte von dem Vorwurfe der Ungewisheit zu befreien. Nachdem der Verf. dieses mit einer Wärme, die aus dem Gefühl der Wichtigkeit des Lehramts der Geschichte floß, vortert hat, spricht er, jedoch kürzer, über die Wichtigkeit der Staatswirthschafts-Lehre, mit einer Klarheit und Bestimmtheit, welche die Wahl rechtfertigt, die ihn zu der doppelten Lehrstelle berufen hat.

Dem Ref. rief diese Rede wiederum eine Idee ins Gedächtniß, welche er öfters in seinen Vorträgen über Statistik, die auch America umfassen, und in denen er häufig Zuhörer aus jenem Staat hatte, äußerte. Die einzelnen Staaten haben zwar wohl alle ihre Colleges, oder Universities, unter denen das Harvard-College in Massachuset das blühendste ist. Aber es gibt bisher keine Bundes-Universität. Für

die Militärwissenschaften und die Bildung von Officieren ist durch ein Institut das der Union gehört, und aus der öffentlichen Schatzkammer unterhalten wird, in Westpoint am Hudson in Neu-York gesorgt. Aber sollte für die Künste des Friedens, für die Bildung von Staatsmännern, die doch mannigfaltiger Kenntnisse bedürfen, nicht auch ein ähnliches Institut wünschenswerth seyn? Denn wenn wir von einer Bundes-Universität sprechen, so denken wir uns darunter weder eine Englische noch Deutsche Universität, sondern eine große Lehranstalt für politische Wissenschaften, diese in ihrem ganzen Umfange genommen, so daß außer der eigentlichen Politik und den zu ihr gehörenden Fächern der Staatswirthschaft auch Geschichte, Statistik, Völkerrecht, Moral u. s. w. gelehrt würden, und welche von jungen Leuten schon in einem reifern Alter, nach dem Austritt aus dem Colleges, jedoch ganz nach freyer Wahl — denn von Zwang dürfte dabey gar nicht die Rede seyn — besucht würden. Wenn wir uns ein solches Institut in der Hauptstadt Washingt denken, wenn hier schon die hervorragenden Jünglinge der verschiedenen Staaten sich kennen lernten, wenn es ihnen frey stände, wie einst den Söhnen der Senatoren in Rom, den Verhandlungen des Congresses beizuwohnen, und früh schon mit den Angelegenheiten des Staats und ihrer Behandlung sich bekannt zu machen, welcher vielfache Nutzen für das Ganze des Bundesstaats könnte daraus hervorgehen?

Sn.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

76. Stück.

Den 14. May 1836.

G ö t t i n g e n.

Beschluß des von dem Hn Hofchirurgus Dr
Stromeyer in Hannover der K. Societät
zühier vorgelegten Aufsatzes.

Gefühl. Um durch das Tastgefühl einen Ge-
genstand zu erkennen machen wir in der Regel
gewisse Bewegungen, die uns außer einer vielsei-
tigen Untersuchung der Oberfläche auch durch den
Grad von Widerstand, den unser Finger erfährt,
über die Festigkeit des Körpers Aufschluß geben.
Active Bewegungen im tastenden Gliede sind in-
deß nicht durchaus erforderlich um über die Ober-
fläche eines Körpers zu urtheilen, wir fühlen auch
den Körper der uns berührt, aber dennoch deut-
licher den, welchen wir selbst berühren. Unsere
Aufmerksamkeit concentrirt sich mehr auf den be-
rührenden Finger. Man nehme ein großes Geld-
stück und reibe mit der Schrift oder dem Bilde
desselben die Vorderfläche eines Fingers auf ähnl-
liche Art, wie der tastende Finger darauf umher-
gleiten würde. Die wenigsten Leute, bey welchen

ich dieß Experiment anstellte, konnten auf diese Weise Kopf und Schrift unterscheiden. Es ist mir, sagten einige, als wollte ich mit dem Finger nicht fühlen. Man kann allerdings diesen Umstand aus der ungewohnten Anwendungsart des Tactgefühles erklären. Vielleicht liegt der Grund aber tiefer und die Concentrierung der Aufmerksamkeit auf einen Finger liegt in einer Wirkung des Willens auf die Muskeln. Einige Menschen fand ich die auf obige Art auch sehr deutlich fühlten, das Experiment fällt also ungleich aus, dieß kann aber nicht befremden, denn niemand wird es leugnen, daß unser Wille auf die Muskeln wirken kann, ohne gerade sichtbare Bewegungen zu veranlassen, z. B. indem wir einen Theil in einer gewissen Stellung erhalten, wirken wir fortwährend auf gewisse Muskeln. Die anatomische Vertheilung der Hautnerven spricht auch für meine Ansicht, da die Beugeseite meistens ihre Hautnerven mit den Nerven der Flexoren erhält und umgekehrt. Auch hat die Natur an alle diejenigen Stellen einen reichlichen Muskelapparat und große Beweglichkeit vertheilt, denen sie ein feineres Gefühl gegeben hat, während meistens die weniger fein fühlenden Theile für sich nicht bewegt werden können. Man vergleiche hierüber E. H. Webers vortreffliche Untersuchungen. Wenn dieß bey der Schleimhaut des harten Gaumens nicht zuzutreffen scheint, so erklärt sich dieß vielleicht daraus, daß die vom hypoglossus geleiteten Bewegungen auf die Innervation dieser Stelle mitwirken. Die Lehre vom Knieschmerz bey der Coxalgie beweist wie fern die Theile liegen können, bey denen Bewegungen und Gefühle sich verbinden. Das Webersche Experiment über die Feinheit des Tactgefühls müßte auch einmal auf die Art angestellt werden, daß gewisse Bewe-

gungen dabey Statt fänden. Auch sollte man diese Experimente einmal bey wirklich Blinden anstellen, deren Tactgefühl so erhöht zu seyn pflegt.

Der oben erzählte Fall von Lähmung, zu welchem gewiß jeder beschäftigte Arzt Seitenstücke aufzuweisen hat, gibt einen merkwürdigen Beleg für die Ansicht, daß das Tactgefühl der Haut erst durch Muskelanstrengungen so erhöht wird, daß utliche Perception dadurch Statt findet. Obgleich die Frau durchaus keine Gefühlslähmung ist, und jeden äußern Reiz an der genannten Extremität eben so empfindet, wie an der gesunden, so hat sie doch nicht das Gefühl des Bodens unter dem Fuße, wenn sie den Körper so auf dem gelähmten Beine ruhen läßt, daß derselbe gewissermaßen durch die Knochen unterstützt ist; sondern es ist ihr, als trete sie auf eine Springsfeder oder eine mit Wasser gefüllte Lase. Sie sagt dieß Gefühl allein hindere sie zu Auftreten. Man wird sagen, die Frau hat das Bewußtseyn der Kraftlosigkeit ihrer Muskeln, und dieses Gefühl spricht sich in der Fußhle aus. Ganz recht, eben so wie die Anstrengungen der psoae und des iliacus bey der Coxalgie sich als Knieschmerz aussprechen. Nur daß man hier eine leere Phrase an die Stelle einer physiologischen Erklärung gesetzt hat! — Es fehlt der Gelähmten diejenige Innervation der Hautnerven, welche Folge der Muskel-Anstrengungen ist. Heftige Anstrengungen, z. B. weite Märsche, bringen weniger Schmerzen in den Muskeln als in den Gelenken hervor, an denen sich vorzüglich die Hautnerven mit ihren peripherischen Enden vertheilen. Man läßt sich nach angestregten Märschen die Fuß- und Kniegelenke reiben, denn diese, nicht die Muskeln, scheinen steif und schmerzhaft, und fühlt sich neugestärkt, indem die bele-

bende Wirkung durch den Reflex sich den Muskeln mittheilt. — Die Anstrengung einer größeren Zahl von Muskeln erhöht aber offenbar die Sensibilität in weiteren Kreisen. Schon Stehen bringt schnelleren Herzschlag hervor, Gehen und alle stärkeren Anstrengungen noch mehr. Wenn bey epileptischen Krämpfen die Bewegungen des Herzens nicht beschleunigt werden, so liegt wohl gerade darin der sichere Beweis, daß Erhöhung der Sensibilität die Ursache der schnelleren Herzbewegung bey Anstrengungen ist, da bey Epileptischen bekanntlich die Perception von Empfindungs-Eindrücken ganz aufgehoben ist, und es wird dadurch zum großen Theile die Idee ausgeschlossen, als beschleunigten Anstrengungen oder Stehen nur mechanisch den Herzschlag.

Die Geschlechts-Theile besitzen eine vom Taftgefühl verschiedene Empfindlichkeit, die sich gereizten Zustande bey dem Manne in der glan penis, bey dem Weibe in der clitoris concentriert. Da bey dem Weibe die Muskelkraft der clitoris offenbar keinen wichtigen mechanischen Zweck haben kann, so liegt die Idee nahe, daß der musculus erector clitoridis diesem Organe gegeben sey, wie dem menschlichen Ohre die unbeweglichen Muskeln, um dadurch Willenskraft oder Phantasie auf diesen Theil wirken zu lassen. Ist die Reizung welche Erection veranlaßt mechanisch, so geht der erste Anstoß dazu natürlich von den Gefühlsnerven aus, soll aber die Phantasie die Geschlechtstheile reizen, so muß begreiflicher Weise die erste Anregung durch centrifugale Strömungen gegeben werden, und diese können nur in motorischen Nerven Statt finden. Dieß führt zu der Annahme, daß bey dem Manne, dem die Erection nicht bloß zur Erweckung der Wollust in dem Weibe gegeben wurde, der erste Impuls der Phantasie

die ischio- und bulbo-cavernosi betreffe, und daß durch ihre Zusammenziehung das Hinderniß für den Rückfluß des Blutes herbey geführt werde, ohne welches selbst nach J. Müllers Entdeckung der arteriae helicinae die Ereccion nicht gedacht werden kann. Die Thätigkeit dieser Muskeln erregt die Sensibilität der Geschlechtstheile, deren Reizung wieder auf die Muskeln berückwirkt, und so steigert und erhält sich die Ereccion, bis die auf den höchsten Grad gesteigerte Reizung eine neue reflectierte Bewegung durch die Ejaculation herbeyführt. — Priapismus ist der Exceß der Ereccion, tonischer Krampf und Neuralgie! In der Combination verstärkter Innervation der Gefühlsnerven der äußern Geschlechtstheile und der Bewegungsnerven des ischio- und bulbo-cavernosus liegt das Wesen der Ereccion. Zusammenziehungen dieser Muskeln durch andere Combinationen herbeygeführt, z. B. Reize an der Harnröhre oder Blase, bringen wohl Krampf, aber in der Regel keine Ereccion hervor. Beyn Blasensteine findet man sie freylich nicht selten, wenn auch unvollkommen. Der Einfluß des Willens auf die doch nicht willkürlich beweglichen Muskelfasern der Blase ist bekannt. Man kann das Bedürfniß zu urinieren Stunden lang aufhalten, selbst bis zu dem Grade daß Lähmung oder Entzündung erfolgen, und bey dem Willen zu urinieren tritt die Zusammenziehung des detrusor ein, den wir doch nicht willkürlich zusammenziehen können. Es ist mit der Blase vermuthlich wie mit dem Ohre; der Einfluß des Willens auf ihre Muskelfasern reicht nicht hin willkürliche Bewegungen hervorzurufen, wohl aber um die Empfindlichkeit ihrer Gefühlsnerven so zu steigern, daß der Reiz des vorhandenen Urins zum Bewußtseyn kömmt, und daß so eine reflex-

tierte Bewegung des detrusor vermittelt wird. Auf ähnliche Weise vermag vielleicht auch die Phantasie Stuhlausleerungen zu befördern, z. B. bey der Anwendung homöopathischer Arzneyen zu diesem Zwecke.

Die Combinationen von Bewegungs- und Gefühls-Äußerungen erstrecken sich ohne Zweifel auch auf die vom Gangliensysteme geleiteten Bewegungen, und es schreibt sich daher der scheinbare Consensus der Schleimhäute mit entfernten sensorischen Nerven, wie er sich z. B. beym Wurmreiz durch Jucken in der Nase zu erkennen gibt. Bekanntlich stehen alle Sinnesnerven in inniger Verbindung mit den Organen des Unterleibes, und die Mehrzahl der Amaurosen entstehen ex abdomine. Die bewährtesten Mittel dagegen sind krampfstillender, auflösender Natur und haben den Zweck die, nicht durch Entzündung, sondern durch eine dem Krampfe sich nähernde perverse Thätigkeit gestörten Secretionen wieder herzustellen. Wem würde es wohl einfallen die gestörten Secretionen bloß dem sensibeln Theile der Gangliennerven zuzuschreiben, und nicht in ebendem Grade oder noch mehr dem motiven Theile. Die unregelmäßigen Bewegungen in den Organen der Bauchhöhle also bilden die Combinationen mit den Sinnesnerven, welche im Auge zur Amaurose, im Ohre zur Taubheit führt, wobey sehr häufig eine lange währende Hyperästhesie, Lichtscheu oder Ohrenklingen vorhergeht.

Die eigenthümlichen Kreuzschmerzen bey der Niederkunft, welche vorzüglich während der Wehen eintreten, oder sich doch während derselben bedeutend verstärken, geben einen schönen Beitrag zu meinen Ansichten. Ich rede hier nur von den Kreuzschmerzen und nicht von den Schmerzen in den Extremitäten, weil bey letzteren die

Vermuthung entstehen kann, als würden sie durch den Druck des Uterus auf die Nerven der unteren Extremitäten veranlaßt, während die Hautnerven der Kreuzgegend zu hoch entspringen, als daß ihre Stämme gedrückt werden könnten. Daß überhaupt ein Druck auf die Nerven nicht die Ursache davon ist, ergibt sich schon daraus, daß diese Schmerzen durch Druck auf das Kreuz, mit der Hand oder mit einem Polster, sehr vermindert werden. Würden dieselben durch Druck auf die Stämme hervorgebracht, so könnte dieß allerdings das Gefühl des Schmerzes in den peripherischen Enden erregen, aber die peripherischen Enden selbst müßten unempfindlich werden; Druck könnte also auch keinen Einfluß auf ihre centripetalen Strömungen haben. Auf ähnliche Art werden auch rein symptomatische Kopfschmerzen durch Druck für den Augenblick vermindert. Beim Gesichtschmerze ist dasselbe Bedürfniß vorhanden, doch nicht mit demselben Erfolge, weil sich die Localität nicht so dafür eignet, wie über der Hirnschale und dem Kreuze. Der Kreuzschmerz coincidirt nun jedesmal mit der Contraction des Uterus, also die Action der Bewegungsnerven dieses Organs combinirt sich mit erhöhter Sensibilität der Gefühlsnerven der Kreuzgegend. Nach dieser Ansicht müßten Einreibungen von liq. ammon. caust. und dergleichen in die Kreuzgegend die zögernden Wehen durch Reflex befördern. Man versuche sie! — Sind die Zusammenziehungen des Uterus die Ursache der Kreuzschmerzen durch Combination motorischer und sensorieller Nerventhätigkeit, so kann man darnach einen Schluß machen auf den Zustand des Uterus während der Convulsionen der Gebärenden. Anstatt daß die Thätigkeit der motiven Nerven des Uterus gesteigert seyn sollte, ist es die der sensibeln

und ihre Reizung hat einen Reflex im Muskel-systeme zur Folge.

Dem aufmerksamen Leser der bisherigen Erörterungen muß sich von selbst die Frage aufdringen: wie verhalten sich die Neuralgien zu meiner Lehre von den Combinationen der Nerventhätigkeit? Bey der Lehre von den Krämpfen hat man es längst angenommen, und auch Marshall Hall hat sich sehr deutlich darüber ausgesprochen, daß zu ihrer Erzeugung beide Factoren der Nerventhätigkeit mitwirken müssen, die sensibeln Nerven um den Reiz aufzunehmen, die motiven um denselben in den Theilen zu reflectieren, welche der Zusammenziehung fähig sind. Ich weiß nicht, ob man einen ähnlichen Grundsatz bereits für die Neuralgien geltend gemacht hat; jedenfalls ist er nicht durchgedrungen, denn dieser Gegenstand ist noch immer eins der mystischen Kapitel in welchem man mit volltönenden und nichtsföghenden Phrasen abgefertigt wird. Es hat sich in neueren Zeiten die Idee geltend gemacht, die Neuralgien seyen organische Localkrankheiten der Gefühlsnerven, oder ihrer unmittelbaren Nachbarschaft: eine Ansicht welche unterstützt wurde durch das Auffinden von Exostosen und andern Geschwülsten welche den Nerven drückten, oder Geschwülste des Nerven selbst, in einigen Fällen. Das Vorhandenseyn dieser Geschwülste erklärt aber eine wichtige Eigenthümlichkeit der Neuralgien gar nicht, das unerwartete, den electricischen Entladungen ähnliche Auftreten der Schmerzen und ihr Wiederverschwinden, meistens ohne in die Augen fallende Ursachen. Es ist wohl nicht denkbar daß ein so heftiger Localreiz ohne Reflex in den Bewegungsnerven bleibe, es ist auch gar nicht wahrscheinlich, daß die stoßweise Innervation der schmerzenden Nerven ohne Zusammen-

hang mit krampfhaften Bewegungen auftreten könne, eben so wenig ein Krampf entstehen kann ohne vorübergehende Einwirkung auf die Gefühlsnerven. Bey allen Amputirten verwandeln sich die durchschnittenen Nerven-Enden in solbige Geschwülste, aber nur in wenigen Fällen bringen dieselben jene schmerzhaften Stümpfe hervor, die man sich mitunter genöthigt sieht noch einmal zu amputieren. So bringt der Druck, den wir absichtlich auf den Ulnarnerven anbringen, einen fortwährenden Schmerz hervor, und keine stoßweisen Attaquen. Es muß also außer dem Localreize noch ein zweyter Factor vorhanden seyn. Es liegt nahe, diesen in einer Combination mit krampfhaften Bewegungen zu suchen. Wenn der Knieschmerz die Folge einer Contractur der psoae ist, von welcher Patient in diesen Muskeln nichts empfindet, eben so wenig wie eine Kreisende die Wehen im Uterus empfindet, so geht daraus hervor, daß dieser zweyte Factor der Neuralgien nicht zum Bewußtseyn zu gelangen braucht. Es leuchtet daraus aber auch die Hoffnung hervor, daß es uns durch treue Beobachtung mit Hülfe der Lehre von der Reflexion und Combination gelingen könne, den Sitz dieser krampfhaften Bewegungen aufzufinden, wie die Ursache des Knieschmerzes. — Der Zusammenhang der Neuralgien mit Abdominal-Leiden hat längst die Aufmerksamkeit der Aerzte erregt, sie gleichen darin den Hyperästhesien der Sinnesnerven, aber unterscheiden sich von denselben durch die grausame Eigenthümlichkeit, nicht so leicht wie diese in Torpor und Lähmungen überzugehen, wofür der Grund wohl nicht schwer zu finden seyn möchte. Die Heilmittel der Neuralgien scheinen auch darauf berechnet beide Factoren

der Nerventhätigkeit in Anspruch zu nehmen. Wir suchen nicht bloß durch narcotica die Reizbarkeit der sensibeln Nerven, sondern auch durch tonica die irritabeln Theile gegen das Entstehen krampfhafter Bewegungen abzustumpfen, und es zeigt sich nach meinen Erörterungen, daß diese beiden Classen von Heilmitteln am Ende denselben Zweck haben die Combination zu unterbrechen, welche sich zwischen motiven und sensibeln Nerven im Exceß entwickelt hat. Läge nicht in den excessiven Reactionen dieser Combination der vorzüglichste Grund der Neuralgien und viel weniger in dem Local-Uebel des Empfindungsnerven, so müßten Paralyseu viel eher die Folge der Neuralgien seyn. Es ist aber bekannt, daß dieselben ein ganzes Menschenleben elend machen können. Die häufigen Paralyseu des facialis in Folge leichter Entzündungsproceße in seine Nachbarschaft, beweisen, daß nicht so gar vie dazu gehört um durch organische Proceße einen Nerven zu paralyseu. Nun gibt es auch allerdings Neuralgien bey denen die peripherischen Enden, in welchen der Schmerz empfunden wird, gelähmt und bey Berührungen unempfindlich sind. In diesen Fällen kann man wohl mit einiger Sicherheit auf ein Local-Leiden des Stammes schließen, von dessen gereizter Stelle nun die centripetalen Strömungen ausgehen, wenn der Krampf des motorischen Factors eintritt. Es wird, wie ich glaube, durch die Lehre von den Combinationen begreiflich, warum die Durchschneidung neuralgischer Nerven so selten Erfolg hat, warum sich die Schmerzen nicht genau an einzelne Stämme binden und deren anatomische Richtung verfolgen, warum sich neue Nester afficirt zeigen, wenn die Reizbarkeit der zuerst ergriffenen erschöpft ist, oder wenn man sie durch

schnitten hat. Denn die Combinationen motorischer und sensorischer Nervenfasern sind unendlich mannigfaltig, Nervenstämme sind aber nur juxtaponierte Nervenfasern, und der motorische Factor ist in der Regel dem chirurgischen Messer unerreichtbar.

Ich kann mir hier das Vergnügen nicht versagen, die Anwendung meiner Ideen auf eine Neuralgie zu machen, bey welcher es sich nachweisen läßt, daß der erste Anstoß der Schmerzen von dem motiven Factor ausgeht. Ich meine die Neuralgie des Testikels, von A. Cooper irritable testis genannt. Diese Neuralgie unterscheidet sich von vielen andern darin, daß sie durch absolute Ruhe des Patienten auf der gesunden Seite verschwindet, daher auch die Kranken gewöhnlich gut schlafen und überhaupt, abgesehen von der Lust absoluten Ruhe, in welcher sie verharren, keine wesentliche Störungen ihrer Functionen erfahren. Der Testikel der leidenden Seite ist etwas geschwollen, hängt etwas tiefer herab, und es findet das dringende Bedürfniß Statt, denselben fortwährend zu unterstützen. Jede Bewegung, Stehen, Gehen bringt die lebhaftesten Schmerzen hervor, nicht bloß im Testikel, sondern auch in der dem Leistenringe benachbarten Haut. Die Krankheit wird entweder durch allgemeine Mittel gegen Neuralgien gehoben, so wie durch Ableitungen in der Leistengegend, oder sie erfordert die Castration und wird dadurch gründlich geheilt. Das Durchschneiden neuralgischer Nerven ist bekanntlich ein sehr zweydeutiges Mittel. Da nun bey der Neuralgie des Testikels die Castration hilft, so muß die Ursache derselben nicht fern liegen. Das Wiederentstehen der Schmerzen bey jeder Bewegung, besonders aber beym Aufstehen und Gehen, deutet darauf hin, daß

die dabey eintretende Thätigkeit und Spannung der Bauchmuskeln, indem sie dazu beytragen den Körper aufrecht zu erhalten, damit in Verbindung stehe. Indem die Bauchmuskeln sich zusammen ziehen verengt sich der Leisten canal. Ein anfangender Leistenbruch erscheint auch bey dem Stöhnen und wenn man den Patienten husten läßt, wodurch die Contractionskraft des Leisten canales eben so wohl vermindert wird als das Andrängen der Därme vermehrt. Durch bloße Berührung der Bauchhöhle mittelst Druck auf den Unterleib bringt man keinen Leistenbruch zum Verhalten. Die Zusammenziehungen des Leisten canales im gesunden Zustande werden vom Samenstrange nicht empfunden; kann man doch auch ein sehr festes Bruchband ohne Schmerzen im Samenstrange tragen lassen. Ist aber, wie es bey der musculösen Beschaffenheit des Leisten canales gewiß leicht möglich ist, daß diese Zusammenziehungen krampfhaft geschehen, denn alle musculösen Canäle sind dem Krampfe unterworfen, so wird theils der Samenstrang gedrückt, theils wird durch die vermehrten Strömungen der im Leisten canale verzweigten motiven Fäden des nervus spermaticus externus eine verstärkte centripetale Bewegung im sensibeln Theile des spermaticus internus erfolgen. So bilden denn erhöhte Reizbarkeit und Krampf den Kreis, welcher die Leiden des Patienten unterhält, denen er jedoch willkührlich entgehen kann, wenn er jeder Bewegung entsagt, welche den Leisten canal zur Contraction anregen kann. Die mäßige Anschwellung der Gefäße des Hodens und das Herabhängen desselben lassen sich mechanisch erklären, durch den Druck auf die Venen und die motorischen Nerven des Cremasters, die im Canale abgegeben werden. Die Castration heilt diesen Zu-

stand, weil darnach der Samenstrang sich in den Canal zurückzieht, weil er einschrumpft und seine Bewegungen im Canale wegfallen. Ich glaube daß man die Neuralgie des Testikels eben so gut durch Einschnneiden der äußern Wand des Leistencanals heilen könne, wie man den schmerzhaften Krampf des sphincter ani durch einen Einschnitt mildt. Auch besorge ich nicht, daß man dadurch zu einem Bruche Veranlassung geben wird, denn die Narben von Muskeln und Sehnen sind von großer Festigkeit, und es ist nicht meine Idee, daß durch den Einschnitt das lumen des Canales erweitert werden solle, sondern daß die krampfartige Disposition desselben gehoben werde. In wie fern sich nach diesen Ansichten auch die Entstehung der hernia humoralis zum Theil erklären lasse, brauche ich wohl nicht auszuführen.

Bei der Neuralgie des Testikels liegen die afficirten motiven und sensibeln Nerven in anatomischer und physiologischer Hinsicht einander sehr nahe, und der motive Factor ist dem chirurgischen Messer zugänglich, beym Gesichtschmerze ist die motorische Quelle allem Anscheine nach tiefer und liegt vermuthlich in den Unterleibsorganen, doch können die bey einem oberflächlich liegenden Processe gewonnenen Aufschlüsse zur Aufklärung der versteckteren benutzt werden, so wie man die Lehre von den äußern Entzündungen mit Glück auf die innern angewandt hat.

Indem ich mit dieser Anwendung auf einen bisher noch dunkeln practischen Gegenstand meine Erörterungen über das Gesetz der Combination beschliesse, bin ich weit entfernt zu glauben, daß ich für die Begründung desselben einen stringenten Beweis geführt habe. Ich zweifle nicht daran, daß dem Genius der neueren Physiologie erst eine Hecatombe geopfert werden müsse, ehe

mein Lehrsatz als bewiesen betrachtet werden kann. Auch fehlt es mir nicht an Erfindungsgeist für Experimente an lebenden Thieren, wohl aber an der Neigung dieselben auszuführen. Ich überlasse dieselben mit Vergnügen den Physiologen vom Fache; auch habe ich Joh. Müller nie u den glücklichen Gedanken, wie er ihn selbst nennt, beneidet, den Bell'schen Lehrsatz an Fröschen zu beweisen! Doch glaube ich den experimentierenden Physiologen noch folgendes in Erinnerung bringen zu müssen. 'Reizungen beweglicher Theile durch mechanische oder andere Mittel bringen keine vermehrte Strömungen vom Centro her bis zu der gereizten Stelle hervor', sondern nur von der gereizten Stelle des Nerven abwärts, dieß bleibt sich gleich, mag man nun die Muskelfasern selbst, oder die zu ihnen gehenden Nerven reizen. 'Um deshalb Strömungen zu erregen die vom Centro ausgehen muß man reflectierte Bewegungen veranlassen', denn nur diese können, wie die von dem Willen veranlaßten, sich mit centripetalen Strömungen in den Gefühlsnerven combinieren. Reizungen eines Bewegungsnerven werden niemals solche Combinationen veranlassen, weil die Strömungen in ihnen centrifugal sind.

Da ich obige kleine Abhandlung nur als ein etwas weitläufig ausgedrücktes Thema für physiologische Untersuchungen betrachte, so füge ich in demselben Sinne noch folgende Theses hinzu, die mit demselben in genauer Verbindung stehen.

1. Durch die Thätigkeit motiver Nerven werden nicht bloß Combinationen in Gefühlsnerven erzeugt, sondern die Innervation anderer motiven vermindert, z. B. während der Thätigkeit der Flexoren die der Extensoren, während der

Thätigkeit der Exspiratoren die der Inspiratoren, daher letztere durch heftigen und anhaltenden Husten gelähmt werden können.

2. Die Vegetation der Organe, zwischen welchen eine Combination motorischer und sensoriel-
ler Nerventhätigkeit besteht, ist genau verbunden.

Man es daher besondere vegetative Nervenfasern
t, so verlaufen dieselben vermuthlich mit den
regelmäßigen Nerven. Vielleicht aber, und mir
höchst wahrscheinlich, ist zwischen dem Einfluß
d Nerven auf Bewegung und Gefühl von ei-
ner Seite und auf Vegetation von der andern
nur ein Unterschied in modo.

3. Der Einfluß des Gangliensystems auf die
Vegetation der nicht mit Gangliennerven verse-
henen Theile besteht in der Erzeugung combi-
nirter und reflectirter Aeußerungen der regel-
mäßigen Nerven. Die Ganglien sind dazu ge-
bildet, um empfangene Eindrücke länger fortwir-
ken zu lassen und die Combinationen der Ner-
venthätigkeit im Umschwunge zu erhalten, bis
neue Lebensreize einwirken.

4. Es gibt keine sogenannte Mitbewegungen
ohne Dazwischenkunft sensoriieller Combination.

5. Es gibt keine sogenannte Mitempfindung
ohne Dazwischenkunft reflectirter Bewegung.

F r a n c e r .

J. A. C. Rovers oratio de philosophia
Socratica, optima ad religionem christia-
nam via ac praeparatione, dicta publice,
die XXIII. Junii 1834. 36 S. in 8.

Die Frage: in wie fern die Socratische Phi-
losophie als eine Vorläuferin des Christenthums

betrachtet werden kann, ist gewiß eine der interessantesten. Der Redner sucht diese Frage zu beantworten, indem er die Hauptmomente hervorhebt, wodurch dieses geschah. Es war das Verdienst des Socrates, indem er die Sophisten bekämpfte, die Aufmerksamkeit auf die moralische Seite der menschlichen Natur zu richten, die Selbstprüfung und Selbstkenntniß befördern, und zu zeigen daß das wahre Glück in der Tugend zu suchen sey. Zugleich verbreitete er würdigere Begriffe von der Gottheit, und stellte es als Aufgabe des Lebens auf, der Gottheit ähnlicher und dadurch ihr wohlgefälliger zu werden. Denn nicht wie die Menschen sind, sondern es zu wünschen steht daß sie seyn sollten, lehrte diese Philosophie. Daher suchte ihr Stifter seine Schüler von vorgefaßten Meinungen und Einbildungen zu befreien, indem er sie auf sich selbst aufmerksam machte. Dieß geschah durch die Methode seines Unterrichts, und ward nachmals durch die Männer, die sich in seiner Schule gebildet hatten, und später durch die Verpflanzung der Socraticischen Philosophie in die Römische Welt bewirkt.

Die Rede überhaupt ist eine Frucht der in Holland wieder erweckten Vorliebe für die Socraticische und Platonische Philosophie, wozu die dort so viel gelesenen Werke eines van Heusde, aus dessen Schule auch der Verfasser hervorging, so wesentlich beygetragen haben.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

77. Stück.

Den 16. May 1836.

B e r l i n .

In der Nicolaischen Buchhandlung: Grundriss der Sanitäts-Policey mit besonderer Beziehung auf den Preussischen Staat. Von Dr. A. S. Nicolai, pract. Arzte in Berlin, Medicinarrathe und Mitglied des Medicinal-Collegiums der Provinz Brandenburg u. s. w. 1835. X u. 604 Seiten in 8.

Zu einer Zeit, in welcher die Regierungen für das gemeinsame Wohl ihrer Unterthanen durch jede bestmögliche Einrichtung sorgen, um eben den Zweck des Staates, Freyheit jedes Einzelnen, Verhinderung der Beeinträchtigung des Rechts jedes Menschen sein eigenes Wohl sich selbst schaffen zu können, zu erreichen, ist es ein lobenswerthes Unternehmen des Verf., einen Theil der Staats-Arzneykunde ausführlich zu bearbeiten, nämlich denjenigen, welcher auf den Erfahrungssätzen der Natur- und Heilkunde beruht, und nach gewissen Grundsätzen die Erhaltung und

Beförderung eines möglich vollkommenen physischen und geistigen Zustandes der Mitglieder eines Staates durch Einführung von Vorschriften, welche die Kenntniß der Wirkungen der verschiedenen Lebens-Einflüsse ergeben hat, bezweckt. Denn nicht allein seinen Fachgenossen, namentlich den öffentlichen Aerzten, hat er durch seine Zusammenstellung der seinen Gegenstand betreffenden Grundsätze einen Dienst geleistet: sondern es muß sein Werk auch allen denjenigen willkommen seyn, welche, wenn auch nicht Aerzte, doch in ihren bürgerlichen Verhältnissen so gestellt sind, daß sie in die Berührung mit der Verwaltung des Staats von derjenigen Seite kommen, wodurch nach gewissen das allgemeine und so auch das Wohl des Einzelnen bezweckenden Grundsätzen die allseitige Entwicklung und richtige Verwendung der Menschenkräfte das Wohl und die möglichst menschlich-vernünftige Vollkommenheit befördert wird, eine Seite, die wir die polizeyliche überhaupt nennen. — Der Verf. trägt in seinem Werke die Wissenschaft vor, welche diejenigen Kenntnisse, Grundsätze und Regeln umfaßt, welche bey der Sorge für die Erhaltung und Beförderung des Gesundheits- und physisch-vollkommenen Zustandes der Einwohner eines Staates befolgt und ausgeführt werden müssen, genannt die Gesundheits-Polizey. Leider wird auf Universitäten dieser höchst wichtige Zweig stiefmütterlich behandelt: mancher Arzt tritt in die practische Laufbahn, ohne sich im geringsten um diese Doctrin bekümmert zu haben, theils hat es ihm an Gelegenheit dazu gefehlt, theils hat er die ihm dargebotenen Vorlesungen vernachlässigt, vermeinend, es bedürfe keines eigenen Studiums dieser Wissenschaft.

Wir sind auch gerne geneigt, die Entschuldigung eines solchen zu übernehmen, da bey dem großen Zuwachse der Wissenschaften, bey den vielen Anforderungen, die man heute an einen Candidaten der Medicin macht, ihm kaum viel übrig bleiben wird zu solchen Wissenschaften, die er gerade nicht als durchaus nothwendig zu seinem künftigen Fortkommen überhaupt achtet; auch hat ein wohlgeordneter Staat ja überall die Einrichtung getroffen, Candidaten, welche das Amt eines öffentlichen Arztes, eines Physicus u. s. w. in Anspruch nehmen, einem neuen Examen zu unterwerfen, und dann gerade auf die Fächer, welche die sogenannte Staatsarzneykunde in sich schließt, specielle Rücksicht zu nehmen. Indessen sollte es sich jeder angehende Arzt angelegen seyn lassen, ganz abgesehen davon, ob er dereinst eine öffentliche Anstellung der genannten Art übernehmen will oder nicht, sich auch mit der medicinischen Polizey bekannt zu machen, er sollte in Ermangelung eines auf der Universität genossenen Unterrichts die besseren Werke darüber zur Hand nehmen, und einem solchen können wir neben anderen, z. B. dem noch nicht übertroffenen Werke des J. P. Frank, auch vorliegendes zum Selbststudium empfehlen. — Daß das vorliegende Buch mit besonderer Beziehung auf den Preussischen Staat geschrieben, erhöht noch das Interesse, indem eine Menge, von dem letztern erlassene Verfügungen zur allgemeinen Kenntniß kommen, mithin bey ähnlichen Fällen Behörden anderer Staaten erspriessliche Vergleiche anstellen können, ganz abgesehen von dem speciellen Interesse, welches dadurch das Werk für Aerzte und Polizey-Beamte der Preu-

fischen Monarchie erhält. — Die zu seiner Doctrin gehörigen Gegenstände behandelt der Verf. unter folgenden Abtheilungen: 1. Die Nahrungsmittellehre in sanitäts-polizeylicher Hinsicht. 2. Schädliche Gewächse. 3. Schädliche Thiere. (Hier ist unter andern das Wurstgemit abgehandelt). 4. Schädliche Koch- und Geschirre. 5. Schädliche Farbestoffe, Schmen und Pomaden. 6. Nachtheilige Einflüsse von Seiten der Luft. (Hier unter andern das Nöthige über Ansteckungsstoffe, Miasmen und Contagien.) 7. Gesundheitsgemäße Einrichtung menschlicher Wohnungen. 8. Von der Sorge für die Erzielung und Erhaltung einer gesunden und zahlreichen Bevölkerung. (Das medicinisch-polizeyliche über die Ehe u. s. w. findet hier seine Stelle: eben so spricht der Verf. über die Waisen- und Findlingshäuser. Er erkennet die Nachtheile letzterer als um so größer, je größer die Anstalten selbst sind; die, welchen die Aufsicht obliegt, dienen für Geld! Anders aber verhält es sich da, wo barmherzige Schwestern und Menschen aus bloßer inniger Liebe zum Wohlthun sich diesem Geschäfte widmen, hier pflegt der Erfolg ein anderer zu seyn). 9. Vom Einflusse der Sittlichkeit und Unsittlichkeit, Unzucht u. auf die Bevölkerung. 10. Schädliche Kleidertracht, Moden. 11. Von der Verhütung zufälliger Gefahren für Gesundheit und Leben (z. B. durch Blitz, Feuer, Erdbeben, tolle Thiere u. s. w.). 12. Vom Aberglauben und den Vorurtheilen. (Hier spricht der Verf. von dem Einflusse medicinischer Systeme und Theorien; ferner vom Einflusse des Frömmelers- und Sectirers-Wesens, ein in jehiger Zeit besonders zu beherzigendes Kapitel! Auch den gemeinsa-

men Bibern der Israeliten widmet er hier seine Aufmerksamkeit). 13. Von der Sorge für Sterbende, Verhütung des Lebendig-Begrabens, Rettung der Früchte bey Schwangern. — Eine kurze Literatur hat der Verf. sowohl in der Einleitung vorausgeschickt, als er auch bey den einzelnen Gegenständen ausgesuchte Werke und Monographien angeführt hat.

S.

S t e t t i n.

Baltische Studien, herausgegeben
von der Gesellschaft für Pommersche
Geschichte und Alterthumskunde. Er-
stes Heft. 1832.

Die Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde entstand im Jahre 1824. Ihre Ausschüsse zu Stettin und Greifswald gründeten an beiden Orten Sammlungen vaterländischer Alterthümer. Die von ihr heftweise heraus gegebenen 'baltischen Studien' sollen enthalten: Auszüge aus ungedruckten Pommerschen Chroniken, Uebersetzungen altnordischer Sagen, Urkunden, Geschichten Pommerscher Städte, größerer Bezirke und einzelner Familien, so wie historisch-antiquarische Abhandlungen. Das vorliegende Heft ist das erste, welches von der Thätigkeit dieses Privatvereins, und wie weit der angeedeutete Zweck vorläufig erreicht worden, Rechenschaft ablegt. Den Anfang macht I. eine Abhandlung 'über die Geschichte Pommerns und ihr Verhältniß zur deut-

schen Geschichte, von dem Archivar B. von Medem.' Nach einer allgemeinen philosophischen Betrachtung über historische Monographien, Particulär-Geschichte, und ihren Werth in Bezug auf allgemeine Geschichte, heißt es: Eine Geschichte Pommerns muß besonders die Slavischen Bestandtheile von den Germanischen sondern, den Kampf des Slavischen Elements mit dem Germanischen, als Quelle der späteren Geschichte, auffassen. Das erstere ist aus schriftlichen Denkmahlen, Bauten, Waffen — wozu Nachgrabungen Gelegenheit geben — das Germanische dagegen in seiner Reinheit nur gleichzeitig in Scandinavien zu suchen. Die Verschmelzung geht schon mit Einführung des Christenthums an, bis später der Einfluß: und endlich die Reformation und der dreißigjährige Krieg allen äußern Unterschied verschwinden macht. II. Die Kriege Waldemar's und Knud's gegen Pommern, aus der Knytlinga-Saga übersetzt, von Kombs. Einheimische Schriftsteller haben wir über diese fortwährenden Raubzüge der Dänen (von 1157 bis 1185) nicht; der einzige Ranzow, der mehrere Jahrhunderte später lebte, scheint dem Dänen Saxo fast wörtlich gefolgt zu sein. Ebenso Helmold und Kranz. Eine neue Quelle ist die 1829 zum erstenmal in Kopenhagen im Druck erschienene Knytlinga-Saga. Ob sie eine Bearbeitung Saxo's für das Volk sey, wird unentschieden gelassen; jedenfalls ist die Erzählung vollständiger. Die hier beygefügtten Noten enthalten manche wichtige Untersuchung über Vertlichkeiten der alten Geographie von Pommern und Rügen. III. Lebensumstände der Sophie von Schleswig-Hollstein, Wittwe

Herzogs Philipps II. zu Pommern. Das Band der Ehe ward bekanntlich früh wieder getrennt; der Herzog starb 1618 und man schrieb seinen Tod und die Unfruchtbarkeit der Ehe seiner Verbindung mit dem Stiftsfräulein in Mariensfließ, d. i. schönen Sidonie von Bork, zu, die nach langer Untersuchung durch richterlichen Spruch der Rauberey schuldig erkannt und zu Stettin verbrannt wurde. Die schöne Sidonie hatte schon in ihrer Jugend den Herzog Ernst Ludwig, Philipps's Oheim, angezogen und ihn bis zu einem Eheversprechen mit sich hingerissen. Allein die fürstliche Familie trat gegen dieses Mißbündniß auf, und daher soll die Erbitterte allen Angehörigen des Hauses Haß bis zum Tode gegeben haben. IV. Nachricht von einer schon in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts gefundenen Graburne, die auf dem Boden ein Buchstaben ähnliches Zeichen, einem hebräischen Simel nicht unähnlich, hatte. Solche Bezeichnungen Germanischer oder Slavischer Urnen sind allerdings eine sehr seltene Erscheinung; doch kann Ref. nicht unbemerkt lassen, daß auch unser akademisches Museum eine bedeutend große Urne, die im Dsnabrückschcn ausgegraben wurde, besitzt, auf deren einer Seite gegen die Halsöffnung zu das eingedrückte Zeichen eines in der Mitte durchstrichenen Lateinischen L zu sehen ist. — Ferner Nachricht von zwei alten Gräbern im Dramburger Kreiße, mit Menschenknochen, die in Mörtel, und einem messingenen Gefäße, das gleichfalls in Kalk und Steine eingesezt war. In einem dritten ein Gerippe unter vielen Steinen; alle Gebeine zerschlagen, und das Ganze zeugte für den gewaltsamen Tod des Bestatteten,

als sey er durch die kopfgroßen Steine zu Tode gesteinigt. Indessen darf man hiebey nicht vergessen, daß unter den mannigfachen Structuren altgermanischer Grabhügel auch eine, sowohl im Norden, wie im Süden von Deutschland vorkommt, wo der Hügel über der Leiche auf kern Steinen aufgebaut ist, deren Druck der Zeit nothwendig die unterliegenden Knochen zertrümmern mußte. — Vermuthung, daß in Gräbern oft gefundenen Spiralgewinde weiblicher Kopfspuß gewesen. Ref. kann jedoch darin nichts weiter als jene Arm- und Beinzierden erkennen, die bei allen Völkern des Alterthums, selbst auf Statuen und hebräischen Gefäßen, vorkommen. — Ferner eine beachtenswerthe Nachweisung, daß oft der Umsturz ganzer Waldungen und ihr Versinken im Moore, bloß der unvorsichtigen Anlage von Stauwerken in Flüssen vor Alters zuzuschreiben. Hier bey dem Dorfe Seelow, wo anscheinend schon 1163 zwey Mühlen angelegt wurden. Endlich Mittheilung und Abbildung einer Schiefertafel mit einer noch nicht erklärten Eindschrift, die in einem Grabe bey Binz auf Rügen gefunden seyn soll. Sie gehört ohne Zweifel der christlichen Zeit an, wenigstens glaubt Ref. die Worte filius Ihsu Xti. nicht zu verkennen.

G e t t i n g e n s e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

78. 79. S t ü c k.
e n 19. M a y 1836.

U t r e c h t.

Apud van der Post: Specimen historico-medicum, de Cholerae Asiaticae Itinere per Belgium septentrionale, A. 1832—34, tabulis statisticis et geographicis illustrato. Auctore A. C. G. Suerman. XXXII u. 289 Seiten. 1835. Octav.

B e r l i n.

Die Verbreitung der Cholera im Preussischen Staate. Nach amtlichen Quellen bearbeitet von W. Wagner, ord. Prof. an der Friedrich-Wilhelms-Universität etc. Mit einer Karte. 145 S. 1832. Octav.

Die Frage, zu deren Lösung die zwey vorliegenden Schriften einen wesentlichen Beitrag liefern, ist so wichtig für das Menschengeschlecht, daß sie nicht genug mit wissenschaftlicher Kritik erörtert werden kann. Sie zeigt das Eigenthümliche, daß sie fast allerwärts, wo ein dringendes

Bedürfniß sie zum Gegenstande des Tagesgesprächs oder der strengen Untersuchung macht, eine regelmäßige Folge von Stadien durchläuft. Ist die Krankheit noch fern, aber die Besorgniß ihrer Annäherung gegründet, so ist der Glaube an ihre Verbreitung durch persönliche Mittheil fast allgemein, und es werden dem gemäß kalten und Verwahrungen getroffen. Tritt aber mit dem Gefolge ihrer ersten Sympto in der Mitte einer Stadt auf, so hört man gar bald die Versicherung, sie sey nicht ansteckend. Das menschenfreundliche Gefühl, das Verlangen, sich gegenseitig Hülfe zu leisten, die Sorge vor den Ausbrüchen der Noth des großen Haufens, die Furcht, von Verwandten und Freunden abgesperrt zu werden, und die oft noch größere Besorgniß, daß Handel und Wandel nach Außen hin unterbrochen und gelähmt werden könnten verwischen mit Einem Male beynah jede Spur der früheren Ueberzeugung. Es finden sich Gründe genug dazu in den Erfahrungen, daß oftersperrung nichts genützt, daß sich Preisgeben der Gefahr nicht geschadet habe; man beruhigt sich mit der Macht unerklärbarer Worte, mit der Annahme tellurisch-kosmischer Einflüsse, deren eiserner Nothwendigkeit man sich ergeben müsse. So bald aber durch die Thätigkeit der Behörden, durch die Aufopferung der Aerzte, durch erlangte Erfahrung der Einzelnen und durch andere günstige Ursachen die Krankheit in ihrem Umsichgreifen und in ihrer Heftigkeit sich beschränkt und endlich so weit abnimmt, daß nur vereinzelte Fälle davon vorkommen, sie also in die Kategorie der andern einheimischen Krankheiten tritt, dann wird die große Menge gleichgültig gegen die theoretische Frage; sie hält sich für erlöst von der bedrohenden Calamität

und lebt wiederum Tag für Tag von der Gunst des Zufalls.

Für die Wissenschaft jedoch sind die erlangten Erfahrungen nicht verloren. Der Blick des Forschers, der vom Tumulte und der Gefahr des Augenblicks sich nicht umdüstern ließ, überschaut nun, nachdem die Krankheit vorübergezogen ist, in so sicherer die Bedingungen ihres Erscheinens, Verweilens und Verschwindens.

N. I. gibt ein vollständiges Bild von der Ankunft und der Verbreitung der Cholera in Holland in den Jahren 1832 und 1833. Die klare und übersichtliche Darstellung des Verfassers würde in jeder der neueren Sprachen nicht verfehlen die Aufmerksamkeit des Lesers festzuhalten; nun aber ist sie im römischen Gewande verfaßt, und wir müssen gestehen, nicht leicht in medicinisches Buch gelesen zu haben, das an einem classischen Ausdrucke so sehr den Stempel des Alterthums an sich trüge. Gehörte nicht der Gegenstand der jüngsten Zeit an, man würde versucht seyn zu glauben, hier ein Denkmal aus der alten Welt vor sich zu haben, das mit der bestimmten und körnigen Schreibart eines Celsus die Feinheit Ciceronischer Urbanität verbindet.

Nach der Widmung an seinen Vater liefert der Verf. in der Einleitung (XVII—XXVII) eine gedrängte Uebersicht der Geschichte und des allmählichen Vordringens der Krankheit. Für Holland fürchtete man von Süden her am meisten Gefahr (S. XVIII): *Oculis ita anxie versus Austrum conversis, en, subito fama ruit, sub Junii finem in ipsa Hollandia, prope sedem regiam, inter piscatores Sceveningenses morbum exortum esse.*

In das Pathologische und Therapeutische läßt er sich nicht ein; er verfolgt bloß den Gang des Uebels; über die Contagiositätsfrage äußert er sich so (S. XXI): Jam vero sic mecum cogitabam, odiosam illam de Cholerae contagio contentionem fere illud effecisse, ut facili quibusdam inhaereretur, integer epidemiae decursus minus attenderetur. Tant autem me litibus immiscere nec ausus, nec cupiens, aliam superesse viam existimabam, quae omni Physicae, ideoque et Medicinae communis, una vera habenda est, ut scilicet sedulo et accurate particularia quaecunque explorentur et colligantur, ut hinc generalia adscendantur, et sic ultimo loco in causas inquiratur phaenomenorum.

Dann folgt eine Aufzählung der Schriften, die bereits über die Holländische Epidemie erschienen sind und deren Zahl schon über 40 steigt. Die erste Abtheilung des Buchs (S. 1 — 196) enthält in geordneter Folge die Darlegung der Facta. Von dem Habitus des Jahrs 1832, von den Witterungsverhältnissen und der epidemischen Constitution. Auftauchen der Krankheit (S. 10): Quum jam in tota fere patria nostra civium sanitas optime sese haberet, subito in Hollandiae sabuletis, ad mare Germanicum, apparuit Cholera. Ein Fischer-Fahrzeug, das sich während stürmischer Witterung lange auf dem Meere herumgetrieben hatte, kam in der Nacht vom 24. Junius nach Scheveningen zurück mit an der Krankheit daniederliegenden Schiffern. Beide wurden späterhin hergestellt. Viele beschuldigten als Bedingungen des Uebels Wind und Wetter, verdorbene Nahrungsmittel, faule Fische; andere bewiesen mit Gründen (ebendaf.): ex contactu vetito, temeratis quadra-

genis, illos funestum attulisse donum. Die Badegäste flüchteten sich. Doch war Anfangs die Zahl der Kranken sehr gering, am 7. Julius nur sieben. Vanus ergo multis terror habebatur. At vero vanam opinionem mox deleuit, morbus (S. 11). Bis zum 26. August waren bey 4600 Einwohnern 617 Kranke und 177 Gestorbene. Bald, jedoch später als man sich fürchtete, kam die Krankheit nach dem Haag: Dum vero Sceveninga morbo laborabat, recepit eundem regia sedes, quae quidem incolarum moribus et indole a piscatorio pago toto caelo distat, eidem vero et vicinia, rupto hominum commercio arcte conjungitur, ita ut unam simul urbem constituere viderentur (S. 16). Ausbruch der Krankheit in Rotterdam; Delft; an der Mosel; an der Elbe und am Leck; am Rheine. Der erste Kranke in dieser Gegend war ein Fischer, qui Sceveningae interfuerat funeris exsequiis (S. 48); in Leyden war der erste bajulus, qui lanam transportarat, aliunde ad lavandum advectam (S. 49). In Amsterdam (von 1497 Kranken starben 793, S. 66); im nördlichen Holland; in der Provinz Utrecht (in der Stadt Utrecht fungierte der Verf. selbst als Cholera-Arzt, weshalb er hier besonders ausführlich ist; S. 86: custodum, qui ibidem degebant, nemo affectus, alia vero in urbe custodem morbo succumbentem vidi, postquam linteamina, ab aegrae vomitu humida, supra ignem exsiccarat); in Geldern; Oberissel; Drent; Friesland; Gröningen; Nordbrabant und Seeland. Nachdem die Epidemie viele Opfer, vorzüglich aus der unteren, bedürftigen Klasse, oder von den Unmäßigen gefordert hatte, schien sie zu erlöschen und das folgende Jahr unter

günstigeren Auspicien sich zu zeigen. Aber in der Mitte Junius 1833 fing die Krankheit in Rotterdam wieder heftig zu wüthen an, und verbreitete sich von hier aus wieder in verschiedene holländische Provinzen. Auch nachdem sie nach und nach wieder erloschen war, kam sie im Jahre 1834 wieder hie und da zum Vorschein, besonders bey Veranlassung, daß die freywilligen Bürgergarden von dem Heere nach Hause zurückkehrten (S. 193: *sagittarii per missionem domum revertebantur. Pompa triumphali-grata eos patria recipiebat. Lautae eos, quocunque ducebat iter, exspectabant epulae*). Zuletzt tauchte die Krankheit nochmals in Rotterdam auf (S. 196: *quod profecto tristes agit in Cholerae historia partes*), war aber nur auf wenige Fälle beschränkt, welche dann auch die letzten in Holland gewesen zu seyn scheinen.

In der zweyten Abtheilung (S. 197 — 279) werden nun die Resultate aus der vorhergehenden Darstellung abgeleitet und zusammengestellt. Von einer Bevölkerung von 2,427,206 erkrankten in den Jahren 1832 und 1833 10,559, in den Städten 8245, auf dem Lande 2314; es starben 5093, in den Städten 4011, auf dem Lande 1082. Der Verf. geht sehr ins Einzelne, wohin wir ihm hier nicht folgen können. Vorläufer der Epidemie zeigten sich gerade da, wo sie zuerst ausbrach, gar nicht (S. 203: *memorable autem est, in loco epidemiae initiali, Sceveninga, praecursores defuisse*), späterhin häufig. Die, welche zuerst ergriffen wurden, waren fast immer Schiffer oder Soldaten, namentlich von Außen kommende. Der Ausbruch geschah in der Regel im Hafen; Casernen, enge und ungesunde Straßen litten am meisten und längsten. Die Verbreitung vermochte man eben

so wohl schritt- als sprungweise zu verfolgen (S. 209): simulac urbem quandam majorem attingerat, hinc, veluti ex centro, pedetentim in ambientia rura sese dispergebat. Abschließung schützte nicht immer; die Gefängnisse wurden heimgesucht, kaum die Waisenhäuser (S. 214).

Ein periodischer Verlauf ließ sich nicht bestimmt wahrnehmen; meistens wird vom Verf. unterschieden (S. 220) praecursores, incrementum, culmen, decrementum, recrudescencia, finis. In Betreff der Heftigkeit nimmt er vier Klassen an, die er (je nachdem 20 und mehr, oder 10—20, oder 5—10, oder unter 5 vom 1000 starben) äußerst und sehr heftige, heftige oder wenig heftige Epidemien nennt. Dann handelt er von der Dauer, von dem Einflusse des Geschlechts, Lebensalters, der Lebensweise, und zuletzt von den Ursachen. Ausführlich untersucht er die Verhältnisse des Bodens, der Wasser und der Luft; aber er kann in ihnen keine ursächlichen Momente auffinden. Das Kapitel De vi commercii hominum ad Choleram propagandam (S. 264) beginnt der Vf. mit den Worten: Quandoquidem neque physica terrae, neque aquarum, nec aëris consideratio multum lucis attulerit ad interpretandum Cholerae iter, sed ad negativum potius earum effectum admittendum duxerit: exploremus, num in ipsa hominum societate probabiliorem illius nexus inveniamus rationem. Er findet als Resultat einer ruhigen, umsichtigen und parteylosen Prüfung: Choleram humana societate propagari (S. 268). Die Mitwirkung und den Einfluß der individuellen Disposition und der immerhin räthselhaften epidemischen Constitution entwickelt er

gleichfalls mit Umsicht. Die zwey beygegebenen illuminirten geographischen Kärtchen verdeutlichen mit zweckmäßigen Zeichen die Ausbreitung, Dauer und Stärke der Epidemie in den einzelnen Gegenden Hollands während der beiden Jahre ihres Dortseyns.

erl
 N^o. II. Die Bemühungen, welche das Preussische Gouvernement anwandte, um die herannahende Cholera von seinem Gebiete abzuhalten, werden in der Geschichte ihrer europäischen Wanderung unvergänglich bleiben. Nachdem ein Zusammentreffen physischer und politischer Verhältnisse die an den östlichen Grenzen des Königreichs mit unerhörter Anstrengung gehandhabten Abwehrungs-Maßregeln in ihrer Hauptwirkung vereitelt hatte, hörte man dennoch nicht auf, das Vordringen der hereinbrechenden Krankheit Schritt für Schritt streitig zu machen, und man ging von den strengeren Verordnungen erst dann ab, als der allgemeine Nothruf der Handel- und Gewerbetreibenden kaum eine andere Wahl mehr übrig ließ. Auch später noch zeugten die für die noch nicht ergriffenen Gebietstheile der Monarchie erlassenen Gesundheitsbefehle von der festbegründeten Ansicht der Regierung, deren Modificationen nur von den besondern Umständen der im Innern des Landes schon verbreiteten Krankheit herrührten, und von der schwer zu ändernden Meinung der Mehrzahl der Bevölkerung, die nun einmal ein größeres fernes Uebel lieber erleiden will, als ein nahe gelegenes kleineres.

Wie aber die eben bezeichnete Ueberzeugung und Entschließung der Preussischen Behörden auf umfassenden und amtlich ermittelten Thatsachen beruhe, davon setzt uns diese Schrift in Kenntniß. Der Verf., der im Stande war genau

eigene Erkundigungen und officielle von andern einzuziehen (es werden Auszüge aus vielen Berichten der Oberpräsidien, der Landräthe und Sanitätsbeamten mitgetheilt), liefert ein detaillirtes Bild von der Annäherung, dem Uebertritt und der Verbreitung der Cholera in Preußen, und verfolgt ihre wüchernde Spur durch 15 Regierungsbezirke, beynah von Ort zu Ort, von Dorf zu Dorf. Die von Frankreich und Belgien her geschehene Einbringung derselben in Rheinpreußen konnte er noch nicht in seine Schilderung aufnehmen.

Statt in das Einzelne der so mannigfach belehrenden Schrift einzugehen, wollen wir bloß einige der Hauptresultate hier mittheilen: 1) Die Krankheit ist aus Rußland, Polen, und zum Theil auch aus Krakau, Gallizien und Oesterreichisch Schlesien in Preußen eingeschleppt worden. 2) Sie ist an zahlreichen Punkten über die Gränze (deshalb auch zunächst in der Regel in die Gränzkreise) gedrungen, hat sich jedoch im diesseitigen Gebiete so lange nur langsam verbreitet und weniger um sich gegriffen, als sie nur kleinere Ortschaften diesseits der Grenze erreicht hatte. 3) Dagegen hat sie bedeutend um sich gegriffen und sich schnell weiter ausgedehnt, so bald sie bis zu größeren Städten gelangt war. 4) Wenn sie in die Nähe von größeren Städten gekommen war, so erfolgte auch alsbald, und zwar sehr schnell, ihr Ausbruch in diesen selbst. Die Schnelligkeit ihres Vorwärtsbringens stand in der Regel in geradem Verhältnisse mit ihrer Annäherung an große Städte. 5) War sie einmal in einer großen Stadt ausgebrochen, so verbreitete sie sich von dort aus strahlenförmig in die umgebenden Ortschaften. 6) Ihre Verbreitung geschah nach allen Richtungen und Him-

melsgegenden; nach Osten, Norden und Süden eben so wohl als nach Westen. 7) In unzähligen Fällen ist ihre Uebertragung von Menschen auf Menschen, nicht nur in demselben Orte, sondern auch nach andern Orten hin auf das Bestimmteste nachgewiesen worden. Die Schwereigkeit, dieß zu ermitteln, war aber um so größer, je umfangreicher und bevölkerter der befallene Ort war. 8) Ihre Verschleppung, besonders in weitere Entfernungen, geschah vorzüglich durch die Schifffahrt, namentlich durch die Flußschifffahrt, und durch Truppenzüge. Durch den gewöhnlichen Verkehr einzelner Personen zu Lande geschah ihre Verbreitung in der Regel nur in der Nachbarschaft und näheren Umgebung des infectierten Ortes. 9) Die Uebertragung der Krankheit wurde nicht selten durch Personen bewirkt, welche selbst entweder ganz gesund waren und blieben, oder doch nur an leichteren Graden derselben litten. 10) Häufig wurde die Ansteckung durch Leichen bewirkt, und ebenso 11) durch die mit den Kranken in Berührung gewesenen Kleidungsstücke. 12) Die trockene oder feuchte, warme oder kalte Beschaffenheit der Atmosphäre wie der Witterung überhaupt äußerte keinen merklichen Einfluß auf die Verbreitung. 13) Sie herrschte nicht selten heftig in hoch, trocken, luftig und in jeder Hinsicht gesund gelegenen Ortschaften, während andere niedrig, feucht und sumpfig gelegene von ihr verschont blieben. 14) Obgleich der Ausbruch der Krankheit gewöhnlich sehr bald, oft schon an demselben Tage und in der Regel innerhalb der ersten drey Tage nach der Statt gefundenen Ansteckungsgelegenheit erfolgte, so kam sie doch auch in manchen Fällen erst weit später, und selbst nach länger als 14 Tagen, zum Ausbruch. 15) Durch die Sperr-

Gordons wurde die Seuche bey ihrem Vorwärtsdringen bedeutend aufgehalten. Besonders ist dieß geschehen durch den Gordon um Danzig und den rechten Flügel des Gränz-Gordons; und wenn sich in dieser Hinsicht der linke Flügel

Gränz-Gordons und die im Innern des Landes aufgestellten Sperrlinien weniger wirksam gezeigt haben, so lag dieß bey jenem an den größeren Hindernissen, welche dort zu überwinden waren, und bey diesem an der Unmöglichkeit sie schnell genug in vollständige Wirksamkeit zu setzen. (Man lese besonders S. 75. 111. 112. 131). 16) In zahlreichen Fällen ist es gelungen, durch eine strenge, vollständige und consequente Ausführung der angeordneten sanitäts-polizeylichen Maßregeln und hauptsächlich durch Isolierung der Kranken und sorgfältige Reinigung der Wohnungen das bereits ausgebrochene Uebel im Keime zu ersticken und seine weitere Verbreitung zu verhindern. 17) Wo die Krankheit am wenigsten für ansteckend gehalten, und die auf ihre Contagiosität sich gründenden Maßregeln am wenigsten mit Ernst und Consequenz durchgeführt wurden, herrschte sie am heftigsten, d. h. war die Zahl der Erkrankten am größten; am geringsten dagegen war diese Zahl dort, wo auf die Ausführung jener Maßregeln am strengsten gehalten wurde.

Eine äußerst dankenswerthe Zugabe ist die große (gegen $1\frac{1}{2}$ Fuß hohe und breite), schön gestochene Karte. Mit verschiedenen Symbolen und Farben sind darauf bezeichnet: 1) die Marschroute der Cholera; 2) die sechs Gordons (an der östlichen Gränze, um Danzig, an der Nahe, Oder, Weisse, Elbe); 3) die Ortschaften, welche innerhalb des Danziger Gordons und wäh-

rend seines Bestehens außerhalb desselben, von Danzig aus, von der Cholera befallen worden sind; 4) die Ortschaften, welche jenseits des Gränz=Cordons, so wie des Cordons im Innern des Landes, und diesseits der letzteren bis zu deren Auflösung befallen worden sind; die Ortschaften, welche diesseits der Cordons im Innern des Landes nach deren Auflösung heimgesucht wurden.

Alle Folgerungen, welche bey dem Lesen der Berichte und Erörterungen successiv sich ergeben, treten dem Beschauer bey der Betrachtung dieser Karte mit einem Male entgegen und ein kurzer Blick auf sie möchte jeden, der die deutlichsten Fingerzeige der Beobachtung und Erfahrung nicht verkennen will, zu dem Ausspruche nöthigen: die Cholera ist aus Indien nur durch Eine Ursache in unser Vaterland gekommen und kann nur durch Eine in demselben verbreitet und erhalten werden.

M.

L e i p z i g.

Bey J. A. Barth: Dr. Ludwig Wachler's biographische Aufsätze. 1835. VIII und 344 Seiten in 8. (Auch unter dem Titel: W. vermischte Schriften 1. Theil).

Dieses treffliche Buch enthält zehn biographische Aufsätze, nämlich über Joh. Balth. Schuppius, J. J. Rousseau, Bernardin de St. Pierre, M. C. Curtius, Johannes Müller, P. L. Courier, C. G. Fürstenau, Weis, W. Münscher und Fr. Passow, — von denen nur der über Bernardin de St. Pierre bisher ungedruckt, ei-

nige der andern aber nach dem ersten Abdruck überarbeitet und zum Zwecke der jetzigen Herausgabe nun nochmals durchgesehen sind. Ref. macht mit einem Gefühle des warmen Dankes für den Verf. die Leser auf diese Sammlung des Werks aufmerksam. Nicht allein daß jeder dieser Aufsätze von der ernstlichen Forschung, dem edeln Sinne und der ausgezeichneten Darstellungsgabe zeugt, die man längst an dem Verfasser kennt; es sind auch so viele unbekannte Züge und charakterisirende Bemerkungen eingewebt, daß selbst, wer mit dem Leben aller der Beschriebenen bekannt seyn sollte, gewiß manches Neue, wenigstens manche neue und beachtenswerthe Ansicht findet. Nicht jede der Biographien ist gleich ausführlich. Namentlich von Weis und Müncher hätte man gern etwas mehr ins Einzelne gehendes gelesen. Aber alles Gegebene ist vorzuziehlich.

Hier nur wenig Genauere zur Bezeichnung dessen, was man in dem Buche zu suchen hat! Gleich die ersten drey Seiten, welche eine Einleitung in den Abriß von Schuppius Leben und Wirken machen, sind Beleg, mit welchem tief eindringenden Blicke der Verf. das sittliche Leben und seine wichtigsten Stützen betrachtet; überhaupt weht durch die Haupttheile des Werks eine rührende Trauer bey Darstellung des moralischen und religiösen Verfalles, aber zugleich ein Geist des tüchtigsten Muthes und begeisterten Vertrauens auf die dem Menschen inwohnende Kraft zum Bessern, so bald er sich dazu mit Ernst ermannen will. — J. J. Rousseau scheint dem Ref. doch mit zu vieler Milde vom Verf. beurtheilt zu seyn. Es ist hier offenbar auf eine 'Rettung Rousseau's' angesehen und

die Darstellung erhält dadurch noch etwas mehr als den Schein der Parteylichkeit. Daß der berühmte Genfer Bürger große Talente mit einem in manche gesellschaftliche Verhältnisse einbringenden genialen Blick besaß, ist nicht zu verkennen; daß er mit einem gewissen theoretischen Ernste in seiner Philosophie bis dahin vorzudringen strebte, wo die oberflächlichen Annahmen der gewöhnlichen Französischen Philosophen jener Zeit vor den im Innern des Bewußtseyn und in der äußern Welt erkannten Thatsachen verschwinden, kann ihm ebenfalls nicht abgestritten werden; daß aber der wahre Adel seines Gemüths nicht über Plane, Worte und kurze Entzückungen hinausreichte und in seiner eignen Schwäche so wie in dem Elemente der fast allgemeinen Sitten- und Gottlosigkeit seiner Zeitgenossen die That mit allem höhern Aufschwung welchen eben erst die That verleiht, wiederunterging, darf man doch auch nicht vergessen.

Höchst lesenswerth ist das Leben des S. J. Bernardin de St. Pierre (nach E. Aimé-Martin bearbeitet). Möchte es von vielen Lesern und auch von vielen Leserinnen genossen und erwogen werden! Es ist an der Zeit, die practische Ausübung der Moral und echter Religiosität in den Familienkreisen mit erneuerter Anstrengung zu dem sittlichen Grundbau des Wohles der Einzelnen und der Staaten zu machen. Ohne diese Reform der Sitten ist jede äußere Reform triegerisch und erfolglos. — Curtius (Hess. Geheim. Justizrath und Prof. zu Marburg) ist anziehend geschildert. Die Aeußerung über den großen G. A. v. Münchhausen (S. 174. 175) ist dem Ref. aufgefallen, und verdiente genauere Untersuchung. — Der fünfte

Vussatz 'Johannes v. Müllers Leben und Schriften' sey allen gerechten und ungerechten Beurtheilern dieses großen Mannes und antiken Geschichtschreibers empfohlen; jenen zu Trost und Freude, diesen zu nochmaliger Prüfung über den Character und Schriftsteller-Werth eines Mannes, den wir so gern den unsrigen nennen.

Interessante Bemerkung (S. 252) über irrigé Parallele zwischen Tacitus und Müller: 'der Römer, sagt der Verf., ist melancholisch, Müller heiter; Tacitus Schriften regiert der Geist der Wehmuth und bitteren Resignation, in des Schweizers Ansichten herrschen Zuversicht und freudiger Glaube an die Menschheit; beide blicken auf eine bessere Vergangenheit mit regem Interesse zurück, Tacitus um unwillig die Zeitgenossen zu strafen, und M., um sie zur Eintracht und zum Brudersinn liebevoll zu ermuntern; beide lassen in Winkeln und räthselhaften Andeutungen mehr ahnden, als ausgesprochen ist, aber des Römers Schweigen klagt mißtrauisch das Jahrhundert an, des Deutschen Abgebrochenheit fließt aus gutmüthigem Vertrauen auf Selbstdenken, Erfahrung und Kenntniß seines Publicums.

W. M.

Weimar und Ilmenau.

Schul- und Einführungsreden gehalten von Fr. G. Ferd. Schläger, Sen. Ministr. und Past. Primarius zu Hameln. 1835. 158 Seiten in Octav.

Die Sammlung enthält 15 Reden, die bey der Einführung theils von Schullehrern in hö-

hern und niedern Lehrinstituten, zum Theil auch Töchterschulen, theils auch bey Kirchenbedienten gehalten wurden, und außerdem noch, von Nro. 16—23, sieben Aufsätze. Der Verfasser macht in der Vorrede auf die Schwierigkeiten aufmerksam, welche mit solchen Gelegenheitsreden immer mehr oder weniger verbunden zu seyn gen. 'Man hat hier vieles zu berücksichtigen, die Lehrer, welche mit einander arbeiten, Behörde, welcher die Ernennung des Einzuzuführenden zusteht; die Eltern und Kinder welche mit dem Lehrer in Verbindung kommen.' Der Verfasser mußte in seinen verschiedenen Aemtern oft solche Reden halten; es erforderte um desto mehr Fleiß, um das ganz gewöhnliche zu vermeiden. Das vorgelesene Inhaltsverzeichnis wird schon zeigen wie zweckmäßig der Verfasser in der Wahl der von ihm behandelten Gegenstände war. Da wir sie nicht alle hier anführen können, wollen wir nur auf einige aufmerksam machen; wie Nro. 4. Blicke auf den Gang welchen die öffentliche Erziehung nahm. 5. Ueber das Wesen einer guten Schuldisciplin. 6. Der Segen der weiblichen Bildung, zur Einweihung der höheren Töchterschule. 6. Wir sollen fortschreiten! zur Einweihung der Handwerkschule, u. a. Zu den Reden kommen Nro. 16—20 noch einige Aufsätze: die Naturgeschichte soll mit religiösem Geiste gelehrt werden. 17. Bemerkungen über fehlerhafte Erziehung, welche wir so wie 18. Worin fehlen Eltern gegen ihre die Schule besuchenden Kinder? besonders den Eltern zur Beherzigung empfehlen.

Sn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

80. Stück.

Den 21. May 1836.

H e i d e l b e r g.

Herodot und Ctesias, die frühesten Geschichtsforscher des Orients, von Dr. G. L. Blum, Collegienrath und Professor an der Universität zu Dorpat. 1836. XXIII u. 320 Seiten in 8. (bey Winter).

Das kleine Buch enthält mehr als der Titel verspricht. Denn wenn gleich Herodot und Ctesias die Hauptgegenstände der Untersuchung sind, so beschränkt sie sich doch nicht bloß darauf. Sie verdient aber um desto mehr beachtet zu werden, da sie nicht bloß Bekanntes wiederholen will, sondern die Erweiterung des historischen Gebiets zum Zweck hat. Das Ganze zerfällt in zwey Bücher, und jedes derselben in fünf Abschnitte. Nach einer kurzen Einleitung gibt der Verfasser eine Uebersicht der frühesten Geschichtschreiber Griechenlands, die Herodot noch vorangingen, des Dionysius und Hecataeus von Milet, Charon von Lampascus, und Hellanicus. Der Verf. bemerkt selbst, daß es bey den wenig

gen Bruchstücken und Nachrichten die sich von ihnen erhalten haben, schwer sey ein bestimmtes Urtheil über sie zu fällen. Wenn man bedenkt daß alle diese Schriftsteller in Kleinasien zu Hause waren, dessen Städte eben damals durch ihren Handel und Schiffahrt blüheten, so kann wohl nicht zweifeln, daß eben dadurch diese schriftstellerische Thätigkeit geweckt wurde, das Reisen dadurch zur Mode ward. Die meisten derselben, wo nicht alle, hatten ihre Kenntnisse auf Reisen gesammelt, wie wir es ja von Hecataeus und Herodot bestimmt wissen, mochte dieß nun aus bloßer Wißbegierde, oder auch in Verbindung mit Handelsgeschäften geschehen seyn. Daraus erklärt sich der Character ihrer Werke, die weit mehr auf eigene Ansicht als auf Benutzung früherer Schriften gegründet waren. Die Einleitung schließt mit sehr feinen Bemerkungen über den Einfluß welchen die Socratische Philosophie auf die Behandlung der Geschichte hatte, und welcher zunächst bey Xenophon sichtbar wird. Daß die Cyropädie nicht als eigentliche Geschichtsquelle behandelt werden darf, darin stimmen wir gern dem Verfasser bey; wo aber Xenophon ausdrücklich sagt 'es sey noch zu seiner Zeit so bey den Persern' können wir ihm den Glauben nicht versagen, da er ja als Augenzeuge spricht.

Der nächste Abschnitt ist nun dem Herodot gewidmet. 'Wen reizte nicht, seinen Fußstapfen zu folgen, sagt der Verf.: der wunderbare Mann, der als am Morgen der Europäischen Geschichte die Völker an den Küsten des schwarzen Meers und der östlichen Hälfte des Mittelmeers im besten Gedeihen standen, durch diese Kreuz- und Querzüge unternahm, um ihre Wohnsitze, Gesetze und Sitten kennen zu lernen, und aus eigenen Forschungen sich ihre Vergangenheit zu

vergegenwärtigen? Bey einem solchen Manne fragt man gern nach der Jugend die er verlebte; nach dem Umgange, den er gepflegt, welche Männer und Staatsverhältnisse auf ihn gewirkt? Man beruhigt sich nicht dabey, sondern man be-
 trachtet mit derselben Theilnahme die mancherley Thätigkeit die ihn nach vollendeten Reisen bis zur Beendigung des unsterblichen Werks in Anspruch nahm. — Aber die Geschichte bleibt auf jene Fragen die genügende Antwort schuldig. — Leider ist dem so; auch versucht der Verf. nicht eine eigentliche Biographie Herodots zu geben, sondern nur einige Hauptfragen zu beantworten. Unter diesen ist die wichtigste die nach seinen Quellen, wonach sich seine Glaubwürdigkeit bestimmt. Er findet es wahrscheinlich daß die Dichtungen seines Oheims, des Epikers Panyassis, sehr eingewirkt haben, und freylich konnten seine *Ἰωνικά*, die Gründung der Ionischen Colonien enthaltend, wohl den historischen Geist zuerst geweckt haben. Wie dem aber sey, so stimmen wir dem Verf. bey, daß die eigene Anschauung und die Erkundigung an Ort und Stelle die eigentlichen Quellen waren aus denen er schöpfte. Daran knüpft sich von selbst die Frage: wie weit seine Reisen sich erstreckt haben? Auch diese läßt nicht immer mit Gewißheit sich beantworten, da Herodot, auch wenn er etwas davon sagt, es nur gelegentlich thut. Wir stimmen in dem, was der Verf. darüber sagt, bis auf Einen Punct mit ihm überein, indem der Verf. es leugnet daß Herodot in Persien selber gewesen sey. Will man unter Persien die eigentliche Landschaft Persis mit der Hauptstadt Persopolis verstehen, so müssen wir freylich dem Verf. Recht geben, da keine Spur davon da ist daß er diese Hauptstadt gesehen habe, deren bey ihm nirgends Er-

wählung geschieht. Wenn aber Herr Bl. es auch leugnet daß er in Susa und der darnach genannten Landschaft Susiane gewesen sey, so müssen wir dieses höchst unwahrscheinlich finden. Nach dem was er von Anderica in dem Lande der Cissier sagt, welches nach seiner eigenen bestimmten Angabe VI, 119 nur 210 Stadien ($5\frac{1}{2}$ M.) von der Stadt Susa entfernt war, können wir nicht zweifeln daß er als Augenzeuge spricht. Und so nahe bey der Hauptstadt des Reichs, dessen Geschichte er schrieb, sollte er sie nicht besucht haben? Man wird wenigstens zugeben daß dieß ganz gegen seine Gewohnheit gewesen wäre. Hat er doch auch so manche andere Städte nicht beschrieben, die er doch gewiß aus eigener Ansicht kannte. Daß aber bey seinem Werke ein allgemeiner Plan zum Grunde lag, der schon von Gatterer ausführlich dargelegt ist, darin stimmen wir mit dem Verf. überein.

Auf die Untersuchung über Herodot folgt nun die über Estesias, wo zuerst über seine persönliche Geschichte gehandelt wird. Allgemein bekannt ist, daß er als Arzt am Persischen Hofe lebte, wie denn es Sitte war, Griechischer Aerzte sich hier zu bedienen, die wegen ihrer Kenntnisse in Ruf standen; wovon der Verf. mehrere Beyspiele anführt. Er stammte aus Enidus, wo eine berühmte Schule der Asclepiaden damals blühte. Auch das wissen wir, daß er als Kriegsgefangener nach Persien kam, aber über den Zeitpunkt sind verschiedene Meinungen. Man glaubte sonst, daß dieses bey der Expedition des jüngern Cyrus gegen seinen Bruder König Artaxerxes 400 v. Chr. geschehen sey. Der Verf. zeigt indeß daß es bedeutend früher, vermuthlich 413 bey den damaligen inneren Kriegen, geschehen seyn müsse, wodurch das Zeitalter des Estesias

faß ein gut Theil weiter hinauf gerückt wird; er wird dadurch ein vollständiger, wenn gleich jüngerer, Zeitgenosse von Herodot. Dasselbe hat schon Dr Kettig in seinem Programm *vita Ctosias* dargethan, daß dem Verf. unbekannt geblieben war (S. g. U. 1828. St. 32). Daß er 17 Jahre unter der Regierung von Darius II. und Artaxerxes II. in großem Ansehen am Persischen Hofe als Arzt des Königs und der Königin Mutter Parysatis lebte, ist aus Diodors Zeugnisse bekannt, so daß er also um 394 oder 395 nach Griechenland zurückging, wo er seinen Aufenthalt in Sparta nahm, und hier seine Schriften, wenigstens die *Persica*, fertigstellte; sein Todesjahr ist ungewiß. Nur aus zwey seiner Hauptschriften, *τα Περσικά* und *τα Ινδικά* überschrieben, sind Auszüge, aus der erstern besonders durch Photius in seiner Bibliothek erhalten. Ueber die andern die ihm beygelegt werden sind die Beweisstellen auch schon in der Abhandlung von Kettig gesammelt und gewürdigt. Nach jenen vorläufigen Erinnerungen kommt der Verf. nun auf die Hauptfrage: über die Quellen und die Glaubwürdigkeit des Ctosias. Es läßt sich eigentlich darüber nichts im Allgemeinen sagen, weil die Quellen bey den beiden Schriften, von denen sich die Auszüge erhalten haben, ganz verschiedener Art waren, andere nämlich in den *Persicis*, andere in den *Indicis*. In dem ersteren, seinem Hauptwerke, sind die Quellen theils Erkundigungen, die er am königlichen Hofe einzog, theils schriftliche Nachrichten. Sein vieljähriger Aufenthalt am Hofe und die Verbindungen in denen er hier stand — beruft er sich doch selbst auf Berichte, welche ihm die Königin Mutter mittheilte — setzte ihn leicht in den Stand Erkundigungen einzuziehen, um

so mehr da er auch der Landessprache kundig war. Außerdem aber berichtet er selber, daß er auch schriftliche Quellen, *διφθεραὶ βασιλικαὶ* benutzt habe. Man hat diese bisher allgemein als eigentliche Urkunden, welche in den Archiven niedergelegt waren, angesehen. Der Verf. stellt eine neue Meinung auf; es seyen unter den *βασιλικαῖς διφθεραῖς*, *ἐν αἷς οἱ Πέρσαι τὰς παλαιῶς πράξεις κατὰ τινα νόμον εἶχον συνταγμένας* keine Urkunden, sondern Heldenlieder zur Verherrlichung der Könige zu verstehen, und daß *κατὰ νόμον* nicht durch Gesetz, sondern durch Sangweise zu übersetzen. Wir zweifeln jedoch, daß diese Uebersetzung Beyfall finden wird. Denn wenn auch *νόμος* eine Sangweise heißen kann, so ist es doch gegen allen Sprachgebrauch daß *διφθεραὶ* durch Lieder oder Gesänge übersetzt werden kann. Und warum will man auch diese widernatürliche Uebersetzung, die noch keinem der bisherigen Erklärer eingefallen ist, annehmen, da es keinem Zweifel unterworfen ist, daß in den Persischen Archiven (wir wissen keinen andern passenden Namen) die Urkunden des Reichs in den verschiedenen Hauptstädten in Babylon und Medien niedergelegt wurden, die man in zweifelhaften Fällen nachsah, um die nöthigen Beweise zu finden. Die Chroniken, wie sie Esra 4, 15 und mehrmals im Buch Esäer angeführt werden, geben davon hinreichende Beweise, und daß einzelne solcher Urkunden von Herodot benutzt sind, wie die Verzeichnisse der Satrapien mit ihren Abgaben, und der Völker in der Armee des Xerxes, geht aus ihnen selber hervor. Wenn das Werk über die Steuern im Persischen Reich, das dem Stefias beygelegt wird (*περὶ φόρων*), von ihm war, konnte es wohl nicht ohne solche Hülfsmittel ge-

geschrieben seyn. — Ein anderer Gegenstand der Untersuchung ist die Sprache, welche am Persischen Hofe geredet sey. Der Verf. sucht es wahrscheinlich zu machen, daß dieß nicht sowohl die Persische, als die Assyrische oder Babylonische, also die Chaldäische gewesen sey. Nämlich im Sinn, daß es die Sprache der vornehmen Welt, etwa wie das Französische in Europa, gewesen sey, und auch die Befehle der Statthalter darin ausgefertigt seyen. Wenn man sich erinnert daß der Hof einen großen Theil des Jahrs in Babylon sich aufhielt, so mußte daraus wohl schon die Bekanntschaft mit der dortigen Sprache folgen. Auch mußte in den Ausschreiben der Statthalter wohl das Bedürfniß dahin führen, da das Babylonische zu den Semitischen Dialecten gehörte, welche in den westlichen Theilen des Reichs, bis zum Tigris die Landessprachen waren. In den östlichen Provinzen konnte dieß freylich nicht der Fall seyn; auch konnte es schwerlich die Sprache des Cultus seyn, da die heiligen Bücher nicht darin geschrieben waren. Wir können also die Meinung des Verf. nur mit Beschränkung annehmen, und kommen vielleicht zu größerer Gewißheit, wenn die auf den Babylonischen Backsteinen befindlichen Inschriften entziffert seyn werden.

Der folgende Aufsatz: *Mar-Ibas-Katina*, der das erste Buch beschließt, bezieht sich auf Moses von Chorene und dessen Critik. *Mar-Ibas*, ein Syrer aus der Mitte des zweyten Jahrhunderts vor Christo, verfaßte auf Verlangen des Königs von Armenien Balarschak, des Bruders von Arsaces II., der ihn auf den Armenischen Thron setzte, eine Geschichte dieses Landes, welche für die frühere Periode eine Hauptquelle für Moses von Chorene geworden ist.

Mar=Ibas hatte den Zutritt und freyen Gebrauch zu dem königlichen Bücherschatz in Ninive gehabt, und hier ein Buch in Griechischer Sprache gefunden, das Alexander aus dem Syrischen hatte übersetzen lassen, und aus welchem Mar=Ibas, und aus ihm wieder Moses schöpfte. Auffallend ist es nun, daß hier sich eine so g
 Ähnlichkeit zwischen diesen und den Nachrichten des Ctesias findet, da es erwiesen ist, daß diese nicht etwa daher komme, daß Mar=Ibas sie aus Ctesias selbst geschöpft habe, noch auch aus Diodor, der den Ctesias in seiner Assyrischen Geschichte benutzte, woraus also zu schließen ist, daß der Assyrischen Geschichte des Ctesias Assyrische oder Chaldäische Schriften zum Grunde liegen mußten.

Die fünf Aufsätze des zweyten Buches führen größtentheils die angefangenen Untersuchungen weiter aus. Nachdem in dem ersten Bemerkungen über die alten Zeitrechnungen, und das Streben der Griechen eine feste Zeitrechnung sich zu bilden vorangeschickt sind, werden in dem zweyten die Sagen über Cyrus und Astyages, wie sie bey Herodot und Ctesias sich erhalten haben, mit einander verglichen, und die Vergleichung führt zu dem Resultat, daß Herodots Erzählung aus Medischer, die des Ctesias aus Persischer Quelle fließe, wie dieses auch überhaupt der Fall in den Erzählungen beider über die Persische Geschichte sey. Die Untersuchung ist mit großer Gewandtheit durchgeführt, und wir zweifeln nicht daß die Leser mit uns Hn Blum beystimmen werden. Der Verf. knüpft daran die Untersuchung über die Semiramis, wie uns die Sage von ihr aus Ctesias in Diodor aufbehalten ist. Wir halten diese für die schwerste und dunkelste. Nach dem Verf. ist Semiramis eine

bloß mythische Person, 'so gut wie Pallas und Aphrodite'. Wir werden gewiß nicht die Vertheidigung ihrer Geschichte übernehmen; aber daß sie in dem Sinne eine historische Person sey, wie wir auch Gustasp und Arthur dafür halten müssen, von diesem Glauben werden wir uns in d eher los machen können, bis die Entzifferung der Monumente, die ihr beygelegt werden, namentlich der Felseninschriften, uns das Gegentheil lehrt. Auffallend ist es, daß auch hier die Sagen bey Ctesias mit Moses von Chorene so übereinkommen, daß der Verf. daraus selber den Schluß zieht, daß sie von Ctesias keineswegs erdichtet seyn können, sondern eine historische Grundlage haben müssen, wie schwankend auch diese seyn mag, da Moses, der in ihr dem Bar-Ibas folgt, ausdrücklich bemerkt, daß sie aus Chaldäischen Büchern geschöpft seyn.

Der Verfasser schließt seine Schrift mit einigen allgemeinen Bemerkungen über die Geschichte des Orients überhaupt, die sich auf die Hauptvölker desselben außer Griechen und Persern, auf die Aegypter, Juden und Inder beziehen, wo auch die Frage in Anregung kommt, weßwegen die Geschichtschreiberey bey ihnen so weit zurück geblieben sey. Uns sey es erlaubt zum Schluß noch einige Worte über Ctesias in Beziehung auf seine eine Schrift, die Indica, hinzuzufügen, die wegen des Fabelhaften, das sie zum Theil enthält, am meisten dazu beygetragen hat seinen Credit im Alterthume zu schwächen. Der Verf. kommt mit dem Ref. darin überein, daß diese Schrift eine Sammlung mündlicher Nachrichten und Sagen sey, die Ctesias einzusammeln Gelegenheit hatte. Aber er geht noch einen Schritt weiter, und macht es höchst wahrscheinlich, daß dieses größtentheils zu Bactra,

also an den Grenzen Indiens geschehen sey, wohin er leicht kommen konnte, wenn er den Hof auf seinen Reisen als Arzt, oder auch bey einem Kriegezuge begleiten mußte. Indien selber hat er nicht besucht, selbst auch den Indus nicht gesehen; daß er aber von den Grenzländern Indiens, dem jetzigen Reiche von Cabul, dessen Provinzen ja auch den Persern unterworfen waren, als Augenzeuge sprach, machen mehrere seiner Aeußerungen sehr wahrscheinlich, wie die Erwähnung der Edelsteine die dem Bactrischen Kaufmanne gehörten, Kap. 2, und anderes. Ref. kann es nur bedauern, daß seine letzte, in der hiesigen Societät gehaltene Vorlesung, deren Auszug in diesen Blättern 1834. St. 206 — 208 enthalten ist, dem Verf. bey Abfassung seiner Schrift noch nicht zu Gesicht gekommen war. Er würde hier den Beweis gefunden haben, wosern Bestimmung der Lage, der Beschaffenheit, des Namens, der Producte und der Bewohner eines Landes als hinreichende Beweise angesehen werden können, daß das Vaterland der Shawl-Volle in dem Innern des Himalaja, die hohen Bergebenen um die Quellen des Indus, das wir jetzt unter dem Namen von Klein-Tibet begreifen, im Persischen Zeitalter keinesweges unbekannt war, und die Nachrichten des Ctesias darüber, wenn sie auch zuweilen ins fabelhafte getrieben waren, wie es auch noch im Mittelalter bey Marco Polo und andern der Fall ist, darum nichts weniger als muthwillige Erdichtung waren.

Wir können diese Anzeige nicht schließen ohne dem Verfasser unsern Dank für die mannigfaltigen Belehrungen zu sagen, die wir ihm schuldig sind. Auch wo wir nicht seiner Meinung sind hat er uns Stoff zum Nachdenken und

weiterer Forschung gegeben. Wir hoffen und wünschen daß diese Untersuchungen nicht die letzten seyn mögen, die auf diesem Felde von ihm angestellt werden.

Hn.

Frankfurt a. M.

Bei Sauerländer: *Mauritii Heroldii Disquisitiones de animalium vertebris carotium in ovo formatione. De generatione insectorum in ovo. Primus fasciculus qui I. II. III. IV. XII et XIII tabulas continet coloribus eleganter ornatas totidemque adumbrates addita explicatione descriptiva in lingua vernacula et latina. 1835. 30 Seiten und 12 Tafeln in Fol.*

Der Verfasser des vorliegenden Werkes war es, welcher durch seine früheren classischen Schriften über die Entwicklung der Spinnen und des Schweißlings, das erste wirkliche Licht über die Entwicklungsgeschichte der Insecten verbreitete. In diesem Zweige der Naturwissenschaft hat er ununterbrochen die mühsamsten, zeitraubenden und kostspieligen Untersuchungen fortgesetzt, und durch gegenwärtiges Heft das Publicum mit den Ergebnissen derselben bekannt zu machen begonnen. Das in vorliegendem Hefte Gegebene ist aber nichts Ganzes, Abgeschlossenes, wie es durch die angegebene Reihenfolge der Tafeln schon angedeutet wird; so z. B. fehlt noch die Geschichte der Keimhautbildung der Raupe von Fig. 4. Tab. 3., dieses wichtigsten Moments der Metamorphose im Ey, welche ohne Zweifel im zweyten Hefte erscheinen wird.

In der Einleitung erklärt sich der Verf. kurz über die Anwendung des Microskops bey dergleichen Arbeiten und räumt der einfachen Linse den Vorzug ein; jedoch hat er sich, wo es nöthig war, auch des zusammengesetzten, aber nur bis zu einer 26fachen Vergrößerung bedient, — eine Vergrößerung welche zwar wohl in Bezug auf die fernere Entwicklungsgeschichte, nach Ref. Meinung aber nicht in Bezug auf die Beschaffenheit des Inhaltes des frisch abgelegten Eyes bis zur vollständigen Entwicklung der Röhnhaut, ausreichend seyn möchte. — Auf den ersten 8 Figuren der ersten Tafel wird der Inhalt der frisch gelegten Eyer aus allen Ordnungen der Insecten abgebildet und beschrieben; diese Eyer gehören dem Maykäfer, der *Locusta viridissima*, der *Formica rufa*, der *Sembris bicaudata* und dem *Papilio brassicae* an. Der Inhalt dieser Eyer besteht größtentheils aus Dottermasse, welche sich unter der Form größerer oder kleinerer Kugelchen characterisirt; eine körnerlose Flüssigkeit, welche theils schon im unverletzten Ey, theils erst nach Zerbrechung der Eyhülle sichtbar wird, hält der Verf. bald für Eyweiß, bald aber für eine aus den zerissenen Dotterkugelchen herausgeflossene Flüssigkeit. Die dritte Figur stellt den Urstoff der Eyer, nebst ihren ersten Anfängen in den Trompeten der Raupen dar; die 10. Fig. liefert eine Ansicht von den Dotterkugelchen aus den Ethern verschiedener Insecten, nebst einigen Theilen des in der Bildung begriffenen Fötus der Raupe von *Bombyx potatoria*. Fig. 11 — 18. Der Urstoff der Eyer nebst ihren Anfängen, wie dieselben während der Entwicklung in den Trompeten der Puppen sich allmählich der Reife nä-

hern. Die zweyte Tafel stellt den Inhalt der ganz frischen und 6 Stunden alten Eyer von *Bombyx quercus* vor; in den sechsständigen Ethern bemerkt man einen weißen Strich, welcher zusammengehäuftes Eyweiß ist. Auf der dritten Tafel finden wir den Inhalt der Eyer von *Sphinx ocellata*, von der Zeit des Ablegens bis 36 Stunden nach demselben; in dieser Zeit sieht man den zarten Embryo mit den Umrissen fast aller äußern Theile des Körpers, mit Querschnitten, so wie mit den Rudimenten der Füße an den drey ersten Körperabschnitten. Die vierte Tafel liefert die weiter fortgeschrittene Entwicklung der *Sphinx ocellata* und des *Bombyx quercus* bis zum dritten und vierten Tage nach dem Ablegen des Eys. Die zwölfte Tafel stellt frisch aus dem Ey gekrochene Käupchen, theils in natürlicher Größe, theils sehr vergrößert dar; diese Käupchen sind theils im Auskriechen aus dem Ey begriffen, und nach dem Auskriechen entweder mit dem Benagen, oder mit dem Abfressen der Eyschale beschäftigt, theils sind sie dem Auskriechen ganz nahe, so wohl im Ey als in der inneren Eyhaut in ihrer natürlichen Lage sichtbar. Diese Käupchen sind von *Bombyx quercus*, *Sphinx ocellata*, und von *Papilio brassicae*. Tafel 13; sie stellt die Veränderungen vor, welche im Ey der Schmeißfliege sogleich nach dem Ablegen bis zur achten Stunde während der Bildung der Made von Stunde zu Stunde sich zutragen, nebst den Veränderungen, welche der gleichzeitig aus dem Ey genommene und auf einem Glasscheibchen ausgebreitete Inhalt wahrnehmen läßt. Diese Tafel enthält das Vollständigste was in diesem

Hefte geliefert ist; der Verfasser gibt sehr genau an, wie man sich die Eyer der Schweißfliegen dadurch, daß man sie mit faulem Fleisch in einem Glase zusammen sperrt, zu jeder Tageszeit verschaffen kann, und wie man bey der Beobachtung im Allgemeinen verfahren muß. Dann wird das Ey dem Außern nach genau beschrieben, und die Metamorphosen desselben stündlich angegeben. In der dritten Stunde nach dem Ablegen ist die erste Spur der Bildung der Made am spizen Ende des Eyes zu erkennen, und zwar ist es der Nahrungsschlauch, welcher zuerst sich bildet; in der vierten Stunde zeigt sich ein deutlicher Dottersack, welcher die größte Quantität der Dottermasse in sich einschließt, und der zum wirklichen Nahrungsschlauch umgewandelt wird. In der achten Stunde löset sich der Darmschlauch von beiden Seiten von der inneren Eyhaut ab, womit die erste Spur der allgemeinen Bedeckungen erscheint, auf der man die ersten Andeutungen von Querstreifen als erste Rudimente der Leibeshinge erkennt.

Jeder, welcher diese treffliche Arbeit gelesen, und die schönen vom Verfasser selbst gezeichneten Abbildungen genauer betrachtet hat, wird mit uns die Ueberzeugung hegen, daß dadurch die Entwicklungsgeschichte der Insecten mit der des Vogels im Ey auf gleiche Höhe gebracht werde, weshalb wir dem baldigen Erscheinen neuer Hefte entgegen sehen.

Berthold.

L e i p z i g.

Beiträge zur ältern Literatur oder Merkwürdigkeiten der Herzogl. öffentlichen Bibliothek zu Gotha. Herausgegeben von Fr. Jacobs und F. A. Ukert. Ersten Bandes zweytes Heft. 1836. Octav. mit fortlaufender Seitenzahl von S. 200.—472. (Dytsche Buchhandlung).

Wir haben bey der Anzeige des ersten Heftes dieser Beiträge (Gött. gel. Anz. 1835. St. 434. 435) bereits den Plan desselben dargelegt, aus dem sich die Leser erinnern werden, daß es nicht die Absicht der Herausgeber ist vollständigen Catalogen weder der Handschriften noch der gedruckten Bücher der dortigen Bibliothek, sondern nur — wie es auch schon der Titel aussagt — die Merkwürdigkeiten derselben, woran sie so reich ist, mitzutheilen. Das vorliegende Heft zerfällt, so wie das vorige, in vier Abtheilungen mit fortlaufender Nummer, nämlich: V. *Scriptores graeci et latini manuscripti*. Diese werden in alphabetischer Ordnung aufgeführt in 156 Nummern. Einzelne mit einem Apparatus criticus, oder auch beygeschriebenen Anmerkungen am Rande. Wo es nöthig war sind noch besondere Notizen von den Herausgebern mitgetheilt. VI. *Veterum scriptorum graecorum et latinorum Editiones Saeculi XV. et XVI. ineuntis*. Das Verzeichniß, gleichfalls in alphabetischer Ordnung, aber ohne Nummern von S. 279 bis 324. Die Ausgaben sind bis 1526 aufgeführt, mit steter Rückweisung auf Panzer. VII. *Main-*

zer Drucke, von Erfindung der Buchdruckerkunst bis zum Erlöschen der Schöpferischen Officin; in zwey Abtheilungen, die erste bis 1493, die zweyte bis 1537 in 60 Nummern, in chronologischer Ordnung. Jedem ist nicht nur eine genaue Beschreibung, sondern auch eine oft reiche literarische Notiz in den Anmerkungen beygefügt. Es beginnt mit einem einzelnen Blatt aus dem Psalterium von 1457, und demnächst dem Psalterium von 1459 auf Pergament; aus zwey defecten Exemplaren zusammengesetzt. — Ciceronis Officia et Paradoxa von 1495 u. 1496. — Das letzte eine Untergerichts-Ordnung des Stiftes Trier von 1537. VIII. Auszüge aus Handschriften, in elf Nummern. Die drey ersten beziehen sich auf die Geschichte Alexander d. Gr. Die folgenden theil auf das gelobte Land (unter diesen ein lateinischer Auszug aus Mandevils Reisen), theil auf Troja. Beygefügt sind auf VI Tafeln Proben der Handschriften. — Welches neue Verdienst Herr Geh. R. Jacobs, von dem dieses Heft ausgearbeitet ist, sich um die Bibliothek, der er vorsteht, und um die Literatur erworben hat, brauchen wir nicht erst zu sagen. Ein genaues Register über beide Hefte erleichtert den Gebrauch.

Hn.

G e t t i n g e n g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

81. S t ü c k .

Den 23. May 1836.

B e r l i n .

Impensis Ferdinandi Duemleri: Bhartriharis sententiae et carmen quod Chauri nomine circumfertur eroticum. Ad codicum mss. fidem edidit latine vertit et commentariis instruxit Petrus a Bohlen. 1833. **XXIX** und 250 S. in 4.

Der Name Bhartriharis reiht sich an die Kalidasa's und der andern berühmten Dichter des zweyten Zeitalters indischer Poesie. Unser indisches Studium drängt sich schon mächtig zu den Gebilden des zweyten Alters indischer Literatur hin; und niemand kann hindern, daß die Früchte desselben vorläufig schon gekostet werden, da sie zumal sehr lockend und reizend scheinen. Freylich ist so wenig bis jetzt mit den Erzeugnissen des ersten Zeitalters Ernte gehalten, daß wir von Hauptfeldern desselben noch so gut als gar nichts wissen; obgleich doch nicht zu zweifeln ist, daß erst dann auf die spätern Bücher das volle Licht

fallen kann wenn die Vorgänger genug durchleuchtet sind. Die Untersuchung der Wedas würde Fleiß und Mühe am reichsten belohnen und eine Menge neuer Gewinne bringen. Und wenn das höhere indische Alterthum schwerer zu verstehen ist, so ist es doch auch viel erregender, belehrender und nützlicher; namentlich ist alles Dichterische (vom später entstandenen Dramatischen abgesehen) nur im indischen Alterthum frisch und lebendig, später mehr künstlich entartend und überladen als durch edle Einfachheit ansprechend. — Doch wenn einmal von spätern Dichtern schon jetzt unter uns die wichtigern Stücke gedruckt und bearbeitet werden sollen: so verdiente gewiß, nächst dem Hitopadesa und den Dramen, Bhartrihari's manches Goldkorn zerstreut enthaltende Spruchsammlung diese Ehre, und wir heißen sie gern in der angezeigten Ausgabe willkommen; denn es ist die erste europäische Ausgabe. Früher war das Buch verbunden mit dem Hitopadesa zu Serampore im J. 1804 gedruckt. Mit diesem Druck hat der Herausgeber zu London einige Handschriften verglichen und so den jetzt gedruckten Text, die besser scheinenden Lesarten auswählend, bestimmt.

Ueber den Dichter Bhartrihari's hat der europäische Gelehrte in der Vorrede nur die wenigen Sagen späterer Zeiten, die sich auffinden ließen, zusammengestellt. Aber es ist in jeder alten Literatur so, daß wo uns die nähere Kenntniß des Dichters abgeht, da das Gedicht wenigstens als Grundlage der genauesten Untersuchung bleibt und sich uns nicht entziehen kann. Was hier auszubeuten gewesen wäre, hat Ref. in der Vorrede vergeblich gesucht, die richtige Bemerkung ausgenommen, daß dieß Buch verhältnißmäßig

alt seyn müsse, weil sich der Dichter noch nicht so sehr den spätern Künsteleyen hingibt. Aber über Entstehung der Sprüche Bhartriharis, den Umfang und die Anlage des Buchs herrscht darin eine Unklarheit, welche das Buch nicht verschuldet hat, und welche zu heben hier wenigstens in Kürze versucht werden mag. Schon der erste Grundsatz, von dem S. VIII ausgegangen wird, daß Bhartriharis die Sprüche mehr gesammelt als selbst gefertigt habe, enthält viel Unklares und muß der weitem Kritik den Weg verschließen. Der Verf. beruft sich zwar auf die Sprüche Salomo's, Ali's; aber um von diesen richtig zu urtheilen müßte man erst die besondere Geschichte jeder fremden Spruchsammlung verstehen; und von den Salomonischen Sprüchen kann Ref. au' eigener Untersuchung versichern, daß sie keineswegs aus bloßem Sammeln hervorgegangen sind. Man täuscht sich hier leicht durch Verwechslung der spätern Geschichte solcher Spruchbücher und ihrer Entstehung. Kein Buch kann, nachdem es einmal entstanden und verbreitet ist, leichter auseinander genommen, zertheilt und neu geordnet, verkürzt und vermehrt werden, als ein Spruchbuch: dieß bringt sein Wesen mit sich. Aber daraus zu folgern, daß ein später sehr bunt und zerrissen aussehendes Spruchbuch in solcher Ungehalt aus den Händen eines bloß sammelnden Dichters ausgegangen sey, ist ein schlimmer Schluß, der in jedem einzelnen Falle erst streng bewiesen werden muß. Was Bhartriharis Buch betrifft, glaubt Ref. sicher, daß es sich damit anders verhalte. Denn es enthält keine Sprüche, die im gewöhnlichen Leben entstanden, dann einmal von einem Grammatiker gesammelt werden, wie die Spruchsammlung des Meidani, Abu-

Obeida und anderer Araber: Volkswisheit und Natur in diesem Sinne ist am wenigsten in Bhartriharis zu suchen, wo alles als Kunst, manches auch schon als Verbildung erscheint. Eben so wenig enthält es eine Blumenlese aus frühern Dichtern: denn der Herausg. hat keinen einzigen Vers nachgewiesen, der aus den epischen Gedichten oder den Vedas genommen wäre, obgleich doch darin viele schöne Sprüche sind: den spätern Dichtern aus Kalidasa's Zeit steht aber unser Bhartriharis so vollkommen gleich, daß man ihn weder zum Sammler noch zum Nachahmer derselben machen kann. Sind einige wenige Sprüche bey mehreren spätern Dichtern dieselben, so entsteht im Einzelnen die Frage, wer der erste Dichter sey; wie der gelehrte Vorredner doch selbst glaubt, daß ein in der Sakuntala wiederkehrender Spruch aus Bhartriharis genommen sey, S. 198. Bemerket man nun noch, daß eine ungewöhnlich: Gleichheit an Kunst sowohl und Darstellung als Inhalt und Gedanken durch alle Sprüche zieht (die später falsch eingereichten abgerechnet). so kann man an der dichterischen Ursprünglichkeit der Sprüche nicht zweifeln, und es eröffnet sich uns bey den Indern wie bey andern alten Völkern eine eigenthümliche Dichtungsart, die Spruchdichtung, welche eben so viel Rechte hat als irgend eine andere des zweyten Alters der Poesie. Es muß einmahl die Indische Poesie den Trieb entfaltet haben, die Erscheinungen des sittlichen Lebens aller Arten menschlicher Gesellschaft in der Vereinzelnung aufzufassen und in kleinen Bildern und kurzen, aber scharfen Umrissen eben so zur Ergehung als, wo möglich, zur Belehrung zu zeichnen. Zerfällt doch die gesammte spätere Poesie der Indier, so weit Ref. sie bis jetzt kennt,

in kleinere Gebilde oder Idyllen, wo ungemeyne Kunst auf das Einzelne verwandt wird und oft wirklich eine schöne Zeichnung entsteht, im Großen aber Zusammenhang, Kraft und Erhabenheit verschwindet; selbst die dramatische Poesie leidet an Uebermaß des Idyllischen. Etwas verdichteter und zusammenhängender geht die Spruchdichtung in die Indische Fabeldichtung über, wie der *Histopadesa* mit dem Buche *Bhartriharis* große Ähnlichkeit hat.

Da der Vorredner von solcher Auffassung der Spruchdichtung als einer eigenthümlichen, selbstständigen Dichtungskart nicht ausging, konnte er auch die besondere Farbe der Sprüche *Bhartriharis*, die eigene Ansicht dieses Dichters, und die daraus hervorgehende Gestalt und Ordnung des Buchs nicht begreifen: doch liegen schon in den Sprüchen ziemlich deutliche Fingerzeige. Es fällt leicht auf, wie in diesen Sprüchen überall eine scharfe, abstoßende Trennung der verschiedenen Weisen Indischen Lebens hervortritt. Nicht zwar, wie man nach den Manuischen Gesetzen erwarten sollte, eine Trennung nach den Kasten, die sich vielmehr im spätern Leben des Volks immer mehr abglättet und andern Spaltungen weicht: sondern eine Trennung, deren Keime früher verborgen, zuletzt mit Macht hervorbrechen und das ganze Indische Leben so gewaltsam zerreißen, daß der Riß wohl auf immer, so lange der Brahmaismus seinen Grund nicht ändert, unheilbar seyn wird. Indem nach gewöhnlicher Vorstellung das heilige Leben oder die *Joga* (Versenkung in Gott) für so unverträglich gehalten wird mit dem sinnlichen, daß dieses nicht etwa geheiligt und geläutert, son-

bern ganz aufgehoben und vermieden werden soll, rächt sich das verschmähete sinnliche desto empfindlicher durch gegenseitige Verwerfung und Vermeidung des heiligen, und artet in völlige Sinnenlust aus; von beiden Seiten unnatürliche Feindschaft, Verblendung, Verkehrung! Entweder, so wird sprichwörtlich, die Lust und Gesellschaft, oder die Dämpfung aller Leidenschaft und die Einsamkeit! Da aber beide, besonders das sinnliche Leben, ohne Frucht und Nutzen für das Gemeinwesen bleiben, das Gemeinwesen aber doch nicht untergeht und nicht untergehen kann, so bleibt drittens zwischen beiden noch als etwas Nützlichendes das bürgerliche Leben mit seinen durch die Nothwendigkeit gebotenen Tugenden und Gemeinplätzen; welches aber, obwohl unentbehrlich und sehr zu preisen, doch in der Mitte der beiden ersten immer mehr sich trennenden Lebensweisen die besten Kräfte einbüßt und ein trauriges Daseyn mit sich schleppt. In diese drey Lebensweisen trennt sich zwar auch außer Indien manches Volk, und das Christenthum selbst hat sich von solcher innerer Spaltung und Verzehrung nicht immer und überall frey gehalten: aber nirgends ist wohl diese Trennung so breit und allgemein geworden und hat sich in allen Folgen so rein entwickelt als in Indien seit den epischen Zeiten; unser Dichter lebt und sinnt mitten in dieser Dreyheit, als vermöchte er das Leben gar nicht anders anzuschauen, als so, daß alle jene drey Wege, gewisse Unterschiede abgerechnet, gleich gut oder doch gleich beliebt und gepriesen seyen; vergl. I, 99 und viele andere Sprüche. Und da ein Spruchdichter allerdings das ganze sittliche Leben seiner Zeit umfassen und zu allen reden

muß, so fließt es aus der offensten und richtigsten Auffassung seiner Zeit, daß Bhartriharis die Trennung, welche im Leben war, auch als entscheidend in sein Buch aufnimmt. Er theilt sein Buch in drey von einander sehr unabhängige Theile, jeden zu hundert Sprüchen, die man, indes als völlig ausgeführte, oft in kleine Fabeln ausgehende Bilder denken muß: das *Catakam* oder Hundert der *gringara* oder Lust, wo die üppigsten Bilder Indischer Dichter wiederkehren, das der *nti* oder bürgerlichen Sitten und Tugenden, und das der *vairägja* oder Bändigung der Leidenschaften, wie der Verf. die *Jöga* nennt; daß in den beiden letztern Büchern viele sehr liebliche und sehr wahre Schilderungen nicht fehlen, kann man schon aus der altindischer Religion und Philosophie erwarten; nach einer alten Uebersetzung des Niederländer *Abrah. Roger* hat selbst *Herder* manche Blume hier gefunden und in unsern Gärten verpflanzt. Warum dem *Vorredner* das *Nisatakam* älter scheint als die übrigen, ist nicht deutlich: man wünschte diesen Schein erklärt zu sehen. Mögen viele Handschriften nur eins oder zwey jener Bücher enthalten: daraus folgt immer noch gar nicht, daß jene Dreytheilung nicht im ursprünglichen Sinn und der eigenen Anordnung des Dichters gelegen. Ein europäischer Bearbeiter müßte erst den aus allen einzelnen Sprüchen sich hervorthuenden vollen Sinn des Dichters und seiner Zeit rein auffassen, um dann auch das Werk des Dichters richtig würdigen zu können.

Wie zur Einleitung in das erste jener drey Bücher hat *Herr von Bohlen* die *Tschaura-*

pantschâgikâ oder die 50 Disticha eines Dichters Tschauras voraus geschickt, ein erotisches Gedicht im spätern Geschmack, etwas mühsam zusammengereimt nach den einzelnen Theilen, jedoch nicht ohne zerstreute Schönheiten. Ein hart gestrafter, dem Tode sich nahe fühlender ehemaliger Liebhaber einer râg'aputrâ oder Königstochter fühlt auch nach allen Leiden und Strafen noch unwandelbar in sich dieselbe Liebe, und wünscht sich, unfähig das frühere Glück zu vergessen, einen schnellen Tod als Ende seiner Seufzer. Wie Indische Dichter seit der Zeit Kalidasas solche Lagen auffassen, mit wie glühender Phantasie sie ihre Liebe hinzeichnen, wissen wir zwar schon aus mehreren gedruckten Sachen: indeß nehmen wir auch diese Idylle gern auf, zumal der Druck hier mit 91 Scholien eines alten Indischen Erklärers begleitet ist.

Die Lateinische Uebersetzung des Herrn Herausgebers ist zwar deutlich, aber oft zu sehr die Farbe des Originals verfehlend, womit wir indeß nicht sagen wollen, alle Composita hätten im Lateinischen in derselben Art nachgebildet werden sollen, welches nicht möglich, auch nicht sehr wesentlich ist: aber die Schärfe und Gedrungenheit des Vorbildes sollte doch nie im Nachbilde fehlen.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

82. 83. Stück.

Den 26. May 1836.

B e r l i n .

Inhalt der Anzeige: *Bhartriharis sen-*
et carmen quod Chauri nomine
ertur eroticum. etc.

zweilen ist so auch der echte Sinn noch nicht klar hervorgetreten, z. B. Nit. 8 lautet wörtlich: 'als ich etwas (weniges) wissend wie ein Elefant blind war vor Trunkenheit, da ward meine Seele vom Wahne, ich sey allwissend, überzogen: als (aber) von der Nähe weiser Männer, immer mehr (Weisheit) war mir angefliegen, da flog mit dem Gedanken, ich sey ein Thor, die Trunkenheit wie ein Fieber von mir'. Hier wird übersetzt: *primum, quum pauca noveram, equidem veluti elephas occaecatus eram fastu; tunc me omniscientem esse, mihi suggerebat animus, superbia fucatus; mox vero etc.*, zu schlaf und unklar, auch grammatisch nicht richtig, da *jadâ-tadâ* sich entsprechen müssen; am Ende ist das Wort- und Gedankenspiel zwischen *adhigatam*

und vjapagatah übersehen. — Chaur. 37 kann der Dichter nicht wohl sagen, er habe im Ernst die Absicht gehabt, statt der Geliebten, die er überall als die einzige preist, andere aufzusuchen: sondern alles ist hypothetisch gesprochen (jātu, Imperativ), in dem Sinne, daß wenn er solches auch in der Verzweiflung wolle, es ihm doch nicht gelingen würde. So lose spätern Dichter ihre Perlen an einander reihen so thut man ihnen doch Unrecht, wenn man sich widersprechender macht als sie sind. — führt der Herausgeber als Beyspiel vieler lich verdorbener, unverständlicher, von ihm gelassener Verse folgenden an:

jūjam vajam, vajam jūjam: itjāsîn
rāvajōh;

kim g'ātam adhunā jena jūjam
vajam vajam

Ref. kann aber in diesem Verse, den gleich mit deutscher Interpunction geschrieben weder etwas Verdorbeneß noch Unverständliches finden; die Worte lauten: 'Ihr seyd wir, wir sind Ihr (d. h. wir sind eure wahren Freunde): also war unsere Meinung; was ist nun geschehen, wodurch Ihr seyd Ihr, wir sind wir' (d. h. die Freundschaft aufgelöst ist)? So, meint ein späterer Spruchdichter, kann der Treue zum Untreuen reden. — Die Anmerkungen enthalten weniger Grammatisches als Historisches, mit welchem Wechsel man an sich wohl zufrieden seyn kann, wenn auch hier unter den historischen Vergleichen manches müßige ist.

Geschrieben im J. 1834.

H. C.

P o t s d a m.

Bey Ferdin. Kiegel: Ausübung oberster richterlicher Gewalt des Staats und

Cabinetts=Justiz in wesentlicher Differenz dargestellt von Ka. Fried. Ferdin. Siehe. (Prof. d. Rechte bey der Univers. Königsberg). 1835. X und 312 Seiten in 8. Nebst Beylagen, mit 120 eigenen Seitenzahlen.

Unter diesem etwas mystificierten Titel verfaßt der, durch seinen 'Grundbegriff der Preussischen Staats= und Rechtsgeschichte (Berlin 829)' rühmlich bekannte, Verfasser eine wissenschaftliche Beleuchtung des bekannten Müllerschen Processes, von dessen Entscheidung die neue Civil= und Criminal= Gesetzgebung für die Preussischen Staaten begann. Friedrich der Große, dessen Adlerblicke nicht leicht ein Gebrechen der Justizverwaltung entging, war von der Nothwendigkeit einer Reform gen einer langen Reihe von Jahren auf das lebendigste überzeugt, doch wurde jedes Mittel, die auf gewöhnlichem Wege herbeizuführen zum Theil selbst durch diejenigen vereitelt, welche zu ihrem Gebrauch hätten mitwirken sollen. Fest entschlossen, seinen, auf das Glück der Mit= und Nachwelt berechneten, Plan für keinen Preis aufzugeben, suchte er auf außerordentlichem, doch nicht ungesetzlichem, Wege die Ausführung desselben vorzubereiten. Um namentlich der Proceß=Verschleppung und der Härte entgegen zu wirken, die sich, nach Friedrichs Bemerkung, viele Gerichtsbehörden gegen ärmere Staatsbürger, namentlich gegen Landleute erlaubten, sollte in irgend einem hierzu geeigneten Falle ein Beyspiel von Bestrafung gegeben werden, dessen Deffentlichkeit auf der einen Seite den festen Willen des Königs beurkunde, auf der andern die Indolenz dieser Behörden erschüttere. Nach einer (Beyl. S. 100 angedeuteten und in dem Nouum cor-

pus Constitutionum Prussico-Brandenb. B. VI. Berl. 1781 unter Nro. 28 ausführlich mitgetheilten) Verordnung vom Julius 1777 sollte der Großkanzler v. Fürst die ernstlichsten Maßregeln ergreifen, die Richter durchgehends zur schleunigen Beendigung aller Proceſſe mit aller Schärfe anzuhalten und Friedrich ſetzt ausdrücklich hinzu: im Uebertretungsſalle und wenn wiederholten Ordres hierunter keine Partion geleistet werde und die Richter die Proceſſe dennoch fortfahren zu trainieren und zu schleppen, werde er einen dergleichen Richter ohne erst eine weitläufige Untersuchung anzustellen, sofort cassieren und nach der Festung schicken, um ein Exempel zu statuieren. Eine in den Augen des Königs dringende Veranlassung zur Aufstellung eines solchen Straßbeyspiels gab zwey Jahre später eine von der Frau des Müllers Arnold Pommerzig, Kreises Trossen in der Neum in ihrem und ihres Mannes Namen überreichte Beschwerde wegen 6jähriger Verschleppung eines zwischen ihnen und einigen in ihrer Nähe begüterten Edelleuten entstandenen auf 18 Actenbände angeschwollenen Rechtsstreites, in dessen Gefolge sie durch gerichtlichen Verkauf ihrer Mühle wegen rückständiger Pachtabgaben an den Bettelstab gebracht worden waren, ohne daß man es für nöthig gefunden hätte, ihre dagegen vorgebrachten Einreden einer, durch die Natur der Sache erforderten, rechtlichen Untersuchung zu würdigen. Friedrich that was die Umstände erlaubten, um eine stark verwundete Sache ohne öffentliches Aufsehen in ein Gleiß zurückzuführen, welches sie, seiner Ueberzeugung nach, nie hätte verlassen müssen. Als höchster Richter in seinem Staate ernannte er eine außerordentliche Unter-

suchungs-Commission, auf welche sodann eine gerichtliche Verhandlung in zwey Instanzen folgte, deren, in der Hauptsache übereinstimmende, Entscheidungen dem Könige so wenig genügten, daß er über mehrere von den Urhebern derselben, so wie auch über den Patrimonial-Richter, dessen augenscheinliche Mißgriffe sie nicht verbessert hatten, eine außerordentliche Criminal-Untersuchung zu verhängen beschloß. Er berief den Großkanzler v. Fürst drey von den Kammergerichtsräthen, welche als Oberappellations-Instanz in dieser Sache erkannt hatten, und bezeugte ihnen das lebhafteste Mißfallen an dem Inhalte des vor ihnen gesprochenen Urtheils. Zu gleicher Zeit dictierte er ein Protocoll, welches er durch die Zeitungen überall bekannt machen ließ, und welches nach einer scharfen Critik über den Inhalt der fraglichen Urtheile mit dem dreysachen Befehle schloß: '1) daß alle Proceffe schleunig geendigt werden, 2) daß der Name der Justiz durch Ungerechtigkeiten nicht profaniert werde, 3) daß mit völliger Egalité gegen alle Leute verfahren werde, die vor die Justiz kommen, es sey ein Prinz oder Bauer.' Auch wurde den Justiz-Collegiis bekannt gemacht, daß S. M. einen neuen Justizkanzler (v. Carmer) ernannt hätten. Gleich nachher wurden die erwähnten 3 Kammergerichtsräthe und wenige Tage später eine gleiche Anzahl Mitglieder des Cusstrinschen Obergerichts nebst dem Patrimonial-Richter, dessen linkisches Wesen die Sache gleich anfangs verderbt hatte, auf Befehl des Königs in das Stadtgefängniß gebracht und der Minister von Bedliß, Chef des Criminal-Departements, erhielt den Befehl, ihr Verfahren dem Criminal-Senate des Kammergerichts zur

Untersuchung und Begutachtung vorzulegen. Der Bericht fiel günstig für die Angeschuldigten aus und der Minister welcher ihn überreichte, theilte, nach eigener Untersuchung, die nämliche Ansicht. Friedrich hingegen, welcher in dieser Uebereinstimmung nur ein Bestreben der Gerichtsbehörden zu bemerken glaubte, auf Kosten der Gerechtigkeit ihr Ansehen gegen ihn zu behaupten, beharrte bey der entgegen stehenden Ansicht und drang auf Abfassung eines exemplarischen Strafurtheils. Als hierauf Minister in den ehrfurchtsvollsten Ausdrücken klärte, daß er außer Stande sey gegen seine Ueberzeugung ein condemnatorisches Urtheil wider die in der Arnoldschen Sache arretierten Justizbedienten abzufassen (31. Dec. 1779), erging am 1. Jan. 1780 die entscheidende Cabinetordre an diesen Minister, worin der König sagt: wenn sie also nicht sprechen wollen, so thue ich es, und sodann festsetzte, daß von den 8 verhafteten Gerichtspersonen 2 als schuldlos frey gesprochen würden, die 6 übrigen hingegen (1 Patrimonialrichter, 3 Cüstrinsche Regierungsräthe und 2 Kammer-Gerichtsräthe) 'wegen der in der Müller Arnoldschen Sache gemachten Sentenz' sämmtlich cassiert und jeder mit einjährigem Festungsarrest belegt, und daß überdem diese Verurtheilten dem Müller Arnold seine Mühle nebst allem seinem erlittenen Schaden aus ihren Mitteln bezahlen sollten. Der bisherige Präsident der Cüstrinschen Regierung, Graf von Finckenstein (Sohn eines von Friedrich sehr geschätzten Ministers), war schon im Laufe des vorhergehenden Monats seines Postens entsetzt worden, weil er, wie eine Cabinetsordre vom 11. Dec. sich ausdrückt, der ungerechten Sentenz wider den Arnold beygetreten

sey und nicht vielmehr darauf gesehen habe, daß demselben eine unparteyische Justiz administriret worden. Gegen die übrigen Richter beider Instanzen, selbst gegen den Präsidenten des Oberappellationsgerichts (von Rebeur) erging keine Verfügung. Der mehrgedachte Minister v. Zedlitz erhielt den Auftrag, die königliche Immmediat-Entscheidung in all ihren Bestimmungen zu vollziehen. Einige Tage nachher wurden die arretirten Justizbedienten wirklich auf die Festung Spandau abgeführt, von welcher sie erst durch einen Cabinetsbefehl vom 5. September des nämlichen Jahres entlassen wurden, nachdem sich der König überzeugt hatte, daß sie den perennären Bestimmungen des Urtheils die genaueste Folge geleistet hatten. Wenige Monate nach dieser Entscheidung erfolgte die berühmte Cabinetsordre die Verbesserung des Justizwesens betreffend, an den Großkanzler v. Carmer, vom 14. April 1780, durch welche dieser Minister mit der Ausführung eines Plans beauftragt wurde, den der König seit seiner Thronbesteigung nie aus den Augen verloren hatte, aber bisher, durch ungünstige Verhältnisse aufgehalten, nicht zur Ausführung hatte leiten können. Er umfaßte nichts weniger als die Ausarbeitung eines neuen Gesetzbuchs — nebst einer verbesserten Proceßordnung — und die Errichtung einer Gesetzcommission, welche die Entwürfe der einzelnen Theile des Gesetzbuchs prüfen und vollenden und in allen von nun an zu erlassenden Gesetzen Einheit und Uebereinstimmung zu befördern sich angelegen seyn lassen sollte. Schon während der sechs noch übrigen Lebensjahre des Königs wurde dieses Gesetzbuch von dem Großkanzler v. Carmer und seinen beiden Hauptgehülfen, Suarez und Klein

mit dem umsichtigsten Fleiße bearbeitet, durch eine Kundmachung Friedrich Wilhelms II. vom 5. Febr. 1794 trat es, nach einer vor den Augen des ganzen Publicums ruhmvoll bestanden Prüfung, ins Leben, und noch in dem nämlichen Jahre erschien eine allgemeine Gerichtsordnung für den Preuß. Staat. Unter eben diesem Monarchen erfolgte, unter Mitwirkung des Großkanzlers v. Carmer, eine Revision der Verhandlungen in der Müller Arnold'schen Sache. Das obgedachte von dem Criminal-Senate des Kammergerichts darin erstattete Gutachten welches Friedrich verworfen hatte, erhielt unter dem 14. Nov. 1786 die Bestätigung seines königlichen Nachfolgers, welcher die Ueberzeugung aussprach, daß den von Friedrich verurtheilten Justizbeamten nicht der geringste Verdacht einer in der U. Sache begangenen Ungerechtigkeit, Parteylichkeit oder irgend eines andern pflichtwidrigen Verfahrens zur Last falle, und daß die in jener Zeit gegen sie ergangenen Verfügungen nur als die Folgen eines Irrthums, wozu Friedrichs ruhmwürdiger Justizeifer durch unvollständige, der wahren Sachlage nicht angemessene Berichte verleitet worden, anzusehen seyen. Zu gleicher Zeit wurden den Verurtheilten ihre Rechte auf Entschädigung und auf Wiederanstellung im Staatsdienste vorbehalten. Am 23. Jul. 1787 wurde auch das Civil-Erkenntniß in letzter Instanz auf dem Wege der Revision von dem Geh. Obertribunale aufs neue berathen und in der Hauptsache — bestätigt. Friedrichs Justizreform machte immer größere Fortschritte und blieb selbst im Auslande nicht ohne ruhmvolle Nachfolge. Kein Jahr verging ohne sie dem Ziele der Vollendung entgegen zu führen, welche

sie von dem entschlossenen Willen seines jetzt regierenden Nachfolgers erwartet. —

Dieses ist die allgemeine, actenmäßige Uebersicht und der Zusammenhang einer Begebenheit, welche durch eine Reihe wunderbar gemischter Erscheinungen eine welthistorische Wichtigkeit erlangt hat, und von welcher ein nicht unbedeutender Theil Gegenstand der Abhandlung ist, mit deren Inhalte wir unsere Leser etwas näher bekannt machen wollen.

Das Ganze enthält zuerst die Abhandlung selbst, dann eine Reihe gedruckter und ungedruckter Beylagen von sehr ungleichem Werthe, weder chronologisch noch nach irgend einem andern erkennbaren Plane zusammengestellt. Die Abhandlung umfaßt in 3 Hauptabschnitten A) Bemerkungen über ihren Zweck, B) Darstellung des Arnoldschen Processes in 7 Abtheilungen, C) Folgen und Resultate für Sta und Wissenschaft. Der erste dieser Abschnitte füllt 9, der zweyte 277, und der dritte 26 Seiten, eine Vertheilung des Stoffes die wohl nicht die gelungenste ist.

Was unter A) über den Zweck der Abhandlung gesagt wird, dürfte in der Einleitung oder als Vorrede mehr an seiner Stelle gewesen seyn, wogegen man das von Schwulst und Dunkelheit strotzende Vorwort ohne Kummer entbehren würde.

Zweck der Abhandlung ist nach S. 3 ff. den sogenannten Müller Arnoldschen Proceß nach seinen wahren Werthe zu bezeichnen, einen Fall ins Licht zu setzen, in welchem eine Trennung der Staatsgewalten sich als ungültig erwies. Der Verf. bemerkt, die Wissenschaft habe ein wesentliches Interesse, auszumachen, ob nur zufällig aus einem Act der Uebereilung die Grund-

säße der Rechtspflege des Preussischen Staates hervorgegangen, oder ob in der Handlung, wodurch das frühere mangelhafte Princip am meisten erschüttert worden, nicht schon das Wesen des neuen Geistes sich im Keime gezeigt habe?

B) Darstellung des Arnoldschen Processes. Abtheilung I. Einleitung. 1. Zur Würdigung früherer Berichte. Ihre Fehler bestehen in Unvollständigkeit der mitgetheilten Thatsachen, in Unkenntniß der zur Zeit des Processes gesetzlich bestehenden Verfassung des Gerichtswesens und in unlogischer Bildung von Schlüssen, wodurch der wesentliche Punct, auf den es ankam, in den Hintergrund gestellt wird. Wegen der Unvollständigkeit, wird S. 10 bemerkt, es gereiche zur Entschuldigung der meisten Schriftsteller, daß die vorzüglichsten entscheidenden Verhandlungen unzugänglich waren. Wenn hinzugesetzt wird: freylich hätte man sich deshalb lieber jede Berichts enthalten sollen, so würde der Verf. seinem eigenen Werke den Stab brechen, wenn er nicht S. 14 unmittelbar nach der Anführung einiger Beispiele von der Unvollständigkeit der Quellen, sich das höchst gewagte Urtheil erlaubte, daß sie dem ungeachtet hinreichten um . . . das Sachverhältniß völlig aufzuklären. Wir können zwar bey dem, vom Verf. selbst an verschiedenen Stellen bemerkten, Abgange eines Theils der wichtigsten Actenstücke diese Ansicht keinesweges theilen, glauben jedoch daß die vorliegende Schrift als ein Annäherungs-Versuch für die Literatur dieses Gegenstandes einen beachtungswerthen Beytrag enthalte. 2. Uebersicht sämmtlicher einzelner Proceuren bey diesem Rechtsfalle. Der Müller Arnold hatte von seinem Vater 1762 die an dem soge-

nannten Krebsbache gelegene Krebzmühle durch einen Erbkauf-Contract mit Genehmigung des Grafen von Schmettau, Grund- und Gerichtsherrn von Pommerzig, unter der Verpflichtung zu einem jährlich an Korn und Gelde zu entrichtenden Erbzins erhalten. Mehrere Jahre später, wie es scheint 1770, leitete der Gränz-Nachbar des Grafen, der Landrath und Ritterschafts-Director v. Hersedorf auf Kay, durch eine neu gebaute Schleuse Wasser aus gedachtem Bache in seinen oberhalb der Mühle befindlichen sogenannten Karpfenteich, welcher auf Kay'schen Grunde lag und bis dahin nicht in solcher Art bewässert worden war. Hierauf blieb Arnold seit Ostern 1773 die Pacht schuldig und wurde deshalb 1774 von dem Grafen Schmettau bey dessen Patrimonial-Richter, dem Hoffiscal Schlecker verklagt. Arnold weigerte sich der Abgabe mit der Behauptung, daß ihm das Mahlwasser durch den Lt S. Karpfenteich entzogen werde. Hierauf entspann sich theils bey diesem Richter, theils bey dem Obergerichte, der Regierung zu Custrin, eine mehrjährige Reihe von Processen, in welchen bald der Grundherr, bald der Müller den Kläger machte. Jener klagte auf gerichtliche Execution wegen rückständiger Mühlenpacht, dieser verlangte Schutz und Schadloshaltung gegen den Gutsnachbar, dem er die Teichanlage verstattet habe. Die Proceßhandlungen selbst 'scheinen (nach S. 16) ganz verloren gegangen zu seyn, wenigstens sind sie weder bey den betheiligten Gerichten noch sonst aufzufinden gewesen.' Arnold war bey diesen Verhandlungen überall der unterliegende Theil. Er wurde zur Zahlung verurtheilt, ohne daß man es für nöthig gefunden hätte, seine Einreden einer geffentlichen Untersuchung zu unterziehen. Weil sich kein be-

wegliches Vermögen fand, wurde durch Urtheil des gräflichen Patrimonialrichters Schlecker auf Subhastation der Mühle erkannt, welche sodann durch Erkenntniß vom 7. Sept. 1778 für 600 Thaler dem Landeinnehmer Kuppisch zugeschlagen wurde, der sie bald nachher dem Gutsnachbar von Gersdorf überließ, von welchem sie hinwiederum der Wittve Pölschin überlassen wurde. Die wegen dieses Verfahrens bey dem Großcanzler v. Fürst während seiner Justiz-Visitation der Cüstrinschen Regierung 1779 von den Arnoldschen Eheleuten angebrachte Beschwerde wurde abgewiesen, vergebens hatte sich auch Prinz Leop. v. Braunsch. auf Bitten des bey seiner Compagnie in Frankfurt als Soldat stehenden Schwagers von Arnold an den Justizvisitator verwandt. Die hierauf von der Frau des Müllers unmittelbar bey dem Könige eingereichte Vorstellung erinnerte an eine schon vor 4 Jahren bey Grossen übergebene Bittschrift und enthielt lebhaftere Beschwerden besonders gegen die v. Gerstorf und Schlecker, von denen der eine durch Anlegung des Karpfenteichs ihm das Wasser entzogen und dadurch einen jährlichen Schaden von 100 Thal. zugefügt, der andere allen Grundsätzen des Rechts und der Billigkeit zuwider ihm die Mühle abgepfändet habe. Friedrich, welcher Jahre hindurch der Arnoldschen Angelegenheit seine besondere Aufmerksamkeit geschenkt hatte, ernannte den Obersten v. Heucking, um das Sachverhältniß mit Zuziehung eines Mitglieds des Kurmärkischen Obergerichts in möglichst kurzer Zeit auszumitteln, und falls das Wasser der Mühle wirklich entzogen wäre, den Müller klaglos zu stellen. Nachdem sodann das Obergericht den Regierungsrath Neumann diesem Commissär zugesellt hatte, ging die Untersuchung an Ort

und Stelle vor sich. Beide konnten sich jedoch in ihren Ansichten nicht vereinigen, weshalb die Regierung und der Oberst besonders an den König berichteten. Jene sagte, bey der Besichtigung habe sich gezeigt, daß die Mühle gehe und Wasser genug habe, diese Hauptbeschwerde sey also von der Art, daß sie nur durch Urtheil und Recht entschieden werden könne. v. Heuzling's ausführlicher Bericht ist leider weder in der vorliegenden noch in irgend einer andern Druckschrift zu finden. Selbst Preuß, der neueste und verdienstvollste unter allen Biographen des Königs, bedauert in seiner Lebensgeschichte Friedrichs des Großen Th. III. S. 383 u. 536 (Berl. 1833), daß dieser Bericht noch nicht aufzufinden gewesen sey. Der Inhalt desselben schien dem Monarchen recht auf den wahren Grund der Sache getroffen und dargethan zu haben, 'daß dem Arnold Unrecht geschehen und viel zu hart und widerrechtlich mit ihm verfahren sey.' Der Bericht wurde daher schon am 27. Sept. dem Justizdepartement mit dem Befehle zugestellt, dem Müller 'Gerechtigkeit widerfahren und eine prompte Justiz angedeihen zu lassen.' Der Custrinschen Regierung gab Friedrich am 29. sein äußerstes Mißfallen an ihrer Darstellung zu erkennen und verlangte auf das bestimmteste, die Sache in welcher sie durch eine bessere und gründlichere Untersuchung die Ernennung einer außerordentlichen Commission hätte entbehrlich machen können, 'sogleich in Ordnung zu bringen und allen Beschwerden des Arnold ohne den mindesten Anstand abzuhefen.' Das Gericht veranlaßte hierauf den Müller zur Klage wider den Gutsnachbar v. G. und ernannte zu dem Ende abermals eine Commission, welche mit Zuziehung eines Sachverständigen, des Deich-In-

spectors Schaden, den Augenschein einnahm und die gegenseitigen Zeugen verhörte. In dem hierauf den 28. Oct. erfolgten Erkenntniß wurde zwar in einigen Nebenpuncten zum Vortheil der Arnoldschen Eheleute entschieden, in der Hauptsache jedoch wurden sie mit ihrer Klage gegen den v. Gersdorf auf Wiedereinräumung der Mühle und auf Schadenersatz abgewiesen, einmal weil der Mühlenbach ein Privatwasser sey, mit welchem der Eigenthümer ohne Rücksicht auf den Nachtheil eines Andern machen dürfe was er wolle, zweytens weil dem v. G. aus einem Vergleiche seiner Vorfahren mit den Vorfahren des Grafen von Schmettau v. J. 1566 das Recht zur Anlegung eines Teiches ausdrücklich verstattet worden, drittens weil der Kläger die Zufügung eines auch nur einigermaßen erheblichen Schadens, ob er ihn gleich zu 100 Thl. jährlich angegeben, nicht habe erweisen können. Dieses Urtheil wurde auf die von Arnold eingelegte Berufung von dem Oberappellationshofe des Kammergerichts unter Rebeur's Vorsitze auf den Bericht des R. G. R. Ransleben am 11. Dec. 1779 in der Hauptsache bestätigt. Anstatt daß nun der Müller Arnold die ihm noch offene und von seinem Bevollmächtigten ergriffene dritte Instanz hätte fortsetzen sollen, wirkte er das bekannte Immediat-Urtheil aus, wornach er völlig in den vorigen Stand zurückgesetzt und die gehaltenen Schäden wie auch das Kaufgeld der Mühle von den sechs gefänglich eingezogenen Gerichtspersonen dreier Instanzen erstattet werden sollten. Daß Friedrich sich späterhin 'retractiert' habe, wie gelegentlich in einer Cabinetsordre seines Nachfolgers vom 27. Oct. 1786 bemerkt wird, ist nach S. 47 der Beylagen ein Irrthum, der durch kein authentisch bekannt gewordenes Actenstück bestätigt wird

und nach S. 278 offenbar aus der Erklärung des Königs entstand, daß um des allgemeinen Besten willen die Verfügungen gegen die Richter schlechterdings bestehen bleiben müßten, oder nach einer von Preuß (a. a. O. S. 523) mitgetheilten Version: 'daß Sie die einmal getroffenen Verfügungen um des Ganzen willen nicht zurücknehmen könnten.' — (Wir haben bey dieser Aufzählung der einzelnen Prozeduren, welche dem Urtheile des Königs vorangingen, den dahin gehörigen Inhalt der folgenden Abschnitte zusammen gestellt, um den Faden der Geschichte nicht zu häufig zu unterbrechen. Es wird uns demnach erlaubt seyn, bey den noch übrigen Abtheilungen uns vorzugsweise auf wissenschaftliche Bemerkungen zu beschränken). Abth. II. Die Proceße wodurch der Müller Arnold die Mühle verlor, zwischen dem Müller und dem Grundherrn. Da nach dem eigenen Zugeständniß des Verf. nicht sämtliche Handlungen in dieser Sache vorliegen (S. 51), so lassen wir seine, zum Theil schwankenden und gewagten, Behauptungen auf sich beruhen, doch sind wir ganz mit ihm einverstanden, daß unterlassene Ortsbesichtigung (Ocular-Inspection) und versäumte Bernehmlassung des Gutsnachbars die Grundfehler des Verfahrens vor dem Patrimonial-Richter ausmachten. Abth. III. Beschwerden des Müllers über dieses Verfahren nebst deren Erfolg. Abth. IV. Proceß zur Restitution des Müllers. Eine durch Anführungen und Auszüge älterer und neuerer Schriftsteller und Gesetze erweiterte Fortsetzung der Proceßgeschichte, größtentheils nach Preuß bearbeitet. Abth. V. Kritik des gerichtlichen Verfahrens in dem letzten Proceße. Mit einem großen Aufwande von Gehorsamkeit und Scharfsinn werden mehrere Be-

stimmungen besonders der beiden Civil-Instanzen einer, hin und wieder wohl etwas zu strengen, Beurtheilung unterworfen. Römisches und Provinzial-Recht, Land- und Lehnrecht und sogar die Glossen des letztern werden in Anspruch genommen, um die Begriffe von rivus und flumen, den Unterschied zwischen flumen publicum und privatum und ähnliche Streitfragen ins Licht zu stellen. Mit besonderer Ausführlichkeit werden die Zeugen-Aussagen und das Gutachten des Deich-Inspectors Schade beleuchtet. Da der Bericht des R. R. Neumann und das Obergericht in dessen Namen er handelte dieses Gutachten verdächtig gemacht hatten, so hätten sie nach S. 134 ihren Tadel begründen müssen und die Entschuldigung: 'es sey kein (anderer) Sachverständiger zu haben gewesen' wird zu leicht befunden. Ueber den angeblichen Vergleich v. J. 1566 wird S. 116 bemerkt, daß hier allem Anscheine nach von einem ganz andern Deiche die Rede sey. Uebrigens gehört dieses Document (nach S. 2 so wie das kaum gedachte Schadesche Gutachten (nach S. 133) leider zu denen welche 'nicht vorliegen' und in keinem gedruckten oder ungedruckten Werke zu finden sind. Der Vf. zieht aus allen hier angedeuteten Erörterungen den Schluß, daß der Gutsnachbar ein Recht zur Ableitung keinesweges erwiesen, daß die von den Collegien angeführten Gründe des Natur- und Völkerrechts ganz unhaltbar und selbst das erwähnte Document unzulässig sey (S. 161). Der Inhalt der königl. Verfügung war also, wie er hinzusetzt, durchaus gerecht. Selbst die Wiedereinsetzung des Müllers scheint ihm aus höhern Gründen nothwendig gewesen zu seyn; halbe Maßregeln würden (nach S. 161) den Begriff der Gerechtigkeit des Staates selbst in Schwanken gebracht haben.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

84. Stück.

Den 28. May 1836.

P o t s d a m.

Beschluß der Anzeige: Ausübung oberst-
richterlicher Gewalt 2c. 2c.

Abth. VI. Die Criminal = Untersu-
chungen. Das Geschichtliche derselben haben wir
bereits oben im Zusammenhange mit der allge-
meinen Uebersicht angedeutet. Von dem übrige-
gen, größtentheils critischen, Inhalt dieser und
der gleich folgenden Abtheilung werden einige
einzelne Bemerkungen eine Probe abgeben. Die
Untersuchung gewann durch ein eigenes Gutach-
ten des, um die höhere Architectur vielleicht noch
mehr als um die Bibelfunde verdienten, Ober-
consistorialraths und Oberbauraths Silber-
schlag, welcher ausdrücklich bemerkt, Schade,
der bereits genannte Verfasser eines früheren,
mit Unrecht verdächtigten Gutachtens, habe sei-
nem Amte vollkommen Genüge geleistet (S. 176).
In dem Laufe der Untersuchung findet der Verf.
ein sichtbares Bestreben die Angeklagten schuld-
los zu finden, ohne sich zu erinnern, daß nach

§. 171 dieser Wunsch jedem sittlichen Menschen natürlich sey. Wie er das §. 165 und Beyl. §. 84 mitgetheilte, vielleicht für die Mittheilung gar nicht geeignete, Handbillet tadelhaft finden könne, in welchem der Minister v. Zedlig unterm 12. Dec. 1779 an den Director des Criminal-Senats schrieb: des Königs Majestät haben dem C. S. eine sehr unangenehme Untersuchung aufgetragen, ist nicht abzusehen. — Der Bericht mit welchem dieser Senat sein Gutachten an das Criminal-Departement einsandte, findet, nach §. 208, sich nicht vor. Wie manchen, ungleich wichtigerm Aufschluß hätte er darbieten können! Abth. VII. Das Urtheil des Königs. Nach einer abermaligen Aufzählung der einzelnen im Laufe dieses Processes den verschiedenen Behörden zur Last gelegten Fehlgriffe und Versäumnisse zeigt der Verf., daß bey dem damaligen Stande der Gesetzgebung der König durch den Ausspruch des Immediat-Urtheils völlig in seinem Recht war. Der Inhalt einer hierher gehörigen Verordnung vom 23. Jul. 1777 ist bereits oben mitgetheilt worden. Wie sehr der König von dem ganzen Umfange seines, selbst unmittelbare Entscheidungen in außerordentlichen Fällen nicht ausschließenden, Oberaufsichts-Rechts in Justizsachen überzeugt war, beurkundete sich noch wenige Jahre vor seinem Tode durch seine mit Masfenbach unmittelbar nach dessen Ernennung zur Präsidentenstelle gehaltene Unterredung, deren wörtliche Mittheilung aus Preuß (Th. III. §. 378) in ihrem ganzen Zusammenhange mehreren unser Leser vielleicht um so weniger unwillkommen seyn dürfte, da sie zu gleicher Zeit einen Blick in das edle, menschlich fühlende Herz gewährt, welches vier Jahre früher in der Ar-

noldschen Sache seinem Verfahren zur Grundlage diene.

‘Ich bin eigentlich, sagte er zu Massow, der oberste Justizcommissär in meinem Lande, der über Recht und Gerechtigkeit halten soll, aber ich kann nicht Alles bestreiten und muß daher solche Leute haben wie er ist. . . Er muß durchaus unparteyisch und ohne Ansehen der Person richten, es sey Prinz, Edelmann oder Bauer. Hört er, das sag ich ihm, sonst sind wir geschiedene Leute. Hat er Güter? — Mein Eure Majestät. — Will er welche kaufen? — Dazu habe ich kein Geld, E. M. — Gut, so weiß er was Armuth ist und so muß er sich um so viel mehr der Bedrängten annehmen.’ Der Verf. hatte schon im Vorhergehenden erklärt, es solle zwar keinesweges behauptet werden, daß die Gerichte im vorliegenden Falle ganz oder in einzelnen Mitgliedern ein vollständiges Bewußtseyn der Ungerechtigkeit gehabt hätten, doch gehe unwidersprechlich aus den Verhandlungen hervor, daß die Richter befangen und von Leidenschaften verhindert gewesen, Thatsachen richtig aufzufassen und Gesetze richtig auszulegen, daß sie durchaus nicht die Sorgfalt angewendet, welche nöthig war, um nach der Verfassung im Namen und an der Stelle des Landesherrn Recht zu sprechen. Wenn die Verordnung v. J. 1777 bestimmt, bey fortdauernder Verschleppung wolle der König einen schuldigen Richter sofort cassiren, so kann damit nur gemeint seyn, er wolle mit Beseitigung des gesetzlich vorgeschriebenen Ganges der Untersuchung materiell sich von der wirklichen Schuld eines solchen Richters überzeugen (S. 238). ‘Er hatte seinen Abscheu gegen Cabinets-, Justiz- und Machtsprüche jederzeit deutlich ausgesprochen; die seine, wenn

gleich scharfe Grenzlinie, wodurch ein unberechtigter Eingriff in den Gang der Justiz sich von der gesetzlichen und nothwendigen oberstrichterlichen Leitung der Justizbehörden unterschied, konnte den Collegien aus der Praxis eigentlich nicht bekannt seyn. . . . Denn setzte jede Fällung von Immediat = Urtheilen schon ein für allemal eine Störung in dem ganzen Organismus der Justiz = Behörden voraus, so konnte solches Ereigniß nur höchst selten eintreten, wie denn in der That auch unter der Regierung Friedrichs der Fall noch nicht vorgekommen war.' (S. 258). Der Zweck und die Tendenz der Königlichen Entscheidung bestanden nach S. 253 hauptsächlich nur darin: Zur Verbesserung des ganzen Justizwesens ein Exempel zu statuieren. Der König faßte deshalb die privatrechtlichen Folgen seiner Entscheidung nur ins Auge, so weit solches zu jenem Zwecke nöthig war, d. h. so weit sein Urtheil den Grundsatz materieller Gerechtigkeit einleuchtend machen sollte. Wie daher die Gründe jenes Civil-Urtheils später schon aus den Erklärungen hervorgingen, welche der König in dem öffentlich bekannt gemachten Protocolle . . . abgab, so war auch die Verurtheilung einzelner Mitglieder der Collegien durch den Zweck des ganzen Verfahrens gerechtfertigt, und der Monarch trug nur Sorge, daß nicht ein Unschuldiger etwa gestraft werde, gleichgültig, ob vielleicht ein Mitschuldiger der Strafe noch entginge. (Hier drängt sich freylich dem Kenner der Geschichte die Bemerkung auf, daß der Grundsatz: der Zweck heiligt die Mittel, von jeher eine Quelle zahlloser Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten unter den Menschen gewesen sey, allein wir däch-

ten, wenn ein Friedrich den erstern bestimmt und die letztern wählt, so brauche die Menschheit bey ihrer Anwendung sich nicht in Trauer zu hüllen. Wenn übrigens bey dieser Anwendung einzelne Mißgriffe nicht ganz vermieden werden konnten, so erinnern wir an den trefflichen Ausspruch des Tacitus, Ann. XIV, 44 Habet aliquid ex iniquo omne magnum exemplum, quod contra singulos utilitate publica expenditur). — Ueber die noch im Todesjahre Friedrichs des Großen erfolgte Wieder-Aufnahme des Processes finden sich am Schlusse dieser Abtheilung (von S. 274 — 286) Nachrichten und Bemerkungen, über deren wesentlichen Inhalt wir uns auf die bereits oben gegebenen, hin und wieder ergänzenden, Andeutungen beziehen, indem wir uns hier auf die merkwürdige Cabinetsordre König Friedrich Wilhelm II. (vom 27. Jul. 1787) beschränken, welche dieser Monarch unmittelbar nach Ueberreichung des von dem Geheimen Obertribunal in dritter und letzter Instanz abgefaßten Civil-Erkenntnisses erließ. 'Ich habe, schrieb er an den Großkanzler v. Carmer, die unter dem 23. d. M. vom Justizdepartement eingeschickte Sentenz, welche das Tribunal in Sachen des Müllers Arnold gegen den v. Gersdorf gesprochen, aus den dabey angeführten Rechtsgründen approbiret . . . Da aber der Müller A., selbst wenn seine ganze Mühle verkauft wird, dennoch nicht im Stande ist, diejenigen 1784 Thaler zu erstatten, deren Ersatz dem v. Gersdorf mit 200 Thl., der Gräfin v. Schmettau mit 600 Thl., und den verunglückten Rätthen mit 984 Thl. gebühret, so habe ich um diesen zu dem ihrigen zu verhelfen und den aus dem Vorgange erwachsenen Schaden zu vergüten, den Beschluß gefaßt, die ganze

Summe der 1784 Thl. anzuweisen.' (S. 277, vgl. Preuß a. a. D. S. 542). Nicht ganz deutlich und etwas sprachwidrig ist folgende Bemerkung, die wir mit den eigenen Worten des Verf. hierher setzen wollen. 'Wenn das Geld, welches der Müller empfangen, aus Staatskassen erstattet wurde, so sprach sich hie in eigentlich aus, daß das Gemein-Wesen die Schuld theile, welche König Friedrich an den Richtern ahnden müssen. Das ernste Geschick dieses Heroen legte den Stab Wehe nicht selten in seine Hand, damit seine Nachfolger das Volk sanfter fortleiten durften.' (S. 285).

C) Folgen und Resultate für Staat und Wissenschaft. Der wesentlichste Schritt zu der von Friedrich beabsichtigten Justiz-Reform bestand, nach S. 289, in der Einrichtung der Gesetz-Commission, deren Organismus den eigentlichen Mangel der früheren Verfassung enthüllt, zugleich aber auch die Grenze zwischen willkürlicher Ausübung einer zufälligen äußern Macht in Rechts-Angelegenheiten und der Handhabung oberstrichterlicher Gewalt des Staats scharf bezeichnet. 'Die Geschichte muß anerkennen, wird weiter unten bemerkt, daß Friedrich der Große nur im vollen Bewußtseyn von seiner gesetzlichen Stellung als oberster Richter gehandelt hat. Die Geschichte muß anerkennen, daß nur jener Handlung es zu verdanken ist, wenn Gerechtigkeit bey dem Volke Friedrichs bisher kein leerer Name gewesen. . . Und wenn Gerechtigkeit der Form nach in jedem Urtheile zu finden, welches der in den Gesetzen benannte Richter gesprochen hat, unparteyisch, nach Vorgang der verordneten Instanzen und Vernehmung beider Theile, mit Anwendung aller ohne Rücksicht auf diesen Fall gegebenen Vorschriften,

so möge die Wissenschaft aufhören, jenes Urtheil durch den Namen Machtspruch und Cabinets-Justiz bloß deshalb zu schmähen, weil ein unbeschränkter Monarch selbiges fällt.' (S. 312). (Wir theilen im Allgemeinen die Ansichten des Verf. über Machtsprüche und Cabinets-Justiz und beziehen uns deshalb auf dasjenige was in des Unterzeichneten Handbuch der Literatur des Criminalrechts S. 753 darüber gesagt ist. Wenn aber diese Ausdrücke in der vorliegenden Stelle unbedingt für Schmähworte erklärt werden, so erlauben wir uns eine abweichende Meinung. Der Verf. bemerkt selbst (S. 311), es leuchte ein, daß ein Meister, wie v. Carmer . . . in der Handlungsweise Friedrichs des Großen sehr leicht einen Machtspruch setzen mußte. Diese Benennung, die gewiß nicht den Zweck hatte, das Andenken des Monarchen zu schmähen, führt auf eine wesentliche Unterscheidung, die der Verfasser zwar nicht bestimmt ausgesprochen, aber durch mehrere zum Theil schon oben angeführte Bemerkungen begründet hat, nämlich in ordentliche und außerordentliche Machtsprüche oder Cabinetsbefehle in Justizsachen. Jene werden in dem gedachten Handbuche mit einer 'Staatskrankheit' verglichen, diese, welche nach der bereits oben mitgetheilten Stelle eine Störung in dem ganzen Organismus der Justizbehörden voraussetzen, sollen ein Mittel abgeben, den Schaden Josephs zu heilen, oder welches einerley seyn dürfte, bey Mängeln und Mißgriffen, an deren Abhülfe auf gewöhnlichem Wege man verzweifelte, durch eine heilsame, jedoch unblutige Staats-Erschütterung im Innern die oberstrichterliche Gewalt auszuüben. Machtsprüche in diesem Sinne gehören zu dem größten und

herrlichsten was in einer großen Staatshaushaltung gedacht werden kann. Einem fruchtbaren Gewitter gleichend bilden sie im erhabensten Verstande die Partie der Bewegung, ihre Möglichkeit ist das Einzige, was der Macht, in den Augen der Philosophie, einen Werth gibt. Das allbekannte, selbst von Heiden bewunderte Schöpfungs-Wort: es werde Licht! war auch ein Machtspruch in diesem erhabenen Sinne, das höchste Ideal von vereinter Weisheit und Güte, ein Urbild für alle Regenten die den schönen Besatz: und es ward Licht verdienen wollen. Friedrichs Immediat-Erkenntniß gibt, wie der Verf. am Schlusse bemerkt, das erhebende Schauspiel, daß selbst von Solchen die jenen Spruch als irrig angesehen, niemals ein Zweifel gehegt worden ist an der Lauterkeit und Reinheit von des Monarchen Absicht. Wir setzen hinzu: wenn, wie oben gezeigt wurde und in dem Begriffe einer rein monarchischen Verfassung liegt, die oberst-richterliche Gewalt dem Regenten in den seltenen, von ihm selbst bezeichneten Fällen nicht streitig gemacht werden konnte, so mußte es ihm frey stehen, auch in Rücksicht der Formen seinen eigenen, von dem Verf. sehr richtig angedeuteten, Weg einzuschlagen, auf dem jedoch im Wesentlichen kein unumgängliches Erforderniß einer billigen und humanen Rechtspflege unbeachtet blieb. In diesem, ganz auf den großen Zweck gerichteten, Sinne kann man mit dem Verfasser (S. 251) behaupten, 'daß dem Könige durchaus nicht der Vorwurf einer Uebertretung des Gesetzes zu machen sey.' Einzelne Mißgriffe oder Irrthümer erklären sich aus der Beschaffenheit eines Staats, dessen politische Constitution die Person seines Regenten ist. Wollte man jeden Richteract dieses großen Processes, ohne Rück-

sicht auf den letzten Zweck des ganzen Verfahrens, einer eigenen Würdigung unterwerfen, so würde selbst die gewandte, jedoch nicht ganz selten sich in Ungewissheiten und bloße Vermuthungen verlierende, Vertheidigungskunst des Verfassers auf Einzelheiten stoßen, bey denen sie, wie bey der gleich folgenden, sich auf bloße Fragezeichen beschränken, oder ein, keiner ernstlichen Beleuchtung empfängliches, Vielleicht aussprechen müßte. Die Rede ist von dem Umstande, daß Graf v. Finkenstein, Präsident der Cüstirner Regierung, seiner Stelle entsetzt wurde, während der Präsident des Oberappellations-Gerichts (v. Mebeur) die seinige behielt und bloß einige dem letztern untergeordnete Råthe Gegenstand einer Special-Untersuchung wurden, in deren Folge sie das Schicksal des erstern theilten. Hier fragt der Verf.: 'Warum Friedrich d. Gr. nicht an dem Präsidenten abhandelte, wessen dieser sich doch jedensfalls nicht weniger als die Råthe schuldig gemacht?? — Vielleicht, setzt er hinzu, wollte der König damit nur vermeiden, was seinem Urtheile hätte den Schein einer Animosität wider diesen Präsidenten geben können' (S. 268), eine Erklärung, welche offenbar nichts beweisen würde, weil sie zu viel beweist und welche sich durchaus nicht mit dem über alle kleinlichen Nebenrücksichten erhabenen Character vereinigen ließe, der Friedrichs Verfahren auf allen Stadien dieses, in seiner Art einzigen, Processes bezeichnet. Härtere Bestimmungen würden den Vorwurf der Tyranny gegen den Monarchen begründet, gelindere würden, unter den eigenthümlichen Verhältnissen des Preussischen Staats; menschlichem Ansehen nach, ihren Zweck verfehlt und nie den großartigen, geistreichen und umfassenden Justizreform-Versuch herbey-

geführt haben, durch welchen, wie Preuß sich ausdrückt, Friedrich in der Weltgeschichte so einzig dasteht und der, nach den Erfahrungen eines halben Jahrhunderts von der Weisheit Friedrich Wilhelms III. seine Vollendung erwartet. Wie so ganz im Geiste seines großen Ahnen diese letztere vollzogen werde, wird die neue zeitgemäße Bearbeitung der Gesetzbücher und die im gegenwärtigen Augenblick sich vorbereitende Organisation angemessener Institute beurfunden, von denen die bereits auf mehreren Puncten des Preussischen Staats eingeführten Schiedsgerichte (oder wie sie wohl nach dem schönen Vorgange anderer christlicher Staaten ausdrucksvoller genannt werden dürften, Friedensgerichte) ein glänzendes Beyspiel abgeben, das vielleicht in moralischer Hinsicht den so sehr gepriesenen Eisenbahnen an die Seite gesetzt werden kann, und auf jeden Fall der Proceßkrämerey und Rechtsverdrehung den Todesstoß gibt. Nach einer, so eben in den öffentlichen Blättern erscheinenden, Nachricht verglich ein einziger Schiedsmann, der Kaufmann R. Matausche zu Neisse in Schlesien, in einem einzigen Jahre (vom 23. Febr. 1835 bis Ende Febr. 1836) 569 (sage fünfhundert neun und sechzig) Streitigkeiten zu allseitiger Zufriedenheit der Partheyen, und nur bey 8 Fällen gelang es ihm nicht, eine friedliche Ausgleichung zu Stande zu bringen. Hätten zu Friedrichs Zeit dergleichen Gerichte bestanden, so würde ein Proceß, welcher sechs Jahre lang verschleppt wurde, unter Leitung eines Matausche in höchstens eben so viel Tagen geendigt werden können, was freylich bey einem Schlecker nicht denkbar wäre.

Ueber die Beylagen so wie über die Form

des Ganzen haben wir uns bereits gelegentlich in der vorstehenden Anzeige erklärt. Was von den ersten bereits in gangbaren Werken gedruckt ist, hätte unserer Ansicht nach füglich wegbleiben können, und das hier zuerst Erscheinende nur nach einer sorgfältigen Auswahl beygefügt werden sollen. Angenehm ist es uns von einer Schrift, die nach unserer obigen Bemerkung nur als Annäherungsversuch zu einer vollständig beurkundeten Darstellung in der Literatur dieses Gegenstandes Beachtung verdient, bemerken zu können, daß die darin niedergelegten Ansichten des Verf. im Ganzen genommen mit dem Character des großen Königs und mit dem wesentlichen Inhalt der bis jetzt bekannt gemachten Actenstücke übereinstimmend sind.

Böhmer.

J e n a.

Bei Fr. Frommann, 1836: Das staatsärztliche Verfahren für Aerzte, Chirurgen, Apotheker, Thierärzte und für Rechtsgelehrte theoretisch und practisch dargestellt von Carl Vogel, der Med. u. Chir. Doctor, Großh. Sachsen-Weimar-Eisenachischem Hofrathe und Leibarzte u. s. w. Nebst einem Anhang, Formularien zu staatsärztlichen Geschäftsschriften enthaltend. XVI u. 202 S. in 8.

Der Verf. hat sich bemüht, durch vorliegendes Buch eine Lücke in der Literatur auszufüllen, die nämlich einer Anleitung, wie der Medicinalbeamte jeder Kategorie die ihm geläufigen Lehren der materiellen gerichtlichen Medicin und medicinischen Policiey anzuwenden habe, um dem

Zwecke seiner Anstellung im Staatsdienste gehörig zu entsprechen. Die Fortschritte, welche die Staatsarzneykunde in der neuesten Zeit gemacht, die Anerkennung, welche dieselbe darum auch bey den Rechtsgelehrten gefunden, sichern derselben einen bleibenden Werth zu, und müssen den Aerzten selbst ein Sporn werden, da, wo noch zweifelhafte Lehren in derselben sich befinden, durch unermüdeliches Forschen solche aufzuklären, um so den Rechtsgelehrten die gewünschten Aufschlüsse geben zu können. Hat doch selbst die Methode des Unterrichts in der neuesten Zeit bedeutend dadurch gewonnen, daß auf zwey Hochschulen, Berlin und Wien, die Staatsarzneykunde auch practisch gelehrt wird, und daß hier eine große Menge von wirklich vorkommenden Fällen unter der Aufsicht tüchtiger, zugleich als Staatsärzte, angestellter Lehrer von den Studirenden selbst beurtheilt werden, oder ihnen wenigstens bey der Untersuchung selbst die genaueste Theilnahme gestattet wird. Um indessen den Zweck der Staatsarzneykunde ganz erfüllen zu können, muß der Arzt auch die äußern Formen (den formellen Theil) der gerichtlichen Medicin genau kennen: ja es muß ihm gar manches aus der Wissenschaft, welche er durch seine Arbeiten zu unterstützen hat, nicht fremd bleiben: freylich führt ihn ein solches Studium weit von der Wissenschaft, welcher er seine Zeit und seine Mühe gewidmet, ab, er bewegt sich auf einem ihm ganz fremden Felde, und fast möchte es ihm dann scheinen, eine solche Beschäftigung wäre für ihn nichts geringeres, als der Medicin und Jurisprudenz zu gleicher Zeit sich zu widmen. Es sind aber für den Arzt nur gewisse Begriffe, die er kennen lernen soll,

es handelt sich um practische Geschäftskennntniß und Geschäftsgewandtheit, welche er sich erwerben soll, und gerade zu diesen gibt ihm das oben angeführte Buch die beste Anleitung. Sie ist von einem Arzte geschrieben, der bekannt mit dem Bedürfnisse nur das nothwendigste klar und bündig abgehandelt hat, und bey seiner Darstellung vorzugsweise den Nutzen für Medicinal-Personen im Auge hatte, obgleich auch Rechtsgelehrte, die mit der Staatsarzneykunde in Berührung kommen, sich dieses Buchs mit entschiedenem Nutzen bedienen werden, indem diesen eine Einsicht in das von den Aerzten bey gerichtlichen Untersuchungen einzuschlagende technische Verfahren gegeben wird, so wie ihnen ja überhaupt das Studium der Medic. forensis auf Universitäten unerläßlich ist, um sich wenigstens historisch mit den einzelnen Abschnitten derselben bekannt zu machen um vor allem beurtheilen zu können, wann überhaupt die Hülfe der Medicinal-Personen bey gerichtlichen Fällen sich nothwendig mache. Der Verfasser beginnt in einer Vorlehre vom Staate und von den für den Staatsarzt wichtigen Staatsbehörden zu handeln. In der darauf folgenden ersten Hauptabtheilung lehrt er die Theorie des staatsärztlichen Verfahrens, und in der zweyten die Praxis. In der ersten Hauptabtheilung schickt der Verfasser erst allgemeine Begriffe voraus, geht dann zu den Bedingungen der Gültigkeit des staatsärztlichen Verfahrens über, wobey er auf die Fähigkeit und Competenz des Staatsarztes, auf die Art und Weise der Veranlassung staatsärztlicher Handlungen, auf Zeit und Ort, und auf die Mittel und ihre Gebrauchsweise die nöthige Rücksicht nimmt. Hierauf

handelt er die staatsärztliche Untersuchung selbst ab, geht hier die Glaubwürdigkeit und Beweiskraft der Aussagen durch, und spricht dann von den Mitteln zur Realisirung der staatsärztlichen Untersuchungen und der Zwecke derselben. Die Lehre von den staatsärztlichen Entscheidungen und von den Mitteln zur Realisirung macht den Schluß der ersten Abtheilung. Die zweyte, welche die practische Darstellung des staatsärztlichen Verfahrens zum Gegenstande hat, gibt erst einige allgemeine Lehren zur Beförderung des Gelingens der forensisch-medizinischen Geschäfte; lehrt dann die Actenführung und Abfassung amtlicher Geschäftsschriften, und gibt Kunde von dem äußern Geschäftsgange. Hierauf folgt die eigentliche Anleitung zu den staatsärztlichen Untersuchungen, wo sich der Verfasser hauptsächlich über die wichtige Leichenschau und über die Anstellung von Vernehmungen ausläßt. In einem Anhange sind Formularien zu staatsärztlichen Geschäfts-Schriften mitgetheilt. Ein sehr genaues alphabetisches Inhalts-Verzeichniß sorgt für die Bequemlichkeit des Gebrauchs der Schrift selbst, welche, wir wiederholen es schließlich nochmals, als eine sehr nützliche dasteht, und für deren Abfassung der Verfasser des Dankes vieler versichert seyn kann.

Ed. C. J. von Siebold.

D r e s d e n.

Als Einladung zu dem öffentlichen Examen bey dem dortigen Gymnasium erschien zu

Stern d. J. daselbst: Philippi Wägners
 ad Christ. Ern. Aug. Groebelium epi-
 stola cum specimine novae editionis ope-
 rum Virgilio. 32 Seiten in Octav. Der be-
 rühmte Herausgeber der neuen Prachtausgabe
 des Heynischen Virgils, mit seiner eignen rei-
 chen Ausstattung, hatte dem Verleger das Wort
 eben, nach Vollendung der großen Ausgabe
 eine kleine und wohlfeile Handausgabe
 Schulgebrauch zu besorgen, und benutzt
 diese Gelegenheit, mit einer Ankündigung und
 Probe derselben seine Gedanken über die zweck-
 mäßige Einrichtung der Schulausgaben der Clas-
 siker mitzutheilen. Es kommt dabey an theils
 auf die Auswahl der Schriftsteller, theils dar-
 auf, daß der Bearbeiter es sich selber klar macht
 für welches Alter er seine Ausgabe bestimmt.
 Man muß hier vier Altersstufen unterscheiden,
 von den ersten Anfängern bis zu den Schü-
 lern der ersten Classe des Gymnasiums. Dieß
 führt von selbst auf das was das schwerste ist,
 die Art der Interpretation. Der Verfasser will
 für den Gebrauch in der Schule, wo der Leh-
 rer erklären soll, bloß einen correcten Text, oh-
 ne alle Noten. Bey den mit Noten versehenen
 Ausgaben eifert er mit Recht gegen die
 Meinung derer, die da glauben, daß man um
 es den Knaben recht leicht zu machen, Alles er-
 klären, und nichts ihrem eignen Fleiße und
 Forschung überlassen müsse. Die meisten Her-
 ausgeber und Interpreten, sagt er, fehlen darin,
 daß sie zu wortreich, selten daß sie zu kurz und
 wortarm sind. Der Verfasser führt dann die
 Grundsätze an, die er bey seiner Ausgabe be-
 folgt. Die Hauptpuncte sind: daß der Sinn
 des Schriftstellers deutlich dargelegt wird; daß

was der Knabe leicht durch Hülfe des Wörterbuchs und der Grammatik auffinden kann, ihm aufzusuchen überlassen wird; daß wo der Sinn zweifelhaft ist, nur die wahrscheinlichste Erklärung mitgetheilt wird; daß Verschiedenheit der Lesarten nur selten angegeben wird; daß kein unnöthiges Häufen von Citaten Statt findet, und nur aus Büchern die dem Schüler Hand sind. Dieß wird durch einige spiele klar gemacht; und zugleich auf ihm gemachte Einwürfe in der Hallischen Literatur-Zeitung geantwortet. — Man wird in diesem Allen den denkenden Schulmann nicht verkennen, der seine Methode auf die Erfahrung gründet.

Als Probe seiner bevorstehenden, nach den obigen Grundsätzen eingerichteten, kleineren Ausgabe hat der Verfasser die vierte Ecloge Pollio mit vorangeschicktem Inhalt und den Anmerkungen mitgetheilt. Wir wünschen daß diese neue Arbeit bald erscheinen, und der Verfasser seine bereits erworbenen großen Verdienste um den ersten der Römischen Dichter dadurch vermehren möge.

Sn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

85. Stück.

Den 30. May 1836.

B o n n.

Im Verlage Cb. Weber's, 1835: Simonidis Amorgioi jambi qui supersunt. Collegit et recensuit Fr. Th. Welcker. Ex museo Athenano philologico. 88 Seiten in Octav.

Bis auf die neuesten Sammlungen der kleinern Hellenischen Dichter hat in der Anordnung und Vertheilung derjenigen Bruchstücke, welche den Namen Simonides vor der Stirn tragen, und die theils dem ältern Jambographen von der Sporadischen oder Kykladischen Insel Amorgos, theils dem jüngern Lyriker von Keos angehören, mehr als gewöhnliche Verwirrung geherrscht. Früher war sogar das Andenken an Simonides von Amorgos der Beachtung der gelehrten Sammler so sehr entschwunden, daß sie entweder Alles, was im Alterthume von Simonides erwähnt wird, auf den Dichter von Keos zurückführten, oder kaum noch die furchtsame Vermuthung aufzustellen wagten, als könnte vielleicht noch ein anderer Simonides gegründete

Ansprüche auf einen Theil der kleinen aber schätzbaren Nachlassenschaft machen. Und doch ist es eine ausgemachte Sache, daß der Jambograph sich einst eines eben so hohen Dichterruhmes erfreute, als der Lyriker; und wie dieser im Alexandrinischen Kanon einen Ehrenplatz unter den neun Lyrikern fand, so stand jener in demselben Kanon als ausgezeichnete Repräsentant des Jambos zwischen Archilochos und Hipponax. Seine Satire, wiewohl nicht so beißend und zernichtend, wie die des Archilochos und Hipponax, hat doch dem Gegenstande ihres verhöhnenden Spottes, dem Prodoikides, eine ähnliche Unstlichkeit verschafft, als den übrigens noch weit berühmteren Namen des Lysambes und Bupalos, durch den Parischen und Ephesischen Dichter zu Theil geworden ist. Sehr dankenswerth sind daher die in vorliegender Schrift enthaltenen Forschungen über den ältern Simonides und dessen jambische Poesien, die der Herr Prof. Welcker, als wohlunterrichteter und sachkundiger Anwalt, seinem übervortheilten und betrogenen Dichter ex jure postliminii zu vindicieren sucht, indem er dessen gerechte Ansprüche durch überwiegende Gründe darlegt und auf eine Art geltend macht, die dem Ausspruche des unparteyischen Richters nicht den mindesten Zweifel übrig lassen kann.

Schon F. A. Wolf that irgendwo den Ausspruch, daß alle unter Simonides Namen vorkommenden jambischen Verse dem Amorginer gehörten. Der jetzige Herausg. hat nun nach diesem Grundsatz noch 31 Bruchstücke zusammen gefunden, worunter die beiden längeren von 118 und 24 Versen die Schöpfung der weiblichen Seelen aus Thierseelen und das Wandelbare und Hinfällige des Menschenlebens behandeln. Die übrigen bestehen nur aus einzelnen Jambischen

Trimetern, deren Sinn und Zusammenhang oft kaum zu errathen ist. Viel Scharffsinn und eine ausgewählte Gelehrsamkeit entwickelt der Herausgeber in der ausführlichen Erklärung dieser Bruchstücke; wie wir demselben auch in seinen frühern Arbeiten dieser Gattung (Alkman, Hipponax &c. &c.) bereits die gründlichste und mannigfaltigste Belehrung verdanken.

Die Blüthe des Simonides wird ziemlich allgemein in die Archilochische Periode gesetzt; jedoch so, daß man ihn zu einem jüngern Zeitgenossen des Variers macht, mit dem er auch die Ehre der Erfindung des sarkastischen Jambos theilt, d. h. er hatte Vorgänger, die er und Archilochos übertrafen. Es wird das Jahr 490 nach Troja's Umsturz, oder Ol. 29 (660 v. Chr.) als Blüthezeit angegeben; wodurch Simonides zu Alkman's und Terpandros' Zeitgenossen wird, indem der Chronologe, von dem diese Angabe herrührt, die Demokritische Aera vor Augen hatte, nach welcher Troja 1150 zerstört wurde. Die verschiedenen Zeugnisse sind im Uebrigen von dem Herausg. vollständig gesammelt und richtig beurtheilt worden. Auffallend ist es indeß, daß die Parische Chronik, welche einen Großvater und einen Enkel Simonides, die beide Dichter waren, aufführt, und jenen 490, zugleich mit Darius, diesen aber 469 vor Chr. im 90sten Lebensjahre sterben läßt, so daß dieser 559 v. Chr. oder ein volles Jahrhundert nach der Blüthe des Jambographen geboren seyn muß. Nach dieser Nachricht wäre also der Enkel 69 Jahr alt gewesen, als sein Großvater, man weiß nicht in welchem Alter, starb. Wenn wir nun auch den Großvater dasselbe hohe Alter von 90 Jahren erreichen lassen, so tritt doch nur die kleine Altersverschiedenheit von 21 Jahren zwischen Großva-

ter und Enkel. Um eine solche Unmöglichkeit jener sonst sehr geachteten Urkunde nicht aufzubürden, hat man alle drey Stellen, wo Simonides' Name vorkommt, auf den Großvater des Keischen Eyrikers bezogen, und aus der ersten Stelle (ep. 50) seine Blüthe oder vielmehr sein erstes Auftreten in Athen (im 69sten Lebensjahre) zu entwickeln gesucht, indem man *τελευτᾶ* nur auf Darios bezog, und zu Simonides ein ausgefallenes Wort *ἐφάνη* supplierte; und die zweyte Stelle (ep. 55), die gar keine Lücke zeigt, und deutlich sagt, Simonides sey ein Sohn des Leoprepes aus Keos, *ὁ τὸ μνημονικὸν εὖρων*, hat man auf einen sehr späten Sieg desselben Dichters zu Athen (im Jahre 478 vor Chr.) als er 81 Jahre alt war bezogen; was für sich betrachtet gar nicht unwahrscheinlich ist, da man auch sonst von dem berühmten Eyriker weiß, daß er bis in sein höchstes Alter heiter und thätig blieb (Val. Max. 8, 7). Merkwürdig aber bleibt es immer bey dieser Ansicht, daß, da die Chr. schon von dem Großvater Simonides, der auch Dichter war, gesprochen hat, gleich darauf den Simonides als Sohn des Leoprepes aus Keos aufführt, und noch dazu mit dem bezeichnenden und unterscheidenden Zusatze *ὁ τὸ μνημονικὸν εὖρων*, der lehrend zu Athen gesiegt habe. Dieser ist also offenbar von dem zuerst erwähnten Großvater verschieden, was schon die hinzugefügte Genealogie beweist, welche die steinerne Urkunde nicht erst bey der zweyten Erwähnung desselben Dichters hinzufügen konnte, da sie auch in andern Fällen nie so zu verfahren pflegt. Bey der dritten Erwähnung desselben Namens steht aber bloß Simonides der Dichter, als eine allgemein verständliche und keiner Verwechslung unterworfenene Bezeichnung; so wie im er-

sten Falle der Großvater ausdrücklich der Großvater des Dichters genannt wird. Dieser Dichter kann nun wohl kein anderer seyn, als der berühmte Lyriker, dessen sonst unbekannter Großvater auch ein Dichter war, und weit früher gelebt haben muß, als die Chronik angibt. Wäre dieser Großvater der sogenannte Genealogos gewesen, welcher bey Suidas ein Sohn des *Λεοπρεπες* und *ὁ τὸ μνημονικὸν εὖρων* heißt, so hätte die Chronik dasselbe nicht auch von dem offenbar jüngern Simonides sagen können, den Andere mit mehr Recht für den Genealogen und für den Enkel des berühmten Lyrikers ausgeben; obgleich die Chronik keine Verwandtschaft zwischen diesen beiden anerkennt. Der Vater des Genealogen war *Ἥλλιχος*, welcher eine Tochter des berühmten Lyrikers geheirathet hatte. Indem man schon früh anfang diese drey Personen mit einander zu verwechseln, ist große Verwirrung in die Biographien derselben gekommen. Ja selbst einige der neuesten Literatur-Bücher führen sogar den besagten Großvater des großen Lyrikers als den Jambo-graphen von Amorgos auf, ohne die hundertjährige Lücke zu bemerken, welche beide von einander trennt, und ohne selbst auf die Verschiedenheit der Heimath zu achten. Der Jambo-graph stammte ursprünglich aus Samos, wanderte aber an der Spitze einer Colonie nach Amorgos aus, wo er drey Städte gründete, und die eine von diesen, Namens *Μίνοα*, selbst bewohnte. Sein Samischer Vater hieß *Κρίνεος*. Sonst wissen wir nichts von ihm. Seinen Jamben wurde die Ehre zu Theil, von dem Rhapsoden *Μνάσιον* in öffentlichen Vorträgen dramatisch recitirt zu werden. Die zwey Bücher *ἐλεγεία*, d. h. elegische Verse oder Distichen, behandelten

nach des Herausg. Vermuthung wahrscheinlich die Geschichte der Samier, welche bereits der alte Asios hexametrisch besungen hatte. Die Benennung 'Archäologie der Samier' spricht allerdings für diese Vermuthung, die auch noch durch ähnliche poetische Bestrebungen jenes Zeitalters unterstützt wird. Außerdem werden dem Simonides auch noch Gedichte in trochäischen Tetrametern beygelegt, von denen aber sonst keine Spur im Alterthume vorhanden ist. Seine jambische Poesie war aber doppelter Art, didactisch und satyrisch. Zu jener Art gehört das schon genannte längere Bruchstück über das Wandelbare des Lebens; zu dieser das Gedicht auf die Frauen. Der ethische oder gnomische Inhalt jener erstern Art scheint von dem Dichter an die Jugend gerichtet gewesen zu seyn, wie wir noch aus einzelnen Versen und Anreden schließen können; gerade wie späterhin Theognis und Solon, und bereits vor ihm Hesiodos der Poesie dieselbe Richtung gaben. Simonides ist also nächst Hesiodos als der würdigste Vorläufer des eigentlichen gnomischen Zeitalters zu betrachten, welches alle ethischen Beziehungen des Hellenischen Lebens in den Kreis seiner Poesie hineinzog, um desto sicherer den practischen Zweck, den es dabey im Auge hatte, zu erreichen. Schade, daß von der ältesten Gattung, deren Reichthum sehr groß gewesen seyn muß, nur so wenig übrig geblieben ist. Auch die Bitterkeit und Hefigkeit der jambischen Satire bleibt uns bey dem Mangel an vollständigen Gedichten ganz unbekannt. So witzig und beißend auch Simonides' Jamben auf die Weiber sind, so ist doch der Gegenstand zu allgemein; denn die eigentliche rabies und das ei-

gentliche Ausschütten der Galle ist, wie jetzt noch die besten Horazischen Epoden beweisen, nur gegen bestimmte Individuen gerichtet, nie gegen ganze Stände, oder ganze Gattungen und ganze Geschlechter. Gerade diese directen persönlichen Ausfälle in den kräftigsten Hellenischen Kernausdrücken, die in der großen Beweglichkeit und unter dem Einflusse der beständigen Reibungen des neuen republicanischen Lebens ihre höchste Ausbildung erhielten, machten den alten Jambos so fürchtbar und so zerstörend. Ein Enkambes und Bupalos, wenn auch die Verzweiflung sie nicht zum Selbstmorde getrieben hat, sind doch auf ewige Zeiten gebrandmarkt worden. Wie harmlos sind dagegen die Simonideischen Witzleyen über die Weiber, die bereits seit dem Hesiodischen Zeitalter, oder seit der Schöpfung der Pandora, Stoff genug zu humoristischen Poesien gegeben hatten. Dazu erinnert die Schilderung der einzelnen weiblichen Charactere noch a die mythische Schöpfung des Menschen durch Prometheus und Vulcan, welche hier nur weiter ausgebildet und parodiert zu seyn scheint. Eine Anspielung auf diese ältere und bekannte Fabel glaubt der Herausg. in den Thierbildern zu finden, womit Vulcan das goldene Diadem der Pandora geschmückt hatte. Hier werden die vielen Thiere, welche das Land und Wasser nährt, für symbolische Darstellungen der verschiedenen Sinnesarten und Eigenschaften der Frauen genommen, gerade wie die Bären, Eber und Löwen auf dem Schwertgehänge des Herakles bey Homer offenbar eine bildliche Andeutung der Kriegsthaten und Schlachten jenes Helden seyn sollen, wie diese auch sonst als Zugabe zu den Heldenkämpfen der ältesten Vasengemälde

vorkömmt. Die Bilder von Blumen u. s. w. auf dem bunten Gewande des Dionysos bezeichnen den Frühlingsgott, den Gott der neu erblühenden Natur, den Anthios, dem das große Blumenfest gefeyert wurde; und wenn Polykleitos auf der Krone der Hera die Chariten und Horen darstellte, so wollte der sinnreiche Künstler damit die enge Verbindung versinnlichen, in welcher diese Göttinnen zu der Idee und dem Wesen der Hera stehen. Zwey Umstände scheinen dem Herausgeber den verhältnißmäßig sehr frühen Ursprung der Simonideischen Fabel anzudeuten, die Verschiedenheit der Abstammung der verschiedenen Charactere, und die Anwendung von Thieren, um die verschiedenen Leidenschaften der Menschen auszudrücken. Es ist sehr auffallend, mit welcher Schärfe und Feinheit der Beobachtung das hohe Alterthum das eigenthümliche Leben und Treiben der Thierwelt auffaßte. Unzählige Vergleiche, die nachher zu Sprichwörtern geworden sind, stammen aus dieser frühen Zeit, aus der sich dann auch die Thierfabel entwickelte, von welcher die Hesiodische und Archilochische Poesie bereits die glänzendsten Proben aufweisen kann. Und woraus sonst entstand ferner die Idee der Metamorphose, als eben aus derselben sinnreichen Beobachtung des Thierlebens, zu welcher selbst die spätere vollendete Kunst spielend zurückkehrte, und sie auf eine populäre Art zu parodieren suchte, die wir im Simonides bewundern?

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

86. 87. Stück.

Den 2. Junius 1836.

B o n n.

Beschluß der Anzeige: Simonidis Amorgini
Iambi qui supersunt. etc.

Die *ἄλλοῦ πλάσματα*, welche Prometheus
mit einem Gemisch von Anlagen, Fähigkeiten
und Leidenschaften der verschiedensten Thiere aus-
gestattet haben soll, während die einzelnen Thier-
gattungen nur einen einfachen, bestimmten und
eigenthümlichen Character besitzen, dienten über-
haupt der Hellenischen Komik öfters zum Ge-
genstande ihres Humors. Das Lächerlichste da-
bey ist, daß dem Prometheus bey der Schöpfung
der Thierseelen der einfach-characteristische Stoff
bereits ausgegangen war, so daß er, als darauf
die Menschenseele geschaffen werden sollte, ge-
zwungen wurde, jenes Gemisch zu Stande
zu bringen, wodurch man die Vielseitigkeit und
das Labyrinth der menschlichen Seele zugleich er-
klären und verhöhnern wollte. Offenbar sehen
die Simonideischen Iamben diesen ältern Mythos
voraus, den auch Phokylides mehr als ein Jahr-

hundert nachher noch auf seine Weise benutzte, und den ferner Philemon oder Euripides in ihre Dramen einführte. Auch Epicharmos, Pherekrates und Diokles fanden in ihm eine Veranlassung zu ihren Komödien 'Ga und Thalatta'. Was nur zur Erläuterung desselben im Alterthume vorhanden ist, stellt der gelehrte Herausg. so zusammen, daß zugleich ein innerer Zusammenhang der Fabel sichtbar wird. Dann werden die einzelnen Charactere genau durchgenommen, und mit den Schilderungen anderer Schriftsteller verglichen.

Was nun ferner die übrigen Bruchstücke anlangt, so haben auch diese durch die neue Bearbeitung unendlich viel gewonnen. Ob sie aber sämmtlich dem Amorginischen Dichter gehören, dürfen wir weder mit Bestimmtheit behaupten noch verneinen. Nur einen negativen Beweis hat die Annahme derselben als solcher für sich — nämlich daß wir von dem lyrischen Dichter Keos gar nicht wissen, ob er je einen Jamb, oder ein Gedicht satirischen Inhalts geschrieben hat. Wenn also außer dem Amorginer oder Jambographen Simonides, auch noch Simonides in den Jamben schlechthin, oder nur der eine und der andere Jambos citiert wird, so können wir selbst bey der größten Vorsicht nur an den Amorginer denken. Dazu kommt aber noch als Hauptstütze der Dialect. Um einen Ausdruck des Hippocrates aus dem Ionischen Sprachgebrauche zu erklären, bedient sich Galen (T. 17, 1. S. 897 ed. Kuhn.) einiger Verse des Simonides, als eines echt Ionischen Schriftstellers, für den wohl Niemand den Dichter von Keos halten wird. Und in der That gehören die Ueberbleibsel der Amorgischen Jamben zu den bedeutendsten Denkmälern des Ionischen Dia-

lects, dessen Spuren der Herausg. mit der ihm eigenthümlichen Genauigkeit sämmtlich nachweist, und unter eine leichte Uebersicht zu bringen sucht. Was endlich das Versmaß anlangt, so schließt sich Simonides im Ganzen den strengen Regeln des jambischen Trimeters an, indem er die Auflösungen der Längen sorgfältiger vermeidet als sein Zeitgenosse Archilochos, und auch den Dactylus oder Anapäst selbst an der ersten Stelle kaum anwendet. Der Gebrauch der Spondaen an den ungleichen Stellen hingegen richtet sich bey ihm nach dem Ernste des behandelten Gegenstandes, so daß in denjenigen Bruchstücken, wo die didactische Würde der Darstellung besonders hervortreten soll, dieselben sehr häufig sind; in der leichtern Gattung der Satire kommen sie aber selten vor.

G. H. B.

B e r l i n .

In der Nicolaischen Buchhandlung: Medicinische Beobachtungen und Bemerkungen von J. D. W. S a c h s e, Großherz. Mecklenburg-Schweringischem Leibarzte, Geheimem Medicinalrathe u. Erster Band. Auch unter dem Titel: Ueber die Wirkungen und den Gebrauch der Bäder, besonders der Seebäder zu Doberan. 1835. XXII und 337 S. in Octav.

Am meisten ist wohl von jeher der practische Theil der Arzneywissenschaft bereichert und gefördert worden durch die Sammlungen von Beobachtungen, die Aerzte nach einer thatenreichen Laufbahn in verschiedener Gestalt erscheinen lassen und in welchen sie die Früchte ihres Fleißes und die Ergebnisse ihres Nachdenkens über das, was ihnen in ihrem Kreise als merkwürdig und

mittheilenswerth erschienen war, zur Belehrung der jüngeren Collegen niederlegten. Ein solches Unternehmen ist um so wichtiger und dankenswerther, je ausgebreiteter der Kreis war, den der Arzt zu seinen Beobachtungen sich dargeboten sah und mit je größerer Umsicht er ihn zu benutzen verstand, und besonders in dieser Beziehung fühlt sich Ref. dem berühmten Herrn Verf. zu dem wärmsten Danke verpflichtet für das höchst interessante und lehrreiche Geschenk, welches er in obigem Werke dem ärztlichen Publicum dargebracht hat. Es enthält dasselbe die Resultate vieljähriger treuer Beobachtungen über die Wirkungen eines unserer wichtigsten Heilmittel bey den verschiedensten Arten von Krankheitserscheinungen, des Wassers im allgemeinen und insbesondere des Meerwassers.

Das Ganze ist nach vorausgeschickter Einleitung, welche den Zweck der Schrift bespricht, in zwölf Kapitel eingetheilt, von denen das erste S. 5 — 62 eine kurze Geschichte der Bäder gibt mit chronologischer Uebersicht der über die Anwendung des kalten und warmen Wassers im allgemeinen und insbesondere über die des Seewassers zu vergleichenden Schriften von den ältesten Zeiten bis auf die neuesten, jedoch mit Ausschluß der neueren Schriften über Anwendung der kalten Bäder in Fiebern (in sofern sie sich nicht zugleich über Bäder im allgemeinen verbreiten), so wie der über Bäder an Mineralquellen. Es ist dieß die vollständigste Zusammenstellung, die in ihrer Art bis jetzt gegeben wurde; leider enthält sie jedoch nur die Geschichte der Anwendung zweyer Arten von Wasser, der des gemeinen Wassers in seinen verschiedenen Temperaturgraden und der des Seewassers. Eine vollständige geschichtliche Uebersicht der anderen Ar-

ten von Wasser, der Eisen-, Schwefel-, muriatischen u. a. Quellen fehlt aber noch; besonders zu bedauern ist es, daß eine solche außer dem Plane des classischen Werkes des Herrn Prof. Osann (physikalisch-medicinische Darstellung der bekannten Heilquellen der vorzüglichsten Länder Europa's) lag, wo sie gewiß am ersten eine Stelle verdient hätte.

Das zweyte Kapitel handelt S. 63 — 135 von den Bestandtheilen und anderen Eigenschaften des Seebadewassers. Der Herr Verf. hebt hier sehr beredt die großen Vorzüge der Benutzung des Seewassers zum Bade in diätetischer Hinsicht, die außerordentliche Salubrität der Seeluft, ihre Kraft zur Verminderung von mancherley Krankheiten, zur Verlängerung des Lebens hervor. Die gedrängte Schreibart gestattet eben so wenig als der Raum dieser Blätter Auszüge; nur einige Bemerkungen mögen erlaubt seyn. — Es ist unrecht (S. 67) wenn man den künstlichen Seebädern nur 2 — 4 Pfund Seesalz zufügt, da in dem Bade in wirklichem Seewasser mindestens 5 — 6, selbst 9 Pfund und mehr auf die Person kommen, außer den anderen wirksamen Bestandtheilen. S. 70 scheint eine schon häufig vorgekommene Verwechslung des bekannten Säuerlings zu Niederselters im Herzogthum Nassau mit der ähnlichen Quelle zu Selz oder Sels im Elsaß, 9 Meilen von Straßburg, Statt zu finden. Ob der Salzgehalt die Temperatur des Seewassers wirklich erhöhe, wie Galenus meint, möchte noch unentschieden, selbst wohl zu bezweifeln seyn; so viel haben wenigstens neuere Experimente zur Genüge dargethan, daß ein schon vorhandener höherer Temperaturgrad, mag er nun vulcanischer Natur seyn oder nicht, durch einen starken Se-

halt an salinischen Bestandtheilen länger an das Wasser gebunden werde. Jedenfalls ist es ein dem Salzreize zuzuschreibender Vorzug, daß man sich im Seebade weit weniger leicht erkältet, als im Bade in süßem Wasser. S. 95 — 111 gibt der Herr Verf. Auszüge aus den die Messungen der Temperaturgrade enthaltenden Tabellen des Oberbade-Inspectors Burmeister in Doberan, nach welchen die höchste Temperatur und mithin die beste Badezeit auch für die Seebäder in den Julius und August fällt; hiernach wäre die häufig vorgetragene Meinung, als sey für die Seebäder der August und die erste Hälfte des Septembers wegen der beständigeren Witterung und größeren Wärme des Seewassers vorzuziehen, zu berichtigen; doch mögen hier wohl nach den verschiedenen Localitätsverhältnissen der einzelnen Seebadeorte mannigfache Modifikationen eintreten. Die durch den Nordwind hervorbrachte Temperaturverminderung des Seewassers stand übrigens durchaus in keinem Verhältnisse zu dem durch denselben gleichzeitig bewirkten Kälterwerden der atmosphärischen Luft. In Rücksicht auf die Temperatur wirken übrigens Luft und Wasser ganz verschieden auf den Körper und es sind z. B. die Wirkungen der Luft von $-6 - +9^{\circ}$ R. gleich denen des Wassers von $+9 - +16^{\circ}$ R., wonach die verschiedenen Temperaturgrade für schwächere oder kräftigere Kranke auszuwählen sind. Die Wärmeverminderung unsers Körpers im kalten Bade nimmt der Herr Verf. zu 1° F. an; doch hält er seine Messungen aus verschiedenen Gründen selbst für unzuverlässig. Ein großer Vorzug der kalten Bäder besteht auch in ihrer Eigenschaft, die ungleiche Vertheilung der Wärme im Körper auszugleichen und zu regulieren. Besonders interes-

sant sind auch die Untersuchungen des Hn Verf. über die Frage, ob im Meere Electricität vorhanden sey (S. 125 — 135), was Ref. nach dem hier Gegebenen so weit als möglich erwiesen zu seyn scheint.

Im dritten Kapitel S. 135 — 154 handelt der Herr Verf. von den Wirkungen der Bäder, besonders der Seebäder, und hebt namentlich ihre außerordentliche Wirkung auf das Nervensystem hervor, die sich durch den dadurch hervorgerufenen Schauer und Frost, durch die nach ihrem Gebrauche eintretende Verminderung der durch Nervenschwäche bedingten erhöhten Empfindlichkeit gegen den Eindruck der Kälte, die Herabstimmung der Erregbarkeit im allgemeinen und andere Gründe erweisen läßt.

Das vierte Kapitel S. 155 — 237 bespricht ausführlicher die Wirkungen nach den Anwendungsarten der Bäder. Ihre Verschiedenheit bestimmt auch ihre Wirksamkeit, ihren Nutzen, ihren Schaden; sie findet Statt erstens in Beziehung auf ihre Temperatur, zweytens in Beziehung auf die Zeit, worin gebadet wird, drittens in Beziehung auf die Vorbereitungen zum Baden, viertens in Beziehung auf die Art des Badens. Diese vier Beziehungen werden nun sehr specieil betrachtet und man erkennt überall die reiche Erfahrung des gereiften, umsichtigen Practikers. Wie sehr übrigens individuelle Erfahrungen die Meinungen über die Anwendbarkeit des einen oder anderen Temperaturgrades, über die Häufigkeit des Badens und über andere, namentlich bey dem Gebrauche der kalten Seebäder in Betracht zu ziehende Umstände modificieren können, zeigen die mehrfach geäußerten von früheren Behauptungen abweichenden Grundsätze des Herrn Verf. zur Genüge. So behauptet

tet er gegen Vogel die Unschädlichkeit einer gleich beym Beginn der Cur zu wählenden niederen Temperatur (S. 163), die Unzweckmäßigkeit des von demselben, so wie von Stierling und Richter empfohlenen Ueberschlagens eines oder mehrerer Tage (S. 197), wirkt Marcard (wohl mit Recht) seine zu große Vorliebe für die warmen Bäder vor (S. 201), die dieser treffliche Arzt gewiß modificiert haben würde, wäre es ihm vergönnt gewesen, längere Zeit auch an einem Seebade zu wirken u. s. w. Nach dem Herrn Verf. ist es unbestreitbare Thatsache (S. 213), daß das Seewasser die Gehörkraft mindere; die Frage aber, welchem agens diese Wirkung zuzuschreiben sey, ob der reizenden Kraft des Salzes oder einem schädlichen Einflusse der Kälte, läßt er unentschieden. Ref. will es scheinen, als ob der bloßen Kälte diese Wirkung nicht wohl zugeschrieben werden könne, da so viele Menschen in sehr kaltem Flußwasser baden, ohne je einen solchen nachtheiligen Einfluß auf ihr Gehör beobachtet zu haben. Ob derselbe nun aber von den salzigen und anderen Bestandtheilen des Seewassers, oder von der vereinten Wirkung derselben und der Kälte, oder auch wohl zugleich von dem stärkeren Wellenschlage abzuleiten ist, muß ferneren Beobachtungen überlassen bleiben; vorläufig genügt es, die Thatsache festgestellt zu haben.

Das fünfte Kapitel (S. 237 — 245) handelt von den anderen Anwendungsarten des Seewassers, namentlich von der inneren und der äußeren örtlichen, und bestimmt den Werth derselben, so wie den der Anwendung des Seewassers mit Zusätzen anderer Arzneystoffe, von stärkenden Kräutern, wie dieß schon von Mercurialis im sechzehnten Jahrhundert empfohlen wurde.

und Vogel und andere mit bestem Erfolge nachgeahmt haben, von Laugensalzen, durch welche die reizende Wirkung sehr verstärkt wird u. s. w. Ueber die Zweckmäßigkeit solcher Zusätze zum Seewasser sowohl als zu andern Arten von Mineralwasser sind die Stimmen sehr getheilt. Allein wenn man auch, wie Hufeland bemerkt, im allgemeinen die größte Achtung für den durch die Mineralwasser erzeugten inneren Naturproceß haben, und die Wirkung derselben so rein und unvermischt zu erhalten suchen muß, als möglich, weil nur so ihre eigenthümliche Kraft in ihrer ganzen Vollkommenheit zu erwarten ist, so gibt es doch manche durch vielfältige Erfahrungen hinlänglich gerechtfertigte Fälle, wo solche Zusätze nicht allein sehr dienlich sind, sondern selbst durch die Umstände erheischt werden. Es gehören dahin namentlich diejenigen Zusätze, welche zur Beförderung der Verdaulichkeit des Wassers selbst, oder zur Correction seiner anomalischen Wirkungen und der dadurch erzeugten symptomatischen Beschwerden, zur Minderung seiner zu reizenden, zur Verstärkung seiner zu schwachen Wirkung sowohl auf den Magen und Darmcanal beym inneren, wie auf die Haut bey dem äußeren Gebrauche dienen.

Das sechste Kapitel (S. 245 — 265) betrachtet den Werth der Bäder für Gesunde in den verschiedenen Lebensaltern und nach den verschiedenen Beschäftigungen.

Das siebente Kapitel (S. 265 — 294) gibt specieller die Indicationen und Contraindicationen der Bäder für Kranke an, wobey indessen wohl eine etwas zu große Vorliebe für die kalten Bäder die Feder geführt haben dürfte.

Die nun folgenden Kapitel vom achten bis elften beschäftigen sich ausschließlich mit Doberan

und seinen mannigfaltigen trefflichen Einrichtungen zur Erhaltung oder Wiederherstellung der Gesundheit, und zwar handelt das achte (S. 294—313) das Seebad in Doberan ab, das neunte (S. 313—316) die Schwefelquelle und die Bäder am Strande in Doberan, das zehnte (S. 316—320) die Eisenquelle und die dazu gehörigen Bäder daselbst, und das elfte (S. 320—325) deckt mit lobenswerther Offenheit manche gerechtem Tadel unterliegende Einrichtung in Doberan auf.

Mehrfach ist in der neueren Zeit, in welcher man in Deutschland wenigstens zuerst wieder größere Rücksicht auf die Seebäder genommen und mehr oder minder passende Orte mit den nöthigen Einrichtungen versehen hat, die Frage aufgeworfen worden, ob die Bäder an der Nordsee oder die an der Ostsee den Vorzug verdienen; für manche Etablissements ist sie selbst zur Lebensfrage geworden und die Stimmen darüber sind noch sehr getheilt, wie es Ref. scheint. Auch der Herr Verf. hat sie für wichtig genug gehalten und ist in seinem zwölften und letzten Kapitel (325—337) näher darauf eingegangen. Man hat es den Nordseebädern besonders als große Vorzüge angerechnet, daß sie einen größeren Salzgehalt und einen steteren und stärkeren Wellenschlag und als Folge von beiden eine reizendere, bedeutender eingreifende Wirkung besäßen. Ref. würde nicht allein gegen seine vollkommene Ueberzeugung, sondern auch sehr unpatriotisch handeln, wollte er den Nordseebädern beide Eigenschaften, die in manchen Fällen unläugbar Vorzüge genannt werden müssen, im geringsten streitig machen; er stimmt aber der schon hin und wieder und auch von dem Hn Verf.

gemachten Bemerkung bey, daß es eine große Menge von Kranken gibt, deren große Reizbarkeit und Schwäche gar nicht die Anwendung der stärkeren Nordseebäder erlaubt, bey welchen dagegen die milderen und nichts desto weniger kräftig einwirkenden Ostseebäder die ausgezeichnetsten Dienste leisten. Auch glaubt Ref. den hier Statt findenden Unterschied nicht unpassend mit dem zwischen den reizenderen, erhitzen, an freyer Kohlensäure reicheren Stahlwassern, wie z. B. dem heiligen Brunnen zu Pyrmont, und den milderen, an flüchtigen Bestandtheilen mangelreichen, bey großer Schwäche und Reizbarkeit besonders des Blutgefäßsystems, bey großer Disposition zu Congestionen nach Kopf und Brust um so leichter zu vertragen, wie z. B. Langenschwalbach, besonders dem dortigen Weinbrunnen, vergleichen zu dürfen. Abgesehen davon aber erfreut sich allerding's Doberan durch die Fürsorge seines Landesherrn einer solchen Menge wohlthätiger Einrichtungen und durch ein glücklich's Spiel der Natur einer so ausgezeichneten Verbindung der verschiedenartigsten Mineralwasser, daß es in dieser Beziehung wie in Bezug auf sein Alter unstreitig das erste deutsche Seebad genannt werden muß.

Ref. schließt seine Anzeige mit dem Wunsche, daß es dem Hn Verf. gefallen möge, das ärztliche Publicum bald mit einem zweyten Bande zu erfreuen; und erlaubt sich nur noch die Angabe einiger bedeutenderer Druckfehler, welche bey dem übrigens schönen und correcten Druck um so unangenehmer auffallen. So ist S. 11 Olai, S. 12 Rufus Ephesius, S. 20 J. C. Claudinus de ingressu ad infirmos (statt infernos) zu lesen, S. 22 Z. 11 nach Thom. Bar-

tholin. De zu streichen und 3. 12 hinter puerperii Synopsis zu setzen, S. 24 3. 17 fere statt ferme, S. 26 Dampierre, S. 61 Gnuscke, S. 66 u. a. a. D. Casper statt Caspar, so auch mehrmals Brandis statt Brandes, S. 89 Silliman statt Sulliman, S. 128 Linnée's zu lesen; Aëtius ist zweymal aufgeführt (S. 7 und 15), das einamal S. 7 unrichtig 800 Jahre zu früh, eben so J. Guinterus Andernac., zweymal S. 18 und 35), das letztemal 200 Jahre zu spät; die beiden Göttinger Preisschriften von Bauer und Becker (S. 51) sind schon 1802 hier in lateinischer Sprache erschienen.

W. Conradi.

M o d e n a.

Memorie di matematica e de fisica della società italiana delle scienze. T. XX. Fasc. I et II. 1828. Parte Matematica.

In dem ersten Fascikel findet sich zuerst die Lebensbeschreibung von Giovanni Fabbroni. Dann folgen die Abhandlungen: La teoria delle funzioni analitiche von Ferroni. Giunta facile a compimento della teorica del nuovo methodo di Budan per la risoluzione delle equazione numeriche von demselben. Riflessioni analitiche sulla riduzione degli archi circolari ai logarithmi imaginari von Calandrelli. Esame dell' osservazione del passaggio di Venere sul disco solare fatta in Roma nel 1761 von Conti. Sul teorema Guldiniano von Bordini. Dieser Aufsatz enthält einen neuen Beweis des Guldinischen Satzes der aber wohl vor den bekannteren Beweisen kei-

ne besondere Vorzüge hat. Intorno alla latitudine di Modena von Bianchi. Die Breite wird hier zu $44^{\circ} 38' 51''$ bestimmt, doch kann diese Bestimmung nicht als eine definitive angesehen werden. Sulla teorica del moto composto von Zamboni. Erläuterung des Newtonschen Beweises für das Parallelogramm der Kräfte. Sopra gl' integrali definiti von Paoli. Untersuchungen über das Integral $\int e^{-bx} x^{n-1} dx \cos ax$ und $\int e^{-bx} x^{n-1} dx \sin ax$ zwischen den Gränzen 0 und $\frac{1}{b}$. Ferner

über das Integral $\int \frac{dx \cdot \cos ax}{1+x^2}$ zwischen den-

selben Gränzen. Dieses Integral hat schon früher Poisson (Journ. de l'école polyt. T. X) untersucht; Paoli macht jedoch sehr gegründete Einwürfe gegen dessen Verfahren. Auch enthält diese Abhandlung sehr viel wichtige Bemerkungen über die Theorie der bestimmten Integrale im Allgemeinen. Sull' integrazione dell' equazione

$$\frac{d^2 y}{dx^2} + \left(1 - \frac{i(i+1)}{x^2}\right) y = 0, \text{ von Paoli.}$$

Sulla legge delle variazioni orarie del barometro von Carlini. Der Verfasser der Abhandlung geht von der Ansicht aus daß die Ursachen, welche die Schwankungen des Barometers hervorbringen, sich in zwey Classen eintheilen lassen, deren Wirkungen verschiedene Perioden haben. Die erste nennt er die dynamische und rechnet dazu besonders die Anziehung der Sonne und des Mondes und die Ebbe und Fluth. Die zweite nennt er die physische und versteht darunter die Bewegung welche durch die

Sonnenhitze direct, indem sie die Luft ausdehnt, oder indirect indem sie Dampf bildet, erzeugt wird. Da nun die Periode der dynamischen Wirkung 12 Stunden und die der physischen Wirkung 24 Stunden ist, so sucht Carlini vermittelst dieser verschiedenen Perioden den Einfluß jeder einzelnen Wirkung getrennt zu erhalten, auf ähnliche Weise wie man in der Theorie des Mondes die verschiedenen Ungleichheiten von einander getrennt hat. Indessen ist bekanntlich eine merkliche Abhängigkeit des Barometerstandes von der Anziehung der Sonne und des Mondes noch sehr zu bezweifeln, da wenigstens zwischen den Wendekreisen die Stunden der Maxima und Minima nicht mit der Zeit der Culmination des Mondes in Verbindung zu stehen scheinen. In jedem Falle aber sind die Beobachtungen Carlini's eine zu kurze Zeit hindurch angestellt, als daß man aus ihnen etwas Entscheidendes ableiten könnte. Carlini beobachtete nämlich von 28. May bis zum 29. Junius 1826 von vier zu vier Stunden und dann noch bis zum 19. Julius von zwey zu zwey Stunden. Die Barometerstände drückt er alsdann durch eine Formel aus, die aus einem constanten Gliede und zwey anderen Gliedern besteht, von welchem das eine die dynamische, das andere die physische Variation ausdrückt. Wenn nämlich b den Barometerstand, h die wahre Zeit ausdrückt, so setzt er

$$b = x + (y \sin h + y \cos h) + (z \sin 2h + z \cos 2h)$$

und sucht alsdann die Werthe der einzelnen Glieder aus den Beobachtungen zu bestimmen. Bekanntlich hat man aber schon mehrfach den

Gang des Barometers auf ähnliche Weise genügend dargestellt, ohne die dynamische Wirkung zu berücksichtigen. Carlini findet für den Sommer

Wendestunden	Barometerstände
5 ^h 39' Min.	332, 4517
13 38 Max.	332, 8431
16 14 Min.	332, 8284
21 39 Max.	332, 9378

Vergleicht man diese Angaben mit der Tabelle die Kämy in seiner Meteorologie (Th. 2. S. 263) gegeben hat, so sieht man daß die Zeiten der beiden Minima und des zweyten Maximum mit den sonst bekannten Angaben gut übereinstimmen. Dagegen weicht die Zeit des ersten Maximum auffallend ab, indem die dortigen Angaben nur zwischen 9^h 43' und 11^h 15' variieren. Eine zweyte Reihe von Beobachtungen hat Carlini vom 1. December 1826 bis zum 12. Januar 1827 angestellt. Hiernach findet er für den Winter

Wendestunden	Barometerhöhe
5 ^h 23' Min.	331, 667
10 43 Max.	331, 757
15 35 Min.	331, 685
22 25 Max.	331, 889

Auß diesen Angaben scheint noch deutlicher hervorzugehen daß die Angabe des ersten Maximum für den Sommer unrichtig ist, da es aller Wahrscheinlichkeit widerspricht daß der Zeitunterschied für dieses Maximum im Sommer

und Winter drey Stunden betragen sollte, während die anderen Wendezeiten im Sommer und Winter nur in den Minuten verschieden sind. Sonst erhellt auch aus diesen Beobachtungen, wie aus vielen andern bekannten, daß das Maximum am Morgen höher ist als das Maximum am Abend, und daß das Minimum in der Nacht höher ist als das Minimum am Abend. Carlini sucht auch im Verfolge seiner Untersuchungen die Aenderungen in der Temperatur der Luft und die hygrometrischen Aenderungen durch Formeln darzustellen, die jedoch wegen der geringen Zahl von Beobachtungen keinen bedeutenden Werth haben, da noch außerdem zu den hygrometrischen Beobachtungen das unsichere Haarhygrometer angewandt worden ist. Wir wollen noch in der Kürze bemerken daß Carlini seine Beobachtungen mit den Beobachtungen Ghiminello's und anderen in Italien angestellten barometrischen Beobachtungen ausführlich vergleicht. *Sopra alcune proprieta de' piani de' Momenti principali e delle coppie di forze equivalente von Giorgini.* Enthält mehrere neue interessante Lehrsätze. *Sull' uso del calcolo delle differenze finite nella dottrina degl' integrali definiti von Paoli.* Untersuchungen über die sogenannten Eulerschen Integrale der ersten und zweyten Art. *Sulla trasformazione delle formole integrali duplicate e triplicate von Viola.*

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

88. Stück.

Den 4. Junius 1836.

M o d e n a.

Beschluß der Anzeige: Memorie di matematica et di Fisica etc.

Dem zweyten Fascikel sind die Lebensbeschreibungen von Saladini, Pezzi, Filippo Re und Dandolo vorgefekt. Alsdann folgen die Abhandlungen: Sullo sviluppo delle funzioni in serie von Paoli. Teorica degli obiettivi acromatici proposti dal Signor Rogers von Santini. Sopra gli integrali definiti von Frullani.

Er findet zuerst das Integral von $\frac{\sin \varphi d \varphi}{\varphi}$

zwischen den Gränzen 0 und $\frac{1}{2}$, welches schon Euler früher behandelt hat, auf einem eigenthümlichen Wege, indem er das Integral allmählich von 0 bis π , von π bis 2π u. s. w. nimmt, und wendet alsdann dasselbe Verfahren auf verschiedene andere, zum Theil früher unbekannte, bestimmte Integrale an. Memoria sopra un cordometro ed un tonometro

von Paolo de Luca. Sulle superficie generabili dal movimento di una linea piana qualunque von Mainardi. Esperienze sulle contrazioni parziali delle vene d'acqua von Bidone. Der Verf. nennt die totale Contraction eines Wasserstrahls diejenige welche entsteht wenn die Oeffnung, aus welcher das Wasser ausfließt, auf allen Seiten von den Wänden des Gefäßes hinlänglich weit absteht; dieser Fall ist schon häufig untersucht worden. Wenig Untersuchungen besitzen wir dagegen über den Fall, wenn die Oeffnung an einer oder mehreren Seiten unmittelbar an die Wände des Gefäßes stößt und die mannigfaltigen Contractions, welche in diesem Falle entstehen können, bezeichnet er durch den allgemeinen Namen partielle Contractions, und ihrer Untersuchung ist diese Abhandlung gewidmet. Der Verf. hat schon früher in dem 27sten Bande der Abhandlungen der Züricher Academie eine Reihe von Versuchen über diese Contractions bekannt gemacht, die jedoch nur mit einem Gefäße, in welchem das abfließende Wasser nicht durch anderes ersetzt wurde und mit sehr kleinen Oeffnungen angestellt worden sind. Die Versuche, die hier mitgetheilt sind, erstrecken sich auf eine viel größere Mannigfaltigkeit von Fällen. Bidone glaubt daß die hier mitgetheilten Versuche in Beziehung auf quadratische verticale Oeffnungen als hinlänglich vollständig angesehen werden können. Doch fehlt, wie er selbst bemerkt, noch viel zur Vervollständigung des experimentalen Theils der partiellen Contractions, indem besonders die Wirkungen der Contraction in den Fällen, wenn die Oeffnungen nicht quadratisch sind, und wenn die Contraction nicht in der ganzen Länge einer oder mehrerer Seiten, sondern nur in einem Theile

dieser Länge aufgehoben ist, noch untersucht werden müssen. Sulla teoria delle funzioni discontinue von Viola. Die wichtige Theorie der discontinuierlichen Functionen ist bisher nur immer gelegentlich von den Mathematikern behandelt worden, und es existiert noch bis jetzt keine ausführliche besondere Darstellung derselben. Viola hat in dieser werthvollen Abhandlung einen bedeutenden Beytrag zu einer künftigen Bearbeitung derselben gegeben. Er behandelt zuerst den Begriff der Discontinuität, findet alsdann durch eine eigenthümliche Behandlung mehrere Formeln, die schon Fourier gegeben hat, nebst anderen ähnlichen, und gibt zuletzt mehrere neue Anwendungen der discontinuierlichen Functionen. Rifrazioni astronomiche osservate a piccole altezze su l'orizzonte von Bianchi.

Memorie di matematica e di fisica etc. Parte fisica. Fasc. 1 und 2.

Der erste Fascikel enthält folgende Abhandlungen: Riflessioni sopra una malattia delle vie orinarie osservata von B. G. Malacarne. Di alcuni pesci del mare di Puglia von G. M. Giovene. Beschreibung einiger seltener Fische. Sull' influenza del Magnetismo nelle chimiche combinazione von Carpi. Diese im Jahre 1826 angestellten Versuche haben, nach den neueren Fortschritten der Wissenschaft, fast alles Interesse verloren. Osservazioni naturali fatte all' isola dell' Elba von P. Carpi. Considerazioni sullo stato attuale della fisica del corpo umano von Gallini. Notizia sopra l'esistenza della litia nella lepidolite dell' isola dell' Elba von Carpi. Das Mineral enthält $7\frac{1}{2}$ P. C. Sythium. Melastome Brasiliane von Raddi. Sopra un Galvano-

metro von Nobili. Sperienza sopra la bile von Morichini. Chemische Analyse der Galle mehrerer Thierarten und des Menschen. Circa la pretesa inutilità delle dottrine fisiologiche per la patologia ora costituente una nuova dottrina medica italiana von Gallino. Osservazioni intorno ad un particolare movimento prodotto dal calore ne' livelli a bolla d'aria von Belli. Diese Abhandlung bezieht sich auf die bekannten Untersuchungen von Libri über die eigenthümliche Bewegung von Flüssigkeiten auf erwärmten Körpern. Der Verf. theilt zuerst die von ihm angestellten Versuche über die Bewegung mit, welche durch die Wärme in der Luftblase einer Eibelle hervorgebracht wird, und discutirt die verschiedenen Ursachen aus welchen diese Bewegung abgeleitet werden kann. Er entscheidet sich dafür daß sie aus einer durch die Wärme verursachten Verminderung der Anziehungskraft, welche das Glas auf den Weingeist ausübt, herrührt. Hierauf gibt er theoretische Untersuchungen über Gestalt und Bewegung einer solchen Blase unter gewissen Voraussetzungen. Quadro nosografico-clinico di generale risulamento delle malattie trattate nella clinica medica superiore dell' univertità di Padova von Brera.

Der zweynte Fascikel beginnt mit einer Lobrede auf Ermenegildo Pini von Novida und einer Lebensbeschreibung des Antonio Collalto von Meneghelli, worauf eine Lobrede auf Santo Fattori von Eugli folgt. Alsdann folgen die Abhandlungen: Osservazioni botaniche von Tozetti, Beschreibung von Rhus Coriaria, Rhus Sumac, Gonolobus viridis, Allamanda cathartica, Allium magicum, Tyrus Florentina, Ricinus communis, Coriaria myr-

thifolia, Chamaerops humilis, Attalera funifera. — Intorno alla costruzione dei parafulmini von Configliachi. Untersuchung über die Vortheile und Nachtheile der verschiedenen Arten von Bligableitern, namentlich über den Vorschlag Marelli's, verzinnte Eisendrähte als Leitungsdrahte anzuwenden. Der Verfasser glaubt sich gegen denselben erklären zu müssen. Supplemento alla memoria su di alcuni pesci del mare di Puglia von Giovene. Sopra la teoria della pila von Marianini. Ueber die Voltaische Säule. Sul portavoce conico von Resti-Ferrari. Encefalotomia di alcuni cetacei von Malacarne. Delle piante chinifere von Brera. Del valore della ballota lanata L. per la cura delle affezioni reumatiche, artritiche e gottose von demselben. Sopra alcune produzioni naturali del golfo della Spezia von Bertolini. Handelt besonders von einigen Arten von Schwämmen und Fucus, wie chondria uvaria, valonia syphunculus u. a. m. Sopra l'eclisse totale della luna accaduto la notte 2 Settembre 1830 von Bianchi. Memoria sui calori specifici de' corpi solidi e liquidi von Avogadro. Der Verf. geht von dem Dulong'schen Satze aus daß jedes Atom in den verschiedenen Körpern gleiche spezifische Wärme hat. Aus einer Reihe von Versuchen, die er angestellt hat und hier mittheilt, glaubt er die Bestätigung eines Satzes gefunden zu haben, den er schon früher aufgestellt hat, nämlich daß die spezifische Wärme eines Atoms eines zusammengesetzten Körpers der Quadratwurzel der Zahl gleich ist, welche die Atomengewichte angibt, die zur Bildung dieses Atoms des zusammengesetzten Körpers beygetragen haben, indem man als

Einheit die specifische Wärme nimmt, die ein Atom eines einfachen Körpers in diesem Zustande hat. Die Methode, welche er anwandte, um die specifische Wärme der Körper zu finden ist die schon lange unter dem Namen der Methode der Mischungen bekannte. Der Verfasser knüpft hieran ausführliche allgemeine Betrachtungen über die Anwendung der Atomenlehre auf die specifische Wärme der Körper. Osservazioni anatomico - patologiche von Caldogni. Discussione di osservazioni barometriche in Modena e considerazioni di meteorologia von Bianchi,

B e r l i n.

Bey Herbig: Petri Abaelardi epitome theologiae christianae; e codicibus monasterii S. Emmerani Ratisbonensis, in bibliotheca aulica Monacensi asservatis, nunc primum edidit Fr. Henr. Rheinwald. 1835. XXXVIII und 118 S. in 8.

Der Herr Herausgeber, dem wir schon neulich die Mittheilung eines Abälardischen Dialogs aus Wiener Handschriften verdankten, erfreut hier die Liebhaber mittelalterlicher Wissenschaft mit einer in mancher Hinsicht noch wichtigeren Gabe, an der aber die Kritik ihre ganze Kunst erschöpfen muß, bevor die Benutzung frey und Schlüsse daraus erlaubt sind. Bekanntlich ist von dem eben so genialen als unglücklichen Peter Abälard bey Weitem nicht Alles gedruckt; namentlich englische Bibliotheken sollen noch große Schätze handschriftlich bewahren. Seine Stellung gegen Bernhard von Clairvaur, den allmächtigen Heiligen seiner Zeit und tonangebenden Theolo-

gen, doch aber auch Abälards eigene Freymüthigkeit, die keine dogmatische Fessel anerkannte, und kein Vorurtheil schonte, haben die Herausgeber sehr vorsichtig auswählen lassen. Dom. Martene weigert sich geradezu, das berühmte Sic et non wegen der misslichen Consequenzen für den Kirchenglauben der Welt mitzutheilen, und erst jetzt darf man hoffen, daß Mr. Cousin seinem Versprechen gemäß die Vorsicht jenes ehrwürdigen Mauriners vereitelt. Abälards theologisches System war bis jetzt nur in seiner *introductio ad theologiam*, die aber im dritten Buche abbricht, und seiner *theologia christiana* in 5 Büchern enthalten; beide Schriften stehen in einer leicht zu ermittelnden Verwandtschaft, so daß die zweite offenbar eine Umarbeitung der ersten, aber nur für den locus von der Trinität zu erklären ist. Herr Dr. Rheinwald theilt jetzt ein Werk unter Abälards Namen mit, das mit der *introductio* noch viel näher verwandt, ja für den Anfang nur eine Uebearbeitung, ein Excerpt derselben ist, und glücklich genug, nicht wie diese den Stoff unvollendet läßt, so daß wir, wenn es vor dem Tribunal der Kritik besteht, damit uns über die Unvollständigkeit der *introductio* trösten können: namentlich würden dadurch Abälards Ansichten über die Sacramente auf eine Weise ergänzt, die schon eine gewisse Abschließung seines ganzen Systems gestattet, und an unserm Urtheil über den schwergeprüften Verfasser Manches berichtigen muß.

Der Codex führt die Aufschrift: *Petri Abaelardi sententiae*, und bietet so eine treffliche Unterstützung für Bernhards Angabe dar, der seine Anklagen gegen Abälard bey Innocenz II. unter andern auch aus einer Schrift, *liber sententiarum*, zu begründen weiß. Zum Unglück

widerspricht Abälard selbst dieser Angabe auf das Bestimmteste: er habe nie ein Buch unter diesem Titel geschrieben; so daß also wenigstens jener Titel nicht authentisch seyn kann. Der Herr Herausgeber wagt deshalb auch nicht, denselben seiner Mittheilung vorzusetzen, wählt dafür den anspruchlosen einer epitome; hält sich aber überzeugt, daran eben die Schrift zu besitzen, die Bernhard unter jenem Titel benutzte, und nimmt für sie die Authenticität in dem neuerlich für so manche Neu Test. Bücher aufgestellten weiteren Sinne in Anspruch, daß die Schrift wenigstens aus dem Kreise, aus der näheren Umgebung des Lehrers entstanden sey. Mit letzterer Ansicht müssen wir uns ganz einverstanden erklären: gegen die Annahme aber, hieran das von Bernhard als liber sententiarum benutzte Buch zu besitzen, drängen sich der Zweifel zu viele auf.

Zunächst die vorliegende von dem Herausgeber als epitome mitgetheilte Arbeit ist nur eine Uebersetzung der introductio, aber auf eine Weise verfertigt, die darin kein eigenes Werk Abälards, sondern wohl nur eines seiner Schüler erblicken läßt. Daß die epitome später liegt als die introductio, hat der Herausgeber treffend genug bewiesen, da jene sich auf den Commentar zum Brief an die Römer, und dieser sich wieder auf die introductio beruft. Auch sonst ist aber die excerpierende, zusammenfassende Hand hier gar nicht zu verkennen. Weitere Ausführungen der introductio werden hier kurz referiert. Wo dagegen die epitome ein Mehreres hat, was sehr selten ist, da ist jedesmahl der Ausdruck geschärft, eine Erlaubniß, die sich jeder Epitomator nimmt: z. B.

Introduct. L. I. c. 7. p. 385.

Primum itaque nobis disserendum occurrit, quid sibi velit in una divinitatis natura personarum ista distinctio, ut eadem scilicet pater, eadem filius, eadem spiritus sanctus sit appellata. Deinde qualiter una penitus et individua permanente substantia, Trinitas personarum queat assignari, et quod de unitate ac trinitate divina ante proposuimus, contra vehementes philosophicas impugnationes defendi. Videtur autem nobis suprapositis trium personarum nominibus summi boni perfectio diligenter esse descripta, ut cum videlicet praedicatur Deus esse pater et filius, et spiritus S., eum summum bonum atque in omnibus perfectum hac distinctione Trinitatis intelligamus.

Epitom. c. 5.

p. 9.

Primum ergo nobis disserendum occurrit, quid sibi velit ista personarum discretio vel distinctio in una natura divinitatis, ut eadem sit pater, eadem filius, eadem spiritus sanctus, cum summum bonum et in omnibus (fehlt perfectum) hac distinctione trinitatis intelligamus.

Die Abkürzungen treffen ferner biblische Citate, die in der Introductio meist ausgeführt, hier aber in der Regel durch ein et caet. abgebrochen werden; und dann besonders fallen die bey Abälard so beliebten Blicke auf griechische Philosophen und deren Ahnungen für christliche Dogmen, hier meist ganz weg; patristische Citate werden merklich mit Auswahl gegeben. Gerade diese Umstände scheinen uns dafür entscheidend zu seyn, daß nicht Abälard selbst sein Werk so habe ausziehen können. Sonst ist es bey ihm eine Lieblingsache, die Dogmen durch die Systeme der

griechischen Philosophie durchzuführen. Er schließt das erste und beginnt das zweite Buch der *Introductio* damit, sich wegen dieser ungewöhnlichen Behandlungsart zu entschuldigen; die *theologia christiana* ist darin noch ausführlicher, so daß es sich gar nicht begreifen läßt, wie er sein eigenes Werk auf eine Art überarbeiten konnte, bey der gerade was ihm am Herzen lag, wegsiele; dagegen begreift es sich sehr wohl, wie einer seiner Schüler sich einen Auszug verfertigte, der nur den mehr dogmatischen Gehalt aufnimmt, die Parallelen aus der heidnischen Weisheit aber wegläßt. Es begreift sich dieß um so leichter, weil der *Epitomator* gerade da den Faden weniger sorgsam verfolgt, wo die griechische Philosophie von *Abälard* am umständlichsten berücksichtigt wird (*Introd.* c. 15.). Von hieran ist die Behandlung weit freyer; das Material wird nur im Ganzen besprochen, nicht einmahl dieselbe Ordnung beobachtet; z. B. die Polemik gegen die Griechen wegen des Ausgangs des heil. Geistes, *Introd.* 1089 steht c. 16.; die dort schon voraufgehende Vergleichung der göttlichen Personen mit dem Erz und dem daraus gefertigten Siegel, *Introd.* 1088, folgt erst nach: cap. 17. Der Plan der Bearbeitung muß also ein freyerer geworden seyn; er mischt auch Stellen aus andern *Abälardschen* Schriften bey, z. B. c. 25. p. 71. die Frage, ob der Kranke, der geheilt seyn will, auch gebrannt seyn will, wenn es nöthig ist, zur Bestimmung der Doppelbedeutung von *Wollen*, entlehnt aus *Scito te ips.* p. 631. (*Pezii thesaur. anecdot. noviss. T. III.*). Indes läßt sich nicht mit Gewißheit ausmachen, ob der *Epitomator* selbst diese Auswahl getroffen, oder in dem uns verlohrenen Ende der *Introductio* es schon so vorgesunden habe, da auch *Abälard*

in den authentischen Schriften nicht selten dieselben Argumente wiederholt: (z. B. der Richter, der den Unschuldigen verurtheilt, *Scito te ips.* p. 645. cf. *Introd. L. III. c. 5. p. 1120.*) Hält man aber nur den Umstand fest, daß wo die epitome aufhört, der *Introductio* strenger zu folgen, dort die Abälardische Erudition in Systemen griechischer Philosophie weggelassen ist, also gerade das, worauf er sich am meisten wußte und wofür er glaubte sich vertheidigen zu müssen: so wird man dem Urtheil des Herausgebers beystimmen, daß nur eine fremde Hand so das Abälardische Werk überarbeiten konnte. Daß der Verfasser der epitome sich c. 34. p. 109. als denselben nennt, der den Brief an die Römer commentiert habe, ist dagegen kein Einwand; es ergibt sich daraus nur, daß der Ueberarbeiter das Werk ganz als ein Abälardisches stehen lassen wollte. Indem der Epitomator sich gegen das Ende zu von dem Texte der *Introductio* stets mehr entfernt, wird uns nun freylich der größte Gewinn bey dieser Entdeckung verleidet, nemlich die Hoffnung, daran einen vollen Ersatz für das fehlende Stück des dritten Buches zu erhalten: wenigstens würde es eine unbefugte Annahme seyn, daß er gerade hier einmahl wieder zu der gewissenhaften Bearbeitung, wie zu Anfang, zurückgekehrt seyn werde. Auch tritt dabey noch das Bedenkliche ein, daß hier die Sachordnung umgekehrt erscheint, als Abälard selbst sie zu Anfang der *Introductio* angegeben hatte: *de fide, caritate, sacramentis*; dagegen sind in der epitome die Sacramente als zweyter Punct aufgeführt, und die *caritas* oder einige sie betreffende moralische Fragen machen den Beschluß. Indessen abgesehen davon wird sich wenigstens zweyerley jetzt als ausgemacht annehmen lassen: einmahl, daß

Abälard selbst seine *Introductio* wirklich zu Ende geführt hat, und wir deren Verstümmelung also nicht als seine Schuld, sondern als Mißgunst des Geschicks, oder als Absicht der ersten Herausgeber, betrachten müssen: dann aber, daß wir an dem, was die *epitome* mehr hat, wenigstens im Ganzen einen Ersatz für das Fehlende erblicken dürfen: die Anordnung des Stoffes, die allgemeinen dogmatischen Grundsätze, und gewiß auch hin und wieder die Abälardischen Ausdrücke werden uns darin aufbewahrt seyn.

Gegen die weitere Annahme des Herausgebers, daß wir an dieser Bearbeitung von fremder Hand die Schrift besitzen, die Bernhard unter dem Namen des *liber sententiarum* vor sich hatte, so daß also beide mit ihrer Behauptung Recht haben können, Bernhard, er besitze eine solche Schrift, und Abälard, er habe sie nie geschrieben, gegen diese weitere Folgerung schenken uns dagegen zu gewichtvolle Gründe zu sprechen. Schon die auch vom Herausgeber berücksichtigte Angabe des Walter von Sct. Victor über die Anfangsworte des Abälardischen *liber sententiarum* (*Bulaei hist. univers. Paris. T. II. p. 200.*) verdient Beachtung. Wenn dem Herausgeber auch einzuräumen ist, daß der Schwulst jenes Anfangs nie mit der einfachen Schreibart Abälards stimme, so wird dadurch das historische Zeugniß Walters doch nicht beseitigt, daß jene Schrift, die Bernhard vor sich hatte, wirklich so begonnen habe; als eine dem Abälard fremde muß sie nun doch einmahl bey seiner eigenen Protestation dagegen betrachtet werden. In der *epitome* ist nun aber jener so bestimmt documentirte Anfang nicht anzutreffen. Gewichtvoller scheint uns aber ein anderer Grund zu seyn, der sich aus Bernhards weitem Angaben

über den Inhalt des Sentenzenbuchs, freylich etwas mühsam, entleihen läßt. Bekanntlich besitzen wir einen Catalog von Häresien, die Bernhard seinem Gegner bey Innocenz II. Schuld gab (Bul. II. p. 168.); er hat sie aus dem (ihm natürlich für authentisch geltenden) *liber sententiarum*, der *theologia Abälards* und der Schrift *scito te ipsum*, ausgezogen. Hat er auch Manches dabey verdreht, wie Abälard selbst in seiner Vertheidigung ihm vorwirft, so muß doch ein scheinbarer Grund dazu in jenen Schriften vorhanden gewesen, wenigstens also ein gleiches Material darin behandelt seyn. Besitzen wir nun an der vorliegenden epitome den wirklichen von Bernhard benutzten *liber sententiarum*, also alle drey in Frage kommenden Bücher (da auch die *Introductio* durch die hier elieferte Ergänzung als vollständig gelten muß): ist die Forderung nicht zu umgehen, daß Bernhards Catalog von Kezereyen wenigstens em Material nach in jenen Büchern nachgewiesen werden könne. Uns aber hat es wenigstens nicht gelingen wollen, für mehrere Anklagepunkte, die sich aus der *Introductio* nebst der *theologia christiana* und der Schrift *scito te ipsum*, noch nicht ergeben, nun in der jetzt mitgetheilten epitome die Stellen zu finden, aus denen Bernhard auch nur scheinbar seine Beschuldigung begründen konnte. Dahin rechnen wir No. 11. *quod in Christo non fuerit spiritus timoris domini*; 15. *quod etiam castus timor excludatur a futura vita*; 17. *quod aduentus in fine seculi possit attribui Patri*. 18. *quod anima Christi per se non descendit ad Inferos, sed per potentiam tantum*. So lange also es dem Hrn. Herausgeber nicht gelingt, für diese Anklagepunkte, so weit sie aus den beiden

bisher bekannten Schriften sich nicht ergeben, in seiner neuen Mittheilung die ausreichenden Stellen nachzuweisen: müssen wir auf der Behauptung beharren, daß der von Bernhard benutzte liber sententiarum, obgleich dem Abälard untergeschoben, doch von der epitome als verschieden zu betrachten sey.

Auch so ist indessen die Mittheilung des Hrn. Herausgebers ein sehr werther Beytrag für die Geschichte des unglücklichen Dialectikers aus Valais, und stimmen wir ganz in den Wunsch ein, daß auch Abälard, wie Mehrere seiner Zeitgenossen, einen tüchtigen Biographen finden möge, der seine Schwächen und Verirrungen im Leben wie in der Theologie von den gigantischen Leistungen zu unterscheiden vermag, womit er auf die theologische Entwicklung seiner Zeit so schöpferisch eingewirkt hat.

Retzberg.

Stuttgart und Tübingen.

Die Resultate der Sittengeschichte. I. Die Fürsten oder die Natur der Monarchie (von Freyherrn von Gagern). 1336. 200 S. in 8. (bey Cotta, zweyte Auflage).

Als im Jahre 1808 die erste Ausgabe dieser Schrift erschien, ward sie auch in diesen Blättern (S. g. A. St. 104) von anderer Hand mit verdienter Achtung angezeigt. Daß sie nach fast 30 Jahren eine neue Ausgabe nöthig machte, spricht desto mehr für sie, je seltener solche Erscheinungen gegenwärtig sind. Ihr Zweck spricht sich auf dem Titel aus. Das Wesen der Monarchie soll in ihr dargestellt werden. Doch geschieht dieß nicht in einer fortlaufenden philosophisch-politischen Entwicklung, als vielmehr in

Aphorismen. Sie erinnert dadurch an Montesquieu, und hat darin mit ihm Aehnlichkeit, daß sie durch ihre Form Stoff zum Denken gibt. Sie ist daher nicht zum schnellen Durchlesen, sondern zum Durchdenken bestimmt, und es wird Niemand gereuen sie durchdacht zu haben. Der Verf. geht davon aus daß die monarchische Verfassung in der menschlichen Natur gegründet sey. 'Einen Führer suchen ist kein Verbrechen. Menschen führen wollen ist auch kein Verbrechen. Sie bedürfen es oft, und verlangen so.' Die fürstliche Gewalt entwickelte sich aus der väterlichen Gewalt. Nomaden haben Stammfürsten. Bey veränderter Lebensart reicht man mit diesen nicht mehr aus. So werden aus den Anführern Fürsten. Wie daraus erweiterte Gewalt, aus dieser auch Uebel hervorgehen, welche Beschränkungen der Gewalt herbeyführen, wird aus Beyspielen in der Geschichte gezeigt. 'Gleich die erste Bestimmung der Oberhäupter, Krieg, führt zu Macht. Nichts ist leichter als eine Nation, und am leichtesten eine edle Nation zu den Waffen zu bereden.' Leider nur zu wahr, und mit zu viel Blut in den Büchern der Geschichte geschrieben. 'Die Fürsten wurden mächtiger, und der Glanz, der Umfang ihrer Gewalt vertrat die Stelle anderer schimmernden Eigenschaften. Ihre Würde wurde erblich, und vom Zufall der Geburt und der Erziehung hing Glück und Ruhm der Völker ab.' Aus Wahlfürsten wurden Erbfürsten. 'Ja für wahr! — eines der ersten und größten Opfer das die Menschen ihren Anführern brachten, war das Opfer ihrer freyen Wahl. Aber es war nothwendig, ihre Ruhe wollte es so.' Man glaube also nicht daß der Verf. Vertheidiger der Wahlreiche wird, was kein denkender Historiker werden kann. — Wie entstanden die Constitutionen?

‘Die Völker mit ihrer unlängbaren Souveränität übertragen den Gebrauch an den Monarchen, unter dem einzigen Gebot: herrsche vernünftig, wenn nicht — so — —’. Das Streben der Oberhäupter geht dahin ohne von der Verwendung Reichenschaft zu geben, allein zu ermessen was sie und der Staat bedürfen; das Streben der Nationen: jene Bedürfnisse zu untersuchen, zu beurtheilen, die Steuern zu bewilligen, und von dem guten oder übeln Gebrauch unterrichtet zu werden. — Aber Constitutionen und Landstände und Parlamente sind eitle Form, wenn nicht der Geist der Klugheit, welcher richtigen Blick und guten Willen mit Festigkeit zu paaren weiß, den Ehrgeiz unterdrückt und dem Golde widersteht.’ Die Anwendung von diesem Allen ist leicht zu machen. Menschliche Einrichtungen tragen nicht den Stempel der Vollkommenheit, aber ihre Mängel machen sie deshalb nicht verwerflich. Sie menschlich zu beurtheilen ist die Aufgabe für den Denker, und diese hat der Verf. zu lösen gesucht, wie man es von einem Schriftsteller erwarten kann, der seinen Geist, wie jedes Blatt es zeigt, mit den Classikern des Alterthums und der neuern Zeit genährt hatte. Die zweyte Hälfte des Buchs ist auch in dieser zweyten Ausgabe ‘an Napoleon, das große Völkerhaupt meiner Zeit’ gerichtet. Wir verkennen so wenig als der Verf. die hohen Eigenschaften des Mannes, nur mit der einzigen Beschränkung, daß es nicht diese Eigenschaften und Kräfte selbst sind, sondern die Anwendung die von ihnen gemacht wird, welche den Maßstab der wahren Größe gibt.

Sn.

Beilage

zu Stück 88. der Gött. gel. Anz.

In der №. 101 und 102 der Hannoverschen Zeitung von 1836 befindet sich unter der Aufschrift: 'Ein politisch-militärisch-literarischer Artikel' eine sehr ausführliche Beurtheilung einer Stelle aus einer im 76. St. der Gött. gel. Anz. von 1835 enthaltenen Anzeige des Werks: *Essai historique sur la révolution d'Espagne et sur l'intervention de 1823*, par Martignac. T. I. Die betreffende Stelle lautet folgendermaßen: 'Bemerkenswerth ist, daß der Aufruhr (auf der Insel Leon, nur von diesem ist hier die Rede) von den jüngern Officieren und vorzugsweise von denen der Artillerie ausging, daß sich die Conscripten in allen Waffen gleich für selbigen erklärten, daß dagegen einige aus Geworbenen bestehenden Bataillons bis zuletzt in ihrer Treue gegen Ferdinand beharrten.' — Der Verf. jenes in der Hannov. Zeitung aufgenommenen Aufsatzes geht von der irrigen Voraussetzung aus, daß die von ihm nachtheilig beurtheilte Anzeige nur einen Auszug aus dem Martignacschen Werke enthalte, und erklärt demnach, weil in selbigem kein Wort, von demjenigen was die angeführte Bemerkung besage, befindlich sey, die darin aufgestellten Behauptungen für gänzlich ungegründet. Martignac's vorzüglichster Zweck bey der Verfertigung seines Werkes war, die Nothwendigkeit einer bewaffneten Intervention von Seiten Frankreichs zu zeigen, daher finden sich über die militärischen Ereignisse in Spanien, so wohl vor als während der französi-

schen Intervention, wenn diese nicht mit seinem Gesichtspuncte in unmittelbarer Beziehung standen, wenige oder gar keine Details, namentlich ist dieses bey der auf der Insel Leon ausgebrochenen Insurrection der Fall. Der Vf. der Anzeige dieses Werks in den G. g. A. hat gesucht, den Geist, der in selbigem herrscht, so getreu als es ihm möglich war darzustellen, zugleich aber auch für seine Pflicht erachtet, da, wo er wesentliche Lücken zu finden glaubte, so weit es der sehr beschränkte Raum einer Anzeige verstattete, Bemerkungen hinzuzufügen. Dieß ist bey denen in Frage stehenden eingetreten, bey welchen es ihm um so weniger nothwendig zu seyn schien, nähere Auseinandersetzungen und Beweise hinzuzufügen, als diese der Gegenwart so nahe liegenden Ereignisse, durch die vielen in den deutschen, englischen und französischen öffentlichen Blättern und Journalen der damaligen Zeit enthaltenen ausführlichen Nachrichten, als hinlänglich bekannt angenommen werden konnten. Es will ihm bedünken, daß wenn der Verfasser des Aufsatzes in den Hannoverischen Zeitungen sich die Mühe hätte nehmen wollen, jene Berichte über die Insurrection auf der Insel Leon nachzusehen, er die Aufforderung an die G. g. Anz., die Gründe für ihre Behauptungen anzugeben, hätte sparen können. Der Vf. jener Anzeige, weit entfernt einen Tadel oder ein Lob über die Individuen oder Corps, die den Aufruhr veranlaßt, oder nachher befördert haben, auszusprechen, oder sich über die Vortheile oder Nachtheile dieser oder jener Militär-Verfassung ein Urtheil zu erlauben, wird sich bey der ihm gestellten Aufgabe lediglich auf die Anführung von Thatsachen beschränken, und bezieht sich, was die angeführten Daten anbetrifft, wegen ihrer ausgedehnten Verbreitung in Deutschland, hauptsächlich

lich auf die Real-Encyclopädie, oder Conversations-Lexicon, fünfte Original-Ausgabe, und insbesondere den Nachtrag zu dem Artikel Spanien S. 995 u. s. w.

1) Unter den Officieren der nach America bestimmten spanischen Armee, existierte ein geheimer Bund, dessen Absicht dahin ging; die Constitution der Cortes wieder herzustellen; man wollte dazu die Abneigung der Truppen, sich nach America schicken zu lassen, benutzen. Der commandierende General dieser Armee, Graf Abisbal, ließ den 8ten Junius 1819 plötzlich 123 Officiere als Anhänger dieses Bundes arretieren. Unter dieser großen Zahl von Officieren befanden sich nur 14 Stabs-Officiere, und unter diesen keiner über dem Range vom Obristen. Der Ingenieur-Oberst Antonio Quiroga (geboren 1784), den der Bund schon im voraus zum Anführer der Insurrection bestimmt hatte, war unter den Arretierten. 2) Der Oberst-Lieutenant Riego (geboren 1765) proclamirte am 1. Januar 1820 an der Spitze von 4 Bataillons zu St. Juan die Constitution der Cortes von 1812. Dieser Aufstand konnte nur im Einverständniß mit der auf der Insel Leon stationierten Artillerie gelingen, da diese die festen Punkte auf selbiger besetzt hatte, und die Vertheidigung der Insel selbst vorzüglich auf dem Geschützfeuer beruhete; wirklich finden wir, daß diese ganz im Einverständniß mit Riego handelte, und dadurch ward es möglich, daß derselbe zu dem Besitze der Forts St. Fernando und St. Pedro gelangte. Riego umzingelte das Hauptquartier zu Acros, nahm den in Abwesenheit des Grafen Abisbal commandierenden Oberbefehlshaber, Graf Calberon, seinen Generalstab und den Seeminister gefangen, besetzte die Stadt Isla de Leon, und befreiete die seit dem 8. Junius 1819 eingekerkerten Officiere, unter welchen sich der Ingenieur-Oberst Quiroga befand. Die Artillerie begnügte sich mit ihrem bisher an der Insurrection bezogenen thätigen Antheil nicht; sie erließ am 4. Februar 1819 unter ihrem Chef Miguel Lopez Danos eine Proclamation an die Garnison in Madrid, mit Einschluß der königlichen Haustruppen, der sich das Genie-Corps unter Felippi Arco Aguerro, nicht aber die Cavallerie und die Infanterie angeschlossen. Diese sehr bekannte Proclamation bezeichnet die Artillerie und das Genie-Corps auf der Insel Leon als sehr eifrige Anhänger und Beförderer der dort ausgebrochenen Insurrection. 3. Der Ingenieur-Oberst Quiroga übernahm gleich nach seiner Be-

freung aus dem Gefängniß das Commando der Insurgenten auf der Insel Leon, die sich von nun an das National-Heer nannten. Nachdem Riego mit 500 Mann betaschiert worden war, blieb dieß Heer kaum 3000 Mann stark, aber es vermehrte sich, anfangs durch Ueberläufer von der königlichen Armee, später durch den Uebertritt ganzer Bataillons, bis zu 9000 Mann. Seit dem Jahre 1817 war in Spanien für die Land-Armee ein Conscriptions-Gesetz gegeben; sey es daß solches unvollkommen abgefaßt, oder schlecht ausgeführt war: die Geschichtschreiber schildern uns die Regimenter in einem sehr uncompleten Stande und bemerken, daß die Einstellung von Recruten, durch gewaltsame Aushebungen zum Dienst gezwungen, viele Unzufriedenheit in die Reihen der Soldaten gebracht habe. Quiroga eroberte La Carracca, auch fiel ein Linien Schiff und mehrere Kanonenschaluppen in seine Hände. Aber vergebens waren alle seine Anstrengungen sich der Stadt Cadix zu bemächtigen, oder dort einen Aufstand zu bewirken; er konnte nicht Meister der Cortadura werden, welche die Landung von Cadix beherrscht und von den Seetruppen vertheidigt ward; seine wiederholten Aufforderungen an selbige blieben ohne Erfolg. Die öffentlichen Blätter der damaligen Zeit erwähnen vorzüglich zweyer für den übergeseelischen Dienst aus Freywilligen angeworbenen Bataillons, als bis zuletzt der Sache Ferdinands treu geblieben; diese Bataillons werden mit der Benennung: Real-tad (Loyalté) bezeichnet. Ob sie diesen Namen vom Anfange ihrer Errichtung an geführt, oder sich in der Folge beygelegt haben, ist nicht bemerkt. Man darf die Verschiedenheit der Militär-Versassung wohl nicht als einzige Ursache, daß die Seetruppen mit den Landtruppen bey dieser Veranlassung keine gemeinschaftliche Sache machten, annehmen. Es wird ausdrücklich erwähnt, daß der in Cadix commandierende General Campana dem Könige sehr ergeben gewesen sey, und daß der Bischof Cienfuegos in Cadix zu Gunsten Ferdinands einen großen Einfluß auf die Bürgerschaft und die Garnison derselben ausgeübt habe. Aber auffallend bleibt es, daß dessen ungeachtet das königliche Regiment Soria, das bis dahin in Cadix geblieben war, am 18ten Februar 1820 diese Stadt verließ und sich an die Insurgenten anschloß.

Stuttgarter gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

89. Stück.

Den 6. Junius 1836.

Paris und London.

Von Galignani, Baudry ic. 1834: Sketches in Spain, during the years 1829, 30, 31, 32, by Captain S. E. Cook, R. N. Vol. I. XIX und 344 Seiten, Vol. II. VIII und 336 Seiten in Octav.

Das hier anzuzeigende Werk gehört unstreitig zu den besten Schriften, welche in neuerer Zeit über Spanien erschienen sind. Der Verfasser, dessen vielseitige Bildung in allen seinen Mittheilungen sich ausdrückt, hat beynahе drey Jahre in dem noch immer viel zu wenig gekanntem Lande zugebracht; hat manche selten besuchte Gegenden desselben besucht, und seine Beobachtungen nicht mit den sonst so gewöhnlichen Vorurtheilen eines Engländers angestellt. Seine Berichte tragen durchgehends den Stempel von Wahrheitsliebe, Unbefangenheit und Nüchternheit. Er erkennt das Gute freudig an,

[68]

und hebt es, wo er nur kann, hervor, ohne das Schlechte zu verschweigen oder zu beschönigen; er schildert die Natur und die Menschen so, wie sie sich seinen gesunden Augen darstellten, den Gebrauch gefärbter Brillen verschmähend. Da der Verfasser die verschiedenartigsten Gegenstände berücksichtigte, so wird man nicht in allen Theilen des Werks einen gleichen Grad von Gründlichkeit erwarten dürfen; doch wird man in keinem etwas Interessantes oder Belehrendes vermissen. Dem Titel entsprechend, liefert der größere Theil des Buches keine zusammenhängende Reisebeschreibung. Nur in den ersten sieben Kapiteln gibt der Verfasser kurzen Bericht von seinen Reisen in Spanien, welche die mehrsten Provinzen berührten; in den übrigen Kapiteln stellt er dagegen seine Bemerkungen über Natur, Kunst und Menschenleben nach den verschiedenen Hauptgegenständen zusammen, wobey Anordnung und Reihenfolge nicht immer ganz passend erscheinen. Ein besonderes Kapitel ist der Hauptstadt gewidmet, von deren Localität mit Recht bemerkt wird, daß sie in jeder Hinsicht das Umgekehrte von dem sey, was sie seyn sollte. Unter den Mittheilungen über Madrid verdienen die Nachrichten über die königliche Gemäldesammlung um so mehr hervorgehoben zu werden, da der hohe Werth derselben bisher wenig bekannt geworden. Der Verfasser erklärt — und wir glauben, nicht Unrecht — jene Sammlung für die vorzüglichste in Europa, indem sie im Vergleich mit andern ähnlichen, den größten Reichthum von guten Gemälden mit der geringsten Beymischung von schlechten besitze. Wer nicht in Madrid

war, kann sich keinen Begriff von der Herrlichkeit der Werke aus den Spanischen Malerschulen machen; und wie viel Ausgezeichnetes sieht man dort neben diesen von Italiänischen und Niederländischen Meistern! Sehr mit Recht klagt aber der Verfasser über den Unfug, der bey jenen außerordentlichen Kunstwerken mit dem Restaurieren getrieben wird. — Von den Stiergefechten. — Von der Regierung. Gewiß sehr treu, und eben darum die traurigsten Gefühle erweckend. — Von den Landstraßen. Es ist nach dem Verfasser, wenn man die der Regierung zu Gebote stehenden Mittel und die örtlichen Schwierigkeiten in Betracht zieht, in letzteren Zeiten in Spanien mehr für Verbesserung der alten, und Anlage neuer Kunststraßen geschehen, als in irgend einem andern Lande von Europa. Durch Anwendung von Sträflingen hat man in manchen Gegenden die großen Schwierigkeiten glücklich überwunden, welche besonders Mangel an Menschen und Ungewohnheit der Einwohner, Arbeiten solcher Art zu verrichten, entgegenstellen. Bey dieser Gelegenheit auch über die zum großen Vortheil für das Reisen in Spanien eingeführten, nicht selten von Räubern escortierten Diligencen; um welches Institut sich besonders ein vormaliger Officier, Namens Cabanes, verdient gemacht.

Sehr wahr ist die Bemerkung des Verfassers, daß das bey den Spanischen Diligencen gebräuchte System dem Französischen gerade entgegengesetzt sey. Wenn in Frankreich der Reisende nicht viel besser als Packgut behandelt zu werden pflegt, so werden ihm dagegen bey den Spanischen Diligencen auf alle Weise Aufmerk-

samkeiten bewiesen, und es wird so viel als die Verhältnisse es zulassen, für seine Bequemlichkeit gesorgt. — Von der Justizpflege. Nichts gibt von dem Zustande Spaniens eine traurigere Vorstellung, als ein Blick auf die gänzliche Zerrüttung, in welcher sich das dortige Gerichtswesen befindet. — Arzneykunst. Sie liegt im Allgemeinen sehr danieder, und nur in der Hauptstadt und einigen anderen größeren Städten soll sie in neuerer Zeit einige Fortschritte gemacht haben. — Die Geistlichkeit. Von den verschiedenen Classen derselben und ihren Verhältnissen in der Gesellschaft. Der Verfasser berichtigt manche irrige Vorstellungen, welche in dieser Hinsicht verbreitet sind, und zeigt, welche Kluft zwischen den Mönchen und der übrigen Geistlichkeit Statt findet. Von den Einkünften der Kirche. — Von der Armee und den Verhältnissen der General-Capitane. — Von den Sitten des Volkes. Eine sehr anziehende Characteristik derselben im Allgemeinen und nach den verschiedenen Provinzen. Wir können uns nicht enthalten von den treffenden Bemerkungen des Verfassers folgende hier mitzutheilen. 'The best Spanish manners combine the degree of frankness and openness, with proper reserve and caution, of seriousness and gravity, with cheerfulness, based on the most perfect philanthropy and respect for others as for self, which probably constitute the perfection of human manners. So pure are they, that the slightest foreign mixture is immediately perceived; and in numberless instances which came under my observation, I never saw one,

in which either male or female had gained by residing abroad, although many had done so without their national manners being altered or impaired. Another striking peculiarity is observable; the best informed men I met with in the country, had never been out of it, and viewing the means they have of procuring information, the knowledge possessed by many individuals is quite extraordinary. The men possessed of scientific information, in every instance which came to my knowledge, and whom I had occasion to consult, who were very numerous, I found had almost one invariable character. The utmost simplicity; no pretension, or quackery; the greatest readiness to communicate what information they possessed, and not the slightest attempt at mystery, or concealment, or of warping their own minds, or those of others, by theories or distracted views. Their chief characteristics seem to be strong, plain, shrewd sense, and depth of observation, the most proper foundation for scientific acquirements; and the respect those who seek information are treated with, and the readiness with which their wishes are gratified, by every one, are the certain proof of the natural intelligence of the people.

Der Verf. nimmt insbesondere den weiblichen Theil der Nation in Schutz, und sucht die unzulässige Meinung zu widerlegen, welche namentlich über das Benehmen der Spanierinnen im ehelichen Verhältnisse hin und wieder verbreitet worden. — Von den Verhältniſ-

fen zwischen Frankreich und Spanien, und den neueren politischen Veränderungen. Ein für die richtige Beurtheilung des jetzigen unglücklichen Zustandes des von Parteywuth zerrissenen Reichs, besonders lehrreicher Abschnitt. — Von den Räubern. Es gibt kein civilisiertes Land, in welchem ein so systematisches Räuberwesen besteht als in Spanien. Nichts kann das Benehmen der unmächtigen Regierung in dieser Beziehung mehr characterisiren als die Art, wie im Jahre 1829 ein Officier, Namens Castro, durch Privat- rache getrieben, unter königlicher Autorisation, mit einem von ihm abhängigen Cavallerie- Commando, auf eigene Rechnung und mit unumschränkter Gewalt, die Räuberbanden in Andalusien verfolgte, die Gefangenen richtete, und so in jenem Theile von Spanien einigermaßen Sicherheit herstellte, die aber freylich nur von kurzer Dauer war, weil der Schrecken verbreitende Räuber- Jäger den Intriguen der Geistlichkeit unterlag, die es bald dahin brachte, daß ihm das königliche Privilegium wieder entzogen wurde. — Von dem Handel, dem Zustande der Finanzen, dem Ackerbaue. In diesen Abschnitten fehlt eine gute Ordnung; auch werden darin genaue Nachweisungen vermehrt. Im Allgemeinen erhält man doch aber dadurch einen Begriff von dem kläglichen Zustande, mit welchem in Spanien Handel und Gewerbe, wie der Staatshaushalt sich befinden. — Ein besonderer Abschnitt ist dem Marmor gewidmet. Spanien besitzt nach dem Verfasser eine größere Mannigfaltigkeit schöner Marmorarten, als irgend ein anderes Land in Europa, und

ein Theil derselben bricht an Stellen, welche für den Eeetransport sehr gelegen sind; aber schon seit langer Zeit wird ihre Gewinnung vernachlässigt, und die wenigsten sind selbst dem mehr unterrichteten Theil der Nation bekannt. Der Verfasser macht auf die Fundorte aufmerksam, und gibt zugleich Notizen über die Benutzung des Spanischen Marmors bey älteren Bauwerken. — Von den Pferden. Die vormals in Spanien so ausgezeichnete Pferdezucht hat in den Verwirrungen der neueren Zeit außerordentlich gelitten, und die besten Stämme sind beynabe ganz verschwunden. — Die Weine. Nur selten hat man in Spanien — und daher um so weniger in anderen Ländern — Gelegenheit, die herrlichen Weine von Xeres, Malaga, Alicante u. s. w. in ihrer Reinheit zu trinken; denn leider ist allgemein üblich, sie durch Vermischung verschiedener Sorten, oder durch verfälschende Zusätze so zu verändern, daß ihr eigenthümlicher Geschmack mehr oder weniger verloren geht. — Vom Bergbau. Das von dem Verfasser über die Spanische Bergwerksverfassung und einzelnen Bergwerke Mitgetheilte, ist wenig genügend. Gelegentlich wird erwähnt, daß vorlich ein deutscher Professor vom Spanischen Gouvernement beauftragt worden sey, den Zustand des Bleibergbaues auf der Sierra de Gador zu untersuchen und darüber zu berichten. Diese Angabe kann Referent richtig, indem jener Professor wohl kein Anderer war als er selbst, der im Jahre 1829 zwar jene Bergwerke besuchte, und auf seinen Reisen in Spanien von der obersten Bergbehörde

auf alle Weise unterstützt wurde, jedoch ohne irgend einen Auftrag von derselben empfangen zu haben. — Die Spanische Architectur. Bemerkungen über ihre Geschichte im Allgemeinen, und einzelne ausgezeichnete Bauwerke im Besonderen. — Die beiden von der Bildhauerkunst und Malerey in Spanien handelnden Kapitel zeichnen sich durch Ausführlichkeit besonders aus, und sind um so schätzbarer, je unvollkommener bisher die Leistungen der Spanier in jenen Künsten bekannt waren. Der Verfasser stellt die Eigenthümlichkeiten der Kunst in Spanien dar, bezeichnet ihren Entwicklungsgang, den Einfluß welchen einerseits die dortige Natur, und andererseits fremde Kunstschulen ausübten, und wendet sich dann zu den einzelnen Spanischen Schulen und vorzüglichsten Meistern. — Ein der Naturgeschichte gewidmetes Kapitel liefert zuerst allgemeine Bemerkungen über die Naturbeschaffenheit Spaniens. Dann wird mit besonderer Ausführlichkeit von den Waldbäumen gehandelt, über deren geographische Verbreitung schätzbare Beobachtungen mitgetheilt werden. Von geringerem Werth ist eine Uebersicht der in Spanien einheimischen Vögel, Mammalien und Reptilien. Auch die im letzten Kapitel enthaltenen geologische Bemerkungen, gehören nicht zu den ausgezeichneteren. Größtentheils sind sie so unbestimmt, daß es unmöglich ist, klare Vorstellungen von der bis jetzt noch so wenig bekannten, geognostischen Constitution Spaniens dadurch zu erlangen.

Erstttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

90. 91. Stück.

Den 9. Junius 1836.

Le y b e n.

Apud H. W. Hazenberg, jun.: *Historia philosophiae juris apud veteres.* Auctore A. Veder, phil. theor., litt. hum. et j. n. Doct. 1832. 332 S. in 8.

Wenn schon die Aufschrift dieses in Deutschland wenig bekannten Werkes die Aufmerksamkeit nicht bloß derer anzuregen geeignet ist, welche das antike Leben nach allen seinen Aeußerungen zu verfolgen bemüht sind, sondern auch derer, welche nicht über ihrem practischen Streben den Einfluß des philosophierenden Alterthums auf die Feststellung ihrer Wissenschaft außer Acht lassen, so wünschten wir selbst nur das Werk nach dem heutigen Standpuncte der Alterthumsforschung geprüft so empfehlen zu können, daß namentlich die Geschichtschreiber des Rechts ein sicheres Geleit an ihm finden würden. Die Schwierigkeiten, welche letztere in der rechtshistorischen Analyse des Alterthums nicht beseitigten, lagen weit weniger in ihren ungenügenden Sprachkennt-

nissen, als vielmehr in der besonderen Eigenthümlichkeit der antiken Wissenschaft, die den Rechtsbegriff nicht nackt und innerhalb seiner Sphäre aufzeigte, sondern gleichsam den Conflict der Moral mit dem Rechtsgesetze vermeidend die Idee des Rechts von der Sittlichkeit nicht sonderte, und dadurch die rechtliche Seite der Auffassung auf die Ergründung der Principien ihrer Ethik ausdehnte. Beachten wir dazu, daß sich den Alten rein physische Anschauungen aus einem höchst natürlichen Vereinigungsgrunde leicht mit ethischen Beziehungen vergesellschafteten, um so mehr, je tiefer die ethischen Begriffe in dem Gesamtleben des Alterthums wurzelten und je bedeutender die Ansichten der Denker in die Natur eingriffen, der sie solche allgemeine ethische Seiten anzupassen vermochten, so dürfte es für die richtige Würdigung des antiken Rechtsbegriffs mehr nachtheilig seyn, einzelne Erscheinungen, wie es bisher geschah, aus dem Zusammenhange herauszuziehen, und nicht einmal nach den Urkunden, sondern aus den größern Geschichtswerken der Philosophie mitzutheilen. Unser Verf. erkannte diesen Mangel der Forschungen, und versprach durch selbständige Benutzung der Quellen die geschichtliche Entwicklung des Rechtsbegriffs bey den Alten dergestalt zu liefern, daß er die Lehrsätze derselben über Recht mit ihrer Ethik, und diese wiederum, natürlich nur in gedrängter Kürze, mit den Principien ihrer Philosophien in Verbindung stellte. Wir läugnen zwar nicht, daß er selbst dabey die Quellen nachgesehen; allein das Ganze kann so wenig auf historische Vollständigkeit Anspruch machen, daß wir öfter aus dem Reichthum des hellenischen Lebens bloß fragmentarische Bestimmungen erhalten, worauf, wie wir fanden, weniger eine sorgfältige Lectüre der Schrift-

stelter als die Arbeiten von Tennemann, Henrici und C. Th. Welcker geführt haben; dabei ist in Folge einer uncritischen Behandlung der Nachrichten die Auffassung der Denker, wir können sagen, wenn wir die Sophisten ausnehmen, bis in die Platonische Zeit, so verflacht und einseitig, daß sie den heutigen deutschen Forscher nicht mehr befriedigen kann. Wir können es uns aus den in dem Werke befolgten Grundsätzen nicht erklären, warum sein Verfasser es unterließ, die philosophischen Ideen über Recht bis in die Römische Zeit zu verfolgen. Haben allerdings nur die Griechen ihrer philosophischen Richtung gemäß die Gründe des Rechts untersucht, so gewinnt doch erst bey den Römern ihrem rechtlichen Streben gemäß die Rechtswissenschaft festen Grund und Boden, den wir aber wiederum durch die Griechische Stoa geebnet sehen. Den tief greifenden Einfluß Stoischer Grundsätze auf die Ausbildung der Römischen Rechtsgelehrsamkeit gründlich nachzuweisen, wäre Pflicht dieser Forschung gewesen, die am Ende doch nur darin ihren letzten Zweck finden dürfte. Statt dessen wird bloß beyläufig und so weit es der in seiner allgemeinsten Bedeutung gehandhabte Begriff der Schule zuließ, der Römer gedacht, worüber wie über den Gehalt der Sätze der Rechtslehre mit uns gegründete Klage zu führen hat.

Sehen wir nun aber auf das Mitgetheilte ein, so zerlegt der Verf. seine Schrift in zwey Theile. Da es ihm Hauptsache war, die Begriffe von Recht, wie sie sich historisch in den Systemen der Griechischen Denker ausprägten, zusammenzustellen und zu erläutern, so schickt er nach der richtigen Voraussetzung, daß die Philosophie jenen Begriff nicht erfunden, sondern schon vorgefunden habe, in dem ersten Theile Bemerk-

kungen über die älteste Auffassung von Recht voraus, um gleichsam auf die Periode der Sinnlichkeit die Operationen der speculativen Vernunft folgen zu lassen. Freylich erhielt der Begriff der δικαιοσύνη erst durch die Bearbeitung des Tugendbegriffs seine wissenschaftliche Beglaubigung; nichts desto weniger muß der Gedanke, daß ersterer für sich, gesondert von dem der Tugend, ausgebildet sey, in sofern die Gerechtigkeit die Quelle des positiven Rechts geblieben, stark beschränkt werden, da die Griechen, auch ehe sie Systeme baueten, vermöge ihrer sittlichen Rechtsverhältnisse, beide Begriffe überall nicht schieden. In dem Eingange glaubt sich der Verf. über den Ursprung des Rechtsbegriffs erklären zu müssen; er verwirft die Versuche der Rechtslehrer, welche ursprünglich kein Recht als das des Stärkeren anerkennen oder von einem Vertrage reden, und hilft sich durch die nach dem Zustande der Sinnlichkeit, als dem frühesten, dem die einfachsten Begriffe geliehen werden müßten, abgemessene Präsumpcion auf, die sich auf den mit dem Empfindungsvermögen zugleich gegebenen Grundtrieb der animalischen Wesen stützt, das Gute anzustreben und das Böse zu fliehen. Darnach construirt er allmählich eine natürliche Verbindung und Beziehung der Menschen unter einander, und erhält da den ersten rechtlichen Zustand, *quod vires sic oppositae essent, ut malum alterius non amplius conditio esset alterius boni*, S. 13. 43. So läßt er dann die Gerechtigkeit aus der Gleichheit oder dem Gleichgewichte der Kräfte fließen, vermöge dessen alle ein gleiches Vermögen, das Gute anzustreben, hätten entfalten und geltend machen können. Wir überlassen diesen Gedanken billig dem wissenschaftlichen Naturrechte und lenken, da er zum Glück

die historisch gegebenen Verhältnisse der Alten nicht wesentlich beherrscht, darauf hin, daß uns die Sprache, die für die Ideen des Rechts belehrende Bildungsperioden durchwandert, als die älteste Quelle gelten muß. Wir nehmen es recht ernstlich an, wenn Aristoteles (Eth. Nic. V, 7 B.) den Ausdruck *dixaios* von *dixa* ableitet, gleichsam ein *dixaios* wie *dixastis*, und durch diese Theilung in zwey gleiche Hälften den Begriff des Gleichen und der Gleichheit (aequum, aequitas) fest hält, der die rechtliche Seite des ganzen Erthums erschöpft und fast nie seinen sittlichen Grundcharacter aufgab. Wenn derselbe Denker, wie nachher auch Cicero, alles Recht vom Gesetze ableitete, so hat er wiederum die philosophische Entwicklung der Sprache für sich, die alles Gesetzliche auch für recht erklärt. Die Gerechtigkeit als Gleichheit bildete nun das erste Gesetz des Staates, mußte aber an ihrer ursprünglichen Geltung verlieren, als die Religion ihren Einfluß äußerte, und solche Zustände als rechtliche heiligte und vor Entheiligung schützte, die sich aus dem wahren Rechtsbegriffe nicht ableiten lassen. Wir hätten gewünscht, daß sich der Verf. zur Aufklärung dieses interessanten Punctes nicht auf einzelne Momente beschränkt und sich mehr inner- des hier nur gültigen hellenischen Lebens getheil hätte, in dem der echte durch die Religion-gebildete Humanitätssinn in rechtlicher Hinsicht gleich anfangs nicht so sehr außer Acht gelassen werden durfte, als es wirklich geschehen ist. Die Bemerkung des Verf., daß er in Hesiod's Theogonie nur ein *imago philosophi indidentis* anerkenne, wollen wir ihm gern zurückgeben.

Nächstdem kündigt der Vf. Bemerkungen über den Einfluß des positiven Rechts auf den Rechts-

begriff an. Er verlehrt die egoistische Seite jenes Rechts gegen alle, welche außerhalb des Staates lebten, deren Lage, wenn sie nicht durch die Religion gesichert wurde, nicht bloß für rechtlos galt, sondern selbst von allem rechtlichen Schutz entblößt war. Er zeigt, wie der äußere und innere Zustand des Staates und seiner Verfassung jene Gleichheit öfter bloß zu einer imaginären machte und das Recht des Stärkeren zuließ. Dabey hielten jedoch die Griechen, wie sehr richtig bemerkt wird, überhaupt alles für unrechtlich, was mit der Tyrannis in Verbindung stand. Nicht minder gab aber auch die wachsende Bildung dem Rechtsbegriffe eine entwickeltere Gestalt. Was jenes Gleichgewicht aufrecht hielt oder wieder herstellte, galt für recht, was es zerstörte, für unrecht. Das Freywillige und Unfreywillige wird nicht weiter berücksichtigt. Die Götter selbst sollen den unfreywillig Mordenden verfolgen und noch an den Kindern Strafe nehmen; nur die That wird beurtheilt, ja das Leblose wird bestraft. Erst als der Begriff der Gerechtigkeit in Folge erhöhter Sittlichkeit, gesunderer Gesetzgebung und des zunehmenden Einflusses der Philosophie in Verbindung mit der Moral betrachtet zu werden begann, sah man nicht bloß auf die That, sondern auch auf Thäter, seine Absicht und seinen Zweck. Dab mußte auch die Strafart einen milderen Character annehmen; Genugthuung des Beleidigten bildete das Wesenhafte der Strafe. Daß sich frühzeitig das Wiedervergeltungsrecht geltend machte, beweist die Sprache, deren Strafbezeichnungen die ursprüngliche Bedeutung des *par pari referre* enthalten und daher zugleich Vergeltung ausdrücken, wie denn die *talio* die Hauptgrundlage der alten Strafgesetzgebung ausmachte. Der

Wf. hebt besondere Formen dieses Rechts heraus, so bey'm Mord, wodurch die Familie des Gemordeten als verletzt angesehen und ihr nicht bloß das Recht der Rache zugestanden, sondern selbst die Verbindlichkeit dazu auferlegt wurde. Allmählich entstanden bestimmte Collegien, die besonders über schwerere Vergehen richteten, durch ihre Aussprüche der mehr willkürlichen Bestrafung Einhalt thaten und bessere Rechtsbegriffe verbreiteten. Indes mußte sich doch im Staate das Bedürfnis äußern, die Strafen auf feste Gesetzesbestimmungen zurückzuführen, und Zaleucus sollte eben um Ungerechtigkeit und Ungleichheit zu verhindern, dazu veranlaßt seyn. Auch hier zeigt wiederum die Sprache einen gleichmäßigen Fortschritt: τὰ δίκαια nahm die Bezeichnung der gerechten Strafe an. Dabey ließ indes die Strafgesetzgebung ein Institut unangetastet, welches aus edlern Gefühlen gegründet freylich mit dem Rechtsbegriffe nicht wohl übereinstimmte. Das alte Recht der Asyle war anfangs nur für die unfreywillige Verletzung des Gesetzes eingesetzt und erhielt dadurch leicht den heiligen Schutz der Religion, mochte es auch später jeder schändlichen That Vorschub leisten.

Was der Wf., ehe er seinen vorbereitenden Theil beschließt, über die Ansichten der Alten von dem höchsten der Gerechtigkeit beybringt, würde im Auszuge gegeben nur an das wieder erinnern, was längst die deutschen Schriften zusammengestellt haben. Was wir aus dem Ideengange des Werkes ausgehoben, muß es an die Hand geben, daß das Streben, allgemeine aus der Continuität des antiken Lebens herausgerissene Erscheinungen auf eine rein ausgedachte Entwicklungsart zurückzuführen, ohne sich streng daran zu halten, wie sich die Begriffe in dem geistigen und politischen Leben des Alterthums gesetzlich und zeitlich ausprägten, niemanden in den Stand setzt, die nun fol-

genden Leistungen des denkenden Geistes allseitig zu würdigen. Die Frage, wie es kam, daß bey den Griechen physische und ethische Richtungen anfangs naturgemäß ineinandergriffen, ist nicht einmal aufgeworfen, geschweige vor dem Einschnitt in die Philosophie gelöst. Der Vf., der am Ende die gewählte Anordnung seiner Sätze bedenklich finden mochte, würde ihrer Meister geworden seyn, wenn er die Vorstellungen der Dichter zusammen genommen, darauf die in dem Spartanischen und Athenischen Staate lebenden Rechtsbegriffe aufgesucht und dann die Gesetzgebungen des Zaleukus und Charondas geprüft hätte. Daß er von letztern nicht einmal einen richtigen Begriff mitbringt, ersieht man erst S. 83, wo er beide noch aus der Pythagorischen Schule hervorgehen läßt. Doch wir wenden uns zu dem Haupttheile des Werkes, um seinen Inhalt und Werth darzulegen.

Nach einigen mehr negativen aber höchst vagen Bestimmungen über Hesiod — Leute seiner Art werden als die ersten Philosophen bezeichnet —, die Gnomiker und sieben Weisen, die ein für alle Mal kein System aufzeigen, beginnt der Vf. mit der Ionischen Schule und reihet so nach Xenemanns Anordnung aber mit der steten oft rechtsam gemachten Forderung einer systematisch construierten Lehre die Schulen aneinander. Da Heraklit und Demokrit einzeln nach den Eleaten kommen, so scheinen sie außer Verbindung mit der sogenannten Ionischen Schule betrachtet und somit in dieser jene Aufeinanderfolge des Anaximenes und Anaxagoras nach den Alexandrinischen Diadochenlehrern angenommen zu seyn. In der physiologischen Richtung dieser Schule macht sich nur der eine Satz des Archelaus bemerklich: τὸ δίκαιον εἶναι καὶ τὸ αἰσχρὸν οὐ φύσει ἀλλὰ νόμῳ. Diese Nachricht des Diogenes (II, 16) mit dem Vf. aus einer Namensverwechslung zu er-

klären, wäre die letzte Hülfe; uns scheint sich die Behauptung recht wohl der physiologischen Lehre des Ioniers und zwar seinem Organisationsprocesse des Ganzen anzuschließen, auch ohne daß man ihr eine physische Auslegung gibt. Das *dixaiov* aber, wie es geschieht, zu spalten und theils auf menschliche Meinung, theils auf die Natur zurückzuführen, wäre weit weniger zu rechtfertigen; sondern Archelaus mochte das Recht in seiner noch ungeschiedenen Einheit nach menschlicher Sagung bestimmt seyn lassen. Eine Gährung dieser Untersuchung muß man jedenfalls annehmen. Daß nun die ethische Seite der Ionischen Physiologie ganz verkannt ist, bewirkte den großen Sprung bis zu dem letzten Ionier; daß aber Sertus schlecht hin das Zeugniß abgeben mußte, die Ethik sey damals von der Philosophie ausgeschlossen, fordert uns sogleich zu der Bemerkung auf, daß der Verf. in dem ganzen Werke, wenn es auf vorläufige Bestimmungen gewisser Richtungen des Geistes ankommt, lieber die Urtheile der Späteren vorschreibt und dadurch zu den unrichtigsten Ansichten verleitet wird.

Nächstdem folgen Pythagoras und seine Schüler. Der Vf. denkt nicht daran, eine Sonderung der Pythagoreer vorzunehmen, darum gebraucht er auch Beweisstellen, die für die verschiedensten Zeiten der Schule gelten. Wenn es auffallend schien, wie Aristoxenus und Dikarchus Quellen benutzen konnten, die weder ihrem Lehrer noch selbst dem Platon zugänglich waren, so ist zu beachten, daß uns die wichtigste Schrift des Aristoteles fehlt, seine beiden Schüler aber, Aristoxenus wenigstens, den gleichzeitigen Pythagoreern, Xenophilus, Phanton und Echekrates vieles, was sie freylich von Platonischen Elementen nicht mehr reinigen konnten, verdankt haben mochten. Die bekannte Stelle der Aristotelischen Schrift (Mag.

Mor. I, 1) 'πρῶτος μὲν οὖν ἐνεχείρησε Πυθαγόρας περὶ ἀρετῆς εἰπεῖν' soll den besondern Sinn haben, daß Pythagoras zuerst den Ausdruck ἀρετή (wie κόσμος, φιλόσοφος; allein diesen sollte er ja selbst gebildet haben) zu einem philosophischen erhoben, als Inbegriff alles dessen, was moralisch gut sey. Nach dem Zusammenhange ist aber dieses nicht gemeint, sondern der Peripatetiker redet von seinem Standpuncte, indem er die Betrachtung der ἀρετή vornimmt, und läßt allerdings über diesen Tugendbegriff den Pythagoras zuerst handeln. Dieser sollte nun dadurch, daß er die Tugenden auf Zahlen zurückgeführt, eine für die Tugenden sich nicht eignende Betrachtung angestellt haben; denn die Gerechtigkeit sey keine gleichmal gleiche Zahl. Sicher ist es auch nach Arist. Metaphysik (I, 5. XIII, 4), daß die Schule diesen Begriff arithmetisch bestimmt hatte; wie ihr Stifter, auf den hier fälschlich alles bezogen wird, sermonem ad numeros referre potuit, wissen wir uns gar nicht zu erklären. Der Verf., wahrscheinlich durch die Aristotelische Kritik und die Tennemannsche Auslegung abgeschreckt, will nun aber lieber seine Unwissenheit gestehen, als den Pythagorischen Rechtsbegriff nach der arithmetischen Formel deuten. Allein wenn die Schule notorisch (Eth. Nic. V, 8. Mag. Mor. I, 34) das δίκαιον als das ἀντιπεπονηδός bestimmte, so ist die Verbindung nicht kühn, daß sie, die mathematische Zurückführung bey Seite gelegt, den schon geläufigen Begriff der Wiedervergeltung freylich höchst einseitig schlechthin für das Recht aufgenommen und dadurch zugleich den Begriff von Gleichheit zu bewahren gesucht hatte. Gewann also die Gerechtigkeit hier zuerst eine wissenschaftliche Bestimmung, die dem Streben der Pythagoreer ganz angemessen ist, so spricht sich auch zuerst in ihrer Schule ein ihre Stellung zum

Staats auszeichnender Grundsatz in der Vorschrift: νόμος τε βοηθεῖν καὶ ἀνομία πολεμεῖν, direct aus (Aristox. bey Jambl. V. P. §. 100. 171. 223. Diog. L. VIII, 23), den die nachfolgenden Denker als Erhalter und Schützer des positiven Rechts neben ihren philosophischen Rechtsansichten eben so streng verfolgten, als sie den positiven Glauben mit ihrer Lehre zu versöhnen bemüht waren.

Die darauf herausgehobenen Eleaten konnten vermöge ihrer Richtung auf das absolute Seyn zur Feststellung des Rechtsbegriffs nicht veranlaßt werden. Doch wird auch hier die zugleich als *Δίκη* (bey Stob. I. p. 482) bezeichnete Gottheit des Parmenides übersehen, die, da sie Alles regiert, in jenem Sinne sicherlich als die Macht gedacht wurde, welche an allem, was in der erscheinenden Welt das Gleichgewicht überschreitet, wegen dieser Ungerechtigkeit d. h. Ungleichheit, Strafe nimmt. Um so unerklärlicher erschien hier die hohe Meinung des Plutarch (adv. Colot. c. 30) von Parmenides Sätzen, die, ließe man sie mit denen des Heraklit, Sokrates und Platon nach Aufhebung der Gesetze zurück, zur Verehrung der Gerechtigkeit genügen könnten. Unser Vf. würde Pythagoras Namen an die Stelle setzen, wenn nur die Handschriften zuriethen. Es ist dieß eben so unüberlegt gesprochen, als daß statt des Protagoras Pythagoras nach Heraklides den Thuriern Gesetze geschrieben haben sollte (S. 121. N. 2). Nein Plutarch eifert dort gegen die Schrift des Kolotes *Περὶ τοῦ ὅτι κατὰ τὰ τῶν ἄλλων φιλοσόφων δόγματα οὐδὲ ζῆν ἔστιν* mit Bezug auf c. 13, wo er diesem Epikureer ausdrücklich auch die gebildete Lehre des Parmenides vorgehalten hatte, dessen Verdienst um Elea in legislativer Beziehung darum nachher (c. 32) Erwähnung forderte. Mit mehr Recht glaubt der Vf. den Heraklit an jenem Lobe Theil nehmen

zu lassen, weil dieser nach dem Zeugniß des Demodotus die Ethik nicht nur nicht vernachlässigt, sondern was er über die Natur rede, quasi ἐν παραδείγματος εἶδει praemiserit, ut ad mores et rempublicam paratius accederet (Diog. L. IX, 12. 15). Es ist hier der Grammatiker Diodotus gemeint, der aus einer leicht begreiflichen Verkennung der ethischen Seite der Heraklitischen Physiologie behauptete, die Schrift des Ephesier handle nicht über die Natur, ἀλλὰ περὶ πολιτείας· τὰ δὲ περὶ φύσεως ἐν παραδείγματος εἶδει κεῖσθαι. Darnach wird jeder selbst die Auffassung des Vf. würdigen. Heraklits Leben und Lehre scheint es uns zu verstehen zu geben, daß er nicht Einen von den Untergebenen streng geschiedenen Machthaber an der Spitze des Staates haben will, daß er vielmehr den Staatskörper als Abbild des allgemeinen Weltkörpers betrachtend sich dahin erklärt: so wie in der Natur alle Gegensätze sich auszugleichen haben und in der Ausgleichung selbst ihren Bestand finden, so sollen auch im Staate die auseinander tretenden Seiten, Herrscher und Beherrschte, sich nie feindlich und unversöhnlich entgegen stehen, sondern erst durch gegenseitige Vereinigung Halt und Festigkeit gewinnen. Unser Verf. weist bloß auf jenen Ausspruch des Denkers hin, daß alle menschlichen Gesetze von dem einen göttlichen genährt würden welches herrsche, so weit es will, und Allem genüge und Alles überwinde; die Gesetze des Staates sollen darum auch nur von denen ausgehen, welche am meisten zur Erkenntniß jenes höchsten Gesetzes gelangt sind. Allein die Lehre des Heraklit zeigt weit mehr Sätze auf, deren Ergründung hier recht am Orte gewesen wäre. Wir können bloß andeuten, daß er den Streit der entgegengesetzten Bewegungen das Recht nannte (Orig. c. Cels. VI. p. 663) und so auch die Erinyen

als Gehülffinnen der Dike aufbietet, um was sein Maß überschreitet, überhaupt jede das Uebergewicht erhaltende Bewegung zu strafen (Plut. de Exil. c. 11).

Noch düstiger erscheint das aus Demokrits Lehre Gegebene, so daß wir hier völlig darauf verzichten müssen, eben so wohl das über die beiden Kriterien der Wahrheit dahin gefällte Urtheil, daß Demokrit anfangs das Atomistische System vertheidigt, in seinen spätern Jahren aber eine völlige Skepsis gelehrt, zu bessern, als die auf das Recht bezüglichen Sätze namentlich aus Stobäus nachzutragen. Daß Demokrit (nach Diog. L. IX, 45) das Gesegliche zu dem Gewirkten gerechnet, während Atome und das Leere von Natur seyen, wollen wir jedoch als eine richtige Erklärung der früher verkannten Stelle auszeichnen. Um so erfreulicher ist es uns, den folgenden Abschnitt über die Sophisten (S. 92 — 141) für gelungen erklären zu können. Der Vf. hat ihn der Wichtigkeit der Sache gemäß mit sichtbarer Liebe ausgearbeitet, und wenn er uns auch nicht durch Neuheit der Ansichten überrascht, so zeigt er doch Sinn für historische Auffassung. Er erkennt es sehr richtig an, daß das Auftreten der Sophistik in der Geschichte des Rechtsbegriffs zwar als ein krankhafter Zustand des Geistes erscheine, der aber eben so sehr durch den politischen Zustand Griechenlands als die einseitige Richtung der Philosophie sich als zeitgemäß herausstelle. Die Sophisten hatten Kraft und Gewandtheit genug, aber zu wenig Ernst und Höheit der Seele, um für die heiligsten Interessen in Wissenschaft und Staat zu wachen; ihr Skepticismus erwuchs nur durch Mißbrauch geistiger Kräfte. So haben sie negativ durch ihre entwürdigenden Ideen über Recht, Sitte, über die bürgerliche Tugend und die Religion die wissenschaftliche Behandlung des Tugend- und Rechtsbegriffs hervorgeru-

fen. Den Anknüpfungspunct bey Begründung des Rechts gewannen sie durch Handhabung des Unterschiedes von Natur und Satzung; nicht genug daß sie so unterschieden, stellten sie beides einander gegenüber und erklärten darnach Alles, was für Recht galt, der Natur und somit der Wahrheit zuwider. Nichts ist von Natur recht und unrecht, sondern nur die Menschen haben es als solches bestimmt, darum ist es auch schwachvoller Unrecht zu leiden als zu thun. Hippias nannte das Gesetz den Tyrannen der Menschen, welches uns zu Vielem gegen die Natur zwingt. So läßt der Platonische Kallikles im Sinne seiner Schule die Schwachen und den großen Haufen Gesetze geben, bloß in Beziehung auf sich selbst und was ihnen nützt, damit die Stärkeren nicht mehr haben als sie, die unmännlich genug längst zufrieden sind, wenn sie nur gleiches erhalten; und das Suchen mehr zu haben als Andere ist ihnen eben das ἀδικεῖν. Sollte es nun den Sophisten naturgemäß seyn und eben darin ihr δίκαιον liegen, daß der Bessere und Tüchtigere mehr habe als der Schlechtere und Untüchtigere, so kann es natürlich nach Vernichtung aller Moral ihren Character weiter nicht beleidigen, wenn sie ihr rechtliches Streben (τὸ κατὰ φύσιν δίκαιον) in der ungezügelter Freyheit ihrer Begierden fanden. Wir lassen die weitere Ausführung gern dem Werke selbst und verfolgen die Richtung, welche der Geist nach dieser sophistischen Scheinweisheit genommen haben soll. Es that Noth, zunächst den positiven Gesetzen von Seiten der Philosophie wieder Achtung zu verschaffen; hier tritt uns Sokrates, der Vater der Moralphilosophie, entgegen.

Der Vf. dringt darauf, die Bedeutung dieses bewunderten Mannes in der Stellung zu seiner Zeit d. h. in dem Kampfe mit den Sophisten und der Vernichtung ihrer verderblichen Grundsätze zu su-

den. Allein dabey hat er sich über die einseitigen Auffassungen der ältern Forscher so wenig zu erheben vermocht, daß er sich vielmehr darnach im Voraus eine Meinung gebildet, die in ihm eine Abndung des höhern wissenschaftlichen Werthes des Sokrates nie aufkommen ließ. Sokrates soll ein populärer und wahrhaft practischer Philosoph gewesen seyn; darum muß Xenophon als Hauptquelle gelten, weil er uns den Mann als einen Volkslehrer geschildert hat. Das Urtheil, Xenophon habe kein philosophisches Talent gehabt und selbst seinen Lehrer nicht richtig verstanden, sey das ungerechteste (S. 153), vielmehr sey er omnium Socraticorum facile princeps und echt Sokratisch gebildet gewesen (S. 169). Unser Vf. scheint hier zu sehr durch jene naive niederländische Manier des Xenophon befriedigt zu seyn, und seinen argen Widerspruch bey der Annahme einer so zu sagen esoterischen Lehre des Sokrates nicht gemerkt zu haben, die uns selbst aber unkenntlich sey und worüber nicht einmal seine Schüler übereingekommen wären (S. 155). Dem Aristoteles wird vorgeworfen, daß er bey dem Sokrates ein System vorausgesetzt, was ihm als Volkslehrer durchaus fehle; eine genaue Begriffsbestimmung der Tugend so wie eine Unterscheidung besonderer Tugenden dürfe man darum auch nicht erwarten. Die Sokratische Tugend hat hier bloß einen practischen Werth durch den Nutzen, den sie bringt und auf den sie überhaupt nur gerichtet ist (darum ist auch die Platonische von ihr durchaus verschieden S. 211); und wiewohl eine darauf gegründete Lehre der Gerechtigkeit unsicher und schwankend wird, so spricht sich doch der Gesamtcharacter der Sokratischen Moral nur in der proxima honestatis atque utilitatis conjunctio aus. In diesem Sinne werden die Aristotelischen Zeugnisse durch Xenophons Darstellung gemeistert, die den Vf. so sehr beherrscht, daß er sogar den ganz populären Ausdruck σοφία für die Sokratische Tugend dem Aristoteles aufbürdet

(S. 149), der ihn nie dafür geben konnte. Nach solchen Vordersätzen, die den geistigen Gehalt der Sokratik durchaus verkennen, mußte sich Sokrates Verdienst um den Rechtsbegriff mehr negativ herausstellen. Vermöge seines Strebens, den Einfluß der Sophisten unschädlich zu machen, soll er den allgemeinen Begriff der Gerechtigkeit nicht etwa erweitert, sondern vernachlässigt und selbst fahren gelassen haben, indem er sie bloß auf gewisse Pflichten, hauptsächlich den geschriebenen und ungeschriebenen Gesetzen Folge zu leisten, eingeschränkt und immer nur um des Nutzens willen anempfohlen hätte. Sokrates ist hier mit Leib und Leben Patriot und Bekämpfer des Liberalismus seiner Zeit; er achtet das Gesetz, welches die Sophistik der menschlichen Willkühr bloß gestellt hatte, als die festeste Norm der bürgerlichen Handlungsweise; alles νόμιμον ist ihm δίκαιον. Darum will er sich im Kriton dem Gesetze des Staates nicht entziehen, weil er als Bürger zu dessen Beobachtung sich verpflichtet hält, mochte er sich auch im Innern mit der Athenischen Verfassung nicht ausgleichn, vielmehr eine die Sokratiker nachher auszeichnende Vorliebe für die Spartanischen Institute genährt haben. Als Schöpfer des Naturrechts darf er übrigens in Folge der von ihm erwähnten ungeschriebenen Gesetze in der That nicht gelten, da er sich auch dabey noch innerhalb des Staates hielt.

Wir überheben uns hier füglich weiterer Beispiele, um auch von den kleinern Sokratikern an bis zu den Skeptikern, die den Schluß des Ganzen machen, obiges Urtheil zu beurkunden, so deutlich zeigt sich, wie die Behandlung und Auffassung des philosophischen Alterthums, von der allein die genügende Lösung der Aufgabe abhing, um mehr als zwanzig Jahre hinter der deutschen Wissenschaft zurück ist. Waren wir ihr diese Nachweisung schuldig, so mag dadurch auch das Maß der Ausführung entschuldigt werden.

Dr. Kr.

S t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

92. Stück.

Den 11. Junius 1836.

P a r i s.

Chez J. B. Baillièrè, libraire. Mémoires de l'Académie royale de Médecine. Tome quatrième. Fascicule 3 et 4. p. 53 — 496. 1835. Quart.

Zuerst wird von Bourdois de Lamotte ein Bericht an die Academie mitgetheilt über den Vorschlag, die Büste von Corvisart in dem Sitzungssaale aufzustellen. Es besteht die Einrichtung, daß erst 5 Jahre nach dem Tode eines Mitgliedes und erst nach reiflicher Prüfung seiner Verdienste, ihm eine solche Ehre zu Theil werde. Es wurde dafür gestimmt.

Civiale, Bemerkungen über die Lithotritie (S. 61 — 297). Er vertheidigt seine Instrumente gegen verschiedene neuere, namentlich gegen eines mit zwey Armen, wodurch größere und härtere Steine theils durch einen heftigen Druck oder durch Anschlagen mit einem Hammer zerbrochen werden. Nach seiner Methode würden kleinere Steine in weniger als fünf Minuten zerrieben;

größere bedürften vorher einer einmaligen Durchbohrung. Dann widerlegt er die Behauptung, als wenn die Rückstände der zerriebenen Steine leicht Anhaltspuncte zur Bildung neuer Steine abgäben. Er führt das Beyspiel des Wundarztes Dudet an (S. 264: pour mon propre compte j'ai opéré vingt-deux médecins) und des bekannten musicalischen Instrumentenmachers Erard. Dann entwickelt er einige Uebelstände, welche die Lithotritie zuweilen begleiten, zumal wenn sie nicht mit der größten Umsicht und mit sorgfältigst gearbeiteten Instrumenten ausgeführt würde, wie Entzündungen, Schmerzen, Fieberanfalle. Am schlimmsten wäre es, wenn Stein-Fragmente in der Blase zurückblieben; die Zufälle seyen alsdann so heftig, daß wenn nicht sofort der Blasenschnitt vorgenommen werde, der Tod erfolge. Bey gehöriger Vorsicht und Geschicklichkeit des Operateurs hält er seine Methode, wenn bey Zeiten zu ihr Zuflucht genommen würde, für eine der hülfreichsten und sichersten. In der ersten Zeit habe er ein Drittheil der Steinkranken, dann zwey Drittheile mit Glück operiert. Das Verhältniß stelle sich günstiger, wenn die Operation früh unternommen würde; sie sey einfach, wenig schmerzhaft, gefahrlos.

Bouley der jüngere, über Vergiftung von sieben Pferden durch arseniksaures Kali (S. 298 — 307). Ein Fuhrmann hatte für einen Kaufmann aus einer chemischen Fabrik einige Zentner Droguerie-Waaren abzuholen. Diese wurden zuerst in seinen Stall gebracht, um sie den folgenden Tag in das Magazin wegzubringen. Eines der Paquete wurde auf ein offenes mit Hafer gefülltes Faß gelegt. Man hatte nicht beachtet, daß dasselbe unten eine Oeffnung hatte, woraus aus dem innen befindlichen weißen Pulver etwas

herausfiel. Mit dem verunreinigten Hafer wurde nachher ein Sack gefüllt, woraus die Pferde den Tag über ihr Futter erhielten. Gegen Abend ward eines nach dem andern von heftigen Kolikschmerzen und anhaltender Diarrhoe befallen. Der herbeygerufene Thierarzt untersuchte sogleich das Futter; schöpfte Verdacht bey dem weißen Pulver und vermuthete Vergiftung. Der Verf., hinzugezogen, überzeugte sich von der Gegenwart des Arseniks, wandte die hauptsächlichsten Gegengifte, auch das von Bunsen und Berthold empfohlene Hydrat des Eisenoxyds an; allein vergebens. Von den drey Pferden, welche letzteres Mittel 28 Stunden nach der Vergiftung erhielten, starb eines 6, das andere 37 Stunden, das dritte 8 Tage hernach. Die Section zeigte, außer der Entzündung im Magen und in den Gedärmen, das Bauchfell sehr geröthet und im linken Herzventrikel zahlreiche Ecchymosen. Die chemische Analyse ergab ein *arséniatè acide de potasse*. Der Verf. bemerkt am Schlusse mit Recht, es sey unverantwortlich, wenn man den Apothekern bey 3000 Franken Strafe verbiete, Gifte ohne gehörige Autorisation zu dispensieren und doch den Kaufleuten gestatte, ohne die mindeste Controle und Aufsicht die stärksten Gifte in Masse öffentlich in den Verkehr zu bringen.

Bouley, des jüngeren, Versuche über die Wirksamkeit des Hydrats von Eisenoxyd als Gegengift gegen Arsenik (S. 308—323). Die vorergehenden Erfahrungen ließen ungewiß, ob und in wiefern dem genannten Stoffe die vom Dr. Bunsen in Göttingen gerühmte Kraft als Gegenmittel zukomme. Die von ihm deshalb absichtlich an 17 Pferden unternommenen Versuche ergaben als Resultat, daß das Hydrat des Eisenoxyds sich wirksam beweiße, wenn es in großen

Saben entweder unmittelbar mit oder wenige, selbst vier, Stunden nach dem Gifte gereicht werde; keineswegs aber, wenn die ersten Symptome der Vergiftung sich schon zeigten (S. 323: que son action est nulle et qu'il n'empêche pas l'animal de succomber, lorsqu'on l'emploie après l'apparition des premiers symptômes de l'empoisonnement).

F. P. Ravin, Abhandlung über die Tuberkeln, zur Beantwortung der von der Academie im J. 1827 gegebenen Preisfrage, nämlich eine Geschichte der Tuberkeln hinsichtlich ihres Ursprunges, ihrer Structur in verschiedenen Geweben und Organen, mit einer auf Beobachtungen und Versuche gegründeten Angabe, ob man ihr Daseyn erkennen und ihrer Entwicklung begegnen könne, so wie über die Ausartungen, die sie erleiden und hervorbringen (S. 324 — 398 und Fasc. IV. S. 399 — 441). Die Annahme, daß die Tuberkeln gleich bey ihrem Entstehen fest seyen, grau oder perlenmutterfarbig, halte er für genau; seine eigenen Untersuchungen stimmten damit überein. Die Masse sey nicht sowohl unvollkommen organisiert, als das Gewebe unvollkommen zerstört. Was man gewöhnlich für Tuberkelmasse ausbebe, sey das Resultat der Erweichung oder der Eiterung. Er glaubt, daß der seröse Theil des Blutes bey alterierter Vitalität die Tuberkeln bilde. Zuweilen treffe man deutliche Blutgefäße in ihnen. Sie erzeugten sich in allen Organen, aber nicht in allen Geweben; bloß in dem serösen, knorpeligen, drüsigen und ganz besonders in dem zelligen. In chronischer Entzündung sey die Hauptursache zu suchen. Er nimmt zwey Arten an, nämlich speckartige (*tubercules stéomateux*) und drüsige (*t. glandulaires*); die letzteren seyen kugelförmig, und bildeten nicht wie

die ersteren homogene Massen. Die zweyte Art wäre die häufigste; sie hänge mit der lymphatischen Anlage zusammen; die meisten Lungenschwindsuchten entstünden daraus, so daß das Verhältniß dieser zur anderen Art sich stelle wie 1 : 12. Nur selten fände man beide Arten zusammen. Dringend ermahnt und bittet der Verf. sowohl die Medicinalpersonen als die sonst bey der Conscription einflußreichen Beamten, doch ja keine jungen Leute, welche zur Lungenschwindsucht Anlage haben, anzunehmen; nichts sey verderblicher, als der Militärdienst; die Anlage entwickle sich rasch zur ausgebildeten Krankheit, und viel zu frühe folge der Tod, der im Kreiße ihrer Familien hätte verhütet werden können. Da sie dem Staate als Soldaten doch nichts nützten, so solle man in ihrer Annahme mehr Wohlwollen als ängstliche Genauigkeit vormalten lassen (S. 435: *Je sais combien souvent cette disposition est difficile à reconnaître; mais c'est bien ici que le doute seul devrait dispenser de l'épreuve*).

Fasc. IV. Instruktionen der Mitglieder der Academie Keraudren, Renaudin, Delens, Dupuy und Pariset für Gaymard, den Wundarzt der Expedition, welche durch die Regierung in die nördlichen Meere geschickt wurde, um die Corvette la Billoise aufzusuchen (S. 61 — 92). Der Hauptzweck sollte seyn das Nähere über die Norwegischen Colonien in Grönland zu ermitteln; ob die Eskimos (*ou mangeurs de chair crue*) als die echten Eingebornen anzunehmen, ob ihre Stämme charakteristisch verschieden, ob die davon in Schottland bekannt gemachten hinten verlängerten Schedel die normalen seyen? ob ihre Schneidezähne den Rablzähnen ähnlich; ob die Thränendrüse mit einer verticalen Membran bedeckt; ob ihre Füße so klein wie die der Kamtschadalen; ob sie

bärtig? ob sie, wie Blumenbach glaube, eine Mittelraße zwischen Mongolen und Americanern bilden? ob ihre Fisch- und Thranahrung eine habituelle Plethora erzeuge; ob diese bey Mädchen die Pubertät beschleunige, Suffocation und Hämorrhagie erzeuge? wie das Blut beschaffen sey, ob sehr plastisch und wenig geröthet, wie das der Araber in Aegypten, und ob ebenso wie bey diesen die Circulation schnell und beschleunigt, und ob bey dem häufigen Fettgenusse (S. 67: comme dans les ordres monastiques) Brüste gewöhnlich wären? In welchem Verhältnisse zu den Nahrungsmitteln oder zur Reinlichkeit die Hautauschläge stehen? was von der Kräfte zu halten, welche die Hände nicht befallen soll; was von dem dort herrschenden Ausschlag und Scorbut? Was Wahres sey an den dort gebräuchlichen Hülfsmitteln gegen heftiges Nasenbluten, nämlich an dem Saugen im Nacken, an der Unterbindung der beiden Ringfinger, an dem Einbringen eines Stückchen Eis in die Mundhöhle oder am Einschlürfen von etwas Meerwasser in die Nase? Ob dort die Frauen wirklich so geschickt wären in der Operation des grauen Staars? ob die böse Augenentzündung mit der Aegyptischen zu vergleichen sey? welchen Antheil wohl die Winde hätten? Was leiste gegen Seitenstechen (Pleurésie) das dort gewöhnliche Auflegen von Asbest auf die schmerzende Stelle? werde diese Krankheit zuweilen wie in Island ansteckend? ist, wie man behauptet, die venerische Krankheit daselbst unbekannt? wird gegen die Menschenblattern die Vaccine angewandt, und wie gestaltet sich diese bey der harten Haut der Bewohner? wie suchen sie sich von der oft vorkommenden Steinkrankheit zu befreien? Was sey schlimmer, plötzlich aus Hitze in die Kälte, oder aus der

Kälte in die Hitze zu gehen? Da das Herz eines Bären, vom Thiere getrennt, noch drey Stunden auf dem Tische palpitiert habe, so verdiente nachgewiesen zu werden, ob die Nerven dieses Organs in ihrem Volumen oder in ihrem Gewebe etwas besonderes haben?

In Betreff Islands möge der Beauftragte in den alten Schriften (les sagas) nachsehen, was sich für die Medicin Unbekanntes, aber Wichtiges finde? et möge nachforschen, welche Krankheit unter dem Ausdrücke digerdoöd gemeint sey (wohl der schwarze Tod); wie sich zusammen Ausfall und Scorbut verhalte? ob und an welchen Orten Eresinen vorkommen? ob man zur Einimpfung die Krusten der Flüssigkeit vorziehe? ob dort Masern epidemisch sich zeigten und ob Croup beobachtet werde?

Um nicht dem glücklichen Zufalle Preis gegeben zu werden, erachtete man es für geeignet vorher durch Nachdenken und Anstrengung aller Art sichernde Einrichtungen zu treffen, auf daß die Expedition, und namentlich Gaymard in den Stand gesetzt wurden interessante Notizen über Medicin und wissenschaftliche Gegenstände überhaupt sammeln zu können. Dem zufolge sind genaue Vorschriften mitgetheilt in Hinsicht der Reinlichkeit, des Wechsels des Weißzeuges, der Waschungen, der Ventilation, der Erwärmung, der Ruhe, der Bekleidung und der Nahrungsmittel. S. 91 werden als wichtig angeführt Sawrkrout und Pemmican, c'est-a-dire de la viande pressée et concentrée au feu comme les saucissons d'Allemagne (?). Von diesem Pemmican sey ein Pfund gleichbedeutend mit 6 Pfund frisches Fleisch. Bey den Regeln der Disciplin heißt es: on écrira des journaux, on jouera la comédie, mais surtout on dansera au son du violon, et cela le plus souvent possible.

Ueber eine Fractur der Rückenwirbelsäule von E. H. Sauth (S. 442—44). Ein Mensch, der im Julius 1830 zum Fenster war hinaus geworfen worden, ward mit Deformität und Steifigkeit der Rückensäule geheilt; er litt nicht an Lähmung. Im December 1833 starb er zu Straß an Entzündung des Herzbeutels. Der Sectionsbericht wird mitgetheilt. — Beobachtung über eine vollständige Verschließung der Pupille des linken Auges, als Folge einer Operation der Cataracte von Silvy (S. 445—453). Ein herumziehender Augenarzt (S. 446 un de ces hommes qui parcourent les départemens, pour lever un impôt sur la crédulité publique) wandte bey dem linken Auge, das rechte war in der Kindheit durch die Pocken zerstört worden, die Extraction an; die Operation dauerte sehr lange und das Auge wurde rücksichtslos dem Lichte ausgesetzt, bis die Kranke zum momentanen Triumphe des unberufenen Heilkünstlers erklärte, daß sie die vorgehaltenen Gegenstände zu erkennen vermöge. Allein kurze Zeit darauf sah sie weniger als zuvor, und sie wandte sich an den Verf. um Hülfe, der sie ihr auch verschaffte. Er machte einen größeren Einschnitt, zog das Zurückgebliebene aus und beseitigte die Entzündung. — Beobachtung einer vollständigen Luxation der Tibia nach hinten von Blanchard (S. 454—63). Geschichte einer Heilung dieser seltenen Knieverrenkung bey einer Frau die in Folge eines Stoßes von einem Wagen gegen eine Mauer veranlaßt ward. Der Schenkel war verkürzt, die Biegung unmöglich. Die Reduction ging übrigens leicht von Statten und es traten später keine weiteren Zufälle ein. — Ueber eine schwere Verrenkung des Knies von Parrey (S. 464—474). Ein Invalide stürzte in eine tiefe Grube, die zur Leuchtgas-Berei-

tung diente, und blieb hilflos die Nacht über darin liegen. Erst den andern Morgen wurde er gefunden. Außer mehreren Verwundungen waren besonders die Bänder des Kniees bedeutend verletzt und die Kräfte tief gesunken. Ueber das Knie klagte er nicht, aber über einen heftigen Schmerz in der rechten Brustseite, der ihn zu athmen hinderte. Bey einem sanften Extensionsversuche versiel der Kranke in Convulsionen und Delirien; darum wurde davon abgestanden und sogleich eine allgemeine wie örtliche Blut- u. Aderläuterung vorgenommen. Diese mußten wegen ausgebildeter Brustentzündung und Statt findendem Blutauswurfe wiederholt werden. Während dieser Zeit konnte er den Zustand des Gelenkknorpels, von der Synovialmembran entblößt, beobachten. Derselbe änderte seine Farbe nicht und schien empfindungslos, sowohl bey mechanischen Eingriffen, beym Wegnehmen kleiner Stückchen, als bey der Application des galvanischen Reizes. Er hält diese Knorpel für gefäßlos (S. 472: *entièrement dépourvus de vaisseaux*). Da die localen Zufälle drohender wurden, ward die Amputation, welche der Kranke zur rechten Zeit hartnäckig verweigert hatte, vorgenommen; 14 Tage darauf starb er an einer Entzündung des Gehirns und der Lungen. Die pia mater war entzündet, das Gehirn schon erweicht; es zeigten sich hier und da Eiterungspuncte; die Ventrikel waren voll von Serum. Auch in der Brusthöhle fand man die Spuren einer ausgebildeten Entzündung.

Bericht über zwey von Nel und Montault der Academie vorgestellten Mißgeburten von P. Du Bois (S. 475 — 488). Die Bauch- und Brustdecken fehlten theilweise. Sie gehörte zu der Art von Deformität, welche Breschet durch den Aus-

druck Diastématique bezeichne; eine Folge örtlicher Unterbrechung in der Entwicklung des Fötus. Uebrigens beruhten die Annahmen, daß die Organe ursprünglich aus zwey Hälften beständen und nachher in der Mittellinie verwachsen, auf keinen sinnlichen Beweisen. Der Berichterstatter hält nicht viel auf die Entstehung der Mißgeburten durch äußere Gewaltthätigkeit, obgleich er die Wichtigkeit der Ermittlung für die gerichtliche Medicin zugibt.

Koempfen, über einen Fall von Verlust des Gedächtnisses (S. 489—494). Ein Officier war in der Reitstunde vom Pferde gestürzt auf die rechte Seite des Kopfes. Es stellte sich sogleich Neigung zum Erbrechen und eine leichte Ohnmacht ein, die bald vorübergingen, und worauf er sich wieder zu Pferde setzte. Allein von Zeit zu Zeit sagte er zum Stallmeister: mir ist, als erwachte ich aus einem Traume, was ist denn mit mir vorgegangen? Man erwiderte ihm, daß er vom Pferde gefallen sey; da er jedoch unmittelbar darauf die Antwort wieder vergaß, so fragte er von Neuem. Als der Verf. ihn zuerst sah, war sein Ausdruck wie der eines Erschrockenen; die Pupillen normal, die Sprache und das Athmen ungehindert: auf alle Fragen wurde richtig geantwortet, nur über eine Wüßtigkeit im Kopfe geklagt; keine Spur von Verletzung am Kopfe; im Gehen keine Beschwerde; das Gesicht sehr geröthet, hingegen der Puls war schwach und langsam, kaum 40 Schläge; ebenso der Herzschlag. Es wurden warme Reibungen vorgenommen, einige Tassen eines belebenden Thees gegeben, im Bette wurde der Kopf hoch gelegt; man applicierte darauf kalte und aromatische Umschläge, man ließ ein Senf-Fußbad nehmen; allein das Gedächtniß blieb erloschen; nur die Handlung der

Gegenwart existierte für den Kranken. So wie aber der Puls sich hob, kam auch das Gedächtniß wieder, erst nur von den früher vergangenen, dann einen Tag nachher von den etwas späteren Dingen und Ereignissen. Nur was am Tage seines Sturzes vor diesem und 6 Stunden nach demselben ihm begegnet, blieb ihm stets unerinnerlich.

M.

M a i l a n d.

Regiis typis 1835: Gothicae versionis epistolarum divi Pauli ad Galatas, ad Philippenses, ad Colossenses, ad Thessalonicenses primae, quae supersunt, ex ambrosianae bibliothecae palimpsestis deprompta cum annotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaeus. 72 Seiten in Quart.

Aus der wichtigen Bereicherung welche auch diese Bruchstücke, gleich den vorhergehenden, unserer ältesten Sprachkunde bringen, hebe ich hier bloß einiges hervor, was mir auf den ersten Anlauf das bedeutendste scheint. Philipp. 4, 12 zweimal láis für oída, also was das bekannte väit, eben darum aber auch wie dieses der zweyten Anomalie angehörig, folglich mit dem Plur. lisum und dem Prät. lista anzusehen. Eine uralte, zwar verschollene, aber noch tief in die heutige Sprache eingreifende Form. list bedeutet also scientia, ars, und darf nicht von lisan (legore) geleitet werden, daß bey Ulfilas jederzeit colligere ausdrückt. láisjan (docere) heißt: machen daß einer etwas wisse, und das ist mit Wandlung des S in R das ahd. lêran. Ob nun auch einmal ein ahd. lêr (scio), lîrum (scimus) oder lêr, lisum bestanden hat?

wer sagt es? láis für ein Prät. nicht bloß der Form sondern auch der Bedeutung zu nehmen (wie ich Gramm. 2, 46 №. 510 leisa, láis, lisum ansetzte) verbietet der dem Gothen ganz geläufige Sinn des griech. οἶδα, und ein paar Zeilen weiter im 15ten Vers überträgt er οἶδατε gleich durch vituth; er hätte eben wohl sagen können lisuth. Anderwärts ist ihm ik galáisida mik ἐμαδον, ich lehrte mich = ich lernte. Was nun den feineren Unterschied zwischen váit und láis betrifft, muthmaße ich, daß jenes ursprünglich die Wahrnehmung durch das Gesicht, dieses die durch das Gehör bezeichnet haben möge, und vielleicht lassen sich die slavischen Verba vedeti (videre) und slishati (audire) nah vergleichen.

Höchst überrascht wird man 1 Thess. 4, 2 durch hváizòs anabusnins, τῖνας παραγγελίας. Bisher waren die weiblichen Formen nur für den Nom. und Acc. Sg. belegbar, alle übrigen wurden nach der Analogie des ersten Demonstrativs vermuthet. Allein diese Analogie scheint ungültig, wenn die Lesart hváizòs nicht auf einem Schreibfehler beruht. hváizòs für hvizòs im Gen. Sg. ließe sich schon hören, da zwar thizòs, aber in allen Adjectiven blindáizòs steht. Für den Acc. Pl. Fem. ist aber der Character IZ oder AIZ, der nur dem Gen. und Dat. gebührt, beynahе undenkbar; also hváizòs geschrieben statt hvòs? Daß jenes wirklich der Handschrift stehe versichert der Herausgeber.

Aus dem Comparativ iusiza Gal. 4, 1 läßt sich ein Positiv ius oder iuseis schließen, welcher solutus, liber bedeutet haben muß, weil das Subst. iusila solutio, liberatio, remissio ausdrückt, folglich iusiza, liberior, potior. Dieselbe Wurzel, welche die Formel

IUS, AUS, US fordert, könnte dem berühmten Volksnamen der Usipi, Usipetes, so wie den heutigen Ortsnamen Uslar, Usingen zum Grunde liegen. Noch eine alte Volksbezeichnung scheint sich aus Philipp. 4, 8 zu erläutern, wo gariud für *σεμνόν* steht; die Reudigni des Tacitus wären demnach Riudiggôs, heilige, ehrwürdige. Ein drittes bisher unerhörtes Adj. erscheint Philipp. 4, 3. Col. 3, 12, valis, Gen. valisis, mit den Bedeutungen *γνήσιος, ἐκλεκτός, ἠγαπημένος*, deren zweyte wohl die eigentlichsste war, denn valis berührt sich mit valjan (eligere); man darf den ahd. Stammnamen Welisunc dazu halten. Erfreulich ist es aus dem Adv. thiudiskô *ἑθνικῶς* nun den ältesten Beleg für die Benennung unseres Volkes thiudisks, *ἑθνικός* zu entnehmen, was aber weder barbarus noch paganus aus sagte, sondern ursprünglich popularis, gentilis, aus dem Volk entsprossen, vergl. Gramm. 2, 378. 478. Wenn die gothische Adverbialendung ô unzweifelhaft aus dem schwachen Neutrum des Adjectivs entspringt (Gramm. 3, 101), so könnte das althochdeutsche diutisco (theotisce), samalhho (similiter) gleichfalls aus einem neutralen diutiscô, samalhho geleitet werden, so gut sich das goth. ô im ahd. Plur. Fem. plintô (goth. blindôs) und in dem Verbum salpôn (goth. salbôn) ergibt. Später verkürzte es sich, wie aus herzô (goth. hairtô), herzâ und endlich herza wurde. Freylich wird damit die ahd. Adverbialform zu einer unlebendigen, ungefühlten. 1 Theff. 2, 13 wird *ἀδιαλείπτως* durch das goth. unsveibandamei gegeben, was aber keine weibliche Form, sondern der schwache Gen. Pl. Masc. ist, statt unsveibandane, gebildet wie bisun-

janê (Gramm. 3, 134), EI für E wie teikan für tēkan, leikeis für lêkeis. Umgekehrt E für kurzes I, wenn es Philipp. 3, 16 gasnevum f. gasnivum heißt, oder Coloss. 3, 22 thevisa (mancipia) 4, 1 thevisam (mancipiis) statt thivisa, thivisam. Der Sing. dieser Neutra lautete wohl thivis, Gen. thivisis; denn wäre die Pluralform paragogisch, so stände wahrscheinlich thiviza? wie das ahd. lempir, goth. lam-biza lauten würde; auch hat sich sonst noch gar kein Beyspiel des paragogischen Plur. im Gothischen dargeboten.

Col. 2, 16 finden wir *νοvυνια* durch fulliths (wahrscheinlich Fem.) wiedergegeben; darauf und nicht auf fullitha weist der Gen. Pl. fullithê. Der Herausg. vergleicht mit Recht das ags. fyllith, meint aber den Gothen sey der Vollmond feyerlicher gewesen als der Neumond, deshalb habe der Uebersetzer jenes Wort gewählt. Ich möchte annehmen, daß es bloß aus Versehen geschah. Denn die angeführten Worte des Tacitus lehren, daß die Germanen auf beide Zeiten, Neumond und Vollmond sahen. Hieß aber nun das novilunium auf gothisch niujiths? oder niuja mēna? Daß die Gothen auf den Wechsel des Mondlichts sorgsam achteten (gleich allen Germanen, Tacit. Germ. 11), ergibt sich aus des Jornandes Stelle von dem freylich unhistorischen Diceneus (de reb. get. cap. 11), der sie, schon zu Syllas Zeit, über den Lauf der Planeten, die zwölf Himmelszeichen, die Veränderungen des Mondes und über die vom Aufgange zum Niedergang sich bewegenden Sterne belehrt haben soll. Wenn dabey 344 Sterne angegeben werden, so ist das eine mythische Zahl, die in unserm Alterthum öfter erscheint, vergl. N. 220 über die Zahlen 43 und 86.

Man wußte bereits daß *Alphilaß* die griech. Wörter *ἔτος* und *ἐνιαυτός*, welche wir jetzt beide mit *Jahr* übersetzen, durch zwey goth. Ausdrücke unterschied, ersteres ist ihm *jêr*, letzteres *Joh. 18, 13 atathni*, wofür nun *Gal. 4, 11* das einfache *athn* erscheint. *athn* (ahd. *adan?* und *azadani?*) entspricht aber den Buchstaben nach gerade dem griech. *ἔτος* und war unbedenklich die uralte, deutsche Benennung. Denn *jêr*, *jár* ist sichtbar erst von dem Frühling, *ἔαρ*, -ver, poln. *iaro*, böhm. *garo* auf das ganze *ἔτος* übertragen, wie unser *lenz* den Slaven für den Begriff *Sommer* und *Jahr* dient (*leto*, *ljetto*).

1 *Thess. 4, 11* *αναγαυαλ ἡσυχίαν* oder vielmehr *ἡσυχάζειν* könnte auf den *Gramm. 2, 29 no. 315* gesuchten Urbegriff von *qvilan* führen: *ruhen*, *schweigen*, *still seyn*. Daher im nord. Dialect *qveld* *Abend*, *Zeit der Ruhe*, wie *conticinium* *Zeit des nächtlichen Schweigens*. *anaqval* oder *anaqvals* demnach *Beginn der Ruhe*, *Stille*. Dann aber auch *qvilan* *sterben*, *verstummen*, *nicht mehr reden*, weil *Tod* und *Grab* *still* und *stumm*; *qvild*, *Tod*, *Sterben*.

Fita steht *Gal. 4, 19. 27* für *ἔδινω*, von dem *Schmerz*, dem *Kreitzen* *Gebährender*; hat es im *Prät. fat* oder *fitáida?* Das *Subst. ἔδινω* = *ἔδις* wird aber 1 *Thess. 5, 3* durch ein anderes, ebenso unerhörtes Wort verdeutscht, durch *ἡσυχία*. Dem gleicht das altn. *qvaisa*, das *Colik*, also auch *Geburtswehen* bedeutet. Auffallend werden die folgenden Worte *τῆ ἐν γαστρὶ ἐχούσῃ* gegeben *this* *hafteis*, wo man *thizés* *haftóns* (*qvithuhaftóns*) erwartet. Zur *Roth* könnte ein *Neutrum* *hafti* oder ein *Masc.* *hafteis* *Schwangerschaft* bedeuten, aber warum wurde hier der lebendige Ausdruck des Textes verlassen und ein abstracter gesetzt?

Ich muß abbrechen und viele andere merkwürdige Wörter übergehen. Das folgende Heft liefert uns wohl den Ueberrest aller Mailänder Fragmente, deren Ausbeute dem deutschen Sprachstudium unberechenbare Dienste geleistet hat. Angehängt ist diesmal eine Untersuchung de Ulphilae et Gothorum Arianismo.

Jac. Grimm.

H a m b u r g.

Bereits in dem verflossenen Jahre wurden von dem Herrn Verleger zu der Geschichte der Europäischen Staaten, herausgegeben von A. H. E. Heeren und F. A. Ukert, die Register versprochen. Von diesen ist jetzt das erste zu der Geschichte der Deutschen von Pfister erschienen, von J. H. Möller, Bibliotheks-Secretär in Gotha, 74 S. in 8. Es enthält als Namen- und Sachregister alle Personen- und Ortsnamen, in so fern sie irgend historisch merkwürdig sind, mit Anführung der wichtigsten historischen Thatsachen, und außerdem auch Sachnachweisungen, in so fern diese für Land und Volk erheblich sind. Wie sehr der Gebrauch des Werks dadurch erleichtert wird, brauchen wir nicht zu sagen. Die zu den bereits beendigten Geschichten Italiens, der Niederlande und Sachsens werden zunächst folgen.

Hn.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

93. Stück.

Den 13. Junius 1836.

P a r i s.

Voyage dans l'Inde par Victor Jaquemont pendant les années 1828 à 1832. Première partie, Aout 1828 à Mai 1829, traversée de France à Calcutta. Journal. 1—4 Livraison. 160 S. Fol. (bey Didot).

Der Verf. des vorliegenden Werks, der von der französischen Regierung als Naturforscher, besonders für die Botanik und Mineralogie, nach Ostindien geschickt ward, hat die Herausgabe desselben nicht erlebt, da er in Indien an einer Krankheit sein Leben beendete. Da dem vorliegenden ersten Theil seiner Reise gar keine Vorrede vorgesetzt ist, können wir über seine Person keine Notizen weiter mittheilen. Dieser erste Theil enthält nur die Reise von Brest nach Calcutta, die durch keine besondern Vorfälle sich auszeichnete. Indes hielt sich der Verf. einige Zeit in Rio, auf dem Cap und auf Isle Bourbon auf; und die Bemerkungen, die er auf diesen Plätzen machte, enthalten das, was wir den Le-

fern mitzutheilen haben. Am 26. August 1828 segelte die Corvette la Zélée von Brest aus. Der Verf. rühmt die milde Behandlung der französischen Matrosen, die nicht anders als nach dem Ausspruche eines Officier-Consail geschlagen werden dürfen. Am 13. Sept. lief die Zélée in den Hafen von St. Cruz auf Teneriffa ein, wo jedoch nur ein viertägiger Aufenthalt Statt fand, der nicht erlaubte den Pic zu besteigen. Nur über das Thal von Laguna werden einige mineralogische Bemerkungen gemacht. Die Spanischen Colonien sinken mit dem Mutterlande. Das Volk in Lumpen gehüllt lebt in Dürftigkeit und Faulheit. Bereits am 17. Sept. war die Abfahrt. Nach drey Tagen erreichte man den Wendekreis; die Passatwinde stellten sich jedoch erst später am 13. October ein. Der Aequator ward unter 25° d. E. passiert; am 24. Oct. sah man unter $20^{\circ} 30'$ S. Br. die Küste von Brasil. Auf der ganzen Fahrt zwischen den Tropen, bemerkt der Verf., habe er nie einen ganz heitern Himmel gesehen. Am 28. Oct. erreichte man Rio, wo der Aufenthalt, der nur eine Woche dauern sollte, wegen nöthiger Reparaturen sich bis zum 18. November verlängerte. Auch die drey Wochen konnten nur eine Ansicht geben, für Reisen und genauere Untersuchungen waren sie nicht hinreichend. Die Bevölkerung der Hauptstadt wird auf 150,000 angegeben, wovon aber nur etwa 20,000 Weiße, etwa 100,000 Neger, die übrigen farbiger Rassen. Der Anblick des Innern ist nichts weniger als reizend; halbnackte Neger mit lautem Geschrey und Gesang die Gassen durchziehend; auch die Weißen klein und unansehnlich. Es ist etwas offenartiges in den Physionomien. Einige Hunderte heißen Markis, Vicomtes und Barons, und sind schon im Alter von 15 bis

16 Jahren mit Orden bedeckt. Sie leben von ihren Besitzungen in der Nähe der Stadt, die von Negern bestellt werden. Die auf sie folgen sind Rechtsgelehrte, Doctoren, Advocaten, Aerzte u. s. w. Die untern Classen der Freyen treiben den Kleinhandel, und einige Handwerke. Der Verf. verspricht Brasilien keine glänzende Zukunft. Wie soll die Industrie emporkommen, wo man nicht arbeiten will und auch wenig zu arbeiten braucht? Die Ueberzahl der Neger und der Farbigen erregt große Besorgnisse. Würden die Neger frey, so würde damit alle Industrie aufhören. Damals würden noch jährlich 30,000 Neger eingeführt. Bey dem großen Umfange des Reichs, und der Entlegenheit der Provinzen ist es schwer zu glauben daß es Ein Ganzes bleiben werde. Die Regierung hat nicht die Mittel die entfernten Provinzen in der Abhängigkeit zu erhalten. Die Armee besteht meist aus Negern und Farbigen ohne Disciplin. Es gibt Universitäten und Gymnasien, auf denen aber nichts gelehrt wird. Der damalige Kaiser Don Pedro war ein Mann von Talenten, aber ohne gründlichen Unterricht und Bildung. Nach seinem Weggange scheint es nicht besser geworden zu seyn. Man muß indeß nicht außer Acht lassen, daß bey der Kürze des Aufenthalts man nur oberflächliche Bemerkungen von dem Verf. erwarten kann.

Am 18. November ward Rio verlassen und die Reise fortgesetzt. Das nächste Ziel war jetzt die Capstadt. Die Ueberfahrt ward in der Region der veränderlichen Winde unter 35° S. Br. gemacht, und war ohne besondere Vorfälle. Am 21. December erblickte man den Tafelberg und ging in der Bay vor Anker. Der Aufenthalt dauerte nur bis zum 30. December. Die Beobachtungen des Vf. konnten sich daher auch nur auf die Stadt

und ihre nächsten Umgebungen beschränken. Es gibt, sagt der Vf. wohl keinen größeren Contrast als zwischen Rio und der Capstadt. Dort alles Lärmen und Anarchie, hier Ruhe und Ordnung. Die Capstadt ist groß und regelmäßig gebaut; die Straßen breit und fast alle mit Bäumen bepflanzt. Die Häuser haben meist nur Ein Stockwerk von Stein gebaut, sehr reinlich und sauber, mit terrassenartigen Dächern. Die Holländer haben in ihrer Bauart nur die nothwendigsten Veränderungen, die das Klima erforderte, gemacht. Die Wohnungen der Engländer sind in einem ganz andern Stil, dem griechischen, so wie die modernen Gebäude in London. — Die Bevölkerung wird auf 25000 angegeben. Sie ist äußerst gemischt. Die Mehrzahl sind Holländer, aber auch die Zahl der Engländer ist sehr im Zunehmen. Dann die Hottentotten, Caffern, Madegassen, Neger aus Mozambique, und andere. Die Holländer sind die Grundbesitzer; fast alles feste Eigenthum gehört ihnen. Es sind reiche Leute ohne große Einkünfte. Auch nach zwey Jahrhunderten haben sie ihre helle Farbe, ihre blauen Augen und blondes Haar unter diesem heißen Himmel behalten. Man sieht daß sie lange Zeit die Herren waren. Bey ihrer bürgerlichen Einfachheit haben sie doch etwas Edles und Großes. Die Engländer regieren und glänzen. Ein Theil von ihnen besteht aus Kaufleuten. Die Hottentotten sind nach dem Vf. eine Varietät der Negerrasse, von olivengelber Farbe, schwarzem und wolligem Haar. Sie sind gewandte Reiter. Die Weiber viel häßlicher als die Männer. Die Hottentotten in der Capstadt sind alle frey. Ihre Zahl ist bedeutend; sie sind meist Hausbediente. Die Sklaven waren Caffern, aber fast alle auf dem Cap geboren. (Jetzt ist auch dort die Slaveren

aufgehoben). Die Malayen auf dem Cap kommen meist aus Madagascar. Man läßt sie Handwerke lernen. Sie haben feine Profile, oft mit Adlernasen, schwarzes und schlichtes Haar. Die Farbe der Haut ist bald mehr bald weniger dunkel. Die Buschhottentotten sind Gegenstand der Neugierde; der Vf. bekam keinen zu Gesicht. — Die Colonie überhaupt hat nicht die Aussicht eines schnellen Wachsthums vor sich. Ihr einziger Ausfuhrartikel ist der Wein. Aber auch die Ausfuhr davon hat abgenommen, seitdem sie nur auf Englische Schiffe beschränkt ist.

Das Klima auf dem Cap ist gesund; der dortige Sommer trocken, der Winter sehr regnig. Schnee und Eis sind unbekannt; indeß erwärmt man doch im Winter häufig Eine Stube mit Englischen Steinkohlen. — Der Verf. traf auf dem Cap ganz unerwartet mit einem andern Weltumsegler, Jn d'Urville, Befehlshaber des *Porolake*, einem alten Bekannten zusammen, der bei der Auffuchung von la Perouse ausgeschiedt war.

Der Verf. verließ am 30. Dec. die Tafelbay und umsegelte am 1. Jan. 1829 das Vorgebirge der guten Hoffnung. Am 28. Jan. erblickte man die Südspitze von Isle Bourbon. Die Insel hat keinen Hafen, die Barre macht das Land sehr beschwerlich. Man muß auf einer hölzernen Leiter einen ins Meer gebauten Damm hinauf klettern. Der erste Anblick war keineswegs einladend. Alles deutete auf Unordnung und Verfall. Der Vf. fand sein erstes Unterkommen bey einem Clavenhändler aus Marseille, wo er alle Greuel dieses Handwerks kennen lernte. Die Insel zeigt allenthalben ihren vulcanischen Ursprung, auch hat sie noch einen brennenden Vulcan. Fast die ganze Bevölkerung ist auf die Küsten beschränkt. Hier sind die Pflanzungen, die sich nur

bis an den Fuß der Gebirge erstrecken. Die Insel hat eigentlich keine Städte; sie ist in Quartiere getheilt. Man rechnet 108,000 Einwohner, von denen 20,000 Weiße, 5—6000 Freigelassene, und gegen 80000 Sklaven. Einige Weiße sind noch Abkömmlinge der ersten Colonisten, und noch Eigenthümer der großen Besitzungen ihrer Väter; es sind die reichsten. Um sie herum gleich alte Familien, deren Besitzungen aber getheilt worden sind. Die neuen Ankömmlinge aus Frankreich sind selten Grundbesitzer. Die Capitalisten sind Kaufleute und Banquiers; die Mehrzahl treibt den Kleinhandel. Die reichen Colonisten heißen die grands Blancs, die andern die petits Blancs. Diese letztern leben meist in der Dürftigkeit. Stolz auf ihren Ursprung und ihre Farbe wollen sie nicht arbeiten; leben von der Jagd, dem Fischfang und auch dem Diebstahl. Das herumstreifende Leben hat auch hier große Reize, und auch viele der wohlhabenden Freigelassenen bleiben ihm geben. — Die petits Blancs tragen weder zu den Lasten der Colonie bey, noch zu ihrer Bereicherung. Auch sucht die Administration, die ganz in den Händen der Reichen ist, ihren Anwachs zu verhindern. Dem Ankömmling aus Frankreich wird nur der Aufenthalt auf der Insel gestattet, wenn er beweiset daß er Mittel zu seiner Subsistenz mitbringt. Die Zahl der Freigelassenen (libres) ist die geringste. Sie sind fast alle von gemischter Rasse, Mulatten, Quarterons &c., doch unterscheidet man hier diese Rassen nicht so wie auf den Antillen. Sie haben gleiche bürgerliche Rechte mit den Weißen, aber die stärkste Absonderung findet Statt im gesellschaftlichen Leben. Ein Weißer der die Gesellschaft der Freigelassenen besuchte, würde ausgeschlossen werden von der der Weißen. Die Sklaven sind von der Ostküste von Africa,

von dem Canal von Mozambique nördlich bis Zanzibar, und von Madagaskar; wenige Malayen und Malabaren. Man sieht fast alle Farben bey ihnen. Die von der Küste Africas reden verschiedene Sprachen und sind von verschiedenen Völkern. Alle weiblichen Slaven heißen Negressen. Die Slaven von der Küste nennt man Casfern, die von Madagaskar Malgaschen. Man unterscheidet sie leicht von den Negern. Die Malayen kommen von Timor und den Molucken. Ihre Farbe ist mehr oder weniger schwarzbraun. Man schätzt sie wegen ihrer Geschicklichkeit in mechanischen Arbeiten. Sie mischen sich nicht mit andern Slaven, die sie geringer als sich ansehen. Sie können aber nur sehr jung eingeführt werden. Alt bekommen sie das Heimweh, sterben, oder nehmen sich wohl selber das Leben. Man hat gesehen daß Mütter sich mit ihren Kindern umbrachten. Die Malabaren sind gewöhnlich schon Alt ihren Herren aus Indien gekommen. Sie werden nur zu häuslichen Geschäften gebraucht. Alle in der Colonie geborene Slaven werden unter der Benennung der schwarzen Creolen begriffen. Sie wachsen im Hause auf. Sie dienen ihren jungen Herren zum Zeitvertreib; wachsen mit ihnen auf, und werden Taugenichtse, wenn man sie nicht etwa ein Handwerk lernen läßt. Die häuslichen Slaven werden viel besser gehalten als die Arbeiter in den Plantagen, und sehen daher auf diese herab. Auffallend ist es, wie diese bey ihrer harten Arbeit und elenden Nahrung dennoch einen großen Theil der Nacht sich mit Plaudern und Scherzen vertreiben. Es ist tröstend zu sehen, daß die Unglücklichen selber sich nicht für so unglücklich halten als wir sie ansehen. Die höchste Strafe die das Gesetz erlaubt sind dreyßig Peitschenhiebe. Die Verwaltung würde mit sich selbst

in Widerspruch seyn, wenn sie den Sklavenhandel ernstlich hinderte. Ein paar kleine bewaffnete Fahrzeuge kreuzen gewöhnlich um die Insel, und nehmen dann und wann ein Sklavenschiff weg, wenn es ihnen gerade passend dünkt um den Schein zu erhalten. Der Vf., wenn er gleich mit Abscheu über Sklavenhandel und Sklaverey spricht, gesteht doch daß sie ohne den Ruin der Pflanzler nicht geradezu aufgehoben werden könne. Er stellt indessen das Verfahren der Engländer, die es auf Isle de France gethan haben, als Muster auf; wie er denn überhaupt von der Britischen Colonialpolitik mit Bewunderung spricht.

Der Zuckerbau ist jetzt fast die einzige Cultut auf Isle Bourbon, statt daß es sonst der Caffeebau war. Aber von diesem letztern werden jetzt kaum $2\frac{1}{2}$ Million Pfund gewonnen. Die Art des Zuckerbaues und die Fabrication desselben werden im Detail beschrieben, wovon sich aber nicht leicht ein Auszug geben läßt. Am 19. Februar erlebte der Vf. auch einen der Duragans oder Donnerstürme, der doch noch keiner der heftigsten gewesen zu seyn scheint. Am 26. Febr. ging er von Isle Bourbon nach Pondichery unter Segel, wo er am 8. April landete, und von da nach Calcutta ging. Mit dem Aufenthalte in Calcutta beginnt das zweyte Buch der Reise, wovon aber dieß vierte Heft nur bloß die ersten Blätter enthält.

Am Ende jedes Hestes gibt der Vf. Nachricht von den Pflanzen, die er auf seinen kurzen Wanderungen angetroffen hatte, welche auch in lithographierten Tafeln abgebildet sind. Wir müssen darüber das Weitere bis nach Vollendung des Werks versparen, wo es von anderer Hand wird beurtheilt werden.

Gn.

Stettinische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

94. 95. Stück.

Den 16. Junius 1836.

Halle.

Sumtibus Gebaueriis, 1836: Pauli ad Romanos epistola. Recensuit et cum commentariis perpetuis edidit Dr Car. Frid. Aug. Fritzsche, in academia Rostochiensis professor theologiae ordinarius. Tom. I. 429 S. 8.

Es ließ sich erwarten, daß der Verf. vorstehenden Commentars, nach den über andere neuere Auslegungen gegebenen Bemerkungen und meistens gewiß Berichtigungen, auch selbst mit einer ausführlicheren Erklärung des schwierigen Briefes hervortreten würde, und wer die bisherigen verdienstlichen größeren und kleineren exegetischen Arbeiten des Hn Verf. genauer kennt, wird sich, trotz der so großen Zahl der in der neueren Zeit bereits erschienenen und immer noch erscheinenden Bearbeitungen des Briefes an die Römer, nur freuen, daß jene Erwartung so in Erfüllung geht. Die große Gründlichkeit und Genauigkeit des Verf., besonders für die sprachliche Seite der Auslegung, ist bereits allgemein aner-

kannt genug, und so wird man dem Verf. nicht nur gern glauben, was er über seine eigene Würdigung der Schwierigkeiten des wichtigen Briefes, so wie seine sorgfältige Vorbereitung und Vorarbeiten für die Erklärung im Vorworte sagt: 'D. Pauli ad Romanos epistolae, quae una omnium Paulinarum et gravissima et difficillima censetur, explicandae consilium, neque nudius tertius cepi, neque vero raptim exsequutus sum. Imo quum horum rationem studiorum vix ingressus animadvertissem, neque Koppii librum, qui tum summi a plerisque recte aestimabatur, ei, quam hâc aetate splendere par esset litterarum luci satis respondere, neque limatius opus nisi ab eo effici posse, qui aetate, consilio et usu vir factus priusquam negotium laboriosum et difficile aggrediretur diligentissimam praeparationem adhibuisset, re quam juvenili ardore complexus eram in multos annos prolata aliquantum temporis ab aliis occupationibus liberi in Paulum conferre statui. Ita duodecim anni praeterlapsi sunt, quibus Pauli epistolas quinquies in scholis accurate enarravi neque spernendam et cum ipso Paulo, cujus scripta nunc criticis, nunc exegeticis, nunc historicis, nunc dogmaticis rationibus adductus saepissime pertractavi, et cum Pauli interpretibus, quorum non solum optimos quosque legi, verum etiam multos infimos attingi, familiaritatem contraxisse mihi videor.' — sondern auch die Bescheidenheit nur hoch achten können, mit welcher ein Creget, wie der Hr Vf., post immatura et subitaria (um mit demselben zu reden) multorum scripta, quibus nunc Paulus undique obruitur, sich gleichsam zu entschuldigen sucht, daß auch er die

Erklärung des wichtigen Briefes versuche. Der Vf. bemerkt noch im Vorworte, daß er, um das Werk nicht zu groß und kostspielig zu machen, nur die vorzüglichsten Varianten berührt, so wie nur die Erklärungen geprüft habe, quae aut speciosae putari possent aut utut falsae alioquin atque adeo ineptae novitatis tamen commendationem haberent. Wie Ref., für die Auslegung selbst, den Grundsatz des Vf. für sehr richtig hält, so darf er auch, nach dem genauesten Studium vor einem Mißverständnisse warnen, auf welches man durch die obigen Worte des Vf. geführt werden könnte, als ob nämlich der Vf. nur eine kürzere, nicht alle beachtenswerthen Erklärungen besprechende Auslegung liefere. Dem ist aber gar nicht so, sondern es zeigt sich überall nicht nur die genaueste Kenntniß der älteren, wie der neueren und neuesten Ausleger, so daß, wenn der Verf. auch allerdings mit Recht nur die wirklich achtenswerthen Meinungen besprochen hat, doch sich von diesen keine fehlt und das Werk, wie an Gründlichkeit, so an Ausführlichkeit und Erschöpfung alles für den Kreis der Erklärung dieses Briefes Beachtenswerthen keinem der bisherigen Commentare nachsteht, vielmehr alle, vielleicht nur den von Hn Prof. Reiche ausgenommen, weit übertrifft. Die Exegese des Verf. ist die allein wahre und wohl für ewige Zeiten gültige, wenn auch einzelne Zeiträume sich mit Vorliebe zu anderen Auslegungsweisen verirren, nämlich die grammatisch-historische im strengsten Sinne des Wortes. Ref. will damit weder aussprechen, daß dieselbe Erklärungsweise nicht noch von vielen trefflichen Exegeten unserer Zeit geübt werde, noch leugnen, daß mancher grammatisch-historische Ausleger unserer Zeit eine von dem Vf. sehr verschiedene Auslegung habe, und sich doch ebenfalls ein

großes Verdienst erwerbe. Nur gegen die in unserer Zeit so oft auftretende Auslegung von einem bestimmten philosophischen Standpunkte aus befindet sich die Exegese des Vf., wie alle grammatisch-historische in entschiedenem und unvereinbarem Gegensatze. Innerhalb des Kreises der grammatisch-historischen Interpretation aber gibt es noch immer Beweglichkeit und Freyheit des Geistes genug, je nachdem man sich mehr die Erklärung und Darlegung des Inhaltes im Ganzen, der einzelnen Lehrsätze, so wohl in ihrem Gehalte als in ihrer gegenseitigen Beziehung und Verknüpfung zu einem zusammenhängenden Ganzen, oder die Auslegung und Erforschung des einzelnen Ausdrucks zum Ziel setzt. Es haben sich nun viele allerdings sehr würdige und ebenfalls grammatisch-historische Auslegungen unserer Zeit jener Seite der Auslegung vorzugsweise zugewendet, der Character der Exegese des Hn Verf. ist mehr die sprachlich-philologische Seite. Aber gewiß nun diese Seite der Erklärung gleich wichtig ist, weil jene nur durch sie zu wirklichen richtigen Resultaten gelangen kann, und der Verf. mit Recht sagt: — *quum verba notionum signa sint, quid scriptor senserit nisi ejus verbis ad linguae, qua ille usus sit regulas diligentissime exactis, sententiarum nexu accuratissime enucleato ipsisque sententiis summa religione cum iis collatis, quae tum ipsi scriptori tum ejus aequalibus placuerint erui non potest.* — so gewiß erwirbt sich der Verf. besonders für diese Auslegung abermals ein großes Verdienst. Er hat abermals in diesem Commentare einen reichen Schatz von wichtigen Sprachbemerkungen niedergelegt, der unbestreitbar nicht nur das Verständniß und die Entscheidung an den betreffenden Stellen fördert, sondern für

Grammatik und Lexicographie des N. T. von großer Wichtigkeit ist, und selbst von den Philologen mit Recht beachtet werden dürfte. Damit will Ref. aber nicht andeuten, daß der Verfasser dem dogmatischen Elemente, d. h. der Erforschung des Sinnes und Gehaltes des Briefes nicht genüge: der Verf., indem er mit Recht jeder Disciplin überläßt, was ihr gehört, gibt zwar keine längeren ästhetischen Betrachtungen, auch bespricht er nicht das Verhältniß der einzelnen Lehrsätze zu dem System der Symbole, weder für noch gegen dasselbe, aber er erörtert stets den Gedanken in so weit, als es zum Verständniß der Stelle und ihrem Verhältnisse zum Lehrbegriffe des Apostels nöthig und ausreichend ist. Obwohl an sich für den exegetischen Zweck hinreichend tritt es nur darum weniger hervor, weil die andere Seite der Auslegung, die philologische, in welcher ja der Hr Verf. so sehr unter den neueren Exegeten hervorragt, mit so großer Gründlichkeit und Ausführlichkeit behandelt wird. Die Genauigkeit und Gründlichkeit des Verf. berichtigt dabey manche falsche historische Angaben der früheren Ausleger, während die Fülle von Gelehrsamkeit, die sich überall offenbart, und die nach jener Genauigkeit angeführten Belege und Quellen für das Historische der Erklärung dem Werke einen dauernden Werth verleihen. Darum können wir auch nicht anders urtheilen, als daß bey der seltenen Sprach- und Sachkenntniß des Hn Verf. und seinem Scharfsinne gar manche Erklärung der neueren und neuesten Ausleger berichtigt, und, so schwer dieß auch nach dem bereits auf diesen Brief gewendeten Fleiße der Ausleger scheinen mag, doch das Verständniß wirklich gefördert, und die Wissenschaft der Exegese mit einem würdigen Werke bereichert wird. Ref.

hebt nur Einzelnes hervor, mehr um dem Hn Verf. seine Hochachtung zu bezeugen, als um das Eigenthümliche und Verdienstliche des Werkes in den einzelnen Stellen zu erschöpfen, oder auch, wo er ihm nicht beystimmen kann, eine hier gewiß unpassende genauere Verhandlung anzustellen.

Mit Recht bemerkt der Verf. im Eingange der Prolegomena, daß in die Einleitung nur das aufzunehmen sey, was der Leser zum wirklichen Verständniß des Briefes wissen muß, Bekanntes und Gewöhnliches nur kurz zu erwähnen, Zweifelhaftes und Controverses aber, so bald man wirklich Licht darüber verbreiten zu können meine, docte quidem et subtiliter, aber doch möglichst kurz behandelt werden müsse, dagegen so manche ganz ungegründete Meinung, zumal, wenn sie schon von anderen widerlegt ist, allenfalls mit Nennung derer, die es gethan, ganz zu übergehen sey. Dafür gewährt die Einleitungswissenschaft Raum genug. Ebenso erklärt er sich mit vollem Rechte gegen die wunderliche Weise Rückerts, die Prolegomena in Postlegomena zu verkehren. Der Erklärer selbst muß freylich die Schrift aufs genaueste durchdacht und durchgearbeitet haben, wenn er den Leser richtig vorbereiten will, und er schreibt darum die Einleitung nur nach der Erklärung passend. Der Leser aber soll durch die bereits vom Ausleger gewonnenen Resultate wirklich vorweg vorbereitet werden. Obwohl aber nun der Verf. jenem Grundsätze gemäß so sehr nach Kürze gestrebt, ist die Einleitung doch, auch mit den neueren und neuesten Leistungen dafür verglichen, sehr gehaltreich. Der Verf. hat nicht nur stets die letzten Quellen für die historischen Fragen genau und manche andere Ausleger nach seiner bekannten gründlichen Weise, selbst die

Quellen anzusehen, wo andere nur auf Treu und Glauben annehmen, berichtigend angeführt, sondern auch alsbald eine genaue Kritik der letzten Quellen geübt, und hat dadurch freylich manche von neueren abweichende Ansicht, aber wohl eben auch eine schärfere und richtigere gewonnen. Vgl. Proleg. §. 1. über den Geburtsort des Apostels, über den Namen Paulus, über die Hinrichtung Pauli auf Befehl des Nero, p. XVII, über die Reise nach Spanien, Prol. p. XVIII. Besonders ausführlich und erschöpfend sind §. 1. de *terulo Apostolo* alle historischen Data über das Leben des Apostels zusammengestellt, und dabey zugleich treffende Winke über den hohen ethischen Character des Apostels, ohne welchen er so Großes, als er gewirkt, gar nicht hätte wirken können, so wie über die ganze so herrliche geistige Eigenthümlichkeit desselben, besonders in sofern dadurch die eigenthümliche Schwierigkeit seiner Schriften, und sonach von der Kenntniß jener das Verständniß dieser für uns bedingt ist, gegeben. *Tanta*, sagt für das Erstere nach einer sehr lebendigen Schilderung der Verdienste Pauli der Verf., *Apostolus consequi non potuisset, nisi plurima in eo ornamenta fuissent, rara mentis subtilitas, pietas eximia, singularis animi firmitas et constantia, libertas, perseverantia, probitas, benevolentia, modestia, liberalitas, prudentia, eloquentia, non quam in scholæ umbraculis sibi comparavit, sed quas a pectore profecta est aliaque virtutes.* Ueber das Zweyte bemerkt der Verf., nachdem er zur Erklärung der Schwierigkeit des Verständnisses der Paulin. Schriften zuerst darauf hingewiesen, daß es Briefe sind, und daß und in wiefern dadurch, so wie durch die jüdisch-pharisäische Bildung vieles bedingt sey: *Sed summas difficultates Pauli in doles parit,*

quas, ut vir subtilis, qui simul pietatis sensu commoveatur superaturus videatur, homo obtusus et frigidus nullo vincet modo. Subtilis est enim P., ingeniosus sententiisque abundans, sed parcus saepe verborum; et conjuncta in eo est summa sententiarum varietas atque crebritas et cum disputationis concitatione, quae abundantium et ferventium scriptorum propria est, et cum orationis ubertate, quam eloquentia gignit ex animi commotione et pietate nata, und sehr passend zieht er zur Vergleichung die Stelle bey Cicer. Brut. 76, 264 über die Redeweise des C. Visellius Varro an: — praecepta quaedam, et quum idcirco obscura, quia peracuta, tum rapida et celeritate caecata oratio: sed neque verbis aptiorem cito alium dixerim, neque sententiis crebriorem. Und mit Recht urtheilt darum auch der Verf. über die unbedingt erforderlichen Eigenschaften eines Auslegers, der den Paulus verstehen will: Ita fit, ut neque vir subtilis, cujus animus frigeat, P. mentem ubique recte percipere possit, et qui sit paulo tardior aut in ratiocinando non satis exercitatus, etiamsi pietatis sensu incaluerit, P. intelligere nequeat. Gewiß, wie in Paulus selbst, so muß auch in dem Ausleger seiner Schriften warmes religiöses Gefühl und Schärfe des Geistes sich durchdringen, oder der Geist und Sinn des Apostels wird sich ihm nie erschließen. Daß der Vf. aber Alles richtig gewürdigt hat, ergibt sich wohl aus Obigem. Mit Recht urgiert der Verf. prol. XIII das jüdische Bildungselement des Apostels, worin Schrader neuerlich so sehr geirrt hat, und hält auch eben so richtig den göttlichen Einfluß bey der Befeh- rung fest. So können wir ihm auch darin nur beystimmen, daß nur Eine Gefangenschaft und

keine Reise nach Spanien anzunehmen sey. Gleich erschöpfend ist die Abhandlung de coetu Christianorum Romano. Der Verfasser tritt der Ansicht bey, daß die Gemeinde nach und nach durch den Verkehr Rom's mit den Provinzen sich gebildet habe. Mehr oder minder eigenthümlich ist die Meinung prol. XXIV, daß ein Theil der römischen Christen der Lehre des Pythagoras zugehan gewesen, aber richtig gewiß, daß zu Rom gerade keine Reibungen der so bedeutenden Zahl der Juden mit der aufkeimenden Christengemeinde Statt gefunden hatten. Daß Jacobus in der bekannten Stelle II, 14 ff. wirklich auf die Briefe des Paulus an die Römer und Galater Rücksicht nehme, scheint Ref. der Verf. mit Unrecht zu verneinen. Sehr treffend entwickelt dagegen der Verf. wieder das argumentum des Briefes, so wie überhaupt die scharfe Entwicklung des Zusammenhangs, so wohl in den größeren Abschnitten und Massen des Briefes, als in den kleineren oft mehr episodischen Theilen, und insbesondere auch zwischen den einzelnen Versen ein Hauptaugenmerk des Verf. durch den ganzen Commentar hindurch gewesen ist, und er sich darin ein großes Verdienst erwirbt. Es liegt darin bekanntlich bey Paulus, nach seiner Lebhaftigkeit des Geistes, die ihn stets Neues und zwar oft in raschem Gedankenwechsel hinzusetzen läßt, so wie hinwiederum bey seiner Schärfe des Geistes, die ihn immer wieder zu seinem Hauptgegenstande zurückführt, eine der größten Schwierigkeiten, und wird der Sachkundige die darauf verwandte Mühe des Verf., so wie seine Sorgsamkeit in der Entwicklung der Paulinischen Ideen überhaupt gewiß gern anerkennen. Der Zweck des Briefes ist dem Verf., ut Romanorum qui Christo se in disciplinam dedissent studium animumque firmaret; Ref. hält den in seiner Auslegung ge-

gegebenen erweiterten, einer eigentlichen Predigt des Evangeliums von Christo zu Rom für richtiger; die Bestimmung des Verf. geht darin mit auf. Ueber Zeit und Ort tritt der Verf. der jetzt gewöhnlichen Ansicht bey. Besonders gründlich behandelt sodann der Vf. noch die Integrität des Briefes, und wird die in neuerer Zeit von Hn Prof. Keiche wieder angeregte Frage über die Echtheit der Doxologie, so wie über deren ursprüngliche Stellung wohl besser erledigt, als noch irgendwo geschehen ist. Zuerst gibt der Vf. eine sehr gründliche Erklärung der Stelle selbst, und berichtigt dabey allerdings manche neuere und neueste Erklärung anderer Ausleger (z. B. Rückert, de Wette über *κατὰ ἀποκάλυψιν μυστηρίου*). Nur in der Erklärung von *στηρίξαι κατὰ τὸ εὐαγγέλιόν μου καὶ τὸ κήρυγμα Ἰ. Χρ.* kann Ref. nicht beystimmen. Der Verf. erklärt: *Deus pie celebretur, qui vobis in meâ doctrinâ et in exhortatione a Christo mihi credita corroboratis meum, quod his litteris exsequi studui, consilium fortunare potest.* Aber zugegeben, daß *στηρίξαι κατὰ τὸ εὐαγγ.* bedeuten könne: *confirmare* (quod attinet ad) in doctrina, ferner daß *εὐαγγ. μου* schlechthin nur bedeute *doctrina mea*, ja sogar, was Ref. indessen nicht für recht hält, daß *κήρυγμα Ἰ. Χρ.* die *exhortatio* sey, quam Christus Paulo, ut homines evocaret, mandavisset, hat nicht die Verbindung und der Gedanke *confirmare* (in doctrina et) in exhortatione — mihi credita etwas Unnatürliches? Es scheint nämlich die Sache an sich nicht klar und kaum denkbar, während die andere Erklärung, die auch Ref. gegeben: nach meiner Lehre und der Kunde von Christo gar keine Schwierigkeit zuläßt. Ebenso kann sich Ref. wohl gegen eine andere Erklärung rechtfertigen, die ihm der Vf. zuschreibt: nämlich

B. 27 über $\mu\omicron\nu\nu\omega$ $\sigma\omicron\phi\omega$ $\delta\epsilon\omega$, $\delta\iota\acute{\alpha}$ I. Xp. Der Verf. verwirft die Erklärung: Deo, qui sapiens est per Christum, quum Christo interpretatus sit, qui Deum solum sapientem esse hominibus diceret (Rueck., Koelln., de Wettius). Aber das hat Ref. gar nicht gemeint. Seine Meinung ist vielmehr, daß $\sigma\omicron\phi\omega$ selbständiges Beywort sey, und die Worte $\delta\iota\acute{\alpha}$ I. Xp. wiederum selbständig auf die durch Christum überhaupt geschehene Offenbarung hindeuten. Sonach verwirft auch Ref. mit dem Vf. obige Erklärung, stimmt aber dem Vf. in der von ihm gegebenen auch nicht bey. Sonst aber dürfte der wahre Gehalt der Doxologie sehr treffend von dem Verf. erklärt seyn. Nachdem nun der Vf. in der Erklärung bewiesen, daß die Doxologie nicht nur Paulinisch sey, sondern auch zum Römerbrieffe gehöre, untersucht er, an welcher Stelle sie ursprünglich gestanden. Die Codd. B. C. D. a. p. m. E. Orig. (Rufin.) Syr. Vulg. enthalten sie nach 16, 24; dagegen A. J. und jüngere nach 14, 23; D. a. s. m. K. G., andere jüngere, haben sie gar nicht. Mit Recht behauptet nun der Verf., daß die Auctoritäten für die Stellung 16, 25 bey weitem überwiegend sind, und versucht nun aus inneren Gründen zuerst darzuthun, daß die Stellung nach 14, 23 ganz unpassend, umgekehrt, die nach 16, 24 sehr passend sey. Hier wird man seiner genauen Entwicklung wohl gern beypflichten, obwohl das Ganze nun freylich ein ganz anderes Resultat liefert, als z. B. die Erklärungen von Tholuck, Klee und Rückert, welche gerade wegen der äußeren Auctoritäten sie am einfachsten nach 14, 23 setzen zu dürfen meinen. Freylich ist nun auch ein großer Unterschied, wie diese Ausleger und der Vf. die Angabe der Auctoritäten bey kritischen Fragen und diese selbst behandeln, und kann wohl die Untersuchung des Verf., vgl. mit

Tholud zu 14, 24 als Beyspiel instar omnium dienen. Es liegt aber nun in der Natur der Frage, daß jede Entscheidung derselben erst dadurch Halt bekommt, daß man nachweist, wie die Versetzung an die andere Stelle entstanden sey, und damit schließt denn der Verf. diese Untersuchung. Er geht dazu nun die verschiedenen Erklärungsversuche durch, und nachdem er allerdings sehr treffend und gründlich gezeigt, welche Schwierigkeiten bey jedem bisherigen Statt finden, löst er das Ganze so: schon im 2. oder 3. Jahrh. habe die Stellung nach 16, 24 Verdacht erregt, einmal, weil Paulus sonst seine Briefe nicht mit einer Doxologie geschlossen, zweytens weil 16, 24 ein Segenswunsch gestanden, mit dem P. sonst zu schließen pflege. Dazu sey nun die falsche Erklärung der Worte τῶ δὲ ὑνανέτω ὑμᾶς στήλαι gekommen, die man fälschlich auf die schwächeren Christen Kap. 14 bezogen, und darum die Doxologie dorthin als an ihren ursprünglichen Sitz zurückführen zu müssen geglaubt habe. Ref. urtheilt, daß dieß die beste Erklärung sey, die noch über das Ganze gegeben worden. Sonst schien ihm die Ansicht Koppe's die beste, daß man in den ältesten Lectionarien Kap. 16 weggelassen, die Doxologie indessen nicht habe einbüßen wollen, sie aber nur, weil 15, 13 u. 33 schon ein Schluß war, nach 14, 23 gestellt habe. Aber der Verfasser erinnert scharfsinnig, 1) müsse man dabey zeigen, daß Kap. 15 in den ersten Jahrhunderten überhaupt nicht gelesen worden sey; 2) daß man an der Doxologie gerade besondern Gefallen gefunden; 3) daß nun unsere Lectionarien Kap. 15 u. 16 mit enthalten, und widerlegt dabey auch sehr treffend den aus der Kapiteleintheilung des Euthalius hergenommenen Grund, daß, weil Euthalius den 19. Abschn. mit 15, 33 schließt, Kap. 16 nicht in älteren Lectionarien gestanden

habe. Ref. nimmt darum keinen Anstand, der Ansicht des Vf. beizutreten. Nur in einem Punkte kann er in dieser allerdings wichtigen und interessanten kritischen Frage dem Vf. nicht beypflichten. Es ist allerdings wohl zu beachten, daß gerade die Codd., welche die Dorologie R. 16, haben, den Segenswunsch 16, 24 theils gar nicht, theils erst nach der Dorologie haben, umgekehrt aber alle die, welche die Dorologie R. 14, 24 setzen, einstimmig jenen Segenswunsch geben. Darum haben nun schon Koppe und Bachmann sich gegen die Echtheit von 16, 24 erklärt. Der Vf. nimmt die Echtheit in Schutz, aber, wie Ref. nicht anders urtheilen kann, mit Unrecht. Nach den äußeren Gründen betrachtet, sprechen diese in demselben Grade gegen die Echtheit von 16, 24, als sie nach dem Verf. selbst für die Stellung der Dorologie dort sprechen, und so überwiegend. Nach inneren Gründen begreift sich ja recht gut, warum gerade die, welche die Dorologie 14, 23 stellen, jenen Segenswunsch haben, die anderen nicht. Der Segenswunsch an sich ist der ganz gewöhnliche Paulinische: indem man nun die Dorologie von ihrer Stelle wegnahm, setzte man jenen Segenswunsch hinzu, um einen Schluß zu haben: umgekehrt, wo man sie stehen ließ, nahm man ihn nicht an. Fällt so freylich auch der eine Beweggrund weg, der nach dem Vf. zuerst mit Anlaß zum Verdachte über die Echtheit der Dorologie gegeben, daß schon B. 24 ein Schluß gewesen, so bleibt doch seine Ansicht unverfehrt: während andererseits die Sache so liegt, daß der Vf. bey seiner Ansicht zwischen der Auctorität für die Echtheit der Stellung nach 16, 24 und der Echtheit des B. 24 wählen muß. Beweist das Fehlen von B. 24 in jenen Auctoritäten nichts, so freylich auch nicht, daß gerade sie einstimmig die Dorologie haben. Ref. glaubt, daß der Vf. die Echtheit von B. 24 unbeschadet

seiner ganzen Ansicht aufgeben kann; hat aber diese Untersuchung genauer angeführt, nicht nur, um die obigen Erinnerungen dagegen zu machen, sondern auch ein Beyspiel vorzuführen, wie genau und gründlich der Vf. Alles behandle.

In der Erklärung selbst sendet der Vf. vor jedem Kapitel nochmals eine sehr genaue Inhaltsanzeige voraus: dann folgt der griechische Text, wie ihn der Vf. seinem wahren Zusammenhange nach in seine einzelnen Abschnitte zerlegt, als z. B. Kap. 1. B. 1—17, dann B. 18—23 u., und dann der eigentliche Commentar, in diesem Theile bis Kap. 6. Ref. muß es sich versagen, auf Einzelnes weiter einzugehen, und hebt nur folgende Stellen zur Vergleichung aus: über die grammatische Genauigkeit des Vf. die Berichtigung von Winer p. 369 zu VI, 4; über die philologische Umsicht zugleich mit der genauesten Kenntniß des hellenistischen Dialects p. 369 zu *σύνφυτοι* VI, 5; über die Entwicklung Paulinischer Ideen, verglichen mit jüdischer und griechischer Philosophie p. 381, wo der Vf. wohl auch gegen Hn Prof. Reiche Recht hat; eben so über die *ἀμαρτία* p. 291, V, 12; besonders gelungene eigenthümliche Erklärungen: p. 390, wo der Vf. zu VI, 8. 9 über den Zusammenhang wohl die Meinungen aller Neueren berichtigt; eben so p. 424 zu *ἐλεύθεροι ἢτε τῇ δικαιοσύνῃ*; p. 299 über *ἐφ' ᾧ* 5, 12, propterea quod, mit solcher Gründlichkeit erläutert, daß die Frage als entschieden anzusehen; richtige Würdigung der Paulin. Ansicht von der sittlichen Natur des Menschen p. 381; eine Probe, wie genau der Vf. das Rabbinische behandle p. 384, wo er Schöttgen nachweist, daß er Stellen gar übel verbunden. Wie richtig der Verf. die Denkart Pauli als christlichen Apostels würdigt, zeigt p. 67: *Tamen etiamsi in Graecorum philosophiam se abdidisset ipsiusque Platonis aut Aristotelis*

inventa pertractasset, nisi forte Paulus Paulum exuisset, nihilo minus humanam sapientiam contempsisset, quam contempsit. Quamquam enim P. hanc hominum rationi vim tribuit, ut deum accurate cognosceret (v. 19. 20. act. 17, 27 sq.), tantam tamen esse humanae mentis sagacitatem negavit, ut id erueret, quo perspecto opus esset, ut in sempiternum bearentur h. e. felicitatem iis paratam esse, qui Christo fidem habuissent &c. Dogmatisch erkennt der Vf. p. 8 zu *τιός Θεού* I, 3 die höhere göttliche Natur in Christo an, und ebenso p. 11 die Persönlichkeit des heiligen Geistes, beides als Lehre des N. T. Die *δικαιοσύνη* erklärt der Vf. mit Luther: die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, p. 47, zu I, 17: die Paulin. *πίστις* — hoc continetur animi statu, quo Jesum Messiam et generis humani expiatorem, quo misso deus suum hominibus amorem paratumque ad dandam peccatoribus veniam animum oppigneraverit pie venereris placatique patris benevolentiam tanquam bene moratus et gratus filius honestatis studio remunereris, ut optimo munere. Non igitur iners est, in qua P. omnia sita vult, fides neque honestatis inops, sed talis, ex qua, tanquam e fecunda terra laeta efflorescat honeste factorum seges, p. 46. Für die vielen beigelegten Excurse, z. B. p. 308 über *ἀρχή* haben nicht nur die Theologen, sondern auch die Philologen ex professo Ursache dem Vf. dankbar zu seyn. So gewinnt auch die Kritik des Textes augenscheinlich durch die so sorgsame und gründliche Behandlung des Verf., und wird manche Lesart des verdienstvollen Bachmann besser begründet, aber allerdings auch manche als unhaltbar gezeigt. Sehr beachtenswerth ist die Conjectur des Vf. p. 265 zu *Ἐτι* V, 6. Er schlägt vor: *leni ac paene nulla unius v. mutatione*

ἔτι (ETI) in ἡ τι (HTI) — ut P. scripserit: ἡ τί γὰρ Χριστὸς ὄντων ἡμῶν ἀσθενῶν ἔτι κατὰ καιρὸν ὑπὲρ ἀσεβῶν ἀπέδανε; — und der Sinn wird als sehr passend nachgewiesen. Wenn nun auch Ref. dem Vf. in der Erklärung gar vieler Stellen nicht beytritt, z. B. über die πίστις I, 5, ὑπὲρ — ἀγαθοῦ V, 7, über V, 12 u., so bescheidet er sich gern, mit dem würdigen Vf. nicht darüber zu rechten, und kann sich der Angaben des Einzelnen um so passender enthalten, als in seiner eigenen Auslegung die abweichende Ansicht mit ihren Gründen vorgetragen ist. Nur mit Bedauern hat aber Ref. aus dem proleg. p. L. ersehen, daß der Umfang des ganzen Werkes auf 42 Bogen bestimmt sey. Darnach dürfte es dem Hn Vf. doch kaum möglich seyn, Kap. VII—XI und die schwereren Stellen der letzten Kapitel mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit zu behandeln, und er gezwungen werden, schon vom VII. K. an oft bloße Scholien zu geben. Dadurch wird aber dann der ganze Commentar ungleichmäßig und die Behandlung der wichtigeren Stellen unverhältnißmäßig werden, und der Vf. vielleicht genöthigt seyn, manches zu streichen, worauf doch wohl nicht allein er selbst, sondern mancher Freund einer so gründlichen Exegese Gewicht legen möchte. Ref. rath daher im Interesse des so gründlichen Commentars dem Vf., lieber noch einige Bogen hinzuzuthun, um jene, sonst wohl kaum zu umgehende, Nachtheile zu vermeiden. Der Vf. verspricht am Ende der Prol., am Schlusse des Commentars eine Geschichte der Auslegung dieses Briefes zu geben, und es sieht mit Ref. gewiß mancher der zu erwartenden gründlichen Beurtheilung der so reichhaltigen und doch so verschiedenartigen Literatur für das Verständniß dieses wichtigsten Briefes des N. T. gern entgegen.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

96. Stück.

Den 18. Junius 1836.

H e i d e l b e r g.

Ben J. C. B. Mohr, 1835: Das griechische Volk in öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung vor und nach dem Freyheitskampfe bis zum 31. Julius 1834, von Georg Ludw. von Maurer, k. Bayer. Staatsrath, Reichsrath, Mitgl. d. Acad. in München, Jassy u. s. w. I. Band, XXXII u. 596 S. II. Bd., XII u. 540 S. III. Bd., VI u. 849 S. in 8. Vorzüglich schöner Druck und feines Papier.

Wir eilen unsern Lesern dieses Werk anzuzeigen, da nicht bloß das Außere desselben, sondern noch weit mehr der innere Gehalt, die geistvolle Behandlung, die merkwürdigen, das größte Erstaunen aufregenden Thatsachen und nicht minder auch die lehrreichen wissenschaftlichen Untersuchungen diese Schrift durchaus empfehlen. Zwar bringt es im Fach der Literatur der Neugriechen und ihres bisherigen Bildungszustandes nicht gar viele neue Thatsachen, desto mehr aber im Fach der Rechtskunde, der Gebräuche, der Ge-

wohnheitsrechte, kurz des Staats- und Civilrechts, ein Fach, worin dieß Land bisher noch so gut als gar nicht untersucht worden, wenigstens uns Deutschen in juridischer Hinsicht nicht bekannt war, so daß man sagen kann: für den Juristen gab es bisher noch kein Griechenland. Jetzt aber muß auch der Rechtsgelehrte diesem neuen Staate seine Theilnahme schenken, die er bisher noch fast überall in Deutschland so engherzig zurückhielt und ohne Mitleid versagte, wovon wir namentlich in Norddeutschland zahlreiche Beweise vorlegen könnten. Jetzt, nach Erscheinung dieses gründlichen politisch-juristischen Werks, wird auch der Advocat und der Staatsanwalt angezogen und genöthigt, diesem Lande seine kalt verweigerte Aufmerksamkeit zu widmen. In der Voraussetzung, daß der würdige Verf. uns reinen Wein einschenkt und nur aus lauterer Quellen spendet — und daran zu zweifeln haben wir auch nicht Ursache — unter diesen Prämissen erhalten wir hier eine Menge neuer Thatsachen, neuer literarischer Notizen, wovon wir bisher noch nichts wußten, rechtskundige Aufschlüsse, wovon wir theils keine Ahnung hatten, theils auch nicht einmal hoffen konnten, jemals Aufklärung darüber zu erhalten. Zwar bezweckt der Verf. mit diesem Werke eigentlich und hauptsächlich seine eigene Rechtfertigung, die ihm auch hinreichend gelingt, denn seiner Selbstapologie vermögen wir keine triftigen Gründe entgegen zu setzen, so weit wir in Deutschland fern vom Schauplatz jener diplomatischen Thätigkeit die Lage der Verhältnisse beurtheilen können. Diese Selbstvertheidigung ist zwar, wie gesagt, die Hauptveranlassung dieser dadurch natürlich polemisch gewordenen Schrift. Allein außerdem hat der fleißige und scharf beobachtende Verf. doch

auch so viel wissenschaftliche Erfahrungen an Ort und Stelle im Lande gesammelt, daß sie dem Werke einen eigenthümlichen Reiz der Neuheit geben und dasselbe sehr belehrend machen, besonders für den Politiker und Statistiker, für den Juristen, Historiker und Publicisten. Der Inhalt des ersten Bandes ist folgender in möglichster Kürze. Nach einer energischen und pathetischen Vorrede, nebst Anrede an die Hellenen, ist zuerst die Wiedergeburt Griechenlands und dann der öffentliche Zustand der Griechen vor dem letzten großen Freyheitskampfe in verschiedenen Abschnitten, Titeln und Kapiteln flüchtig, aber geistvoll geschildert, wobey das Kirchliche, das Juristische und das Literarische gut auseinander gehalten ist, so daß jedes für sich erscheint und einzeln aufritt. Dann folgt der Zustand der Griechen in denselben drey Beziehungen während des Freyheitskampfes bis zur Ankunft des Königs und der Regentschaft aus Bayern, wobey denn noch besonders auch die Verwaltung des Grafen Kapodistria besprochen wird, die hier denn freylich als sehr unvollkommen und mangelhaft erscheint. Eine interessante Episode macht hier die Verdeutschung eines Griechischen Gedichts in Mainottischer Sprache und in versus politici, einer Art von verlängertem Alexandriner, geschrieben, worin das Land der Mainotten als sehr verderbt geschildert wird. Der Griechische Originaltext dieses aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts stammenden Liedes eröffnet den III. Band dieses Maurerschen Werkes. Das Lied ist ohne poetischen Werth, hat aber locales historisch-topographisches Interesse. Ueber den berühmten Ali Pascha von Janina kommen mildere Ansichten vor; wie der Verf. aber diesen grausamen Character retten will, ist nicht wohl

einzusehen, wenn auch dessen Ruf durch Griechische Lügen sehr entstellt seyn mag. Der fleißige Verf. muß dieß voluminöse Werk in kurzer Zeit ausgearbeitet haben und entwickelt doch eine große Belesenheit. Dennoch scheinen ihm einige Werke entgangen zu seyn, die gar nicht erwähnt sind, z. B. Lord Byron's Noten zum Childe Harold, General Baudoucourt's Reise, die Leukothea, Eunomia, Hellenion, Korai vom alten und neuen Hellas, Fauriel's Liedersammlung, Jacob Elsner über die Griech. Christenheit im Orient, Dr. Hollands Reise in Griechenland, Oberst Kottier's Reise, Castellan's lettres sur la Morée, mit Kupf. in 2 Ausgaben u. andre. Pisa's Handelsverkehr mit Hellas erwähnt auch Lanzi's itali. Malergeschichte, deutsch von Quandt und Wagner I. S. 3 bis 8, eine Parallelstelle, die man im Lanzi nicht erwarten sollte. Auch der berühmte Grieche Leo Allatios von Chios hätte unter den früheren Literaten wohl eine Erwähnung verdient, da er noch ganz in die Periode der Osmanischen Occupation gehört. Eine große Beleidigung gegen eine hohe Person, durch Hn Dawkins, kommt S. 39 vor, wodurch jeder Leser gegen die Englische Diplomatie sehr eingenommen werden muß. Zu S. 47 ist zu bemerken, daß die Aussprache des ch im Neugriechischen wenig verschieden ist von der des bloßen h, daher Chan oder Han, ein Wirthshaus, Chattis-Sherif oder Hattis-Sherif, ein schriftlicher Befehl; also ist auch Chodja-baschi einerley mit Hodja-baschi, ein Primat oder Vorsteher. Ref. hörte sogar einmal einen Griechen die Preussische Universität Halle wie Challe aussprechen; ähnliche Beyspiele kommen mehr vor. — Bey den vier Griechischen Patriarchen im Orient wäre noch zu bemerken, daß es auch einen Patriarchen von

Benedig und einen solchen in Vissabon gibt. Das Bildniß des alten Patriarchen Popo (oder Poppo?) zur Zeit Kaisers Konrad, etwa 1030 (?) war im Dom zu Aquileja, wie Lanzi in der Kunstgeschichte sagt (I. S. 2 in der Note 5, deutsche Uebersetzung). — So finden auch die Pyrgoi oder Thürme der Mainotten in Morea eine Art von Gegenstück in den großen Städten Italiens, z. B. in Bologna, Pavia u. a. Bekannt ist der schiefe Kirchturm in Pisa, und der schiefe Thurm Garisenda in Bologna. Zweck und Bedeutung dieser Thürme, deren allein Pavia an 700 gehabt haben soll, waren bisher unbekannt. Dem Ref. gelang es, durch Erkundigung an Ort und Stelle in Pavia der Sache auf den Grund zu kommen. Es war nämlich Sitte, in jeder angesehenen oder bemittelten Familie zu Ehren des erstgeborenen Sohnes bald nach dessen Geburt einen hohen viereckten schmalen Thurm neben dem Wohnhause zu bauen, um anzudeuten, daß ein Stammhalter da sey, der die Familie vor Untergang schützen werde. Als bloßes Ehrenzeichen oder Denkmal hatten diese Thürme keine Treppen, keine Fenster und keine Stockwerke. Als das Recht der Primogenitur noch so viel galt, ist dieß auch leicht erklärlich. Pavia hat jetzt nur noch 5 — 6 solcher Thürme, die alten hat man abgebrochen und zum Bauen verwendet; doch hat die Oesterreichisch-Lombardische Regierung neuerlich den Abbruch der noch stehenden Thürme verboten. Ganz richtig sagt Hr v. Maurer, daß nur die Senioren in Maina das Recht hatten, solche Thürme zu bauen, I. Theil S. 181, und dieß correspondiert also einigermaßen mit der Italiänischen Sitte. Allein die Mainotten verschanzten sich in diesen Thürmen, nicht aber die Italiäner. Diese letzteren bildeten einen förmlichen Adel, der noch jetzt bekanntlich in

Italien besteht; in Griechenland ist aber kein Adel, statt desselben sind Nomaden noch in einigen Gegenden! Sehr richtig vergleicht der Verf. den Mainottischen Kapitan mit dem Schottischen Clan, und manche Neugriechische Gebräuche mit Altgermanischen Sitten, was vor ihm noch wohl keiner so klar ausgesprochen, indem der Verf. schon früher eine Schrift herausgab: 'Geschichte des altgermanischen öffentlichen mündlichen Gerichtsverfahrens, dessen Vortheile, Nachtheile und Untergang; von G. L. Maurer, Heidelberg 1824.' Der S. 161 erwähnte Abdruck eines Fingers unter Urkunden und Contracten findet sich in ähnlicher Weise auch noch im nördlichen Deutschland, an der Weser (z. B. in Bremen) in den Wachssiegeln an Hypotheken oder Handfesten, wo der Bürgermeister seinen rechten Daumen drey mal in Wachs abdrückt. In Sprachbemerkungen läßt der Verf. sich wenig oder gar nicht ein, sonst hätte er I. S. 70 Note 11 gute Gelegenheit gehabt, gegen Falmerayer's höchst gewagte Behauptungen aufzutreten, sie zu widerlegen und als sehr übertrieben darzulegen oder in ihrer Blöße zu zeigen, was auch schon von Anderen geschehen ist. Der Pfortendolmetscher S. 92 hieß eigentlich Panagiotis, wovon die Endung Panagiotakis nur das Diminutiv ist. Ein Beyspiel von redlicher Geldverwahrung ohne Quittung kommt auch in Korais Denkschrift vor (deutsch im Hellenion), so wie hier I. S. 162. Der lange Bart als Trauerzeichen kommt auch im Gedicht: Erotokritos vor, deutsch in der Leukothea, bey Maurer I. 189. Pouqueville wird oft als Autorität angeführt, wenn nur nicht das Lesepublicum durch Pouqueville angeführt wird, der nicht immer zu den allerzuverlässigsten gehört, wenigstens Neugriechische Volkslieder mitgetheilt hat, die von ihm selbst herrühren sollen.

Ein arger Druckfehler steht S. 416, wo man Basilikum oder Basilienkraut (?) anstatt Brasilienkraut lesen muß. Auch S. 585 muß des incidens statt indicens gelesen werden. Der fünfte Titel über Neugriechische Literatur, S. 423 bis 440, steht schon ziemlich so in der Leukothea. Anstatt Piräus ist zu lesen Piräeus, und anstatt Thermopilen lies Thermopylen. — Auch im II. Bande ist das Juridische meist getrennt vom Historischen, Kirchlichen und Literarischen oder von dem Bildungszustande der Griechen. Doch sehr anziehende Episoden bilden die diplomatischen Erzählungen und Anekdoten von der in Griechenland so unpassenden Vornehmthurey einiger fremden Individuen. Solcher aristocratischer Dünkel ist dort ganz am unrechten Ort, wo nur gehandelt und rasch gewirkt werden soll, wo nur das Practische und die Humaniora gelten, Adelsstolz aber nichts gilt. Der Vf. wußte hier gut einzugreifen und dem Adelswesen trefflich entgegen zu wirken durch seine gesunde Praxis, so daß dieser II. Band denn besonders polemisch und apologetisch geworden ist. Im III. Bande (auch unter dem eigenen Titel: 'Interessante neugriechische Urkunden etc.' erschienen und einzeln für sich zu haben) sind außer 2 Gedichten, 26 alte und neue Gesetze und Verordnungen in extenso abgedruckt, theils öffentliche Staatsverträge, theils Straf- und Criminalgesetze, Civilgerichts- und Notariatsgesetze, die hier zu specificieren der Raum nicht erlaubt. Die 13 letzten Gesetze sind alle von H. v. Mauren selbst verfaßt und unterzeichnet — ein schönes Denkmal seines Fleißes und Strebens für Griechenlands Wohl. Unter den fünf kirchlichen Gesetzen ist N. 16 das wichtigste: 'Declaration der Unabhängigkeit der griechischen Kirche n oder ihre Losreißung vom alten Patriarchenstuhl zu Con-

stantinopel und also auch vom Großsultan. Diese Emancipation ist zum Theil das Werk des thätigen Verf. dieser Schrift. Schade also, daß sein Einfluß dort so früh gelähmt wurde durch sein Abberufung! Der Geschäftsgang der neuen Griechischen Synode, der berühmte Londoner Staatsvertrag u. sind hier zu finden, auch drey Gesetze von Kapodistria. So wird dieß nützliche Werk kein Sachverständiger, kein Historiker unbefriedigt aus der Hand legen; mit Recht dürfen wir ihm daher recht viele Leser wünschen.

ΦΖ.

L e m g o.

Meyersche Hofbuchhandlung, 1836: Die Kohlen-sauren Gasquellen zu Meinberg, deren medicinische Benützung und Wirksamkeit, dargestellt von Dr. K. Piderit, Fürstl. Sippischem Hofrathe und Leibärzte zu Detmold. VIII und 211 S. in Octav.

Zu den wichtigsten und wesentlichsten Fortschritten der neuern Zeit in der zweckmäßigen Anwendung der Heilmittel gehört unstreitig die Einführung oder richtiger erweiterte und verbesserte, auf feste Principien gegründete Anwendung der so wirksamen Dampfbäder und die allgemeine und örtliche Benützung von Heilmitteln in Rauch-, Dampf- und Gasgestalt; die Mittel wirken in diesen Formen nicht allein flüchtiger, sondern auch schneller ein- und durchdringend, den Gesammtorganismus gleichmäßig ergreifend. Die reizendste, daher unter Umständen wirksamste Art der Anwendung ist aber die in den verschiedenen Formen der Gasbäder, auf welche neuerdings mit zuerst und vorzüglich aufmerksam gemacht zu haben nicht das geringste unter den vielen Verdiensten Hufelands um die bessere Benützung der Heilquellen und Bäder ist. Doch

müssen wir dabey auch dankbar anerkennen, daß diese erweiterte und verbesserte Kenntniß und Anwendung der Heilquellen sowohl als anderer Arzneymittel besonders auch eine Folge der enormen Fortschritte der Chemie in der neuern Zeit ist. Während man sonst sich nur auf den alten Schlandrian von Trinken und Baden beschränkte, viele unserer wirksamsten Heilquellen selbst nur auf die eine oder andere Weise benutzte (wie denn z. B. das Trinken in Wiesbaden noch gar nicht lange allgemeiner geworden ist), die an vielen Orten vorhandenen Ausströmungen verschiedener Gasarten aber fast nur der zufälligen Benutzung überlassen blieben, begnügt man sich jetzt nicht mehr mit diesen beiden älteren Anwendungsarten, sondern man hat und zwar mit dem ausgezeichnetsten Erfolge versucht, den Heilquellen die größtmöglichen Vortheile abzugewinnen und ihre Anwendungsarten möglichst zu vervielfältigen; dahin gehören denn besonders die Benutzung der Gasarten theils für sich, theils mit künstlichem oder natürlichem Wasserdampfe vermischt, die Anwendung der früher ebenfalls fast ganz unbenutzt gelassenen Arten von Mineralschlamm in allgemeinen und örtlichen Bädern und besonders auch die mannigfache Application der Douche. Während übrigens manche Brunnendirectionen in löblichem Eifer die Ergebnisse der Erfahrungswissenschaften in die Praxis einzuführen suchten (als Beyspiel mögen besonders die trefflichen Einrichtungen zu Nenndorf genannt werden), haben andere sich weniger beeilt, den ihnen von der Natur verliehenen Heilschatz möglichst zu benutzen, was zum Theil in der geringen Frequenz einzelner Brunnenorte seine Ursache haben mag, so wie freylich auch umgekehrt diese wieder von den mangelhafteren Einrichtungen bedingt wird. So ungünstig nun auch

Meinberg's Lage in mancher Hinsicht seyn mag, so sehr es auch durch die Nähe mehrerer berühmter Brunnenorte, namentlich Pyrmonts und Drisburgs, leidet, und so schwer es überhaupt jetzt, wo das Besuchen solcher Orte noch dazu durch mancherley Ursachen abgenommen hat, seyn mag, ein Bad in Aufnahme zu bringen, so hat sich doch die Fürstlich Lippische Regierung dadurch nicht abhalten lassen, wenigstens das übrige für Meinberg zu thun, was, wenn auch nicht allgemein, doch sicher von dem Kreise der dortigen Curgäste mit gebührendem Danke wird erkannt werden. Man hatte zwar schon in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Meinberg das reichhaltig ausströmende kohlen-saure Gas örtlich und allgemein zu benutzen versucht und dazu mancherley Vorrichtungen angegeben; sie waren aber meist nicht zweckmäßig genug, so daß man sie bald wieder verwarf. Erst neuerdings ist man in dieser Hinsicht glücklicher gewesen und was nun bis jetzt zur bessern Benutzung der Meinberger Heilschätze, vornehmlich der kohlen-sauren Gasquellen, geschehen ist, hat der Verf., dem daran ein wesentlicher Antheil gebührt, in vorliegendem Werke zur allgemeineren Kenntniß gebracht, wofür er um so mehr unseren Dank verdient, als eine nähere Beschreibung der neueren Anstalten noch nicht vorhanden, also Bedürfniß war.

Der Verf. hat sein Werk in vier Kapitel eingetheilt, von denen das erste S. 1 — 29 eine Geschichte und Beschreibung der Meinberger Gasquellen liefert, das zweyte S. 29 — 54 die Benutzung der Gasquellen, das dritte S. 54 — 129 die Wirkung des kohlen-sauren Gases bespricht, das vierte S. 130 — 189 von der Anwendung der Kohlen-säure in speciellen Krankheitszuständen handelt. In dem Anhange S. 190 — 211 gibt der

Bers. noch eine Uebersicht der sämtlichen übrigen Heilkräfte Weinbergs, worin die Schwefelschlammäder mit ihrer Wirkung, die Schwefelquelle, der Salzbrunnen, der Alt- und Neubrunnen und verschiedene dort befindliche Heilapparate, das Russische Dampfbad, die Dampf- und die Wasserdouche berücksichtigt werden.

Das Gas, welches zu Weinberg in einer fast beyspiellosen Reichhaltigkeit und mit bedeutender Gewalt theils für sich, theils mit den dortigen Hauptquellen vermischt ausströmt und über den letzteren bedeutende Schichten bildet, besteht aus fast ganz reiner Kohlensäure (der nur ein Minimum Stickgas und Sauerstoffgas beygemischt ist, aber kein Schwefelwasserstoffgas, wie man früher angenommen hat, und wie dieß selbst noch in neueren Werken über Arzneymittellehre und Gesundbrunnen behauptet wird); das aus den Röhren strömende Gas (welche Ausströmung Brandes sehr bezeichnend artesische Springquellen von kohlensaurem Gas nennt) hat stets eine gleiche Temperatur von 7° R., dagegen die Wärme der Dunstschicht des Altbrunnens nach der Temperatur der Atmosphäre wechselt, so daß sie im Sommer etwas niedriger, im Winter etwas höher steht, als die Wärme der atmosphärischen Luft an schattigen Orten. Auf die Reichhaltigkeit der Ausströmung des kohlensauren Gases scheint die Witterung keinen Einfluß zu haben, wohl aber auf die Höhe der Dunstschicht über dem Altbrunnen, die nicht bloß nach der Verschiedenheit des Barometerstandes, sondern selbst nach den Tageszeiten variiert, indem diese Morgens und Abends höher zu stehen pflegt, als Mittags; besonders aber steigt das Gas kurz vor Gewittern höher, welche Beobachtung auch anderweitig gemacht worden ist.

Unter den im zweyten Kapitel näher beschrie-

benen meist sehr zweckmäßigen Einrichtungen zu den verschiedenen Anwendungsarten des Gases hat Ref. eine anderwärts, so weit ihm bekannt ist, nicht in der Form vorhandene Einrichtung besonders gefallen, daß nämlich gleichzeitig Wasserdämpfe und Gas auf den leidenden Theil geleitet werden können, um die örtliche Einwirkung der Gasdouche zu erhöhen und eindringlicher zu machen. Dieß geschieht sehr einfach dadurch, daß neben dem beweglichen Gasrohr sich ein Dampfrohr befindet, und von dem Bademeister bald das eine, bald das andere, bald auch beide zugleich geöffnet und angewendet werden können. Durch die Befeuchtung der Haut mittelst der Dämpfe, welche sich zum Theil in Tropfen an derselben niederschlagen, wird eine zu unthätige, trockene und zur Aufnahme des Gases weniger geeignete Hautpartie sowohl reizbarer gegen die Gaswirkung als auch das Gas selbst mehr zur Absorption geeignet; auch soll die natürliche Kälte des Gases, deren Eindruck übrigens doch nur momentan ist und bald von dem nachfolgenden Wärmegefühl verwischt wird, dadurch aufgehoben werden. Die Wirkung dieser Gasdampfdouche ist begreiflicherweise bey weitem intensiver, als die der reinen Gasdouche, und sie soll besonders bey Gehörleiden und Lähmungen dienlich seyn. Die übrigen Einrichtungen sind theils schon allgemeiner bekannt, oder doch Meinberg nicht gerade eigenthümlich, theils werden sie besser in dem Werke selbst nachgesehen.

Bey der specielleren Betrachtung der Kohlensäure im dritten Kapitel hat der Vf. vorerst an drey Verhältnisse aufmerksam gemacht, die der allgemeinen Bestimmung ihrer Wirksamkeit voranzugehen müssen, nämlich 1) auf die Verschiedenheit der Einwirkung nach der Form und Beschaffenheit des Mittels, ob es trocken oder feucht, mit Dämpfen oder Wasser verbunden oder

gleichzeitig mit andern arzneylischen Substanzen verbunden angewandt werde; 2) auf den verschiedenen Grad der Wirkung, welcher von der Dauer des Einflusses, der Menge des angewandten Mittels und der Empfänglichkeit des Organismus gegen dasselbe abhängig ist; 3) auf die verschiedenen Organe, welche der Wirkung der Kohlensäure zunächst ausgesetzt und eigenthümlich von ihr afficiert werden.

Das erste Gefühl, welches die Einwirkung des kohlensauren Gases für sich und ohne gleichzeitige Einathmung angewandt hervorzubringen pflegt, ist eine gewisse Wärme, die von den Füßen ausgehend sich bald höher erstreckt, eigenthümlich und nicht leicht zu beschreiben ist. Fast gleichzeitig findet sich ein eigenthümliches Prickeln, feines Stechen und Ameisenkriechen in der Haut ein, nach Struve der anfangenden Wirkung eines Senfumschlages vergleichbar und wie das Wärmegefühl je nach der verschiedenen Reizempfänglichkeit gewissen Gradationen unterworfen. Nach kürzerer oder längerer Zeit folgt dann, ebenfalls in variierender Stärke und Ausdehnung, die Hautausdünstung. Dabey ist übrigens anfangs kein besonderer, wenigstens nicht ein constanter, Einfluß des trockenen Gases auf den Puls, keine Vermehrung der Röthe und Turgescenz der Haut, keine Steigerung der Thätigkeit der Secretionsorgane bemerkbar. Die Nachwirkung steht natürlich mit dem Grade der Wirkung in passendem Verhältnisse. Daß indessen aus diesen Erscheinungen nicht sowohl auf eine Absorption des kohlensauren Gases, als vielmehr auf eine rein dynamische Affection der sensitiven Hautnerven zu schließen sey (S. 61), will Ref. doch nicht ganz einleuchten, auch hat sich der Vf. später (S. 71) zum Theil selbst widerlegt, wenigstens scheint es Ref. ziemlich gleichgültig zu seyn, ob das kohlen-

saure Gas unmittelbar von der Haut resorbiert werde, oder erst Ausströmungen von Flüssigkeiten in derselben bewirke, und sich dann zugleich mit diesen in den Organismus aufnehmen lasse; im letzteren Falle könnte höchstens die Wirkung etwas später eintreten. Auch erinnert Ref. hier an die so wichtige Respiratio und Perspiratio cutanea, deren Unterbrechung bey ausgebreiteteren Verbrennungen so ungemeyne Beklemmung und andere Athmungsbeschwerden zu bewirken pflegt. Ein weniger passendes Beyspiel bieten die bekannten Erscheinungen dar, die man nach der endermischen Anwendung mancher Arzneymittel, namentlich des Brechweinsteins, erfolgen sah, wo die Resorption gewiß nicht geläugnet werden, von einer rein dynamischen Wirkung jedenfalls nicht die Rede seyn kann.

Daß im Wasserbade von 23 — 24° R. auf den Körper einwirkende kohlen-saure Gas bringt anfangs ähnliche Erscheinungen, wie das trockene Gas, hervor; dazu gesellen sich aber eine für diesen Temperaturgrad auffallende Vermehrung der Harnsecretion und eine Veränderung des Pulses, welcher voll, groß, undulierend, aber nicht beschleunigt wird; dagegen stellt sich die Vermehrung der Hautausdünstung meist erst nach dem Bade, weniger bedeutend in demselben ein. Die Verschiedenheiten, welche zwischen dem trocknen Gasbade und dem sogenannten Sprudelbade eintreten, hat der Vf. der bessern Uebersicht wegen S. 78 ff. einander gegenüber gestellt, so wie in den folgenden Blättern sich über die ferneren Wirkungen des kohlen-sauren Gases und seiner verschiedenen Anwendungsarten näher ausgelassen, worauf wir indessen hier nicht weiter eingehen können; nur wollen wir noch zu des Vf. Lobe bemerken, daß eine allzu große Vorliebe für die seiner Fürsorge anvertrauten Heilanstalten, wie man sie so häufig in ähnlichen Schriften findet, nicht zu bemerken ist.

Mit gleicher Unparteylichkeit und mit auf genaue Beobachtung gegründeter Kenntniß bezeichnet der Vf. im vierten Kapitel die einzelnen Krankheitszustände, für die sich der Gebrauch der kohlensauren Gasquellen zu Meinberg eignen dürfte, oder gegen welche er sich schon wirksam erwiesen hat; die Ergebnisse späterer Beobachtungen werden uns hoffentlich auch nicht vorenthalten, sondern ihrer Zeit durch ein passendes Organ (zu welchem sich die durch v. Gräfe und Kalisch in diesem Jahre ins Leben gerufenen Jahrbücher für Deutschlands Heilquellen und Seebäder vorzüglich eignen dürften) mitgetheilt werden. Die im Anhange gegebene Uebersicht sämtlicher (übrigen) Heilschätze Meinbergs liefert meist Bekanntes. Und so können wir dieß (auch äußerlich anständig ausgestattete) Werk allen denen empfehlen, die sich entweder aus wissenschaftlichem Interesse mit Meinbergs Anstalten bekannt machen, oder sie vor dem eigenen Gebrauche näher kennen lernen wollen.

W. C.

G ö t t i n g e n .

Im Verlage der Dieterichschen Buchhandlung:
Entwurf einer Criminal-Processordnung für das Königreich Hannover von der Königl. Hannöverschen Regierung der allgemeinen Ständeversammlung des Königreichs vorgelegt, mit den Gutachten der beiden in den Jahren 1830 und 1833 niedergesetzten ständischen Commissionen und mit einer Einleitung und Bemerkungen herausgegeben von S. P. Gans, Advocaten in Celle. 1836. XXIV u. 336 S. in 8.

Ein wichtiger Beytrag zu den Actenstücken über die, allem Anscheine nach im Laufe dieses Jahres zu vollendende, Criminal-Gesetzgebung dieses Königreichs. Bekanntlich hatte die höchste Staatsregierung am Ende d. J. 1830 der allge-

meinen Ständeversammlung die von einer eigends dazu niedergesetzt gewesenen Commission verfaßten und nachher noch mannigfach geprüften, Entwürfe zu einem Criminal-Gesetzbuche und zu einer Criminal-Proceßordnung vorgelegt. Da nur der erste dieser beiden Entwürfe zur Kenntniß des großen Publicums gelangt und der zweyte nur in einer Sammlung ständischer Actenstücke gedruckt anzutreffen war, so erwirbt sich der, schon durch frühere Schriften rühmlich bekannte, Verfasser das Verdienst, auch den zweyten in der vorliegenden Schrift zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Das Ganze besteht aus 348 wörtlich abgedruckten Artikeln, denen auf der gegenüberstehenden Seite die Veränderungen beygefügt sind, welche in den Jahren 1831 und 1834 von einer jeden der beiden ständischen Prüfungs-Commissionen vorgeschlagen wurden. Angehängt sind die vom Verfasser selbst im letztgedachten Jahre der Ständeversammlung überreichten Bemerkungen. Voraus geht eine Einleitung mit dem bekannten Ausspruche von Cicero: *Opinionum commenta delet dies, naturae iudicia confirmat.* Die zum Theil wesentlich von einander abweichenden Bemerkungen der beiden ständischen Commissionen werden nicht verfehlet in der auf den 9. May d. J. zusammenberufenen Versammlung der Stände dieses Königreichs interessante Discussionen herbey zu führen, deren Resultaten jeder Vaterlandsfreund mit der gespanntesten Erwartung entgegen sieht. Die zum Theil schon aus den beiden Bänden seiner kritischen Beleuchtung des erstgedachten Entwurfs bekannten Ansichten des Verf. werden hier mit Gründen bestätigt, welche die unbefangenste allseitige Prüfung in Anspruch nehmen und selbst denjenigen lehrreich seyn werden, die nicht ganz des Verf. Ansichten theilen.

Böhmer.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

97. Stück.

Den 20. Junius 1836.

L e y d e n.

Der Liberalität der Curatoren der Leydener Universität verdankt unsere Bibliothek die Fortsetzung des Prachtwerks: *Museum Anatomicum Academiae Lugduno Batavae Vol. IV. descriptum a Gerardo Sandifort, mit 103 Seiten Text und LXX Kupfertafeln in gr. Fol. (bey Luchtmans).* — Nach dem, was bey der Anzeige des dritten Bandes dieses classischen Werks (S. g. N. 1828. St. 124) über dessen Einrichtung und Werth gesagt ist, haben wir für diesen vierten Band, der den Knochenkrankheiten gewidmet ist, nur unsern Dank auszusprechen.

L o n d o n.

Printed by order of the Lords commissioners of the admiralty: An account of the revd. John Flamsteed, the first astronomer royal, compiled from his own manuscripts

and other authentic documents, never before published. To which is added his british catalogue of stars, corrected and enlarged. By Francis Baily. 1835. 672 S. in 4.

Wir erhalten hier durch die Bemühungen des Hn Baily eine Menge von Documenten, die seit langer Zeit der Vergessenheit übergeben waren und aus welchen wir uns jetzt zum ersten Male einen klaren Ueberblick über das Leben eines der größten practischen Astronomen bilden können, so wie uns nun sein Character, der von den meiste Biographen sehr zu seinem Nachtheile gezeichnet worden ist, in ganz anderem Lichte erscheint. Hat man bisher Fl. nur als einen mürrischen, ungeschälligen Mann gekannt, der aus Gott weiß welcher Grille seine vierzigjährigen, für die Astronomie unschätzbaren Beobachtungen der gelehrten Welt vorenthielt, so daß sie ihm zum Theil nur durch einen königlichen Befehl entrissen werden konnten, zum Theil erst durch seinen Tod den Weg ins Publicum fanden, so erscheint er hier offen, mittheilend, und im steten Streben durch Bekanntmachung seiner Beobachtungen die Astronomie und den Ruhm Englands zu befördern und keinesweges durch seinen Eigensinn, vielmehr durch Mangel an Unterstützung und durch Böswilligkeit stets daran gehindert. — Es ist sehr zu bedauern daß wir hier Newton auf eine Weise in Fl. Bestrebungen eingreifen sehen, die seinen Character nicht von der glänzendsten Seite zeigt; wenn man sich aber bey seinen Lebzeiten scheute sein Verhältniß zu Fl. öffentlich zu besprechen und dieß hierdurch später so sehr in Vergessenheit gerieth, daß aller Tadel auf Letzteren fiel, so ist doch jetzt Newton's Ruhm als tiefer Denker zu sehr begründet, als daß die Geschichte Anstand nehmen sollte seine Schwächen zu berühren, wenn

es darauf ankommt, den Ruf eines Mannes wie Fl. zu retten.

Die Geschichte der Entdeckung dieser Papiere ist im Kurzen folgende. Im Jahre 1832 erfuhr Baily, daß einer seiner Nachbarn im Besitze vieler Originalbriefe von Flamsteed sey. Baily erkannte auch sogleich in den ihm zur Ansicht zugeschieden Papiere Fl.'s Handschrift und fand 124 Briefe desselben an seinen Freund Sharp, außerdem einen Brief von Fl.'s Frau und 60 von Fl.'s Assistenten Crosthwait an denselben. Durch die historische Wichtigkeit dieser Papiere aufmerksam gemacht, erinnerte sich Baily schon früher auf dem Observatorium zu Greenwich einige Manuscripte Fl.'s gesehen zu haben. Bei genauerer Untersuchung an Ort und Stelle fand er zu seinem Erstaunen eine außerordentliche Menge von Schriften und Briefen, die seit dem J. 1771, in welchem sie von dem Board of Longitude angekauft worden waren, unbekannt und unbenutzt auf den Tischen lagen. Baily fand die Manuscripte in der schrecklichsten Unordnung und so übel verwahrt, daß sie zum Theil, im eigentlichen Sinne des Wortes, vermoderten. Sie sind jetzt durch seine Vorsorge reinlich gebunden und aufgestellt worden und können einzeln, mittelst eines angefertigten raisonnierenden Catalogs, der auch hier mitgetheilt ist, in Zukunft bequem benutzt werden. Für die practische Astronomie sind besonders die Hefte wichtig, welche die Originalbeobachtungen Flamsteed's und eine Menge damit zusammenhängender Berechnungen enthalten, da gerade auf diesen der größte Theil des berühmten Britischen Catalogs beruht und nun eine Menge von Fehlern in diesem Cataloge entdeckt und ihre Quelle nachgewiesen werden kann, wie dieß schon von Baily zum Theil geleistet

worden ist, wovon später mehr. Hier ist, neben mehreren kleineren Aufsätzen, besonders Fl. Lebensgeschichte, von ihm selbst geschrieben, in sieben Abtheilungen mitgetheilt. Die erste reicht von seiner Geburt bis zum Jahre 1667 und ist zu verschiedenen Zeiten geschrieben. Die zweite, im Jahre 1707 geschrieben, umfaßt den Zeitraum von 1646 bis 1675. Diese beiden Documente sind bereits in dem zu wenig bekannten general dictionary benutzt worden, auf das wir schon früher (S. g. A. 1834. S. 450) namentlich in Beziehung auf Flamsteed aufmerksam gemacht haben. Die dritte und vierte Abtheilung reicht von 1675 bis 1683 und von da bis 1690. Dann folgt eine Zusammenstellung aus mehreren handschriftlichen Notizen, die seine Lebensgeschichte von seiner Geburt bis zum Jahre 1704 enthalten und schon zum größten Theile von William Home in seinem every day book bekannt gemacht worden sind. Die sechste Abtheilung ist aus einem Manuscripte Fl.'s entlehnt, das the brief history of the observatory betitelt ist und behandelt Fl.'s Leben in den Jahren 1695—1704. Die siebente und letzte Abtheilung enthält den Theil der ursprünglichen Vorrede der historia coelestis, welchen die Herausgeber aus später zu erwähnenden Gründen weggelassen haben, und gibt von seinem Leben in den Jahren 1704 bis 1716 Nachricht. Hier auf folgt noch ein wichtiger Anhang von 281 Actenstücken, zu welchen, außer den erwähnten Briefen Fl.'s an Sharp, eine Menge anderer Briefe und Papiere, die sich unter seinen Manuscripten fanden, so wie auch die noch ungedruckten Briefe Newton's an Fl., die in Oxford bewahrt werden, benutzt worden sind.

Fl. ist in Denby in der Nähe von Derby den

19. Aug. 1646 geboren. Im Sommer 1660 zog er sich durch Baden eine heftige Erkältung zu, die nicht nur momentan die Folge hatte, daß er, wegen körperlicher Schwäche die Schule verlassen und auf den Besuch der Universität Verzichten mußte, sondern ihm für immer den Genuß einer vollkommenen Gesundheit raubte. Schon im 16ten Jahre, in welchem er bey seinem Vater die Arithmetik erlernte, finden wir ihn mit der Beobachtung einer Sonnenfinsterniß beschäftigt (S. 10), und von dieser Zeit an entfaltet sich sein Eifer für practische Astronomie, unter den ungünstigsten Umständen, immer mehr, da wir ihn bald darauf sogar mit der Verrfertigung eines Quadranten und optischer Werkzeuge beschäftigt sehen. Bereits im Jahre 1669 wurde er in London bekannt und erhielt wegen eines Aufsatzes, den er an die Royal Society geschickt hatte, sowohl von Oldenburg, dem Secretär derselben, als auch von einem Mitgliede, Collins, sehr schmeichelhafte Briefe. Als er im folgenden Jahre selbst dorthin kam, lernte er, neben mehreren andern, besonders auch Sir Jonas Moore kennen, der sein eifriger Verehrer wurde und auf sein folgendes Schicksal einen bedeutenden Einfluß übte. Sir Jonas hatte die Absicht, ein eigenes Observatorium zu gründen und Fl. als Beobachter an demselben anzustellen. Als aber zu derselben Zeit die Regierung, wie es scheint besonders durch die Prahlerey eines Franzosen veranlaßt, der die Bestimmung der geographischen Länge gefunden haben wollte (S. 37), den Beschluß faßte, ein Observatorium in Greenwich zu errichten, so wurde Fl. auf Moore's Verwenden, als erster königlicher Observator im März 1675 angestellt, welche Stelle er bis zu seinem Tode behielt. Man würde indes

sen sehr irren wenn man glaubte daß Fl. hierdurch in eine glänzende Lage versetzt worden sey, wie es wohl jetzt die eines königlichen Astronomen seyn mag. Sein Gehalt betrug 100 Pf. St. Wie wenig dieß aber, selbst für die damalige Zeit, war, kann man schon aus dem Umstande abnehmen daß Fl. im J. 1678 wegen 5 Pf. St. in Verlegenheit war (S. 118), auch bemerkt er (S. 228) daß niemand als Observator mit weniger als 300 Pf. jährlich auskommen könne. Des schlechten Gehaltes wegen sah er sich sogar genöthigt seit dem Jahre 1679 für Geld Unterricht zu ertheilen. Die Regierung schaffte kein einziges Instrument an, vielmehr gehörten alle Instrumente, mit welchen er arbeitete, entweder ihm oder Sir Jonas Moore. Einen Mauerquadranten, den er im Jahre 1678 von der königlichen Societät geborgt hatte, mußte er schon im folgenden Jahre wieder zurück geben, so daß er eine Zeitlang bloß auf einen unzulänglichen Sextanten beschränkt war, und sich nur auf eigene Kosten, da seine wiederholten Bitten an die Regierung fruchtlos blieben, andere Instrumente anschaffen konnte. Selbst einen Assistenten mußte er aus seiner Tasche mit mehr als 20 Pf. jährlich (S. 127) besolden. Unter so mißlichen Umständen, zu welchen fortwährende Kränklichkeit hinzukam, verlebte er eine Reihe von Jahren, bis endlich seine Lage durch zwey Umstände einigermaßen verbessert wurde. Im Jahre 1684 erhielt er durch Lord North eine Pfründe und als nun im Jahre 1688 sein Einkommen durch den Tod seines Vaters noch vermehrt wurde, so beschloß er sogleich einen neuen Quadranten auf seine Kosten anzuschaffen. Freylich hatte er von der Regierung die Versicherung erhalten, daß ihm alle Kosten ersetzt werden sollten, aber es

war auch dabey geblieben, und so mußte er für dieses Instrument 120 Pf. bezahlen. Mit ihm sind alle Beobachtungen gemacht aus welchen das berühmte Fixsternverzeichnis entstanden ist.

Um nun Fl.'s Leistungen gehörig zu würdigen ist es erforderlich daß wir einen Blick auf den damaligen Zustand der Astronomie werfen. Von der eigentlichen Theorie der Planetenbewegung, wie sie später Newton gab, war, als Fl. seine Laufbahn begann, noch gar keine Rede. Was man damals so nannte, war nichts Anderes als unmittelbar aus den Beobachtungen abgeleitete Versuche, die Keplerschen Gesetze diesen gemäß zu modificiren. Hierbey bediente man sich zweyer Grundlagen, der Rudolphinischen Tafeln für die Bewegung der Sonne, des Mondes und der Planeten, und des Fixsterncatalogs, den Tycho de Brahe im Anfange des 17. Jahrhunderts entworfen hatte. Hevels Fixsterncatalog erschien erst im Jahre 1690 und wurde noch viel später in England bekannt. Schon bey Gelegenheit der Sonnenfinsterniß, die am 25. Oct. des Jahres 1668 statt hatte, überzeugte sich Fl. daß die Rudolphinischen Tafeln sehr weit von der Wahrheit abwichen. Aber auch die Mängel des Brahe'schen Fixsternverzeichnisses konnten seinem Scharfblicke nicht entgehen. Brahe hatte mit seinen schwerfälligen Armillen, ohne Hülfe der Pendeluhren und mit bloßem Auge beobachtet; auch noch Hevel wollte sich nicht zur Anwendung der Fernröhren bey den Beobachtungen bequemen. Daher sind Fehler von mehreren Minuten in ihren Fixsterncatalogen nicht selten. Demungeachtet bestimmte man noch zu Fl.'s Zeit die Positionen des Mondes und der Planeten fortwährend dadurch, daß man ihren Abstand

von einem Fixsterne beobachtete und dabey die von Brahe angegebene Lage des letzteren als richtig annahm. Ebenso verfuhr man bey der Bestimmung der Lage von Fixsternen, die nicht in Brahe's Verzeichniß vorkommen. Auf diese Weise ist z. B. Halley's Verzeichniß der südlichen Fixsterne entstanden, das eben deswegen jetzt für den practischen Astronomen nicht den ringsten Nutzen hat, wiewohl es damals dem Verfasser großen Ruhm brachte, worüber sich schon Fl. klar ausspricht (S. 116). Er selbst verfolgte einen höheren Zweck. Er beschloß, so lange er darauf beschränkt war nur mit Hülfe des Sextanten Abstände zu messen und sich hierbey auf Tycho's Catalog verlassen mußte, seine Beobachtungen, die er *arena sine calce* nennt (S. 130), nicht bekannt zu machen, unbekümmert um das sich vielfach erhebende Geschrey, daß in so langen Jahren Nichts von der Sternwarte ausgegangen sey (S. 54). Er behielt dabey immer den Plan im Auge einst mit Hülfe besserer Instrumente, als ihm zuerst zu Gebote standen, einen neuen von Tycho's Bestimmungen unabhängigen Catalog zu entwerfen (S. 54, 116) und so bald er sich, auf die erzählte Weise, in den Besiß eines tauglichen Instrumentes gesetzt hatte, schritt er zur Ausführung. Tycho hatte in Zeit von 20 Jahren und mit Hülfe einer hinreichenden Anzahl von Assistenten die Positionen von ungefähr 1000 Fixsternen bestimmt.

(Die Fortsetzung im nächsten Stück.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

98. 99. Stück.

Den 23. Junius 1836.

L o n d o n.

Fortsetzung der Anzeige: An account of the
revd. John Flamsteed, etc.

Fl. hatte nur einen Assistenten; er fing die Beobachtungen mit dem Mauerquadranten den 12. Sept. 1689 an (S. 57, Anm.), und bis zum J. 1704 hatte er nicht bloß ungefähr 1000 Mondspeditionen und eben so viele Positionen der Planeten bestimmt, sondern auch einen Catalog von ungefähr 3000 Fixsternen, also dreyimal so viel als Tycho beobachtet hatte, entworfen, und zwar waren unter diesen nur sehr wenig teleskopische Sterne, die meisten vielmehr solche, die auch dem bloßen Auge sichtbar sind (S. 191). Fl. hatte bey diesen Beobachtungen nicht bloß seine Gesundheit, sondern auch 2000 Pf. St. *) aus seiner Tasche für Instrumente, Besoldung eines Assistenten und Rechner zugesetzt; er durfte das

*) Zuweilen spricht Fl. von 2000 Pf. wie S. 68, 92, 248, an anderen Stellen dagegen von 1000 Pf. wie S. 189, 195, 201, 212.

her erwarten, daß der bey der Herausgabe sich ergebende Gewinn ihm ungestört zufallen würde. Die Kosten für den Druck und namentlich für die Karten beliefen sich jedoch auf ungefähr 1000 Pf. St. (S. 212), und es schien daher ein sehr glücklicher Umstand zu seyn, daß Prinz Georg von Dänemark sich erbot, die Beobachtungen auf seine Kosten herauszugeben. Leider sollte aber die wohlgemeinte Liberalität dieses Fürsten sehr übel für Fl. ausfallen. Wir kommen hier an eine Periode in Fl.'s Leben, in welcher Newton und Halley eine sehr bedeutende Rolle spielen, und es ist daher zuvörderst nöthig, daß wir Fl.'s Verhältniß zu diesen zwey Männern genauer schildern. Ein Besuch bey Newton im Jahre 1670 (S. 29) scheint zu keinem weiteren Verhältnisse zwischen denselben geführt zu haben, vielmehr datiert Fl. selbst seine Bekanntschaft mit Newton vom Jahre 1674 an (S. 71), wo er ihn wieder in Cambridge besuchte (S. 29, Anm.). Seit dieser Zeit sehen wir sie in häufigem Briefwechsel. Eine besondere Veranlassung hierzu gab der Umstand daß man im November 1680 einen großen Cometen sah und nachdem dieser verschwunden war, im December desselben und in den ersten Monaten des folgenden Jahres wieder einen erblickte. Fl. sprach schon damals seine Ueberzeugung aus daß die zwey Cometen in Wahrheit ein und derselbe, den man vor und nach dem Durchgang durch das Perihelium gesehen habe, gewesen seyen, und zeigte wie sich alle seine Beobachtungen durch Annahme einer parabolischen Bahn vereinigen ließen. Wie unerhört diese Ansicht damals war geht wohl am deutlichsten daraus hervor, daß Newton sie, in zwey Briefen an Fl., mit Heftigkeit bestritt. Diese Briefe sind uns in dem General Diction-

nary (Artikel Newton, S. 788 ff.) erhalten; wiewohl Newton mit Achtung von Fl. spricht, so nennt er doch seine Ansicht über die Identität der zwey Cometen paradox und wunderbar (odd), so daß sich Fl. mit Recht über den Ton dieser Briefe zu beklagen scheint (S. 50 und 203 No. 61) und Ref. sich darüber wundern muß, daß Bailly nichts Anstößiges in denselben finden konnte. Besonders interessant ist der zweyte Brief, weil er zeigt daß Newton damals noch gar keinen Begriff von der Möglichkeit der parabolischen Bahn eines Cometen hatte. Did it go in such a bent line, sagt er, other comets would do the like, and yet no such thing was ever observed in them, but rather to the contrary. The comets of 1665, 1667 and other, which moved towards the sun, or some of them at least, had they twisted about the sun, and not, proceeding on forward, gone away behind him, they would have been seen again coming from him Those which were seen both before and after their periheliums, as the comets of 1472, 1556, 1580 and 1664, would not, as they did, have begun in one part of the heavens and ended in the opposite part, going through almost a semicircle, with motion first slow, then swift, then slow again, as if done in a right line, had it been done in such a line as the hypothesis puts u. s. w. Als Newton, nach großen Schwierigkeiten, im Jahre 1685 die richtige Theorie der Cometenbewegung gefunden hatte, mußte er sich natürlich bald von seinem Irrthume überzeugen. Wirklich schreibt er schon den 19. Sept. 1685 an Fl.: 'I have not yet computed the orbit of a comet, but am now going about

it; and taking that of 1680 into consideration, it seems very probable that those of November and December were the same comet. Als daher Newton im J. 1687 die Principia herausgab und in dem Abschnitte über die Cometen namentlich auch die parabolische Bahn des Cometen von 1680 nachwies, durfte Fl. erwarten daß Newton ihn auf eine auszeichnende Weise als den ersten Anreger dieser Ansicht nennen würde, um so mehr da er Newton alle seine Beobachtungen über den Cometen mitgetheilt hatte, aus welchen dieser gerade die Parabel bestimmte. Dieß geschah aber, wenigstens nach seiner Ansicht, nicht, und er beklagt sich mehrfach darüber. Freylich drückt sich auch Newton ziemlich vornehm aus (S. 494): praeterea cum Cl. Flamstedius cometam, quomense Novembri apparuerat, eundem esse cum cometa mensium subsequantium, literis ad me datis aliquando disputaret et trajectoriam quandam ab orbe hocce parabolico non longe aberrantem delinearet etc., wogegen Fl. bemerkt (p. 71) daß nicht er disputiert habe; sondern Newton und zwar gegen diese Ansicht. Ueberhaupt glaubte Fl. daß Newton in diesem Werke die Hülfe, welche er ihm durch Mittheilung vieler Beobachtungen geleistet hatte und wofür allerdings viele Stellen, wie z. B. S. 402, 413, 476, 490 zeugen, nicht hinlänglich anerkannt habe und kommt häufig auf die Klagen hierüber zurück. Indessen scheinen diese Umstände doch kein dauerndes Mißverhältniß erzeugt zu haben, vielmehr setzten sie ihre Correspondenz, wie sich Fl. ausdrückt, civilly fort (S. 71). Besonders lebhaft wurde ihr Briefwechsel in den Jahren 1694 und 1695 als sich Newton mit der Theorie des Mondes be-

schäftigte. Im Sept. 1694 kam Newton nach der Sternwarte und erhielt von Fl. 150 Positionen des Mondes, wobey dieser jedoch zwey sehr billige Bedingungen machte. Er verlangte nämlich erstens daß Newton sie Niemanden ohne seine Einwilligung mittheilen sollte und zwar aus dem Grunde, weil sie auf einem kleinen Fixsterncataloge beruhten, den Fl. früher, als er nur noch mit dem Sextanten arbeitete, entworfen hatte, und zweytens daß Newton die mit Hülfe der Beobachtungen gefundenen Resultate ihm vor allen Anderen mittheilen sollte. In den auf diesen Besuch folgenden Briefen sehen wir Newton fortwährend Beobachtungen von Fl. verlangen, welchem Ansuchen dieser auch im Anfange immer entspricht. Fl. hat uns sogar eine ausführliche Uebersicht der sehr bedeutenden Anzahl von Beobachtungen, die er Newton in dieser Zeit mittheilte, hinterlassen (S. 142). Erst im Sommer 1695 brach Fl. in Folge eines heftigen Kopfsüßels diese Mittheilungen ab (S. 191). Zum Theil hatte auch der Ton, den Newton in seinen Briefen annahm, hieran Schuld. Im Bewußtseyn daß er allein damals eine Theorie des Mondes geben konnte, mochte er sich zuweilen ungestümer, als billig, ausgedrückt haben *), und da ohnehin Fl. schwerlich, so wenig wie die größten Männer seiner Zeit, eine deutliche Einsicht in Newton's Untersuchungen hatte, so konnte er allerdings glauben, daß die große Anzahl von Beobachtungen, die er Newton bereits mitgetheilt hatte, für alle Zwecke ausreichten. In the mean time, sagt Fl. (p. 63), frequent letters passed between me and Mr Newton, who ceased not to importune me

*) Man vergleiche besonders den Brief No. 31 (S. 158) und Fl. Bemerkungen dazu.

(though he was informed of my illness) for more observations; and with that earnestness, that looked, as if he thought he had a right to command them. But I did not think myself obliged to employ my pains to serve a person, that was so inconsiderate as to presume he had a right to that, which was only a courtesy. And I therefore went on with my business of the fixed stars, leaving Mr. Newton to examine the lunar observations over again: which, had he done, he had found that he needed, not to be so importunate for new; the old would have been sufficient for the purpose and design for which I had imparted them to him. Daß Newton, bey dem damaligen Zustande der Astronomie, Fl. für seine Mittheilungen sehr viel Dank schuldig war, kann gar keine Frage seyn, da Fl. der einzige Mann war, von dem er die erforderlichen Angaben erhalten konnte. Denn Newton selbst machte keine Beobachtungen und von dem Pariser Observatorium, dem einzigen von Bedeutung neben dem Greenwicher, waren bis dahin nur vereinzelte Beobachtungen ausgegangen. Newton selbst erkannte dieß damals bereitwillig an, wie besonders folgende bedeutende Stelle aus einem seiner Briefe zeigt (S. 151): As for your observations you know I cannot communicate them to any body and much less publish them, without your consent. But if I should perfect the moon's theory, and you should think fit to give me leave to publish your observations with it, you may rest assured that, I should make a faithful and honourable acknowledgment of their author, with a just character of their exactness above any others yet ex-

tant. In the former edition of my book, you may remember that you communicated some things to me, and I hope the acknowledgments I made of your communications were to your satisfaction: and you may be assured I shall not be less just to you for the future. For all the world knows that I make no observations myself and therefore I must of necessity acknowledge their author: and if I do not make a handsome acknowledgment, they will reckon me an ungrateful clown. And for my part I am of opinion that for your observations to come abroad thus with a theory which you ushered into the world, and which by their means has been made exact etc. Hat Newton Wort gehalten? Beider müssen wir es verneinen. In der zweiten Ausgabe der Principia, die im Jahre 1713, zu einer Zeit, wo Newton und Fl. nichts weniger mehr als Freunde waren, erschien, sind nicht bloß Fl.'s Mittheilungen, an den Stellen wo sie in der ersten Ausgabe erwähnt waren, meistens sorgfältig weggelassen worden, sondern auch in der Mondstheorie, die hier zum ersten Male erschien, wird der Name Fl.'s auch nicht ein einziges Mal erwähnt, wiewohl seine Beobachtungen häufig benutzt sind.

Der Umstand, daß Newton im Jahre 1696 als Warden of the mint nach London und mithin in Fl.'s Nähe kam, hatte keinesweges einen günstigen Einfluß auf ihr Verhältniß, vielmehr glaubte Fl. daß Newton seit dieser Zeit viel stolzer geworden sey (S. 63), ja dieser soll zuweilen so weit gegangen seyn daß er Fl. geradezu das Maul halten hieß, he sometimes dared to ask, why I did not hold my ton-

gue (S. 73). Aber erst im Jahre 1698 entspann sich eine eigentliche Mißhelligkeit zwischen denselben und zwar auf folgende Veranlassung. Fl. hatte schon die scheinbare Bewegung der Fixsterne, welche Bradley später so glücklich aus der Aberration erklärte, entdeckt und ihre Größe ziemlich genau mit den neueren Beobachtungen übereinstimmend, bestimmt, sah sie jedoch irriger Weise als Folge der jährlichen Parallaxe an. Diese vermeintliche Entdeckung der so lange vergeblich gesuchten Parallaxe veranlaßte Wallis, Fl. zu ersuchen, er möchte ihm seine hierauf bezüglichen Beobachtungen in Briefform mittheilen, indem er beabsichtigte sie neben anderen Briefen in einem Anhange zu seinen Werken abdrucken zu lassen. Fl. willfahrte auch sogleich diesem Ansuchen; unglücklicherweise fällt aber dieser Brief vor dem Abdrucke in Gregory's Hand und dieser schreibt sogleich von London aus, ohne Fl. etwas davon zu sagen, an Wallis, Newton wünsche daß eine auf ihn bezügliche Stelle in diesem Briefe weggelassen würde. Die Stelle lautete: *Contraxeram etiam cum Do. Newtono doctissimo tunc temporis in academia Cantabr. Professore necessitudinem, cui lunae loca ab observationibus meis ante habitis deducta 150 dederam, cum locis simul e tabulis meis ad earum tempora supputatis, tum similitum in posteriore prout assequerer promissorum, cum elementis calculi mei, in ordinem ad emendationem theoriae lunaris Horoccianae* (S. 668). Fl. durch Wallis benachrichtigt schreibt deswegen zweymal an Newton, ohne Antwort zu erhalten, bis ihm endlich folgender höchst sonderbarer Brief Newton's zukommt (S. 156): *Upon hearing occasionally that you had sent a letter to Dr. Wallis about the parallax*

of the fixed stars to be printed and that you had mentioned therein with respect to the theory of the moon, I was concerned to be publicly brought upon the stage about what perhaps they are never like to have. I do not love to be printed upon every occasion, much less to be dunned and teased by foreigners about mathematical things, or to be thought, by our own people, to be trifling away my time about them, when I should be about the king's business. And therefore I desired Dr. Gregory to write to Dr. Wallis against printing that clause, which related to that theory and mentioned me about it. You may let the world know, if you please, how well you are stored with observations of all sorts, and what calculations you have made towards rectifying the theories of the heavenly motions. But there may be cases wherein your friends should not be published without their leave: and therefore I hope you will so order the matter that I may not, on this occasion be brought upon the stage *). Fl. schrieb sogleich an Wallis und ersuchte ihn die Stelle zu ändern, Newton's grobe Ausfälle beantwortete er aber mit Würde und Ernst. Er schließt mit den Worten (S. 169): I wonder that hints should drop from your pen, as if you looked on my business as trifling; you thought it not so, surely, when you resided at Cam-

*) Das böse Geschick, welches bisher über Fl.'s Biographie gewaltet hat, hat noch neuerdings Brewster in seinem Leben Newton's verleitet diesen Brief Fl. zuzuschreiben und ihn als Probe seiner Denkweise und seines Styls mitzutheilen (The life of Newton p. 243).

bridge, its property is not altered The works of the Eternal Providence, I hope, will be a little better understood through your labours and mine, than they were formerly. Think me not proud for this expression; I look on pride as the worst of sins: humility as the greatest virtue. This makes me excuse small faults in all mankind, bear great injuries without resentment, and resolve to maintain a real friendship with ingenious men: to assist them what lies in my power, without the regard of any interest, but that of doing good by obliging them. Newton's Betragen erscheint um so auffallender, da er kaum vier Wochen früher (S. 65, Anm.) bey Fl. war und wieder Beobachtungen erhalten hatte. Daß es aber Fl. mit seiner Versöhnlichkeit Ernst war sieht man aus der Art wie er sich später in einem Briefe an Wallis über Gregory äußert (S. 198), wiewohl er wiederholt die Ueberzeugung ausspricht daß dieser nebst Halley durch Zwischenträgeren Newton gegen ihn aufgehetzt hätte. I believe him (Newton) to be a good man at the bottom, sagt er in einem Briefe vom J. 1700 (S. 175), but, through his natural temper suspicious and too easy to be possessed with calumnies. In den Briefen aus dem J. 1702 spricht er sich freylich viel bitterer über Newton aus, namentlich in einem Briefe an Sharp S. 212, aber selbst im J. 1704, bis zu welcher Zeit wir Fl.'s Biographie herabgeführt haben, muß noch ein gewisses freundschaftliches Verhältniß zwischen ihnen bestanden haben, da ihm Newton seine damals erschienene Optik zuschickte (S. 214) und sogar noch später ihn besuchte.

Ueber Halley urtheilte Fl. in früherer Zeit sehr

günstig. Die erste Erwähnung desselben finden wir in einem Briefe vom J. 1678 (S. 668), wo Fl. ihn very ingenious nennt. Noch im Febr. 1681 finden wir sie in freundschaftlicher Correspondenz (S. 123 No. 11); und in der Vorrede zu seiner Doctrine of the sphere, die in demselben Jahre erschien, nennt Fl. Halley seinen singular good friend und our Southern Tycho. Im J. 1692 dagegen spricht sich schon Fl. sehr bitter über ihn aus, ohne daß wir die erste Veranlassung zu dieser Feindschaft erfahren und nur aus allgemeinen Andeutungen vermuthen können, daß Halley Fl.'s Zaudern in Rücksicht der Herausgabe seiner Beobachtungen zu dessen Nachtheil und zu Verläumdungen benutzte. In einem Briefe an Newton (S. 132 No. 15) spricht sich Fl. ziemlich deutlich darüber aus, daß sich Halley in seine Arbeiten einzudrängen suche und seine Mittheilungen auf unerlaubte Weise benützt habe. I will not be beholden to him for his assistance or advice . . . that he had better do it, than buffoon those to the society, to whom he has been more obliged than he dares acknowledge: that he has more of mine in his hands already, than he will either own or restore and that I have no esteem of a man who has lost his reputation, both for skill, candour and ingenuity, by silly tricks, ingratitude and foolish prate. Seit dieser Zeit stellt Fl. Halley immer als einen undankbaren und geradezu schlechtesten Menschen dar. So schreibt er im J. 1695 an Newton (S. 150): that he (Newton) is very much mistaken in him (Halley), that I never found any thing so considerable in him as his craft and forehead, his art of filching from other people and making their

works his own; as I could give instances, but I am resolved to have nothing to do with him for peace sake, und etwas später schreibt er (S. 160): Whatever he (Halley) may say to you to the contrary, his behaviour towards me has been the most impudently and ungratefully base. So war Fl.'s Verhältniß zu diesen zwey Männern als, wie erwähnt, Prinz Georg im Jahre 1704 beschloß seine Beobachtungen drucken zu lassen. Es wurde eine Committée mit der Untersuchung seiner Papiere beauftragt, deren Bericht dahin lautete daß alle seine Papiere gedruckt werden sollten. Die Committée bestand aus sechs Personen, von denen aber nur zwey, Wren und Newton, ein Urtheil über die Angelegenheit hatten, denn wiewohl auch Gregory, der Professor der Astronomie war, zu der Committée gehörte, so zeigen doch mancherley Proben, wie z. B. was er über den Werth der festen Instrumente sagt (S. 203 No. 62), daß er keine klare Einsicht in die praktische Astronomie hatte. Wren war ein Mann von 70 Jahren, der zu sehr mit andern Geschäften überhäuft war, so daß wir eigentlich in dieser Committée nur einen andern Namen für Newton sehen können und es Fl. nicht verargen dürfen, wenn er diesen für alle Plackereyen, die er nun erduldet, verantwortlich macht. Der erste Schritt der Committee, die nun auch die Besorgung des Druckes übernahm, war der, daß sie das Werk einem Verleger übergab, wodurch Fl. aller pecuniäre Nutzen entzogen wurde; man vertröstete ihn freylich auf eine Belohnung vom Prinzen (S. 78), aber er erhielt diese nicht bloß niemals, sondern selbst von den 173 Pf. Unkosten, die er während des Druckes hatte, wurden ihm nur 125 Pf. zurück erstattet, was Newton noch

dazu eine Gratification (gratuity) nennt (S. 318). Wiewohl man nun Fl. zu keiner Berathung hinzu zog und dieser sich zuletzt alles gefallen ließ, so wollte der Druck noch immer nicht beginnen. Nach vielen Verzögerungen und Ausflüchten verlangte endlich Newton Fl.'s ursprüngliche Aufzeichnungen der Beobachtungen, angeblich um sie mit der zum Druck bestimmten Abschrift zu vergleichen, und erhielt sie auch wirklich den 23. Febr. 1706. Nun wollte man in der Abschrift viele Fehler entdeckt haben, eine Beschuldigung die jedoch Fl. leicht zurückwies, und bey welcher Gelegenheit sich Gregory nicht wenig lächerlich machte (S. 80). Hierauf machte Newton neue Forderungen. Nach der Verabredung sollten nämlich zuerst die mit dem Sextanten und alsdann die mit dem Mauerquadranten angestellten Beobachtungen und zuletzt der Fixstern-Catalog gedruckt werden. Dieß war ein Punct auf den Fl. schon im J. 1700, als er sich mit Newton über die Herausgabe seiner Beobachtungen besprach, bestand (S. 174 No. 51) und von dem er nie abging, wofür ihm jetzt jeder Astronom Dank sagen wird. Wären seine Beobachtungen ohne den Catalog erschienen, so hätten sie noch immer ihren vollen Werth behalten, hätte man aber den Catalog zuerst gedruckt, und wäre vielleicht der Druck der Beobachtungen, auf welchen er gegründet ist, durch irgend einen Umstand unterblieben, so würde er eben deswegen nur einen sehr untergeordneten Werth haben, da man aller Mittel die in demselben vorkommenden Fehler zu entdecken, ermangelte. Fl. hatte sich daher nicht beeilt, im Anfange des Druckes, den ganzen Catalog, dessen Berechnung viel Geld und Zeit kostete, bereits zu vollenden. Newton verlangte nun aber eine Abschrift desselben, so weit er fertia sen. Auf Fl.'s Vorstellung daß er bis jetzt

erst 1500 Sterne in den Catalog eingetragen habe, daß dieser Catalog das Resultat aller seiner Arbeiten sey und man daher nicht verlangen könne daß er ihn in fremde Hände gäbe, erwiderte Newton: Fl. möge den Catalog versiegeln und ihn so in seine Hand geben. Fl., um alle Zögerungen zu verhüten, that dieß auch wirklich, indem er dachte daß der unvollständige Catalog doch jedem Anderen zu Nichts dienen könnte. Es ist aber schwer sich irgend einen edeln Beweggrund zu denken, der Newton bey diesem mißtrauischen Schritte geleitet haben könnte, da in jedem Falle Fl. das Erscheinen seiner Arbeiten am meisten am Herzen liegen mußte. Endlich begann der Druck den 16. May 1706, er ging aber, gegen die ausgemachten Bedingungen, so langsam vorwärts, daß der erste Theil (97 Bogen) erst den 21. Dec. 1707 fertig wurde. Er enthält die Beobachtungen mit dem Sextanten. Fl. konnte nicht anders erwarten als daß nun mit dem Drucke ungesäumt fortgefahren würde, und zwar sollten nun die Beobachtungen mit dem Mauerquadranten an die Reihe kommen. Aber es erhoben sich neue Schwierigkeiten. Drey Monate stand die Presse stille, als endlich Fl. auf den 20. Merz 1708 zu einer Versammlung der Committee eingeladen wurde. Er brachte eine Abschrift von allen seinen Beobachtungen mit dem Mauerquadranten, die 175 Bogen füllten, und einen vollständigeren Fixstern-Catalog, als derjenige war den Newton bereits hatte, mit. Schon den 15. April 1707 hatte Newton gedroht, er würde den Druck unterbrechen und Fl. keine Auslagen bezahlen, bevor er diese Beobachtungen und den Catalog erhalten hätte; jetzt stellte er die Bedingungen daß Fl. die erwähnten 175 Bogen ausliefern sollte, daß er ferner den versiegelten Catalog zurück erhalten und binnen 16 Ta-

gen vervollständigen und zurück geben, und dagegen Newton den Catalog, welchen Fl. mitgebracht hatte, sogleich erhalten sollte. Um nicht den Anschein zu haben als wolle er den Druck verzögern, willigte Fl. auch in diese harten Bedingungen ein, aber vergebens. Trotz allen Bemühungen konnte er es in mehreren Monaten nicht dahin bringen daß die Presse wieder in Gang kam, und endlich wollte man sogar die Schuld auf ihn laden, indem ihm die Committee den 13. Julius 1708 folgende Eröffnung zuschickte: At a meeting of the gentlemen to whom his R. H. the Prince hath referred the care of printing Mr. Flamsteed's astronomical papers, it was agreed that the press should go on without further delay: and that if Mr. Flamsteed do not take care that the press be well corrected, and go on with dispatch, another corrector be employed. Fl.'s freymüthige Antwort an Wren (S. 87) mochte dazu beitragen daß nun der Druck wieder verzögert wurde, bis Prinz Georg im October 1708 starb. Ob gleich hierdurch Fl. eines hochherzigen Gönners beraubt wurde, so sah er sich auf der anderen Seite von der Oberaufsicht der Committee befreit, wiewohl seine Papiere in ihren Händen blieben, und setzte nun seine astronomischen Beobachtungen mit Eifer fort, in der Hoffnung sie bey günstiger Gelegenheit vollständig heraus zu geben. Daß die Mission der Committee mit dem Tode des Prinzen aufhörte ist nicht bloß eine wahrscheinliche Vermuthung, wie Baily glaubt (S. 89 Anm.), sondern Halley sagt dieß in der Vorrede zu der Ausgabe der *Historia coelestis* von 1712 (p. IV) ausdrücklich: *quo casu funestissimo delegatorum de his curandis provincia in cassum abiit*, aber es sollte sich bald zeigen daß man nicht gesonnen war Fl. in Ruhe zu lassen. Seit

dem J. 1677 war er Mitglied der Royal Society gewesen und zweymal in den Jahren 1681 und 1698 zum Mitglied des council gewählt worden; im J. 1709 wird er aus der Liste der Mitglieder gestrichen, weil er seinen Beytrag nicht bezahlt hatte, während im Laufe desselben Jahres dem Sir C. Wren, Halley und zehn anderen Mitgliedern die Bezahlung erlassen wurde (S. 90). Konnte oder wollte der Präsident der Gesellschaft, Newton, dem selbst früher die Bezahlung erlassen worden war, dieses nicht hindern?*) Es sollte dieß aber nur das Vorspiel zu größeren Kränkungen seyn. Fünf und dreyßig Jahre war nun Fl. königl. Astronom gewesen, ohne daß man sich um ihn oder das Observatorium weiter bekümmert hätte, als daß man ihm jährlich die armselige Besoldung von 100 Pf. auszahlte; auf seine Kosten waren alle Instrumente angeschafft, alle Berechnungen gemacht worden. Möglich schien man eine besondere Vorliebe für das Observatorium zu fassen; aber alle Schritte, die man that, zeigen zu deutlich, daß sie nur darauf berechnet waren Fl. die Hände zu binden und ihm so viel als möglich sein Amt zu verleiden, vielleicht, wie er vermuthete (S. 93), ihn zu Gunsten Halley's, der ihm wirklich nach seinem Tode folgte, zu verdrängen.

*) Baily bemerkt daß alle Biographen Newtons sich geirrt hätten, indem sie aus dem Umstande, daß ihm seine wöchentlichen Beyträge erlassen wurden, den Schluß gezogen hätten, Newton müsse damals in schlechten Vermögensumständen gewesen seyn; es scheine vielmehr daß die Societät früher häufig von selbst oder auf Ersuchen der Mitglieder, die Beyträge selbst den sehr Vermögenden erlassen habe. Indessen muß er übersehen haben, daß Newton der Beytrag ausdrücklich, wegen seiner schlechten Umstände erlassen wurde: on account of his low circumstances, as he represented (Brewster life of Newton p. 236, man vgl. auch Birch history of the R. S. III, 178).

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

100. Stück.

Den 25. Junius 1836.

L o n d o n.

Beschluß der Anzeige: An account of the
revd. John Flamsteed, etc.

Den 12. Dec. 1710 erließ die Königin Anna einen Befehl, durch welchen sie den Präsidenten und in dessen Abwesenheit den Vicepräsidenten der Royal Society nebst anderen Mitgliedern, welche das council der Societät ernennen sollte, zu beständigen Aufsehern (visitors) der Sternwarte zu Greenwich machte. Die Aufseher wurden ermächtigt und verpflichtet jedesmal innerhalb der Zeit von sechs Monaten von dem kön. Observator eine Abschrift sämtlicher Beobachtungen des vergangenen Jahres zu verlangen. Ferner sollten sie von Zeit zu Zeit dem Observator auftragen, Beobachtungen, die ihnen nützlich scheinen würden, zu machen und die Aufsicht über die königl. Instrumente führen. In einem von demselben Tage datierten Briefe des Staatssecretärs an das Board of Ordnance wurde dieser Behörde auch noch aufgetragen auf die Klagen,

welche die Aufseher der Sternwarte über das schlechte Benehmen (misbehaviour) des königl. Astronomen in Ausübung seiner Pflicht führen sollten, Rücksicht zu nehmen. Vergebens stellte Fl. dem Staatssecretär vor wie ungerecht und beleidigend diese Einrichtung für ihn sey*), und die königl. Societät beeilte sich so sehr dem ihr zugegangenen Befehl zu vollziehen, daß sie noch an demselben Tage die Aufseher ernannte und seit dieser Zeit bis zum J. 1716 werden nicht bloß Fl. regelmäßig die jährlichen Beobachtungen abgefordert, sondern er erhält auch von Zeit zu Zeit den Befehl bestimmte Beobachtungen zu machen, die Belege dazu findet man S. 292 No. 165, S. 296 No. 171, S. 301 No. 178, S. 324 No. 215; besonders wurde es ihm zur Pflicht gemacht Mondbeobachtungen zu machen, S. 309 No. 192. Dieß war aber noch nicht die ärgste Kränkung welche Fl. zu jener Zeit erfahren sollte. Als Prinz Georg noch lebte dachte niemand daran Fl.'s Beobachtungen anders als sein Privateigenthum anzuse-

*) Unter Fl.'s Papiereu findet sich auch noch der Entwurf zu einer Vorstellung an die Königin, die aber wahrscheinlich nicht eingereicht worden ist, da Fl. in seiner Lebensbeschreibung nichts davon erwähnt. Unter andern sagt Fl. darin: That in 35 years I have spent in the service of your Majesty and your predecessors, I have expended a large sum, more than my appointments, in making instruments, and necessary assistance, and educated more than 100 brave youths that have passed into the public service. That I may not have the President of the R. S., nor any of their council set over me as visitors, nor suffered to prescribe to me what observations to make, since they know little of my business, and will but incommode me in my progress, and obstruct me, as some of them have done formerly (S. 279).

hen; der Prinz hatte sich erboten als Privatmann die Kosten der Herausgabe zu decken, die Fl. zu schwer fielen. Jetzt aber sah man sie als Staatsgut, als etwas von der Sternwarte Ausgegangen und mithin wie diese dem Staate Gehörendes an. Wenigstens ist dieß die einzige Vorstellung die das nun folgende Verfahren der Royal Society erklären kann. Im Journal der Societät finden wir das Protocoll einer Sitzung vom 21. Febr. 1711, worin es heißt: The President in the Chair Dr. Sloane was ordered to write a letter to Mr. Flamsteed, desiring him to furnish the deficient part of his catalogue of the fixed stars, now printing by order of the Queen; for the publication of which the Society had addressed His R. H. the late prince of Denmark: part of which is already printed. Wenn aber Fl.'s Beobachtungen sein Eigenthum waren, wie konnte die Königin, ohne sein Wissen und Willen, die Societät mit der Herausgabe derselben beauftragen? Die Berathungen über diese Angelegenheit dauerten in mehreren Sitzungen der Societät bis zum 14. Merz fort, unter welchem Datum wir folgende Notiz in ihrem Journale finden: The President in the Chair. Dr Arbuthnot having given him a letter to Mr. Flamsteed, to the same purpose with that designed by the Society, it was ordered to be sent to him (S. 94 Anm.). Dieser Brief war die erste officielle Mittheilung über die beabsichtigte Fortsetzung des Druckes, welche Fl. gemacht wurde. Er ist mit Feinheit abgefaßt, indem Arbuthnot die königl. Societät gar nicht erwähnt, sondern bloß bemerkt, daß er von der Königin beauftragt sey den unterbrochenen Druck wieder fortzusetzen und Fl. ersucht ihm zu diesem Behufe einen voll-

ständigen Fixsterncatalog zu schicken. Fl. war nicht bloß durch frühere Vorgänge gewarnt, sondern hatte auch schon, ehe er den Brief erhielt, erfahren, daß der Catalog, den er in Newton's Händen gelassen hatte, bereits gedruckt würde. Er wick daher dem in mehreren Briefen wiederholten Ansuchen Arbuthnots, ihm den Catalog zu schicken, aus und verlangte eine persönliche Zusammenkunft. Endlich traf er mit ihm den 29. Merz zusammen und auf seine Frage, ob der Catalog bereits gedruckt würde, antwortete Arbuthnot mit Bestimmtheit, dieß sey nicht der Fall. Dieß war aber eine offenbare Unwahrheit, denn schon einige Tage darauf erhielt Fl. durch einen Freund den Abdruck mehrerer Constellationen und zugleich erfuhr er, daß man Halley die Aufsicht über den Druck übergeben habe, und daß dieser sich rühme viele Fehler in dem Cataloge gefunden zu haben, sogar einige Bogen in einem öffentlichen Kaffeehause vorgezeigt und von der Mühe, die ihm die Correctur mache, viel gesprochen habe. Wenn Fl.'s Geduld nun ein Ende hatte, so ist dieß gewiß sehr verzeihlich und wir können Alles was er in seinem Unmuth in einem Briefe an Arbuthnot sagt*) S. 283 No. 157) nur billigen. Fl. scheint sich auch an die Königin selbst gewandt zu haben. Wenigstens finden wir unter seinen Papieren die Copie einer Petition vom 16. April 1712**), mit dem Ansuchen daß diese unechte Ausgabe seines Catalogs unterdrückt werden möge; doch alle Vorstellungen waren vergebens. In dieser Petition macht Fl. Newton einen Vorwurf, auf den er auch häufig zurückkommt, der wohl einer der arg-

*) Baily bemerkt (S. 95, Anm.) er habe diesen Brief nicht finden können, er führt ihn aber selbst in der Vorrede (S. XXXIX) an.

**) Wahrscheinlich muß es 1711 heißen.

sten ist, die man einem Manne von Ehre machen kann, nämlich Newton habe die Siegel erbrochen, welche Fl. auf den Catalog gelegt hatte, als er ihn Newton einhändigte, ja Fl. sagte dieß später Newton selbst ins Gesicht, und N. schützte einen Befehl der Königin vor, den Arbutnot ausgewirkt haben sollte (S. 294). Leider wissen wir N. auf keine Weise von dieser Beschuldigung zu rechtfertigen, als wenn wir annehmen daß auch er Fl.'s Arbeiten jetzt nicht mehr als dessen Privatgut ansah.

Man begnügte sich aber nicht damit den unvollständigen Catalog völlig abzudrucken, sondern man schritt auch, nach Beendigung desselben zum Abdrucke der 175 Bogen Beobachtungen, die Fl. in den Händen der Committee zurückgelassen hatte. Man befolgte aber hierbey eine Methode die Fl.'s Absicht gerade entgegen gesetzt war und wodurch man das ganze Werk zu Grunde richtete. Während nämlich Fl. wollte daß alle Beobachtungen, die an einem und demselben Tage gemacht worden waren, auch zusammen gedruckt werden sollten, ließ man nicht bloß die meisten Beobachtungen ganz weg, sondern vertheilte auch die übrigen an die verschiedensten Stellen; man hatte hierbey nur die Theorie des Mondes und der Planeten im Auge und nahm bloß die Beobachtungen der Fixsterne auf, die mit dem Monde und den Planeten culminierten und fast auf demselben Parallelkreise waren. So z. B. machte Fl. den 15. Sept 1690 nicht weniger als 119 Beobachtungen, von diesen sind aber nur neun aufgenommen, fünf die sich auf Jupiter und vier die sich auf den Mond beziehen, und diese sind wieder in verschiedene Stellen des Werkes zerstreut, so daß der Astronom weder den Fehler des Instrumentes oder der Uhr auffinden, noch bestim-

men kann ob der Fixsterncatalog richtig reduciert ist (S. 98). Die Positionen des Mondes, die man häufig am Rande abgedruckt findet, wurden keinesweges aus den in dem Cataloge angegebenen Orten der Fixsterne berechnet, wie es die Billigkeit gegen das Publicum und gegen Flamsteed erforderte, sondern es sind genau dieselben, die Fl. früher, wie wir berichtet haben, Newton unter der ausdrücklichen Bedingung, daß dieser sie nicht veröffentlichen sollte, gegeben hatte. Wie gewissenlos man hier verfuhr zeigt sich am deutlichsten wenn man diese Positionen mit denjenigen vergleicht, welche Fl. später in seiner Ausgabe der *historia coelestis* bekannt gemacht hat, wo es sich zeigt daß die Unterschiede oft sehr beträchtlich sind (S. 323. No. 212). Nicht weniger willkürlich verfuhr man mit dem an und für sich schon unvollständigen Fixsterncataloge (vgl. S. 95 u. 96) und so kam die erste entstellte Ausgabe von Fl.'s Werk im J. 1712, sechs Jahre nach Anfang des Druckes, zu Stande. Exemplare dieser Ausgabe sind sehr selten und müssen es seyn. Denn, wenn überhaupt, wie es zwischen Fl. und der Committee ausgemacht worden war, nur 400 gedruckt worden sind, was Fl. freylich bezweifelt (S. 225), so können nicht mehr als 46 verkauft worden seyn, da Fl. 300 Exemplare später verbrannte und 54 verschenkt wurden (S. 318 No. 206). Unsere Bibliothek besitzt eines dieser wenigen Exemplare und wir sind dadurch in den Stand gesetzt das Gesetz der Billigkeit, befolgen und nun auch die Gegenpartey hören zu können, während wir bisher nur Fl.'s Darstellung der Sache gefolgt sind, die freylich durch unzweifelz hafte Actenstücke bekräftigt wurde. Halley hat nämlich dieser Ausgabe eine ausführliche Vorrede vorangeschickt, die besonders dazu bestimmt zu

seyn scheint, die Geschichte des Druckes und Halley's Verhältniß zu demselben darzulegen. Gleich im Eingange wird das Observatorium so geschildert als habe es zu der Zeit als Fl. sein Amt antrat, die besten Instrumente enthalten. *Consurgit Observatorium Grenovicense, brevique perfectum est; fabricantur instrumenta siqua unquam certa, et operi praeponitur Johannes Flamsteedius, Vir sane huic negotio maxime idoneus et quasi natus; quique amore scientiae potius quam ulla stipendii quo ornabatur ratione adductus, alacriter munus sibi datum capessere tum videbatur.* Das Wörtchen *tum* ist malitiöser Weise unterstrichen; wie Fl.'s Gehalt beschaffen war, haben wir früher gesehen. Halley erzählt nun wie Fl. zuerst mit dem Sextanten und dann mit dem Mauerquadranten beobachtet habe und fährt alsdann fort: *Excurrebant jam fere triginta anni, ex quo primum titulo astronomi Regii gaudebat Flamsteedius, nihil tamen adhuc ex observatorio tanto apparatu sumptibusque dignum prodierat, ut sibi soli vel saltem paucissimis amicis elaborasse hactenus videretur, etiamsi satis constaret tot annos non fuisse otiosos, schedasque Grenovicenses in haud modicam crevisse molem.* Daß die Instrumente Fl. gehörten und die Kosten aus seiner Tasche gingen wird nicht gesagt, eben so wenig der wahre Grund weshalb Fl. seine Beobachtungen nicht heraus gab. Es wird alsdann die Ernennung der Committee erwähnt und hierauf folgen die Worte: *Praedicti autem delegati cum Flamsteedio, pactionibus scripto sigilloque utrinque firmatis, de observationibus ejus edendis convenerunt: ut scilicet bipartito opere volumen primum ob-*

servationes sextante praedicto ante annum 1690 notatae constituerent, quibus praemitteretur catalogus stellarum fixarum locupletissimus ab ipso de integro constructus. Posterius autem contineret ea quae subsequen-
 tibus annis ope arcus meridionalis obtinuerat. Dein praelo quae parata erant mandantur et Flamsteedius tum sphalmata typographica corrigendi, tum manuscripta tempestive subministrandi curae ex conducto incubuit. Belle tum procedebat opus jam pridem lucem visurum, nisi substitisset praelum, ob mancum et plurimis constellationibus orbum fixarum catalogum, qui multis nominibus imperfectus in manus delegatorum traditus fuit. Dehinc subsecuta est nunquam satis deplorata optimi principis mors; quo casu funestissimo delegatorum de his curandis provincia in cassum abiit, libro observationum primo nondum absoluto. Ne tamen opere perquam utili diutius careret respublica literaria, et ut carissimi conjugis sui coeptis obsecundaret Serenissima Regina, catalogum fixarum imprimi jussit Flamsteedii autem oculis in nascentia indies syderum phaenomena intentis, et in aetate jam provecta minus acutis, Edmundo Halleio, L. L. D., geometriae professori Savi-
 liano atque in astronomicis probe exercitato, quod ad reliquam editionem deerat maturandi et ad umbilicum perducendi, datum est negotium. Halleius itaque acceptis chartis Grenovicensibus, ante omnia catalogum fixarum, totius operis partem longe praecipuam, cum observationibus ipsis summa cura contulit et recensuit, nec raro scriptoris vel supputatoris vitio admissos

in fixarum locis errores correxit et emendavit et hiatus laud paucos supplevit: speciatim verb, in Zodiaci signis stellas omnes, quarum usus frequentior, accurato calculo instituto ad examen rigide revocavit. Dein asterismos sex polo proximos, quintam fere catalogi partem constituentes, sed in manuscripto desideratos, ex observationibus Flamsteedii eruere, ingentemque calculi trigonometrici molem subire necesse habuit, nonnullos etiam ex Australioribus adjecit. In dieser Stelle sind nun fast so viele Unwahrheiten als Sätze. Wie schön der Druck vorwärts ging ist schon früher erzählt worden. Halley sucht die Schuld der Verzögerung auf Fl. zu schieben, indem er vorgibt es sey zwischen diesem und der Committee ausgemacht worden, daß der Fixstern-catalog dem ersten Bande voraus geschickt werden sollte. Dieß ist aber durchaus unwahr. Wir haben schon früher erwähnt daß und weswegen nach Fl. Plan dieser Catalog zuletzt gedruckt werden sollte. Der Grund weswegen Halley die Fortsetzung der Herausgabe übertragen wurde, kann uns jetzt nur lächerlich erscheinen und zeigt hinlänglich daß man Ursache hatte den wahren Grund geheim zu halten. Fl. war im J. 1711 so wenig zur Besorgung der Herausgabe untauglich, daß er noch acht Jahre später alles Einzelne der zweenen Ausgabe der historia coelestis bis zu seinem Tode mit der größten Genauigkeit besorgte. Was nun die Fehler die Halley verbessert und die Lücken die er ausgefüllt haben will betrifft, so reduciert sich alles dieses bey genauerer Betrachtung auf weit weniger als man aus seinen Worten schließen sollte. Daß er nicht die Positionen aller Sterne des Zodiacus genau berechnet habe, geht zur Genüge daraus hervor

daß er viele Sterne aufgenommen hat die, wie wir jetzt bestimmt wissen, von Fl. falsch berechnet worden, und von welchen manche gar nicht vorhanden sind (S. 386). Was die Lücken betrifft so hat Fl. nie geläugnet daß er nur einen unvollständigen Catalog der Committee eingehändig hatte, und wir wissen auch warum er dieß that. Es fehlten die sechs Constellationen Draco, Ursa major, Ursa minor, Cepheus, Cassiopea und Hercules. Wie aber Halley diese Lücke ausfüllte kann man aus Fl.'s Urtheil sehen (S. 95 und 96). Dagegen thut Herr Baily gewiß Halley Unrecht wenn er die große Masse von trigonometrischen Rechnungen, die dieser geführt haben will, in Zweifel stellt. Er meint nämlich solche Rechnungen könnten nur bey den wenigen mit dem Sextanten beobachteten Sternen vorgekommen seyn, nicht aber bey der bey weitem größten Anzahl von Sternen, die mit dem Mauerquadranten beobachtet wurden (S. 386). Dieß wäre allerdings richtig, wenn in dem Cataloge nur die Rectascension und Declination angegeben wäre; da aber zugleich jedesmal die Länge und Breite bestimmt worden sind, so erforderte die Auffindung dieser zwey letzten Stücke allerdings einen bedeutenden Aufwand von Rechnungen. Wie man mit den mit dem Mauerquadranten angestellten Beobachtungen verfahren ist, erzählt Halley mit folgenden Worten. *Secundus autem liber multum diversus a prioris methodo in manuscripto Flamsteedii repertus est, eo scilicet ordine quo factae sunt observationes ex protocollo descriptus. Hinc alius labor excerpenti singulorum planetarum observationes, ac seorsim in suas classes disperendi, nec non ascensiones rectas et declinationes ex iisdem deducendi. Haud tamen*

omnes quas invenimus observationes visum est typis mandare, cum nempe ex transitibus stellarum, quarum declinationes longius inter se distant, tum planities perfecta instrumenti, tum ejusdem situs in plano meridiani perfectus supponitur, ut habeantur ex intervallis temporariis verae ascensionum rectarum differentiae, hypothese ut videtur paulo audentiore. Selectae sunt itaque e planetariis eae tantum in quibus haec declinationum differentia quantum fieri potnit minima fuit. Halley's eigene Worte bekräftigen also das was wir früher nach Fl. berichtet haben und zeigen wie sehr Fl. den Herausgebern an practischer Einsicht überlegen war. Am Schlusse der Vorrede will auch Halley noch die Schuld der vielen Druckfehler im ersten Bande auf Fl. wälzen. Und diese Vorrede ist es die Fl.'s Ruf auf immer verdunkeln sollte und verdunkelt hätte, wenn sich nicht jetzt bedeutende Documente gefunden hätten. Wie wenig man damals Halley's Angaben bezweifelte kann man aus der Recension dieser Ausgabe in den Leipziger Act. erudit. (1721. p. 563) sehen, wo der Referent (wahrscheinlich Hausen) nicht bloß Halley's Beschuldigungen wiederholt, sondern auch noch Fl. mit besonderen Titeln, wie cunctator perpetuus, beehrt*). Wir können nicht umhin bey dieser Ge-

*) Zu den sonderbaren Gerüchten welche früher über diese Angelegenheit in Umlauf gewesen seyn müssen, gehört auch das was sich in Moreris Diction. histor. (Ausg. v. 1740 T. 4) findet, daß nämlich die französische Academie, an welche man appelliert habe, viele Fehler in Fl.'s Catalog gefunden hätte. Wie gut indessen der Verfasser dieses Artikels von Fl.'s Lebensumständen unterrichtet war, zeigt seine Bemerkung daß Fl. ein Weiberfeind und eben deswegen unverheirathet gewesen wäre!

legenheit noch einen sehr edeln Zug von Fl. anzuführen. In den J. 1676 bis 1680, zu der Zeit als Fl. und Halley noch in gutem Vernehmen standen, machte Halley, besonders wenn Fl. abwesend war, häufig Beobachtungen auf der Greenwicher Sternwarte, die Fl. in seine Beobachtungsbücher eintrug. Wiewohl nun Fl. im J. 1706, als der erste Theil seiner Beobachtungen gedruckt wurde, den größten Haß, ja die tiefste Verachtung gegen Halley hegte, und sogar glaubte Halley habe mit Willen unrichtige Beobachtungen gemacht (S. 249 No. 107), worin er doch wohl ohne Zweifel zu weit ging, so ließ er dennoch keine derselben weg, sondern ließ sie mit denselben empfehlenden Worten abdrucken, wie er sie damals niedergeschrieben hatte. So lesen wir z. B. p. 149: *Invitatus aderat D. Halleius, qui mecum frequenter et nonnunquam cum Fabro meo eadem repetens, certissimas semper et acuratissimas pronuntiavit: testem adhibere in re tantae subtilitatis omnino duxi necessarium, nec magis idoneum quenquam putavi.* Ebenso p. 199: *Observationibus peragendis socium et adiutorem accuratam amicum harum rerum peritissimum D. Halleium.* In einem Briefe an Sharp (S. 243 No. 99) erklärt er sich hierüber mit folgenden Worten: *I have not changed a word of what I said in commendation of him in my observations from 1676 to 1680. I have a many proofs by me of his falsehood and lies, but I would not be the man that should tell the world that so good a mathematician, my countryman and acquaintance, was so ill a man: and if he force me not to it, I shall be the last man that shall publish his faults.*

Die Ernennung der Aufseher der Sternwarte und die gewaltsame Herausgabe der Beobachtungen führten aber zu einem Austritte zwischen Fl. und Newton, von welchem jeder, der an das heutige Verhältniß zwischen Gelehrten gewöhnt ist, wohl kaum eine Vorstellung hat. Fl. hat uns an mehreren Stellen (S. 96, 228, 294) den Hergang dieser scandalösen Geschichte aufbewahrt, woraus wir ungefähr folgende Erzählung zusammensetzen können. Fl. wurde aufgefordert den 26. Oct. 1711 vor dem council der königlichen Societät zu erscheinen. Er traf außer Newton noch zwey andere Mitglieder der Societät, die aber keine Astronomen waren. Newton wollte Aufklärung über die Instrumente haben, worauf Fl. der Wahrheit gemäß bemerkte daß sie alle sein Eigenthum seyen. Hierauf erwiderte Newton: keine Instrumente haben sey nichts Anderes als kein Observatorium haben, eine Bemerkung die an und für sich ganz richtig ist, nur konnte es Fl. nicht zur Last fallen wenn man ihn nicht besser unterstützt und es ihm überlassen hatte, sich die Instrumente auf eigene Kosten anzuschaffen. Wirklich drohte auch Fl. daß er, wenn er das Observatorium verlassen sollte, den Sextanten mitnehmen würde (S. 228). Nach mehreren Zwischenreden bemerkte Fl. daß man ihm die Frucht seiner Arbeiten geraubt habe. Diese Worte sagte Newton auf und fragte: wir sind also die Räuber eurer Arbeiten? worauf Fl. erwiderte er bedauere daß man dieß selbst bekenne. Hier war nun Fl. nach seiner eigenen Erzählung der angreifende Theil, und dieß mildert einigermassen das Unanständige in Newton's folgendem Betragen. Newton vergaß sich nämlich so weit daß er Fl. mit den größten Schimpfnamen überhäufte,

unter welchen, wie sich Fl. ausdrückt, puppy noch der kleinste war. Ein Wort gab nun das andere und das klügste was Fl. thun konnte war, daß er zuletzt wegging. Um sich das Widerwärtige dieses Auftritts recht lebhaft zu veranschaulichen, darf man nicht vergessen daß Newton 69 Jahre, Flamsteed aber 65 Jahre alt und so schwach war daß er nicht allein die Treppen steigen konnte. Man würde aber gewiß sehr unrecht thun wenn man unsere heutigen Begriffe über Anstand ohne weiteres als Maßstab für die damaligen socialen Verhältnisse gebrauchen wollte. Dieß ergibt sich wohl-einfach daraus daß Fl. sogleich nach diesem Auftritte mit Halley Kaffee trinkt und ihm ganz ruhig die Niederträchtigkeit seines Betragens vorwirft, sogar das Wort blockish gebraucht (S. 295), wodurch Halley keinesweges abgehalten wird ihn später zu besuchen (S. 98).

Fl. sollte aber noch am Abende seines Lebens Genußthuung erhalten. Durch den Tod der Königin Anna (Aug. 1714) und des Earl of Halifax (May 1715), der immer Newton's mächtigste Stütze gewesen war, scheint der Einfluß, den Newton am Hofe hatte, sehr gemindert worden zu seyn. Sogleich nach der Thronbesteigung Georg I. sagte sich Fl. von der Verpflichtung los, der kön. Societät seine jährlichen Beobachtungen einzusenden, und durch den neuen Lord Kämmerer, den er genau kannte, erhielt er einen Wink, daß er es nun mit geringer Mühe dahin bringen könnte, daß ihm alle vorhandenen Exemplare der Ausgabe von 1712 ausgeliefert würden. Eigentlich hätte er diese schon schon längst erhalten sollen; denn nach dem Willen des Prinzen v. Dänemark und nach dem Vertrag den die Committee mit Fl. abschloß, sollte er Eigenthümer der ganzen Auflage werden. Auf eine eingereichte Petition wurden

ihm wirklich 300 Exemplare ausgeliefert, die er sogleich, nachdem er den ersten Theil, der die Beobachtungen mit dem Sextanten enthält, davon abgefondert hatte, den Flammen übergab. Nun schritt er mit Eifer zu einer vollständigen Ausgabe seiner Beobachtungen auf seine eigene Kosten. Er sollte jedoch nicht das Ende dieses Unternehmens erleben, er starb am Ende des J. 1719, ehe noch der zweyte Band vollendet war, und erst im J. 1725 erschien das ganze Werk durch die Anstrengungen der Wittwe Fl.'s. Fl. hatte die Absicht in der Vorrede die Ursachen, durch welche die Herausgabe seiner Werke verzögert wurde, ausführlich darzulegen. Die Herausgeber ließen aber diese Rechtfertigung weg, wahrscheinlich um nicht mit so hoch gestellten Männern, wie Newton und Halley in Streit zu gerathen, und sie ist jetzt zum ersten Male erschienen und bildet die siebente Abtheilung in der oben erwähnten Lebensbeschreibung Fl.'s.

Wir waren gezwungen so lange bey Fl.'s Lebensumständen zu verweilen daß wir nur wenig über den zweyten Theil des Werkes sagen können, der eine neu bearbeitete Ausgabe des Halsted'schen Fixsterncatalogs von Baily enthält. In einer ausführlichen Einleitung erläutert Baily sowohl das Verfahren welches Fl. bey der Construction des Catalogs angewandt hat, als auch die Methode, die er selbst bey der neuen Bearbeitung befolgt hat. Es zeigt sich daß Fl.'s Verfahren sehr bedeutend und in vielen Stücken von demjenigen abweicht, welches man gegenwärtig bey ähnlichen Arbeiten zu Hülfe ruft und Baily zeigt wie sich aus der Erkenntniß dieser Thatsache mehr als eine Quelle zur Entdeckung von Fehlern ergibt. Baily selbst hatte nun lei-

nesweges vorläufig die Absicht Fl.'s Catalog auf ähnliche Weise zu bearbeiten wie es Bessel mit dem Bradley'schen Verzeichnisse gethan hat, eine riesenmäßige Arbeit, deren Ausführung allerdings zu wünschen ist. Er begnügte sich vielmehr damit alle die Sterne in den Catalog aufzunehmen, welche aus Fl.'s Beobachtungen abgeleitet werden können und sich in dem älteren Cataloge nicht vorfinden, ihre Zahl beträgt beynah 500; ferner wendete er ein einfaches Mittel an, das ihn in den Stand setzte eine Menge numerischer Fehler zu entdecken und zu verbessern. Er reducierte nämlich den ganzen Bradley'schen Catalog, mittelst einer Formel, die Bessel in den Fundam. Astron. gegeben hat, auf die Epoche von 1690. Hierdurch wurde er in den Stand gesetzt durch Vergleichung mit dem Flamsteedschen Catalog die wesentlichsten Fehler in letzterem aufzufinden und das noch vorhandene Buch, in welchem die Rechnungen Fl.'s aufbewahrt sind, setzte ihn in den meisten Fällen in den Stand die Quelle dieser Fehler aufzufinden. Bey Sternen, die nicht in Bradley's Catalog vorkommen, zog Baily Piazzi's und anderer Sternverzeichnisse zu Rathe. Wie viel sich bereits hierdurch ergeben hat, geht daraus hervor daß Baily's Bemerkungen über 17 eng gedruckte Bogen füllen. Schließlich bemerken wir noch daß die ganze höchst splendid gedruckte und auf Kosten der Regierung erschienene Ausgabe dieses Werkes bloß zu Geschenken bestimmt ist.

Stern.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

101. Stück.

Den 27. Junius 1836.

G ö t t i n g e n .

Auch in diesem Jahre erfolgte am 4. Junius, dem Geburtstage des Stifters des Instituts, König Georg III., dem Herkommen nach die Preisvertheilung an die Studierenden. Die Rede des Prof. der Beredsamkeit, Hr. Hofrath Dfr. Müller warnte dem Mißbrauche die Studien nur auf die Gegenstände des künftigen Examen zu beschränken, und dafür diejenigen zu vernachlässigen, welche für die allgemeine und höhere Geistesbildung erforderlich sind. Die Preisfragen sind in dem vorigen Jahrgange S. 1025 bereits bekannt gemacht.

Der theologischen Facultät war zwar nur Eine Preisschrift überreicht, die jedoch des Preises unter der Bedingung würdig erkannt ward, daß sie vor dem Druck noch einer Revision von dem Verfasser unterworfen werde. Ihr Verfasser ist Herr Adolph Stieren aus Braunschweig. Um den Predigerpreis hatten sich zehn beworben. Er

ward unter dreyen so vertheilt daß die Hälfte mit 11 Ducaten dem Herrn Joh. Friedr. Lud. Winkler aus Braunschweig zuerkannt, die andere Hälfte aber, jedem mit 7 Ducaten, dem Herrn Friedr. Wilh. Böker aus Gillersheim, und Herrn Carl Friedr. Julius Mehrkorn aus Riddagshausen zugesprochen ward. Die Predigten bleiben jedoch ungedruckt.

Der juristischen Facultät war nur Eine Preisschrift übergeben. Sie ward jedoch, nur unter der Bedingung daß sie rücksichtlich der Sprache noch einer Revision unterworfen werde, des Preises würdig erkannt. Ihr Verfasser ist Herr Heinrich Albert Dypermann aus Göttingen, Candidat der Advocatur.

Der medicinischen Facultät waren drey Preisschriften übergeben worden. Den Preis erhielt Herr Georg Carl Heinr. Hennecke aus Goslar. Das Accessit Herr Heinr. Koch Bayern.

Der philosophischen Facultät war auch eine Schrift übergeben worden, die jedoch des Preises nicht würdig befunden ward.

Die Aufgaben für den 4. Junius 1837, wie sie in dem erschienenen Programm abgefaßt sind, sind folgende:

Ordo Theologorum

postulat,

ut de anno jubilaeo Hebraeorum, habita simul anni, quem vocant, sabbatici idonea ratione, disquiratur, ita quidem, ut post brevem ipsius vocis explicationem, quaestionemque de pentateuchi origine cum legis de hoc anno celebrando latae Mosaica auctoritate summam tan-

tum conciliatam, primum singula ejus instituta per se spectata exponantur, haud neglecta disquisitione secundaria, quo tempore primum et quibus postea intervallis idem celebrari debuerit: deinde ut legis istius ratio cum ex iis ipsis institutis, tum aliunde eruatur ac dijudicetur; porro in disceptationem vocetur, utrum annum istum unquam celebratum fuisse probabile sit necne; denique quam vim in rem civilem, domesticam atque ethicam festum illum annum exseruisse opinari liceat.

Certaturis de praemio homiletico proponitur locus Ev. Ioannis 14, 27 — 31.

Ordo Jureconsultorum

hanc quaestionem proponit:

Explicentur origo, natura et usus probationis, quam in judiciis civilibus Germanicis legitimationem ad causam vocare solent.

Ordinis Medicorum

va quaestio haec est:

Cum celebres quidam scriptores nuperime multos morbos, qui universales dicuntur, ex morborum singulorum locorum affectionibus, praecipue ex inflammatoria conditione, cerebri, medullae spinalis, meningum, cordis, lienis, tunicae mucosae stomachi et intestinorum, deduxerint, postulatur, ut eae opiniones, si non omnes, certe pleraeque, recenseantur et in iudicium vocentur.

Ordo Philosophorum

in Xenophontis Hellenica eo instituto inquiri jubet, ut et quantum faciant ad

historiam labentis Graeciae illustrandam, et quid in iis desideres, aequa lance ponderetur, luculentisque exemplis demonstretur.

B e r l i n

in dem bekannten Verlage und Formate ist schon 1835 auf XII u. 535 S. die achte Auflage der juristischen Encyclopädie des Unterz. erschienen. Da das Buch, von welchem an gezählt wird, ob es gleich sehr wenig Aehnlichkeit mit diesem hier hat, schon vier und vierzig, und die Ausgabe, welche bey der gegenwärtigen zum Grunde liegt, freylich so daß des Veränderten wohl Mehr ist, als des Beybehaltenen, schon fünf und zwanzig Jahre, alt ist, so läßt sich vor so etwas Altem wenig sagen, was die nicht schon wußten, die an dem Buche und seiner Anzeige Theil nehmen. Zu der gewöhnlichen Ankündigung neuer Auflagen schon auf dem Titel, seyen vermehrt und verbessert, kommt dieß Mal auch Die, die Auflage sey abgekürzt, und hie auch Die kommen können, sie sey wohl gewiß letzte oder die Ausgabe der letzten Hand. Zur Erklärung dient denn bey der Vermehrung, daß auf die neuesten Erscheinungen Rücksicht genommen ist, z. B. auf die Angabe eines unserer ausgezeichnetsten Lehrers und Schriftstellers, bey mündlichen Vortrage werde, ganz anders als bey Dem, was geschrieben oder gedruckt wird, die Wissenschaft gleichsam personificiert, im Lehrer erst erzeugt, wobey der Unterz. allerdings große Einschränkungen für nöthig hält, namentlich Die, daß bey mündlichen Vortrage nicht das Heft die Hauptsache sey. Ferner gehören dahin die zum Theil nur so genannten Staats-

papiere, die Beschlüsse des Bundestages über die Universitäten, wodurch selbst Münchhausen's sonst so gepriesene Tochter von ihren Schwestern und deren Vätern in die Schule genommen wird. Unter den Verbesserungen ist wohl nicht die wichtigste, daß die Quellen des heutigen Rechts, die zuerst bey der Geschichte standen, und nachher eine eigene, zweyte Nummer ausmachten, nun bey dem heutigen Rechte, so gut wie die Begriffe und Sätze selbst, aufgezählt werden. Bey dieser Veränderung der Zahlen, in welche immer dasselbe und in derselben Ordnung getheilt wird, kann man leicht an personae, res und actiones denken, wo obligationes bald besonders aufgezählt, bald mit res bald mit actiones verbunden werden, oder auch an *in re* und *in novum* von tres partes an, woraus die Zeitlang drey Theile von soluto bis zu tres partes, und zuletzt die jetzt fast allein bekannte Theilung in *in re* vetus, *infortiatum* und *in re* novum geworden ist. Beides ist hier nach der Einigung des Unterz. besser vorgetragen, als vorher, Fenes ausführlicher S. 62 ff., Dieses weniger S. 168 u. 208. Weggelassen ist die Geschichte des Französischen Privatrechts, die bey der vierten Ausgabe 1811 hinzugekommen war, und zuletzt zwey und zwanzig Seiten betrug. Der Unterz. hält sie zwar noch jetzt für nützlich, sie mußte aber, wie manches Andere, geopfert werden, weil in einer bestimmten Zahl von Stunden nicht Alles sich vortragen läßt. Daß diese Ausgabe aber auch die letzte ist, die der Unterz. besorgen wird (und Wer wird nach ihm nicht lieber selbst Kinder zeugen, als sich des Waisen annehmen?) ergibt sich schon daraus, daß diese Auflage erst zwölf Jahre nach der nächst vorhergehenden siebenten erschienen ist, nicht ganz, aber

doch größten Theils, weil der Verleger immer noch mit Abdrücken von Dieser aufwarten konnte.

Es sey dem Unterz. erlaubt, was vollends bey Anzeigen eigener Schriften so natürlich ist, auch noch von einer, und zwar sehr freundlichen, Beurtheilung des Buchs durch einen seiner ehemahligen Zuhörer, jetzt einen sehr berühmten Rechtslehrer, Etwas zu sagen, und den Anstoß zu heben, welchen Dieser an einigen Stellen genommen hat und also wohl auch Andere nehmen können. Freylich sind die Stellen nur genannt und es ist nicht gesagt, Was daran geändert werden sollte. Daß S. 114 die Cassianer Altgläubige heißen, ist nicht einmal in dieser Ausgabe neu (der Stern ist ein Fehler), steht aber auch schon längst in der Rechtsgeschichte. S. 122 ist ja wohl jetzt allgemein angenommen, daß in Hermogenian's Sammlung auch Constitutionen aus den Zeiten, deren *leges nova* der Theodosische Codex enthält, stehen. S. 1 findet sich der Ausdruck *breviarium*, wie n Herr Prof. Hänel entdeckt hat, auch in ein Handschrift; aber aus Dieser ist das jetzt gangbare Kunstwort gewiß nicht entstanden, sondern aus neuern Schriften, zuerst, daß man weiß, der Vorrede von Tilius, gerade so wie jetzt manche Criminalisten auch in deutschen Büchern von der *Bambergensis* sprechen. S. 214. *subscriptio* heißt bey den Alten gewiß nicht das Datum (der Ort und dies et consul) sondern die auf eine Bittschrift gesetzte Resolution. S. 233 weiß der Unterz. nicht, Was daran getadelt wird, daß der Theodosische Codex nur in den elf letzten Büchern echt, in den fünf ersten aber größten Theils nur im Auszuge auf uns gekommen sey.

Die S. 507 aus Lichtenberg angeführte Stelle hat schon viele Verwahrungen veranlaßt, denn Wer wollte sich gern wegen einer, wohl gar auf Schulen angenommenen, Gewohnheit aus der Zahl Derer, die er Genies nennen möchte; ausschließen lassen? Derselbe Schriftsteller sagt aber auch, die Wahrheit stehe nie fester, als wenn sie, dem Kräftigen pro gegenüber, von einem eben so kräftigen contra gestützt werde. Wird nun jungen Leuten gesagt, um kein Kind mehr zu seyn, müsse man Etwas thun, was wohl nie ein Kind gethan hat, so ist es gar so übel nicht, wenn sie dagegen so bald möglich auch hören, ein sehr geschiedter Mann habe gesagt, wer ein Genie heißen wolle, thue es nie oder lege es, wenn er es sich angewöhnt habe, doch bald wieder ab.

Hugo.

D r e s d e n.

Unter dem Titel: Bibliotheca Boettigeriana ist uns von daher ein Verzeichniß des ersten Theils der Bibliothek des verstorbenen Hofrath Böttiger zugeschickt worden, enthaltend die drey ersten, die Literatur und Literaturgeschichte, ungleichen die Philologie, und endlich die Archäologie und Antiquitäten umfassenden Sectionen, deren öffentliche Versteigerung zu Dresden um die Mitte des Monats Julius anfangen wird. Nicht bloß der berühmte Name des verewigten Besitzers, sondern auch seine literarisch so ausgebreiteten Verhältnisse, worin wohl nur wenige sich mit ihm messen konnten, leisten die Bürgschaft, daß hier für Bücherfreunde eine reiche Ernte zu halten sey. Wir glauben besonders

darauf aufmerksam machen zu müssen, daß es nicht bloß große und kostspielige Werke sind, welche hier feil geboten werden, sondern auch viele kleinere Schriften, die auch als Monographien ihren Werth haben, welche dem berühmten Besitzer zugeschickt wurden, und wenig oder vielleicht gar nicht in den Buchhandel kamen. Wie oft werden solche Schriften schmerzlich von denen vermisst, welche über dieselben Gegenstände schreiben, und daß vor ihnen Gelehrte gern vollständig kennen möchten! Die ganze Sammlung enthält laut dem Vorbericht gegen 13000 Werke, deren Verzeichniß in zwey Hälften zerfällt. Von der vorliegenden ersten Hälfte enthält die erste Section Literatur und Literaturgeschichte 914 Nummern, zu denen noch sechs Handschriften, unter ihnen auch ein Heft über die Griechische Literatur von Henne, dem Freunde des Verewigten, kommen. Die zweyte Section: Philologie, 233 Nummern, wovon die letzten zwanzig mit handschriftlichen Bemerkungen des Besitzers. Die dritte Section: Archäologie und Antiquitäten mit 180 Nummern. Der folgende zweyte Theil des Catalogs wird die vier Sectionen: historische Wissenschaften, schöne Künste, Facultätswissenschaften und Belletristik umfassen. Auch diesen erhalten wir so eben zugeschickt. Wie reich derselbe ausgestattet ist, läßt sich schon aus dem Inhalte erwarten. Der letzte Abschnitt: Belletristik der Neuern nebst Sprachkunde enthält nicht weniger als 2335 Werke, nach den Sprachen geordnet.

Hn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

102. 103. Stück.

Den 30. Junius 1836.

H a l l e.

Bei C. A. Schwetschke u. Sohn: Archiv
des Criminalrechts. Neue Folge. Her-
gegeben von den Professoren J. F. H. Abegg
in Breslau, J. M. F. Birnbaum in Frey-
burg, A. W. Heffter in Berlin, C. J. A.
Nittermaier in Heidelberg, C. G. v. Wäch-
ter in Leipzig. Jahrgang 1835. Stück 1—4.
1835. 612 Seiten in Octav.

Auch der vorliegende Jahrgang schließt sich
durch eine bedeutende Anzahl interessanter und
lehrreicher Beyträge würdig den Reihen seiner
Vorgänger an. Er umfaßt 24 Artikel, von de-
nen einem jeden Stücke 6 mit fortlaufenden Ord-
nungszahlen zugetheilt sind. Der Inhalt der
einzelnen Beyträge wird sich aus folgender, nach
den Haupttheilen dieser Wissenschaft in Verbin-
dung mit der dazu gehörigen neuesten Literatur
aufzustellenden, Uebersicht ergeben.

I. Allgemeiner Theil. 1. Birnbaum,
einige Bemerkungen über Wächter's neuesten

Beytrag zur Lehre von den Quellen der Carolina. (No. 5. Wir beziehen uns hier auf unsere Bemerkungen über No. 4 des vorhergehenden Bandes, in diesen gel. Anz. 1835. St. 138. 139. S. 1370. Es ehrt den Character des Vf. daß er den ihm entgegen stehenden Untersuchungen über Salwechter's oder vielmehr Pernicer's geistloses Machwerk volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Wer übrigens einen auch nur einigermaßen anschaulichen Begriff von den dunkeln oder nur schwach erleuchteten Stellen dieser Wissenschaft hat, dürfte sich eine Frage erlauben, die nur gar zu häufig bey ähnlichen Erscheinungen sich aufdringt: *A quoi tant de bruit pour une omelette?*). 2. Abegg, Bemerkungen über den strafrechtlichen Theil von Justinus Gobler's Rechtspiegel und gerichtlichen Proceß. Ein Beytrag zur criminalistischen Literaturgeschichte. (No. 1. Berichtigungen und Zusätze zu den beiden früheren Abhandlungen v. Spangenberg und Wächter über Gobler's Uebersetzung der Carolina im N. Archiv B. VII. No. 16. und B. XII. No. 2). 3. u. 4. Mittermaier, über die neuesten Fortschritte der Strafgesetzgebung, mit vergleichender Prüfung des Strafgesetzbuchs für den Canton Basel, Stadttheil, des Gesetzbuchs für den Canton Zürich, der Entwürfe für das Königreich Würtemberg, für den Canton Luzern und für das Königreich Norwegen. (No. 16 u. 21. Noch unvollendet. Zuerst eine kurze Characteristik jedes dieser verschiedenen Gesetzbücher und Gesetzbuchs-Entwürfe, dann eine Prüfung ihrer einzelnen Bestimmungen, nach gewissen Hauptgesichtspuncten geordnet, von denen folgende 4 in den beiden vorliegenden Artikeln erledigt werden. a) Anordnung der einzelnen Verbrechen. b) Das Strassystem. c) Die Stel-

lung des Richters zum Gesetze. d) Das Strafverhältniß. Im Allgemeinen wird S. 419 bemerkt, da jeder Legislatur auf den Erfahrungen der Vorgänger fortbauen wolle, so sey es begreiflich, daß bey der Bearbeitung neuer Entwürfe die bereits vorhandenen Projecte und Gesetze anderer Länder zu Rathe gezogen und benutzt werden, und so sey es oft nicht schwierig, bey dem Studium neuer Entwürfe die Entstehung der einzelnen Artikel bis zu einem bestimmten Gesetzbuche oder Entwurfe, aus welchem alle nachfolgenden schöpften, zurückzuführen — eine Bemerkung die nur dann nichts demüthigendes für unser Zeitalter enthalten würde, wenn jeder Gesetzgeber sich bewußt wäre, die Erfahrungen der Vorgänger vollständig aufgefaßt, richtig beurtheilt und mit völliger Unbefangenheit den Fortschritten des Zeitalters angemessen zu haben. Wichtig in dieser Hinsicht ist die S. 420 mitgetheilte Bemerkung über den 'Sieg der Ansicht, daß unsere Strafeinrichtungen mehr auf die moralische Natur des Menschen berechnet werden müssen, daß nicht mehr bloß rohe physische Gewalt herrsche, die in dem Menschen nur die gemeine sinnliche Natur berücksichtigt, und darauf wirken will'). 5. u. 6. H. A. Zacharia, Mittheilungen aus den Verhandlungen der Hannoverschen Ständeversammlung über die neue Strafgesetzgebung für das Königreich Hannover. (No. 11 u. 17. Da, nach S. 277, diese Verhandlungen wenigstens außerhalb (dem Königreiche) Hannover nicht Vielen zu Gebote stehen dürften, so werden diese Auszüge einer unter Aufsicht der höchsten Staatsbehörde erscheinenden Zeitung als eines der ersten Ergebnisse gesetzlicher Oeffentlichkeit einem großen Theile des Publicums sehr willkommen

men seyn. Die beiden vorliegenden Aufsätze umfassen die Berathungen über den ganzen Inhalt des ersten oder allgemeinen Theils. Auszüge der Verhandlungen über den besondern Theil sollen später nachfolgen, ob auch der bis jetzt noch unberathene, dritte, oder processualische Theil hier einen Platz finden werde, dürfte, wie es scheint, von dem Umstande abhängen, daß die Verhandlungen darüber nicht zu weitläufig ausfallen. Unter den Abweichungen wodurch der revidierte Entwurf sich von dem ursprünglichen unterscheidet, wird u. a. (XI. S. 288) bemerkt, daß er das Schwert an die Stelle des Fallbeils gesetzt und als qualifizierte (geschärfte) Todesstrafe das Schleifen zur Richtstätte auf einer Kuhhaut bestimmt hat. Bey Gelegenheit der letzten wird gefragt: 'Warum nicht lieber auf einer Esels- oder Fuchshaut, da die Kuh doch immer für ein sehr ehrbares Thier gegolten hat?' Da das vorliegende Gesetz noch nicht von dem Staatsoberhaupte verkündigt, mithin noch nicht in Gültigkeit getreten ist, so müssen Fragen und Wünsche dieser Art jedem Vaterlandsfreunde erlaubt seyn, zumal wenn sie dazu beytragen können, etwanige Bersehen oder Mißverständnisse noch vor dem Abschlusse des Gesetzes einer nochmaligen Prüfung zu unterwerfen. Folgende Bemerkungen über die erstgedachte Abweichung dürften, nach dieser Voraussetzung, sich zu höherer Prüfung empfehlen.

1. Daß das Fallbeil ein Product der Gräuelszenen der Französischen Revolution sey (S. 289) ist eine mit der Geschichte unvereinbare Behauptung. Der Unterz. beruft sich deshalb auf seine im 4. 5. und 6. Bande des N. Archivs f. d. G. R. eingerückte Abh. über die Wahl der Todesstrafen und seine gleichzeitige: kritische Geschichte der Guillotine, wo der Beweis geführt wird, daß

dieses Werkzeug schon im Mittelalter in Deutschland und mehreren anderen Reichen von Europa, namentlich auch in England, Schottland und Irland gäng und gebe gewesen sey. Was noch in neuerer Zeit Englische Schriftsteller darüber urtheilen, mögen folgende Beispiele ausweisen: 1) 'I really believe it is the easiest death possible' (Worte eines Engländers zu Paris in Gentleman's Magazine Vol. 68. P. 2. 1798). 2) 'The adoption of the Guillotine for the punishment of crimes . . . will advance our penal code nearer equity than we might at first be tempted to imagine.' (Aus der Idea of a new law for the civilised world. Lond. 1816.

2. Daß auch das Schwert Gräuelszenen hervorbringe, beweist u. a. ein aus Lingard's History of England geschöpfter Aufsatz: Maria Stuart und ihre letzten Stunden in J. G. Poppe's Lesefrüchten 1828. S. 390, wo es u. heißt: 'Das Schluchzen und Wehklagen der Zuschauer brachte den Henker aus der Fassung. Er zitterte, verfehlte seinen Augpunct und schlug eine tiefe Wunde in den untern Theil des Schädels. Die Königin blieb bewegungslos, erst auf den dritten Streich ward ihr Haupt vom Kumpfe getrennt. Als es der Henker in die Höhe hob, waren die Muskeln des Gesichts so krampfhaft verzogen, daß man die Züge nicht mehr erkennen konnte.'

3. Die Fälle unglücklicher Hinrichtungen mit dem Schwerte beliefen sich (nach S. 289) auf höchstens nur den 6ten Theil aller Executionen. Nach andern Berechnungen kann man das doppelte, mithin $\frac{2}{3}$ annehmen. Auf jeden Fall wäre Ein einziger schon zu

4. Daß sich in Frankreich (nach S. 289) zur Zeit der ersten Revolution wegen der Leichtfertigkeit der Hinrichtung die Verbrechen vermehrt hätten, ist — Fabel, deren Moral sich für unser Jahrhundert nicht passen dürfte.)

7. Kitta, Beyträge zur Beurtheilung der neuesten legislativen Erscheinungen, insbesondere über einige Artikel des Entwurfs zu einem Strafgesetzbuche für das Königreich Bayern vom J. 1831. (No. 23. Größtentheils über einige Artikel denen Unklarheit und Mangel an Präcision zur Last gelegt wird. Deyffentlichen Blättern zufolge wird dieser Entwurf nächstens in einer gänzlich umgearbeiteten Ausgabe erscheinen, die nicht nur hinsichtlich auf Redaction sondern auch auf die Grundzüge des Inhalts mit den Forderungen und Fortschritten des Zeitalters sich im schönsten Einklange befinden soll). S. Ders., Beytrag zur näheren Erörterung über die Frage: ob es zweckmäßig sey, den Begriff des bösen Vorsazes in den Strafgesetzbüchern festzustellen? (No. 9. Mit einem großen Aufwande von Scharffsinn wird gezeigt, daß es weder der Strafgesetzgebung, noch der Criminalrechtswissenschaft gelungen sey, auch nicht gelingen könne, den Begriff des bösen Vorsazes mit Präcision festzustellen, daß bey dieser Feststellung im glücklichsten Falle nur mit andern Worten dasselbe gesagt werde, was der Ausdruck 'böser Vorsatz' ohnehin schon andeutet, in minder glücklichen Fällen aber bald solche Merkmale, die den Begriff zu eng machen, bald wieder solche, die ihn zu sehr erweitern, aufgenommen werden. Es wird daher als Klugheitsmaßregel empfohlen, die Definition oder die Beschreibung des bösen Vorsazes in dem Strafcodex um so mehr mit Stillschweigen zu übergeben, da jeder aus Erfahrung wisse, was böser Vorsatz sey und

daher mit Beruhigung diese Beurtheilung dem Richter überlassen werden könne. Die von Feuerbach und andern Criminalisten gemachten Versuche eine genügende Begriffsbestimmung über den bösen Vorsatz zu geben, werden S. 229 ff. einer strengen Prüfung unterzogen. Ganz mit diesen Untersuchungen einverstanden wird schon in einem der folgenden Aufsätze von Mittermaier bemerkt (St. 3. S. 427), es sey Zeit, endlich zuzugestehen, daß die Aufstellung einer Definition des Dolus im Gesetzbuche nichts taue). S. Birnbaum, Bemerkungen über die römische Unterscheidung der delicta publica und privata mit Beziehung auf die Abhandlung von v. Hagen über diesen Gegenstand. (No. 13. Eine Recension die sich wohl nur durch einen Mißgriff unter die Abhandlungen verloren hat. Eine eigentliche im 8. u. 9. Bande dieser Zeitschrift über ein halbes Alphabet ausfüllende Abhandlung des Verf. über delicta publica et privata haben wir in diesen Blättern (1827. St. 133 und 1828. St. 134. 135) angezeigt. Edmund von Hagen hatte im 1. Theile einer 1832 von der k. k. Juristen-Facultät gekrönten Preisschrift die Ansichten des Verf. zu widerlegen gesucht, die der letztere dagegen in der vorliegenden Beurtheilung dieser Preisschrift in Schutz nimmt. Der Verf. gibt zwar zu, daß die Gegensätze welche hier zur Sprache kommen, heut zu Tage nicht mehr sehr practisch sind, doch setzt er hinzu, jedenfalls sey ihre Kenntniß unentbehrlich zum richtigen Verständniß sehr vieler heut zu Tage noch sehr practischen Stellen der römischen Rechtsbücher (S. 331). Er sieht sich auch noch jetzt nicht veranlaßt, von seinen früheren Ansichten im wesentlichen abzuweichen (S. 324). Doch werden dieselben hin und wieder (z. B. S. 328)

etwas modificiert, und bey einer S. 325 bemerkten Veranlassung gibt er jetzt gern zu 'daß er zu weit gegangen sey.' Hoffentlich werden die Acten über diesen Gegenstand ihrem Abschlusse nahe seyn. 9. Heffter, über das Bahrrecht, Bemerkungen nach Pitcairn. (No. 18. Beytrag zur Geschichte der untergeordneten Beweisacten im Mittelalter, aus Robert Pitcairn 1833 erschienenen Criminal Trials in Scotland from a. D. 1488 to a. D. 1624. Ein Excerpt, welches wohl eine weitere Bearbeitung, an einem dazu geeigneten Orte, verdient hätte). 10. Abegg, Bemerkungen über das rechtliche Erforderniß verhältnißmäßig gleicher Behandlung verschiedener Uebertreter desselben Strafgesetzes. (No. 7. Ueber einige, wenn gleich seltene Fälle, wo der Grundsatz einer relativ gleichen Behandlung vor dem Gerichte durch eine ungleiche Behandlung des im gegebenen Falle Gleichen verletzt wird, besonders wenn über die verschiedenen Theilnehmer eines und eben desselben Verbrechens von verschiedenen Gerichten, in derselben oder in einer höheren Instanz gesprochen wird). 11. Ebd. Beyträge zur Lehre von der systematischen Anordnung des besondern Theils des deutschen Strafrechts, im Verhältnisse zu den Quellen des positiven Rechts. (No. 15. Die verschiedenen Meinungen hierüber werden geprüft und zu vereinigen gesucht. Der Vf. läßt der Anordnung nach dem Vorgange der Quellen alle Gerechtigkeit widerfahren, doch glaubt er, daß auch die Fortschritte der Zeit unlängbare Ansprüche haben und bemerkt überhaupt, was sich eigentlich wohl von selbst versteht, daß die Freyheit das Gegebene organisch zu fassen, der Wissenschaft nicht beschränkt werden dürfe, S. 406).

II. Einzelne Verbrechen und Verge-

hen. 1. Wächter, Begriff und Thatbestand des Verbrechens des Aufruhrs nach gemeinem Rechte. (No. 19. Abdruck einer Ausführung, die der Verf. der Bearbeitung eines hierher gehörigen Rechtsfalles vorausschickte; ein Nachtrag zu seiner Ausführung über das Verbrechen der Gewaltthätigkeit im XI. und XIII. B. des N. U. Aufruhr erklärt der Verf. nach diesem Rechte als ein crimen vis, welches eine zu diesem Zwecke öffentlich zusammengeworfene Menge gegen die Obrigkeit als Solche begeht. Als das beste Mittel die Consummation (Vollendung) des Aufruhrs vom Conate (Versuche) scharf abzugrenzen empfiehlt er in einer angehängten Bemerkung, das Verlesen einer kurzen Aufrubracte so einzuführen, daß so bald ein obrigkeitlicher Diener diese Acte verlesen hätte, und nun die Menge nicht auseinander ginge, oder so bald ihn die Menge absichtlich am Verlesen der Acte hinderte, der Aufruhr für vollendet angenommen würde. Was in dieser Hinsicht in England geschieht, ist bekannt. Ueber Vorbeugungsmittel wird nichts gesagt. 2. Mittermaier, über die Bestrafung der Fleischneserbrechen mit einer prüfenden Darstellung des Kön. Sächsischen Gesetzes vom 8. Febr. 1834 über diesen Gegenstand. (No 10. Man vergleiche unsere Anzeige einer hierher gehörigen Schrift von Wächter in St. 52 dieser Blätter vom laufenden Jahre. Es ist interessant, zwey der achtungswerthesten Criminalisten in ihren Ansichten fast durchweg übereinstimmend zu finden. Was S. 266 ff. über oder vielmehr gegen Untersuchung dieser Verbrechen von Amtswegen gesagt wird, kann nicht angelegentlich genug zur Beherzigung empfohlen werden.) 3. Wächter, über Verheimlichung der Schwangerschaft und der Niederkunft als Erforderniß des Thatbestandes des Kin-

dermordes. (No. 3. Berichtigung einiger neuern Criminalisten, welche dieser Verheimlichung ein zu großes Gewicht beylegen, gewissermaßen eine Zugabe zu demjenigen, was von Ganz in einem eigenen Werke und von Spangenberg und Mittermaier im 2. 3. und 10. B. des neuen Archivs mit eben so viel Scharfsinn als Gründlichkeit über den Kindermord und dessen Thatbestand gesagt worden ist.) 4. Cucumus, Bemerkungen über das Verbrechen des Betrugs außer Vertrags-Verhältnissen. Beytrag zur Beurtheilung des Entwurfs des Strafgesetzbuchs, München 1831. (No. 22. Eine Zugabe zu demjenigen, was der Verf. bereits in mehreren früher erschienenen schätzbaren Abhandlungen über dieses Verbrechen gesagt hat.)

III. Criminalproceß. 1. v. Dypen, Beyträge zur Kritik der Geschwornen-Gerichte mit Beziehung auf die Procedur gegen die Mörder von Fualdes. (No. 8. Der Verf. gibt zu, daß bey allen Proceßarten Justizmorde Statt finden können; diejenige scheint ihm die beste zu seyn, welche am besten verwaltet wird. Die Entdeckung eines von den Richtercollegien verschuldeten Justizmordes hält er für sehr schwer, ja in vielen Fällen kaum für möglich, die Begründung eines solchen 'Vorwärts' gegen Geschwornengerichte aber, wenn er in der Sache selbst Stützpunkte findet, für leicht, S. 218.) 2. E b e n d. über die Folgen der contumacia im Strafverfahren. (No. 14. Mängel einiger hierher gehörigen Proceßvorschriften. Vergleichung der Bestimmungen des Preussischen und Neufranzösischen Rechts nebst einer Bezeichnung der Hauptgesichtspunkte, welche bey einer neuen Gesetzgebung über diesen Gegenstand zu beachten seyn dürften. Gewissermaßen ein Anhang zu H o h b a c h's treffli-

cher Abhandlung über Ungehorsamsstrafen im N. Archiv B. XII. No. 15 u. 17. Der Verf. bemerkt S. 365 wenn einmal die Gewißheit eines vorsätzlichen Ungehorsams vorliege, in so weit solche durch Erschöpfung aller Zwangsmittel zu erlangen sey, dann rechtfertige sich auch nicht die Zuordnung eines Vertheidigers für den 'Contumax' (§. 581 der Preussischen Criminalordnung), denn die Vertheidigung sey ein Recht auf welches der Ungehorsame verzichte. Dieser Behauptung erlauben wir uns auf das bestimmteste zu widersprechen. Der Ungehorsame ist ein Verblendeter, Starrsinniger, der entweder aus Leidenschaft oder aus Vorurtheil, oder aus Geistessträgheit handelt, oder vielmehr unthätig ist da, wo er für seine Vertheidigung handeln sollte. Der Staat betrachtet ihn als ein krankes oder verirrtes Mitglied, das früher oder später zur Besinnung gelangen kann, und auf jeden Fall durch eine Maßregel der Menschlichkeit vor größerem Schaden oder gänzlichem Verderben geschützt werden soll. Daß der Ungehorsame auf das Recht der Vertheidigung ganz unbedingt und ohne alle Einschränkung verzichte, dürfte schwer zu beweisen seyn, aber selbst den schlimmsten Fall anzunehmen, wer möchte behaupten, daß er auf die Großmuth und Gnade der höchsten Staatsregierung verzichte?) 3. B. Sagemann, wann und wie findet im Strafproceße Confrontation Statt? (No. 2. Der Verf. bemerkt gleich im Eingänge, die Theorie dieser Lehre gebe zwar allgemeine, sehr dankenswerthe Andeutungen, doch müsse eigene Erfahrung und eigenes Nachdenken das beste hinzuthun. Er hat das Seinige in der vorliegenden Abhandlung hierzu redlich geleistet, und keinen ausübenden Rechtsgelehrten wird

eß gereuen, sich mit dem Inhalte derselben bekannt gemacht zu haben.) 4. Abend. Sind die Zeugen im Strafproceße vor oder nach der Vernehmung zu beeidigen? (No. 20. Auch diese, dem Scheine nach unfruchtbare, Materie hat durch philosophische Behandlung und streng logische Anordnung des gegebenen Stoffes an Interesse nicht wenig gewonnen. Doch findet sich S. 531 u. 532 ein leidenschaftlicher Ausfall gegen die Französische Beeidigungsform, der von Unduldsamkeit nicht frey zu sprechen ist. Indem nämlich bemerkt wird, daß Französische Gesetzbuch schreibe vor, daß alle Zeugen zuerst durch den Instructionsrichter und dann zum zweyten Male in der öffentlichen Sitzung durch den Präsidenten des Gerichtshofes beeidigt werden sollen, bemerkt der Vf. eine solche Einrichtung 'sanktioniere die Verhöhnung des heiligsten Glaubens durch Gesetz, erkläre die Anrufung Gottes offen als eine Formalität, welche bloß erfunden seyn soll, um den Richtern die Mühe des Nachdenkens zu ersparen, ob sie den Aussagen des Zeugen trauen können; sie legitimiere den Meineid!'. Beschuldigungen dieser Art tragen zu sichtbar den Stempel der Gehässigkeit, als daß sie einer Widerlegung bedürften, doch würde es der Kritik zum Vorwurf gereichen, sie ganz mit Stillschweigen zu übergehen. Consequenzmacherey ist dem deutschen Nationalcharacter schon dem Namen nach fremd. Es gelang der Theologie, sie aus einem mehr als tausendjährigen Besißstande zu vertreiben, möge sie nie in den Lehrsälen der Rechtsgelehrten und in den Gerichtshöfen einen Zufluchtsort finden!).

IV. Neueste Literatur (No. 6. 12. u. 24. Beurtheilungen von Schriften über einzelne Theile

des Criminalrechts, unter denen wir folgende auszeichnen. Chauveau Adolphe et Faustia Hellie Théorie du code pénal. (Anfang eines größern Werks von dessen Vollendung der Rec. der Französischen Jurisprudenz eine neue Zierde verspricht.) J. J. Haus obs. sur le projet de revision du code pénal présenté suivies d'un nouveau projet. (Ebenfalls der erste Band eines für die Wissenschaft und Gesetzgebung wichtigen Werkes, von einem Deutschen der mit den Fortschritten der vaterländischen und der Französischen Rechtsgelehrsamkeit gleich vertraut ist). Friedreich's systematisches Handbuch der gerichtlichen Psychologie wird als ein ausgezeichnetes Werk empfohlen, das einen großen Lücke in unserer Literatur ausfüllt). Ueber Gefängnisse werden 12 verschiedene Schriften beurtheilt, unter denen wir Obermaier's Anleit. zur vollkommenen Besserung der Verbrecher in den Strafanstalten (Kaiserlautern 1835) auszeichnen, ohne jedoch seine Ansicht über gänzliche Abschaffung der Todesstrafe theilen zu können. Auch Crawford's Report on the penitentiaries in the united states, ein Gegenstück zu dem Berichte der Französischen Reisenden Beaumont und Loqueville erhält gebührende Anerkennung. Eben dieses ist der Fall mit der Abhandlung eines Holländischen Rechtsgelehrten, Königswärter: de juris crim. placito: nullum delictum, nulla poena sine praevia lege poenali. Reichen Stoff zum Nachdenken enthält Abegg's Anzeige der Verhandlungen des Assisenhofes in Mainz über die der Giftmörderin Marg. Jäger und ihrer Gehülfin Syb. Kath. Neuter zur Last gelegten Verbrechen. Eben dieses Schriftstellers Abb. über die verschie-

denen Strafrechtstheorien wird mit Achtung gewürdigt. Den am Schlusse angehängten Wunsch 'daß man über den wahren Character und die Nuancen der (neuerlich sogenannten) Gerechtigkeitstheorie sich besser verständigte' dürfte jeder unbefangene Freund der Wissenschaft theilen.

Unser, bey der Anzeige früherer Bände ausgesprochener Wunsch einer größern Sprachreichtigkeit scheint nicht bey allen Mitarbeitern gleichen Anklang gefunden zu haben.

Böhmer.

P r a g.

Verlag der J. G. Calve'schen Buchhandlung: *Anleitung zur Schafzucht und Wollkunde* für angehende Schafzüchter und Wirthschaftsbeamte. Verfaßt von Dr. Eöhner, Mitgliede der K. K. patriotischen öconomischen Gesellschaft zu Prag und mehrerer in- und ausländischen Landwirthschafts-Gesellschaften; Geschäftsleiter des Schafzüchter-Vereins für Böhmen u. s. w. Herausgegeben von der K. K. patriotisch-öconomischen Gesellschaft des Königreichs Böhmen. Mit einer lithographierten Tafel. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 1835. 183 S. in 8.

Die dieses Werk herausgebende Gesellschaft hat sich über den Zweck und Werth desselben in einem Vorworte auf folgende Weise ausgesprochen: 'Das vorliegende Werk — — — — — welches die Gesellschaft als Prüfungsbuch aus der höheren Schafzucht bestimmt hat, kann mit Recht nicht nur angehenden, sondern auch schon weiter gebildeten Schafzüchtern anempfohlen werden, indem der Herr Verfasser als Landwirth

und Schafzüchter rühmlich bekannt ist, und dieses Werk sich durch logische Ordnung der Materien und Lehrsätze, durch Klarheit des Ausdrucks, durch eine fester bestimmte Terminologie, so wie durch Kürze und Gediegenheit vor den bisher erschienenen Schriften dieser Art vortheilhaft auszeichnet.' Ref. sieht sich nach der Autorität dieses Urtheils seines eigenen überhoben, und beschränkt sich daher nur auf eine Inhaltsanzeige des Werks. Im I. Abschnitt handelt der Verfasser von der Natur des Schafes überhaupt, namentlich von seinem Nutzen, seiner Verbreitung, seiner Organisation als Wiederkäuer und vom Zahnwechsel. Der II. Abschnitt hat die Ernährung der Schafe zum Gegenstande, und zwar im ersten Kapitel die Sommerfütterung auf natürlichen und künstlichen Weiden, so wie auf dem Stalle, und im zweyten Kapitel die Winterfütterung. Der III. Abschnitt beschäftigt sich mit der Fortpflanzung der Heerden, wo der Verfasser in drey Kapiteln von der Paarungs- und Lammungszeit, von der Paarung, von der Trächtigkeit und Ablammung der Schafe und von der Pflege und Behandlung der Lämmer spricht. Der IV. Abschnitt ist der Gesundheitspflege der Schafe überhaupt gewidmet. Im V. Abchnitte ist von den Krankheiten der Schafe und von der Vorbeugung und Heilung derselben insbesondere die Rede. Der Verfasser theilt die Krankheiten in ansteckende und nicht ansteckende; zu jenen rechnet er die Pocken, Räude, Klauenseuche (gutartige und bössartige) und die Mundfäule, zu diesen die Drehkrankheit, Schafbremsenkrankheit, Traber- und Gnuubberkrankheit, Bleichsucht, Trommelsucht, den Blutsturz, das Rückenblut und den Milzbrand.

Warum der Verfasser, da er doch selbst gesteht, daß der Milzbrand öfters in hohem Grade ansteckend wird, denselben unter den nicht ansteckenden Krankheiten aufgeführt hat, dafür ist kein Grund angegeben. Zugleich werden einige Krankheiten der lammenden Mütter, und die Lämmer erwähnt. Bey allen den genannten Krankheiten ist das für den Schafzüchter Beachtenswerthe angeführt, und wenn auch in einzelnen Fällen sich Manches gegen die Behandlung der Krankheiten einwenden läßt, so kommt dieses bey einem solchen Werke weniger in Betracht, da jeder Schafzüchter bey hartnäckigen Krankheiten sich wohl nicht auf sich selbst verlassen, sondern die Hülfe eines guten Thierarztes zuziehen dürfte. Im VI. Abschnitt handelt der Verfasser von den Schafrassen und von der Züchtung der Schafe im Allgemeinen. VII. Abschnitt. Von der Merinowolle. In zwey Kapiteln werden die Eigenschaften der Wolle und die Beschaffenheit des Bliesses vorgetragen. Der VIII. Abschnitt lehrt das Sortieren der Wolle und die Wollsorten. Im IX. Abschnitt werden die Grundsätze zur Züchtung der Heerden entwickelt. 1. Kapitel. Von Numerieren und Classificieren der Schafe. 2. Kapitel. Grundsätze der Züchtung in Beziehung auf die Wahl der Widder. 3. Kapitel. Einige Beobachtungen über die Vererbung der Eigenschaften der Schafe auf ihre Nachkommen. Im X. Abschnitt wird die Wasche, Schur und Verpackung der Wolle abgehandelt.

Göttingische gelehrte Anzeigen

volume: 1836,2

by unknown author

Göttingen; 1836

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@www.sub.uni-goettingen.de

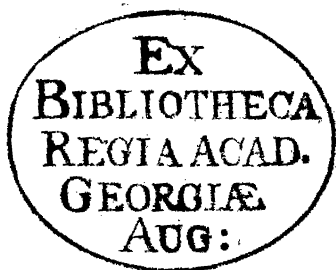
Göttingische
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der zweynte Band
auf das Jahr 1836.



Göttingen,
gedruckt bey Friedrich Ernst Guth.



EX

BIBLIOTHECA

REGIA ACAD.

GEORGIÆ

AUG:

S t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

104. Stück.

Den 2. Julius 1836.

K i e l.

Ex officina C. F. Mohr: De Lycurgi oratoris vita et rebus gestis dissertatio. Scripsit ad summos in philosophia honores rite impetrandos D. A. F. Nissen. 1833. 100 S. in 8.

Nachdem die eine Rede, welche uns von dem Redner Lykurg, einem der wackersten Männer des Attischen Alterthums, übrig ist, in neueren Zeiten fast unverhältnißmäßig oft bearbeitet worden ist, wendet sich das philologische Interesse mit Vorliebe den übrigen Bruchstücken und Nachrichten zu, die von Lykurg und über ihn sich jetzt noch auffinden lassen. Als Versuch einer Lebensbeschreibung des Lykurg ist, nach einer kürzern Abhandlung von Herrn Director Blume in einem Program des Potsdamer Gymnasiums, welches wir in diesen Blättern (1834. St. 148) schon von einem andern Rec. angezeigt finden, zuerst diese umfassendere Schrift erschienen, deren Verfasser auch unser gelehrter Mitbürger, aber erst nach

der Zeit geworden ist, da er schon diese Schrift abgefaßt hatte. Und man wird ihm schwerlich das Zeugniß versagen können, daß seine Schrift mit gründlicher Kenntniß und besonnener Ueberlegung verfaßt sey, wenn sie auch weniger unabhängige Wege der Forschung einschlägt, als die der Vorgänger, welche einzelne Punkte aus dem Leben Eukurgs bearbeitet haben, mit einer nicht immer gleich fruchtbringenden Kritik begleitet.

Die Schrift zerfällt, nach einem Prooemium, welches von den Quellen zur Biographie des Eukurg handelt, in sechs Abschnitte (deren Abtheilung indeß nur in dem am Schlusse hinzugefügten Argumentum bemerkt ist). 1. Eukurgs Abkunft und chronologische Bestimmungen seines Lebens. 2. Eukurg's Character. 3. Seine politischen Unternehmungen und Finanzverwaltung. 4. Eukurg als Redner. 5. Seine Volksbeschlüsse und Gesetze. 6. Seine letzten Schicksale.

Ueber das Geschlecht der Butaden, aus welchem Eukurg entsprossen war, wollen wir hier kurz seyn. Seit der Rec. in seiner Schrift *de sacris et aede Minervae Poliadis*, auf welche der Verf. besonders Rücksicht nimmt, die genauere Untersuchung über den Stammbaum dieses Geschlechts angeregt hat, hat Böckh im *Corp. Inscr. Graec. T. I. p. 441* meist zum Theil aus neuen Hilfsmitteln, ihm für die spätern Zeiten, wo die Butaden mit den Euklomidern in Verbindung treten, bedeutende Erweiterungen verschafft. Auch Hr Dr Bosler hat in seiner nützlichen und schätzbaren Schrift *de gentibus et familiis Atticae sacerdotalibus* (Darmst. 1833), deren Fortsetzung und Vollendung wir sehr wünschen, den Butadischen Stammbaum mit selbständiger Forschung auf eine befriedigende Weise angeordnet. Den Zweifel des

Verf., ob die Priesterin der Pallas Polias ohne Mann leben mußte, löst die Stelle Plutarch Numa 9, aus welcher bestimmt hervorgeht, daß sie weder Jungfrau, noch verheirathet, sondern eine Wittwe seyn mußte; und eben so erledigt sich die Schwierigkeit, die Hr Dr Nissen darin findet, daß Lykurgs Großvater auf Befehl der Dreyßig männer umgebracht und doch in den öffentlichen Begräbnissen des Kerameikos bestattet sey, dadurch, daß bekanntlich die Beisetzung der Aschen=Urne in bestimmte Monumente oft weit später erfolgte, als die Verbrennung des Leichnams und Sammlung der Ueberreste, also auch diesem ältern Lykurg die Ehre einer öffentlichen Bestattung recht wohl nach der Befreyung Athens durch die von Phyle erwiesen worden seyn kann.

Wir gehen gleich zu einer Hauptfrage über, welche nicht bloß für Lykurg's Lebensgeschichte, sondern für die gesammte Kenntniß Athens in Philipps und Alexanders Zeit von Wichtigkeit ist: in welche Zeit nämlich eigentlich Lykurgs Finanzverwaltung trifft. Der Verf. erörtert erst sorgfältig, was indeß kaum noch der Erörterung bedurfte, daß die drey Pentaeteriden, welche Lykurg nach sichern Quellen den Finanzen Athens vorstand, mit den zwölf Jahren, welche Diodor dafür angibt, völlig einerley sind, indem die Pentaeteride, nach Griechischem Sprachgebrauch, überhaupt einen vierjährigen Zeitraum, und zwar, wie Böckh gezeigt, für die Athenische Verwaltung die vier Jahre von einem großen Panathenaischen Feste bis zum andern, bezeichnete. (Vgl. Schömann in der Hallischen A. L. Z. 1826. Th. III. S. 556). Eben so gewiß ist es, daß Lykurg von diesen zwölf Jahren nur vier das Amt eines *ταμίης ἐπὶ διοικήσεως* in e. gnem Namen verwaltete, die übrige Zeit aber das Volk

veranlaßte, Freunde von ihm zu Schatzmeistern der Verwaltung zu wählen, welche ihm die eigentliche Obergewalt über die Geschäfte überließen. Wiewohl das nicht so geschehen seyn kann, daß das Volk ihm anheim gestellt hätte, wen er von seinen Freunden wollte vorzuschieben, wie der Verf. S. 11 annimmt; vielmehr forderte die Verfassung durchaus, daß ein bestimmter *ταμίης* ernannt würde. Was nun aber die Zeit anlangt, in welche diese zwölf Jahre fallen, so stimmt der Verf. ganz für die Bestimmung von Böckh, nach der sie entweder von Olymp. 109, 3 bis 112, 3, oder von 110, 3 bis 113, 3 zu rechnen sind. Er bemerkt ganz richtig, daß bis gegen Olymp. 109, 3 Athens Finanzen, nach Demosthenes Klagen, zu sehr in Unordnung erscheinen, als daß man darin schon die wohlthätigen Wirkungen der trefflichen Verwaltung des Lykurg erkennen könnte. Auch vertrage sich die Gesandtschaft nach dem Peloponnes, welche Lykurg in Verbindung mit Demosthenes und Anders Olymp. 109, 2 übernahm, nicht mit seinem Amte als Schatzmeister der Verwaltung, welches der Natur der Sache und bestimmten Zeugnissen nach seine beständige Anwesenheit zu Athen verlangte.

Von den beiden Annahmen aber, zwischen denen Böckh der fernern Untersuchung noch die Wahl läßt, glaubt der Verf. sich für die, nach welcher Lykurgs Verwaltung von 109, 3 bis 112, 3 dauerte, entscheiden, und die andere mit Bestimmtheit verwerfen zu müssen. Seine Gründe sind, daß Lykurg vor Ablauf der spätern Epoche (Olymp. 113, 3) schon gestorben seyn müsse, indem von ihm keine Rede erwähnt werde, welche nach bestimmten chronologischen Daten später als Olymp. 112, 3 falle, und insbesondere

Eukurg in der Geschichte des Harpalos, in welcher fast alle damaligen Redner Athens, und nicht zu ihrer Ehre, mit Ausnahme des Hyperides, verflochten waren, gar nicht genannt, sondern vielmehr im Leben des Hyperides bey Plutarch bestimmt als damals bereits unter den Todten erwähnt werde (p. 848 f. ed. Francof. p. 270 ed. Hutten.) Der erste Punct kann indeß, bey der geringen Anzahl der chronologisch bestimmten Reden des Eukurg, keine bedeutende Probabilität dafür ergeben, daß Eukurg bald nach der letzten, deren Zeit wir kennen, gestorben sey. Und aus dem zweyten Datum läßt sich immer nur folgern, daß Eukurg vor der Anklage der Harpalischen Redner (Olymp. 113, 4 am Ende des Jahrs) gestorben sey; und man braucht deswegen das Argument gar nicht aufzugeben, welches Böckh aus dem dritten Pseudo-Demosthenischen Brief gezogen hat, dessen Verfasser davon ausgeht, daß Demosthenes in seinem Exil, in das er wegen des Harpalischen Processes am Anfang von Ol. 114, 1 (d. h. um die Mitte von 324 v. Chr.) ging, sich durch ein Schreiben an den Staat Athen der Söhne des Eukurgos angenommen habe, die die Athener nach dem Tode ihres Vaters, von dessen Segnern aufgewiegelt, ins Gefängniß geworfen hatten. Vgl. auch die X Oratt. Vitae bey Plutarch p. 254 Hutten. Vielmehr scheint diese Einkerkung der Söhne des Eukurg gleichzeitig mit dem Harpalischen Prozesse geschehen zu seyn, so daß Demosthenes, der während dieses schlimmen Handels, für sein eigenes Haupt zu sorgen hatte, nicht eher als im Exil Zeit fand, sich für die Nachgelassenen seines Freundes und Genossen in der Verwaltung Athens zu verwenden. Auf keinen Fall liegt in jenen Angaben ein Gegenbeweis gegen die Annahme,

daß Lykurgos das Amt ἐπὶ διοικήσεως bis 113, 3 verwaltet, und zum Beweise seiner strengen Rechtlichkeit, theils in einer öffentlichen Verhandlung im Metroon und Buleuterion, theils durch eine zu Jedermanns Prüfung aufgestellte auf Stein verzeichnete Uebersicht seiner Verwaltung (ἀναγραφὴ πάντων ὧν διώκησεν), dem Volke eine freywillige und außerordentliche Rechenschaft abgelegt habe (von welcher ἀναγραφὴ wir aller Wahrscheinlichkeit nach ein, von Böckh glücklich erkanntes Stück übrig haben, Corp. Inscr. n. 157).

Wenn nun ferner der Verf. für seine Meinung anführt, daß von Olymp. 109, 3 die Macht der Athener einen deutlichen Aufschwung nehme, quum jam non luderent in bello contra Philippum gerendo, sed acerrimum studium ponere coepissent, so weiß der Rec. dieß damit nicht zu vereinigen, daß von Olymp. 108, 2 am Ende bis in die Mitte von 110, 1 völliger Friede zwischen Philipp und den Athenern herrschte, und eine energische Thätigkeit für den Krieg in Athen erst am Ende von 110, 2 begann, da Philippus Elateia besetzte. Noch weniger aber spricht das letzte Argument: quod Philochorus (fragm. 76. Siebelis) navalis et armamentarii aedificationem, quam Lycurgus perpetravit, dilatam esse narravit anno 339 a. C. n. s. Ol. 110, 2, für des Verf. Meinung, sondern vielmehr entschieden dagegen. Um dieß zu zeigen, wird es nöthig seyn, die S. 46 ff. ausführlicher entwickelte Ansicht des Verf. über diese Bauten des Lykurgos im Zusammenhange zu prüfen. Hier nimmt nämlich Hr Dr Nissen an, daß die νεώσοικοι oder Docke im Peiræus (eigentlich große Gebäude, in denen die sämtlichen Schiffe gegen Wind und Wetter bedeckt und

geschützt standen), nach dem die dreyßig Tyrannen sie auf den Abbruch verkauft hatten, von Eubulos dem Anaphlystier neu gebaut und von Eukurg hergestellt, und so vergrößert worden seyen, daß 400 Trieren darin Platz hatten; von dem damit verbundenen See-Arsenal (*σχενοθήκη* oder *ὄπλοθήκη*) aber Pylon den Grund gelegt, Eubulos es alsdann erweitert, und Eukurgos es nach *Ol.* 110, 2 vollendet und mit den nöthigen Vorräthen ausgerüstet habe. Hierbei bedürfen mehrere Punkte der Berichtigung. Sicher ist, nach der Hauptstelle des Aeschines gegen Ktesiphon §. 25, daß in dem letzten Decennium vor der Schlacht von Chäronea die Vorsteher des Theorikon, oder der öffentlichen Geldvertheilungen für die Feste, wegen des Vertrauens, welches das Volk dem Eubulos von Anaphlystos schenkte, fast die ganze Verwaltung in die Hände bekommen hatten, und namentlich auch die Aufsicht über die Werft führten und das See-Arsenal bauten (*σχενοθήκην ᾠκοδόμουν*). Aeschines benutzt diesen Umstand an jener Stelle, um die Verantwortlichkeit zu steigern, die auf Demosthenes als einem der Vorsteher des Theorikon in der Zeit, da Ktesiphon ihn zu kränzen vorschlug (*Ol.* 110, 3), geruht habe, und es erhellt aus diesem Zusammenhange aufs klarste, daß *Ol.* 110, 3. die Vorsteher des Theorikon, und nicht Eukurgos, den Bau des Arsenal's beaufsichtigten. Daß Eubulos aber in derselben Amtsführung auch die Dock's des Peiräeus angelegt habe, wird nach der Zusammenstellung des Deinarch gegen Demosth. §. 96 wenigstens sehr wahrscheinlich, wo der Redner in Bezug auf Demosthenes fragt: 'welche Trieren sind wohl auf seine Veranlassung gebaut worden, wie unter Eubulos, oder welche Schiffshäuser sind unter seiner Verwaltung ent-

standen?' Daß aber Eubulos das eine oder das andere Werk vollendet habe, wird nirgends angegeben, und verträgt sich auch gar nicht mit dem bestimmten Zeugniß des erhaltenen Volksbeschlusses zu Ehren des Eukurg, dessen betreffende Stelle so zu schreiben und zu interpungieren ist: *ἡμίεργα παραλαβὼν τοὺς τε νεωσοίκους καὶ τὴν σκευοθήκην καὶ τὸ θέατρον τὸ Διονυσιακὸν ἐξεργάσατο καὶ ἐπετέλεσε, καὶ τὸ τε στάδιον τὸ Παναθηναϊκὸν καὶ τὸ γυμνάσιον τὸ Λύκειον κατεσκεύασε*, wie der Rec., in Bezug auf die Aeußerungen des Verf. S. 50. 52, von neuem zu erinnern vrranlaßt wird. Der Rec. versetzt dabey das καὶ, das vor τὸ Λύκειον steht, vor τὸ τε στάδιον, gewiß die leichteste Aenderung, da τὸ κατὰ Λύκειον, wie von andern neuerdings vorgeschlagen worden ist, sich mit dem gewöhnlichen Sprachgebrauche nicht wohl vertragen möchte. Was aber den Philon anlangt, den der Verf. als ersten Gründer der σκευοθήκη nennt, so wissen wir vielmehr durch Cicero, daß Philon nach Vollendung dieses Werks dem Volke ausführliche Rechenenschaft darüber ablegte, und in Vitruv's Zeit existierte noch eine Schrift des Philon über diesen Bau; auch heißt dieß viel bewunderte Bauwerk bey den Alten öfter das Arsenal des Philon. Wir kennen aber diesen Philon, aus eben dieser Vorrede des Vitruv zum siebenten Buch, auch als den Vollender des Eleusinischen Weihetempels in der Zeit des Phalereer Demetrius (nach Ol. 115, 4), wonach sein Zeitalter nicht vor Alexander zu setzen ist, und durch ein erwünschtes Zusammentreffen aller Umstände außer Zweifel gesetzt wird, daß Philon eben der Architect gewesen ist, dem Eukurg als Schatzmeister der Verwaltung jenen wichtigen Bau aufgetragen hat.

Der Ref. erwartete, daß Hr Dr Nissen bey dieser Frage auch den Holländischen Gelehrten, J. Bafe, erwähnen würde, der in einer ausführlichen Recension in der Bibliotheca critica nova Vol. V. p. 456 sqq. die Ergebnisse von Böckh's Untersuchungen über Lykurgos Verwaltung bestritten, und die Meinung zu begründen gesucht hat, daß Lykurg als Schatzmeister der Verwaltung oder, was einerley damit sey, Aufseher des Theorikon's zwölf Jahre, aber nicht hinter einander, sondern unterbrochen, den Finanzen Athens vorgestanden habe, und die Abrechnung im Corp. Inscr. n. 157 nur zum Theil von ihm, zum Theil aber von Andern herrühre. Wir übergehen dabey die Bemerkungen, welche die oben erwähnte Rechenschaft des Lykurg vor seinem Tode betreffen, in der Bafe nur darum Vieles unbegreiflich findet, weil er sie für eine regelmäßige ἐκδύνη nimmt, was sie nicht seyn konnte und sollte (vgl. Meier Attischer Proceß S. 223), und eben so die folgenden Einwendungen in Bezug auf das δεματικόν (die Einnahme von den Häuten der Opferthiere), die bey einer sorgfältigen Erwägung der Probabilität ganz anders ausgefallen wären, und wollen hier nur nach dem Grunde fragen, um dessentwillen Bafe den Schatzmeister der Verwaltung mit dem Aufseher des Theorikon identificiert. Dieser Grund liegt fast allein in der Stelle des Aeschines, aus der indessen nur dieß erhellt, daß von Eubulos an bis Olymp. 110, 2 eine über ihre eigentlichen Gränzen weit ausgedehnte Gewalt der Theorikon-Vorsteher bestanden habe. Als Aeschines die Rede hielt (Olymp. 112, 3), war diese weitere Ausdehnung auf jeden Fall schon lange vorüber, und Aeschines muß sie den Athenern erst in Erinnerung bringen, um daraus ein Argu-

ment gegen Demosthenes entnehen zu können. Es erhellt daher aus der Stelle des Aeschines gerade das Gegentheil von dem was Hr Prof. Bafe daraus erweisen wollte, nämlich die Unmöglichkeit, daß noch um Olymp. 112 der Schatzmeister der Verwaltung und die Vorsteher des Theorikon (deren Mehrzahl nach Aeschines und Pollux VIII, 99 nicht zu läugnen ist) dieselben Behörden gewesen seyn könnten. Wenn aber Plutarch von Demades in Beziehung auf Olymp. 112, 2 sagt, daß er damals die Einkünfte des Staats unter sich gehabt habe, so läßt sich das doch auf keine Weise mit Eukurgs zwölfjähriger Verwaltung vereinigen, außer so, daß man es als hyperbolische Bezeichnung des Theoriken-Amtes nimmt, welches auch damals noch den Ueberschuß aus der Verwaltungscasse erhalten haben muß, da kein neuer Schatz daraus gegründet wurde. Auch stimmt dieß ganz gut mit der dort erzählten Geschichte, wo Demades die Athener von einer Unternehmung gegen Alexander dadurch abbringt, daß er ihnen bemerklich macht, wie in diesem Fall das Geld, das sie an den bevorstehenden Choen vertrinken sollten, auf die Ausrüstung der Flotte verwandt werden müsse. Denn daß Eukurgs Verwaltung ein ununterbrochenes Ganzes bildete, und also Ol. 112, 2 im Gange gewesen seyn muß — von welchem Datum man auch ausgehe — läßt sich doch nach den Worten der Vitae X Oratt. 'Er war Schatzmeister drey Pentaeteriden hindurch, zuerst in eigener Person, dann unter fremden Namen, und war mit der Verwaltung beschäftigt ohne Unterlaß, des Sommers und Winters' kaum bezweifeln.

Wir verbinden hiermit die Anzeige einer vorzüglichen Schrift, die noch zu einigen weitern Bemerk-

kungen über diesen wichtigen Punct der Athenischen Geschichte Veranlassung geben kann:

H a l l e.

In der Waisenhaus-Buchhandlung: *Lycurgi deperditarum orationum fragmenta collegit, disposuit, illustravit Frider. Gustav. Kiesslingius, Ph. D. Aa. Ll. M. superiorum ordinum in gymnasio Cizensi praecceptor* (gegenwärtig als Professor an das neu organisierte Gymnasium zu Meiningen berufen). Praecedit vita Lycurgi, quae Plutarcho tribuitur. XVI und 128 S. in 8.

Der eigentliche Gegenstand dieser Arbeit ist eine ausführliche Erläuterung der Bruchstücke, die uns aus Lykurgos Reden, mit Ausnahme der gegen Leocrates gehaltenen, allein noch übrig sind, und eine Entwicklung, so weit sie nach diesen Bruchstücken und anderweitigen Nachrichten möglich ist, von den Gegenständen und der Anlage der einzelnen Reden. Dabey werden nicht bloß mehrere Puncte aus Lykurg's Lebensgeschichte und den gleichzeitigen Zuständen Athens, sondern auch aus den Attischen Alterthümern überhaupt, und — da Lykurgos Reden zum großen Theile die Rechte der Priester und Priestergeschlechter und das ganze jus sacrum der Athener betrafen — besonders aus dem gottesdienstlichen Leben des Attischen Volks, mit Liebe und Eifer abgehandelt. Wir machen in dieser Beziehung aufmerksam auf die Bemerkungen über die Hyacinthiden S. 42, die Sage von Ubaris S. 50, die Pynopsia S. 56, mehrere Puncte des Athenadienstes S. 96 ff., die Procharakterien (im Frühjahre bey der *avodos* der Kora) S. 107 und Andern.

Da Nachrichten über die einzelnen Reden zu erörtern, an dieser Stelle unsere Absicht nicht seyn kann, wollen wir das Thema festhalten, das wir bey der Schrift des Hn Dr Nissen aufgenommen haben, und den Abschnitt welcher: IX. Ἀπολογισμὸς ὧν πεπολίτευται. X. Περὶ διοικήσεως überschrieben ist, S. 69 — 90, mit besonderer Rücksicht auf die Zeit der Lykurgischen Verwaltung prüfen. Die erstere unter diesen beiden Reden wird von Hn Kießling für einerley gehalten mit einer Rede ὑπὲρ τῶν εὐδυνῶν, welche Suidas erwähnt und die durch Deinarkos Rede: Κατὰ Λυκούργου εὐδύναι, veranlaßt worden zu seyn scheint; jedoch scheint der Ausdruck: ἀπολογισμὸς ὧν πεπολίτευται mehr auf eine allgemeine Rechenschaft über die Maximen der ganzen Verwaltung, wie sie Lykurg freywillig vor seinem Ende gab, als auf eine für eine einzelne Amtsführung abgelegte εὐδύνη zu gehen. Auch beruht die Rede ὑπὲρ τῶν εὐδυνῶν nur auf einer von Hn Pinzger vorgeschlagenen Interpunction bey Suidas, wo ἀπολογία πρὸς τὸν αὐτὸν und ὑπὲρ τῶν εὐδυνῶν durch ein Kolon getrennt werden soll, schwerlich richtig, da ὑπὲρ τῶν εὐδυνῶν sich recht gut mit ἀπολογία verbindet (eine Bertheidigungsrede wegen der Euthyne), aber für sich nicht eine Rede bey der Rechenschaftsleistung (ἐν εὐδύναις) heißen kann. Nachdem der Verf. hierauf die Fragmente dieser Rede angeführt, die außer dem oben berührten *δερματικὸν* meist das Bau- und Schiffswesen der Athener, namentlich die *νεώρια καὶ νεώσοικοι*, betreffen, sucht er die Veranlassung der andern Rede *περὶ διοικήσεως* nachzuweisen, die nach ihm nicht in den Vorwürfen des Menefachmos, die dieser feindselige Staatsmann und Finanzier dem Lykurg noch kurz vor seinem Tode

machte, gelegen haben kann, weil Lykurg, der kein Talent zu improvisieren hatte, damals schwerlich eine ordentliche Rede gehalten haben könne. Dieß Argument würde, wenn es schlagend wäre, allerdings auch die obige Annahme über den ἀπολογισμὸς des Lykurg treffen: aber was dem Lykurg an leichtem Fluß unvorbereiteter Rede abging, ersetzte, bey diesem Gegenstande, reichlich seine Geschäftskunde, die kein Athener in dem Grade besessen haben kann. Dabey geht der Vf. auf die Frage über die drey Pentaeteriden der Lykurgischen Verwaltung ein, und indem er, mit Böckh, gegen Hn Pinzger, annimmt, daß Lykurg erst nach Ablauf dieser ganzen Zeit gestorben sey, bestreitet er doch die Ansetzung derselben von Ol. 109, 3 oder 110, 3 bis 112, 3 oder 113, 3. Wir übergehen dabey solche Bemerkungen, welche in dieser Anzeige bereits aus andern Schriften angeführt und erledigt sind, und heben nur einiges dem Verfasser Eigenthümliche hervor. Die Zeit des Baues des See-Arsenals will Hr Dr Kießling nicht als ein Argument für die Zeitbestimmung seines Amtes ἐπὶ διοικήσεως gelten lassen, weil es vielmehr wahrscheinlich sey, daß jene Bauten dem Lykurg, unter dem Namen eines ἐπιστάτης δημοσίων ἔργων, aufgetragen worden seyen, als er die erste Pentaeteride hindurch Athens Finanzen zur Zufriedenheit des Volks verwaltet hatte. Allein der erhaltene Volksbeschluß und der Verf. der X Oratt. Vitae sprechen von keinem besondern Amte, wodurch Lykurg den öffentlichen Bauten vorgesetzt wurde, und aus Hyperides Stelle bey Apfines in den Aldinischen Rhetoren I. p. 708 (welche Stelle der Verf. S. 71 auch erwähnt): οὗτος ἐβίω μὲν σωφρόνως, ταχδεὶς δὲ ἐπὶ τῇ διοικήσει τῶν χρημάτων εὖρε πόρους, ὀκοδόμησε δὲ τὸ δέα-

τρον, τὸ ᾠδεῖον, νεώρια, τριήρεις, ἐποιήσατο λιμένας, erhellt daß alle diese Unternehmungen zu Lykurgs Amt ἐπὶ διοικήσεως gehörten, und es geht daraus wenigstens mit großer Wahrscheinlichkeit hervor, daß die διοίξεις mit der Aufsicht über diese Bauten zugleich in seine Hände kam, also nicht vor Ol. 110, 2. Das Argument, welches der Vf. aus Plutarchs schon oben berührter Angabe über Demades: ὅτε τὰς προσόδους εἶχεν ὑφ' ἑαυτῷ τῆς πόλεως entnimmt, zerstört er selbst durch den weitem Gang seiner Argumentation. Wenn nämlich jene Stelle den Demades wirklich als ταμίαν ἐπὶ διοικήσεως bezeichnen soll, so müßte er dieß von Ol. 111, 3 an gewesen seyn, denn jene Stelle bezieht sich auf 112, 2, und eine Pentaeteris scheint wenigstens damals die regelmäßige Zeit dieses Amtes gewesen zu seyn. Nun war es aber nicht Demades, sondern Menesächmos, der auf Lykurgos unmittelbar folgte, wie der Verfasser selbst, nach Böckh's Vorgange, aus Dionysios T. V. p. 660. R. erweist. Diesem würde also die Zeit von Ol. 110, 3 an zuzutheilen seyn. Folglich fiel Lykurgs Verwaltung ganz in die Zeit vor der Schlacht von Chäronea, wo doch wahrhaftig Demosthenes Schilderungen dem Zustande Athens unter Lykurgs Verwaltung nach dem Bilde, das uns davon überliefert wird, auf eine solche Weise widersprechen, daß eins mit dem andern nicht bestehen kann. Wenn also der Verf. bescheiden zum Schlusse sagt, er habe dieß nur ausgeführt, ut posse impugnari conjecturam illam ostenderet pro viriam modulo, so würde ihn eine nur um ein Weniges stringentere Beweisführung gerade dahin geführt haben, non posse impugnari conjecturam illam. Ungefähr dieselbe Folgerung macht, wie

der Rec. sieht, auch Herr Prof. Westermann in der Zeitschr. f. Alterth. 1834. No. 14. Dagegen hat neuerlich ein anderer jüngerer Schriftsteller Ehardy De Demade, oratore Atheniensi p. 31 ff. alles Ernstes behauptet, daß Demades von Olymp. 110, 3 bis 113, 3 ταμίης ἐπὶ διοικήσεως gewesen sey, in welchem Falle Lykurg seine Verwaltung sogar schon 106, 3 angefangen haben müßte, das heißt gerade in derselben Zeit wo Eubulos als Theoriken-Vorsieher ziemlich die ganze διοίκησις an sich gerissen hatte.

Der Rec. will diese Gelegenheit nicht versäumen, um eine zu

Z u r i c h

bey Drell und Füßli unter dem Titel: *Lycurgi Oratoris Attici reliquiae*, ediderunt Joannes Georgius Baiterus et Hermannus Sauppius 1834 erschienene neue Ausgabe der Leocratea und der Fragmente des Lykurg (auf VIII u. 271 S. in 8.) unsern Lesern, wenn auch nur oberflächlich, bekannt zu machen. Zwar ist der Zweck derselben nicht so, wie bey den vorher angeführten Werken, Ergründung der geschichtlichen Bedeutung des Redner Lykurg, und wiewohl sich die Herausgeber über die in diesem Blatte besonders behandelte Frage im Sinne des Rec. erklären, und nur auf der andern Seite zu weit gehen, indem sie die Zeit von Ol. 111, 1 bis 114, 1 für Lykurgs Verwaltung annehmen (s. indeß H. Sauppe in der Zeitschr. f. Alterth. 1835. No. 77 S. 623): so kann Rec. doch nicht behaupten, daß diese und ähnliche

Fragen hier zum Gegenstande eindringender Forschung gemacht worden wären, wenn auch die dazu erforderlichen Kenntnisse den Herausgebern keinesweges abgehen. Vielmehr haben die beiden ausgezeichneten jüngern Philologen, die sich zu dieser Ausgabe vereinigt haben, hauptsächlich die Kritik im Auge gehabt, und, wiewohl sie nur die handschriftlichen Hülfsmittel dabey benutzt haben, die Imm. Bekker und Osann mitgetheilt haben: so haben sie doch durch Erörterungen über Punkte der Grammatik und des Sprachgebrauches die Kritik an vielen Stellen sehr gefördert, und gelegentlich auch zur Kritik des Isokrates, Demosthenes und anderer Redner und Historiker manchen trefflichen Beytrag geliefert. Ref. wundert sich auch hier die oben erwähnte Recension von Bake nicht berücksichtigt zu finden, die auch zur Kritik manches Beachtenswerthe enthält, worunter wir nur die schöne Verbesserung von §. 88 Ὀρᾶτε ὁμοίως ἐφίλοvv, in einem Zusammenhange, in dem Ὀρᾶτε schwerlich an seinem Platze ist, in Ἀρά τι ὁμ. ἐφ. erwähnen wollen. Der Unterz. hält es um so mehr für nöthig diese Recension in Erinnerung zu bringen, da sie auch von einer neuen ausführlichen Bearbeitung dieser Lieblings-Rede der neuesten Philologie von Herrn Ed. Mähner, die ihm eben erst beym Abschluß dieser Recension in die Hände kommt, unbenuzt geblieben ist.

K. D. M.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

105. Stück.

Den 4. Julius 1836.

L o n d o n.

Printed for the Oriental Translation Fund, 1832: Raghuvansa Kalidasae carmen sanskrite et latine edidit Adolphus Fridericus Stenzler. — X, 177 und 173 S. in gr. Quart.

Wie die Alexandriner und Römer das Epos der alten Griechen wieder aufzuwecken suchten, so hat auch in Indien die jüngere Dichterswelt, welche Kalidasas Name bezeichnet, von Gelehrsamkeit und Kunde alter Sagen nicht minder unterstützt als von der aufmunternden Gunst späterer Könige geleitet, in vielen und zum Theil sehr gelungenen Versuchen das alte Epos in neues Leben gerufen. In der Form halten sich diese gelehrten Epiker gern an alte Muster: so bleiben meist die alten Metra, im vorliegenden Raghuvansa sind nur wenige ganz neue. Auch als eigentlicher Stoff bleibt unverändert dieselbe heilige Sagengeschichte, welche die alten Epiker schon geweiht und zu diesem Gebrauche geeignet

hatten. Nur genügt den Spätern nicht mehr die ärmlich scheinende Einfachheit der alten epischen Sprache und Kunst: die alten Sagen werden in neuere, künstlichere Bilder und Zeichnungen gebracht, der leichte, kaum merkbare Schmuck weicht einer zur Schau gestellten feineren, überlegteren Bearbeitung; nicht mehr die Größe der Sache, sondern die Gewandtheit und Ausführung des Dichters soll den Reiz machen und die Bewunderung erregen. Das hier gedruckte Epos hält zwar unter diesen spätern sich noch am nächsten und treuesten an die alten Vorbilder, eine schöne Nachahmung der alten epischen Weisen, so weit solche später unter ganz veränderten, unepischen Zeiten gelingen konnte: doch ist auch hier schon ein durchgängiges Streben nach kürzer, spitzer Rede, ein auf die Länge ermüdendes Haschen nach seltenen Bildern und Vergleichen. Während aber so die Kunst sich mit Vorliebe zum Einzelnen wendet und in einzelner Ausschmückung sich erschöpft, geht nur zu leicht die dichterische Kraft im Uebersehen und Zusammenhalten des Ganzen zu Grunde; etwas dieses Mangels läßt auch das hier gedruckte Raghuvansa verspüren. Der Dichter will das berühmte Geschlecht der Raghuiden, eines uralten mächtigen Königshauses von Ajodhya, in fortlaufender Folge preisen. So fängt er mit Dilipa an, kommt auf die aus dem Ramajana bekannten Könige Dasaratha und Rama, und führt die Reihe noch um viele Könige weiter herab bis auf Agnivarna's Tod. Die Thaten Ramas, von den alten Epikern oft besungen, und die Größe des Reichs von Ajodhya unter ihm bilden so zwar den glänzenden Mittelpunkt des Epos: aber das Ende entspricht dem Anfange sehr wenig. Während vorn die hohen Lu-

genden der ersten Könige mit den ausgefuchtesten Farben gezeichnet werden, entwirft das letzte Buch in abschreckenden Schilderungen das Leben und den frühen, schimpflichen Tod des in Wollust untergehenden Agnivarna: wie entspricht da in künstlerischer Hinsicht das Ende dem Anfange und dem Zweck des Ganzen? wo bleibt hier die Abschließung, Vollendung und Befriedigung? Der Abstand des Endes vom Anfange ist in der That so groß und grell, daß man vermuthen muß, wenn derselbe Dichter dieses Ende schrieb, so habe er durch sein episches Gedicht nicht bloß erheben, sondern auch warnen und schrecken wollen: nur wäre dann einem moralischen Zwecke die Reinheit der Kunst geopfert.

Solche Fragen werden hier übrigens zum erstenmale aufgeworfen. Der gegenwärtige Herausgeber hat seine Mühe auf die ersten Bedürfnisse gewandt, die Herausgabe des Textes und eine Uebersetzung; die Anmerkungen sind sehr sparsam. Die Herausgabe eines so umfassenden und in mancher Hinsicht sehr wichtigen, noch nie vorher gedruckten Gedichts war in der That ein würdiger Gegenstand der Anstrengung und Sorgfalt; das Verdienst des ersten Herausgebers wird immer anerkannt bleiben. Der Text ist vorläufig nur nach einer Recension, wie die Vorrede die Sache auffaßt, mit Ausschließung der Varianten anderer, gedruckt; von Scholien, welche bey Dichtern des zweyten Zeitalters immer sehr nützlich und oft beynahe unentbehrlich sind, konnten in den Anmerkungen nur wenige aufgenommen werden. Die Uebersetzung, deutlich und lesbar, schließt sich zwar noch nicht genug an alle die Farben der Urschrift, fast durchaus einbüßend die Schärpen und Spizen der Sprache eines fast keinen Vers ohne überlegte

Kunst lassenden Dichters: indeß war die Arbeit des Uebersetzers weder gering noch kurz, so daß eine Entschuldigung mancher Unvollkommenheiten nahe liegt. Daß sie dem Sinne nach überall zuverlässig sey, läßt sich zwar auch nicht verbürgen, und der Mangel der Scholien macht hier das Urtheil denen, welche die Handschriften nicht vergleichen können, oft schwerer: doch besitzt der Uebersetzer eine tüchtige Kenntniß des Sanskrit, so daß bedeutendere Mißverständnisse nicht leicht vorkommen, obwohl das Gedicht viel schwerer zu verstehen ist als die alten epischen. Zum Schluß einige Beyspiele: I, 19 bey Stenzler: *exercitus non nisi comitatus loco ei serviebat, duae vero res ad incepta peragenda: mens in libris haud perturbata nervusque in arcu intentus.* Dagegen ist schon, daß so der Vers in zwey Gedanken zerrissen wird, welche Spaltung der gemessenen Kunst dieses Dichters ganz entgegen läuft. Ueberlegt man, wie Kalidasa unter Dilipa das goldene Zeitalter allgemeinen Friedens setzt, so wird der Sinn vielmehr seyn, daß ihm als Heer und Bedeckung (*senâparikh'adam* als *Compositum*) zwey genügende Dinge dienten: fester Sinn und stete Wachsamkeit; ein anderer als dieser spitze Sinn ist schwerlich weder zu Kalidasa's Sprache, noch zu der Art, wie er den König Dilipa zeichnet, passend; vergl. I, 37. — I, 32 übersetzt St. so, als wenn der König zwey Gemahlinnen gehabt; aber dieß scheint ganz gegen den Sinn des Dichters. Denn Kalidasa ist ein zu fein arbeitender Epiker, als daß er irgend etwas Einzelnes müßig und unpassend setzte: in der ganzen folgenden Erzählung wird aber überall nur eine einzige Königin vorausgesetzt; vgl. besonders I, 33. Und so unerwartet es manchen scheinen mag, den

Dichter hier auf dem Wege der Billigung des monogamischen Verhältnisses als des ursprünglich natürlichen und reinen zu finden, so gewiß wird dieß aus dem überall hervortretenden Streben, Dilipa, den ersten König, als Muster des häuslichen Lebens dem letzten Könige Agniwarna gegenüber zu stellen. Diese und andere Gründe rathen genugsam zu einer andern Erklärung. — I, 58 undeutlich durch Uebergehung des *âtithjakrijâ* 'durch gastlichen Dienst'.

P a r i s.

Bey Firmin Didot, 1833: Essais sur la philosophie des Hindous, par M. H. T. Colebrooke, Esq. — traduits de l'anglais et augmentés de textes sanskrits et de notes nombreuses. Par G. Pauthier. — 115 u. VIII S. in 8.

Das Englische Werk ist in diesen Blättern angezeigt. Der Uebersetzer hat nur sehr wenige wirklich bedeutende Zusätze gegeben; die Vergleichen anderer Philosopheme mit den indischen sind für Sachkenner ohne Werth; nützlich ist die häufige Zugabe der Urtexte. Da das Englische Werk selten ist, wird indeß diese Uebertragung vielen Lesern willkommen seyn. Jene erste Hälfte enthält die beiden Sankhjas, die Njaja und die Waiseschika, also in rein philosophischer Hinsicht die wichtigsten Systeme der indischen.

H. C.

B e r l i n.

Bey Ferdinand Dümmler: Die wahrscheinliche Lebensdauer des Menschen, in den verschiedenen bürgerlichen und geselligen Verhält-

nissen, nach ihren Bedingungen und Hemmnissen untersucht vom Dr J. E. Casper, Kön. Preussischem Geheimen Medicinal-Rathe u. Mit 17 Tafeln und drey graphischen Darstellungen. XXIV und 216 Seiten. 1835. Octav.

Diese Schrift liefert einen wichtigen Beytrag zur medicinischen Statistik, weil sie auf einer mühsamen und gründlichen Vergleichung zahlreicher Belege basiert ist, und also die Folgerungen, welche daraus gezogen sind, ein wesentliches Eigenthum der Wissenschaft bleiben. Die Hauptfrage, welche hier abgehandelt wird, hat aber eben so sehr ein practisches als ein theoretisches Interesse, und man könnte die ganze Untersuchung wohl eine 'Biostatik' nennen. Den ersten Grund dazu legte der berühmte Astronom Halley (in einer in den Philos. Transact. vom J. 1691 mitgetheilten Abhandlung). Er ging von dem Satze aus, daß wenn z. B. von 100 Menschen, wovon jeder 38 Jahre alt ist, bis zum 62sten Jahre 50 verstorben sind, die Hoffnung 62 Jahre alt zu werden für die 100 eben so groß ist, als die, es nicht zu werden; daß also für jeden dieser 100 im 38sten Jahre gleiche Wahrscheinlichkeit vorhanden war noch 24 Jahre zu leben. Dieses nennt der Vf. die 'wahrscheinliche Lebensdauer'. Späterhin hat Déparcieux (in s. Essai sur les probabilités de la durée de la vie humaine. Paris 1746. 4.) folgende Methode angewendet: Wenn z. B. 100 Menschen von ihrer Geburt an zusammen 2800 Jahre durchlebt hatten, so würde der Quotient beider Zahlen, d. h. 28 Jahre ihre 'mittlere Lebensdauer' bey der Geburt gewesen seyn. Eine Beurtheilung beider Methoden lieferte schon Lambert (Beyträge zum Gebrauche der Mathematik und deren Anwendung. Berlin 1772. 3r Theil), und der Verf. macht hier von jeder

derselben mehrfachen Gebrauch. Die Basis des Ganzen ist, wie gesagt, die Zusammenstellung von gehörig ermittelten Zahlen-Uebersichten, die in den wohlgeordneten Tabellen vorliegen. Solche Schlüsse lassen sich durchaus nicht aus einzelnen Fällen, aus wenigen Zahlenreihen, die von kurzen Zeiträumen oder beschränkten Gegenden entnommen sind, ziehen. 'Aus dem Wirrwarr der Meinungen, Traditionen, Einzelfälle, retten uns nur Massen-Erfahrungen.'

Wir können hier unmöglich in die speciellen numerischen Entwicklungen eingehen, sondern halten für hinreichend, die vornehmsten Resultate, welche der Vf. daraus gewonnen hat, noch anzuführen. 1) Aus der vollständigen Sterblichkeits-Tafel für Berlin ergibt sich Folgendes (und dieß möchte wohl für alle größeren Städte des nördlichen Deutschlands gelten): a) Von allen Gebornen erreichen das erste Jahr nur 72 vom Hundert ($\frac{2}{3}$). b) Das 7te Jahr, oder das Alter, wo im Allgemeinen der erste Unterricht beginnt, erreichen nur 55 p. C. ($\frac{1}{2}\frac{1}{5}$) der Gebornen. c) Das 15te Jahr, oder das Ende der Kinderjahre erleben nur 52 p. C. ($\frac{1}{2}\frac{2}{5}$). d) Im männlichen Geschlechte erreichen das 20. Jahr nur 50 p. C., oder die Hälfte der gebornen Knaben. e) Das 22. Jahr erleben unter den Frauen nur 49 p. C. ($\frac{1}{2}$), das 28ste unter Männern nur 44 p. C. ($\frac{1}{2}\frac{1}{5}$). f) Kaum mehr als einem Drittel, oder 34 p. C. der Gebornen ist es gegönnt, das 40. Jahr, das Alter der vollen rüstigen Thatkraft, des Schaffens und Wirkens zu erleben, während g) zu dem Alter, von wo ab sie die Früchte ihrer Thätigkeit zu genießen sich vorsehen, zu dem 50sten, oder in das climacterische Alter, gar nur 28 p. C. ($\frac{2}{7}$) der Menschen gelangen. h) Das oft sogenannte natürliche Lebensziel, das 70. Jahr erreichen nur 10 p. C. oder $\frac{1}{10}$ der Menschen; das 85ste nur 1 p. C. — 2) Das weibliche Geschlecht

hat fast durch das ganze Leben eine größere Lebensdauer als das männliche. Doch findet in der Entwickelungsperiode eine etwas größere Sterblichkeit Statt. Schwangerschaft und Entbindungen bedingen einen Verlust, der im Großen kaum in Anschlag zu bringen ist. — 3) Die sogenannten climacterischen Jahre haben in beiden Geschlechtern für das Leben nicht die geringste Gefahr und besondere Bedeutung. — 4) Die allerhöchsten Lebensjahre scheinen mehr von Männern, als von Frauen erreicht zu werden. — 5) Die wahrscheinliche Lebensdauer hat im gegenwärtigen Jahrhundert auf eine überraschende Art zugenommen. Die Zunahme ist als das erfreulichste Ergebnis der Fortschritte der Civilisation zu betrachten. 6) Nach Ständen betrachtet zeigt der Stand der Aerzte die kürzeste, der der Theologen die längste Lebensdauer. Einer langen Lebensdauer erfreuen sich im Allgemeinen auch Landwirthe, Forstleute und höhere Beamte; kürzer leben Lehrer und Künstler. Die Militärs stehen in Beziehung auf die Lebensdauer in der Mitte der Extreme, erreichen jedoch verhältnißmäßig am häufigsten die höchsten Lebensalter. 7) Die Lebensdauer ist nicht unbedeutend größer im ehelichen Stande, als bey Unverehelichten. Der Vortheil ist hier indeß größer für Männer als für Frauen. 8) Auf jeder Stufe des Lebens ist die Sterblichkeit größer unter Armen als unter Wohlhabenden; namentlich erreichen das 70. Jahr noch einmal so viel Wohlhabende als Arme. 9) Den entschiedensten Einfluß auf Sterblichkeit und Lebensdauer in einer Bevölkerung hat das Verhältniß der Zeugungen in derselben, das mit jenem der Sterblichkeit immer gleichen Schritt hält. Die Ehen sind der Regulator des Todes.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

106. 107. Stück.

D e n 7. J u l i u s 1 8 3 6.

H a m b u r g.

Bei Perthes: Johann Wessel, ein Vorgänger Luthers. Zur Charakteristik der christlichen Kirche und Theologie in ihrem Uebergange aus dem Mittelalter in die Reformationszeit. Von Dr. C. Ullmann, ordentlichem Professor der Theologie zu Halle. 1834. 480 S. in 8.

E b e n d a s e l b s t.

Hieronymus Savonarola und seine Zeit. Aus den Quellen dargestellt von A. G. Rudelbach, Doctor der Philosophie. 1835. 503 S. in 8.

Beide Männer, deren Leben monographisch bearbeitet vor uns liegt, waren Zeitgenossen: Wessel starb zu Gröningen 1489, Savonarola ward verbrannt zu Florenz 1498; ja was mehr ist, sie waren Geistesverwandte, denn beide werden unter den Vorgängern der Reformation als Zeugen der Wahrheit aufgezählt, standen durchaus auf dem bald hernach in der Reformation wie

der geltend gemachten evangelischen Boden; und doch war sowohl ihre Persönlichkeit, als ihr Eingreifen in den Umschwung jener Periode der Gährung ein sehr verschiedenes, was natürlich auch nicht ohne Einfluß auf die vorliegenden Bearbeitungen geblieben ist. Johann Wessel ist ganz das Ideal eines frischen, von dem evangelischen Princip tief ergriffenen niederdeutschen Gemüthes, das anspruchlos und selbst ohne äußere Stellung nur anregend, mittheilend durch Wort und Schrift in seinem Kreise ein biblisches Christenthum zu begründen suchte, dessen ausgestreuter Same eben so still aufging und bald der Reformation von Deutschland her trefflich entgegen reifte. Dagegen Hieronymus Savonarola verläugnet bey gleicher Entschiedenheit für die Grundsätze des Evangeliums, doch den Südländer nicht, der in seiner ganzen Eigenthümlichkeit schärfer ausgeprägt, seine Reformationspläne stürmischer beginnt, sein Hoffen und Erwarten in Drakeln ausspricht, sein Zürnen über Schlechtheit der Zeit mit politischen Umständen in Verbindung bringt, ein Reformator mit dem ganzen Ungestüm und vollen Fanatismus eines Dominicaners. Die beiden Hn Bearbeiter haben sich Männer derselben Zeit ausgewählt, wie sie ihrer theologischen Anschauung zusagen, und darum wohl mit gleicher Vorliebe von ihnen behandelt werden konnten. Auch das Urtheil der Leser wird sich deshalb gleichmäßig günstig über die Arbeiten aussprechen, je nachdem Jedem mehr der gemüthsfräftige Deutsche, oder der stürmische Italiäner zusagt. Ref. erklärt sich sofort für den ersten, und stellt auch schon wegen dieser glücklichen Wahl des behandelten Stoffes die Arbeit des Hn Dr Ullmann nicht allein der daneben gestellten, sondern jeder Monographie in diesem genre, wie

sie die neueste Zeit so reichlich geliefert hat, unbedingt als Muster auf.

Das Höchste, was das Einzelbild zu leisten vermag, besteht doch gewiß darin, daß nicht nur das Individuum gezeichnet wird, sondern daß mit ihm zugleich das ganze Fach, dessen Repräsentant es ist, vor uns steht, zugleich die ganzen Umgebungen, unter denen und auf die es wirkt, mit gezeichnet sind. Gerade darin hat Hr Dr Ullmann Ausgezeichnetes geleistet; denn durch kunstgerechte Ausführung des Hintergrundes, auf dem Johann Wessel hervortritt, durch zweckmäßige Anordnung der Staffage, die um ihn her gereiht ist, haben wir nicht allein den Mann, sondern auch seine Zeit, ja Mann und Zeit in der innigsten Wechselwirkung vor uns. Wir möchten solche Behandlung der Zeit gerade von dem Mittelpuncte der Person eines Wessel aus theils leicht, theils entsetzlich schwer nennen: leicht, denn es drängt sich die Person des zu zeichnenden Mannes durchaus nicht vor, da er selbst sich jedes andern als geistigen Einflusses auf seine Zeit enthielt. Der Biograph ist schon gezwungen, sich um die Umgebungen selbst zu kümmern. Will er die Stellung seines Mannes zu den damals herrschenden Richtungen angeben, die Thätigkeit desselben wirkt scheinbar so wenig auf dieselben ein, daß sie nicht den Faden der Entwicklung herleiht, sondern ein von ihr unabhängiges Studium der Umgebungen nöthig wird. Aber zugleich entsetzlich schwer wird solche Zeichnung seyn, und eine sichere Probe der Meisterschaft auf dem kirchenhistorischen Gebiete; denn die Verbindung zwischen dem Manne und seiner Zeit fehlt nicht etwa, sondern ist nur an so zarte Fäden gereiht, und dabey so innig und wahrhaft theologisch, daß nur das Kennerauge, nur

die Seelenverwandtschaft zwischen dem zu zeichnenden Manne und seinem Biographen Alles so zu enthüllen, und die durchgehenden Nerven bloß zu legen versteht. Der Herr Verfasser hat einen Theologen gezeichnet, wie ihn nicht allein glücklich genug seine Zeit hervorbrachte, sondern auch wie seiner die Zeit bedurfte, ja wie ihn jede Zeit bedarf, die vorzugsweise zur Gährung und Umgestaltung des bis dahin stagnierenden kirchlichen und theologischen Sinnes bestimmt ist.

In der Einleitung, welche die kirchlichen Zustände während des 15. Jahrhunderts darlegt, werden mit einer Klarheit, die nur das Ergebnis des sorgfältigsten Quellenstudiums ist, und zugleich mit einer Lebendigkeit, die den Leser unwiderstehlich in den geschilderten historischen Kreis hineinzieht, die gerade damals in der Entwicklung begriffenen, oder ihrem Ablaufe nahen geschichtlichen Fäden enthüllt. Die Repräsentanten der Kirche während jener Zeit schienen, nachdem die Stürme der reformierenden Synoden fruchtlos vorüber gegangen waren, sich so recht gemächlich auf langen Genuß ihrer unkirchlichen Stellung einzurichten, wenigstens thaten die Päpste von Martin V. bis auf Leo X. Alles, was ihren kirchlichen Pflichten möglichst fern lag. Die Theologie jener Zeit, noch immer eine Fortsetzung der beiden früheren Richtungen, der Scholastik und Mystik, die sich nur in einigen ausgezeichneten Geistern harmonisch vereinten, hatte doch wenigstens in einzelnen Erscheinungen ein neues Element, die biblischen Theologen hervorgebracht, unter denen nun gerade Wessel eine Hauptstelle einnimmt, und von denen allein eine Erneuerung des christlichen Lebens zu erwarten stand. Wichtig für diese Entwicklung war die neue Form eines religiösen Sinnes, der alle Vorzüge des

Klosterlebens in sich aufnahm, ohne im geringsten dessen Mängel zu theilen, der Verein der Brüder des gemeinsamen Lebens, gestiftet von Gerhard Groot zu Deventer († 1384). Dieselbe Idee, die dem canonischen Leben der Kleriker, und dem Mönchstande in seiner bessern Gestalt zu Grunde lag, Aneinanderschließen zu religiösen, theologischen und wohlthätigen Zwecken, erhielt in den Brüderhäusern, wie sie sich bald über Niederland, die Rheingegenden und Niederdeutschland verbreiteten, eine wirklich überraschende Ausföhrung. Der beste Beweis dafür, daß in diesen Vereinen eine lebendigere Auffassung des Christenthums sich ausbildete, liegt darin, daß sie sofort den Argwohn wie die Verfolgung der clericalischen Behörden und der Bettelmönche auf sich zogen; auch Wessel entging kaum dem Inquisitionsproceß, dem sein gleich gestimmter Freund, Johann von Wesel, erlag. Und wirklich stach die warme Auffassung der christlichen Sätze in diesen Vereinen merklich gegen das ab, was damals auf Universitäten Theologie hieß; die Mystik früherer Zeit setzte sich hier fort, aber befreyet von dem scholastischen Beywerk, das sie im 12. und 13. Jahrhunderte bey Bonaventura und den noch früheren Victorinern an sich trug; geläutert von der fast orientalischen Excentricität eines Ruysbroek, entfaltete sie die harmlose, innige, dabey rein practische und auf biblischem Grunde fußende Tendenz, wie sie bey Thomas von Kempen in seiner hochberühmten Nachfolge Christi sich ausspricht, deren Entstehung aus jenen Vereinen, und darum ihre deutsche Authenticität trotz der bis jetzt dauernden Widersprüche, doch immer allgemeiner zugestanden wird. Johann Wessel ist ein Glied aus jener Kette, aber vollkommen theologisch durchgebildet, und eine der

reinsten Blüthen, die das 15. Jahrhundert überhaupt, und jene Vereine besonders getrieben haben.

Wir haben weder zur Empfehlung des Buches noch zur weitem Würdigung desselben im geringsten noch Etwas beizufügen, versprechen aber Jedem, dem es um klare Ansicht der kirchlichen, theologischen, wie wissenschaftlichen Zustände jener Zeit zu thun ist, daran einen Führer, wie er wohl nur für wenige geschichtliche Zeiträume angetroffen wird. Bey Gelegenheit der Reisen Wessels und des längeren Aufenthalts in Paris, Italien, Heidelberg versteht der Verfasser sofort, ein so lebendig gezeichnetes Bild jener Punkte zu entwerfen, daß wer auch in Wessel nicht den Theologen kennen lernen will, sich schon durch bloße Schilderung der allgemeinen Zustände der damaligen Zeit angezogen fühlen muß. Ueberraschend und wahrhaft wohlthuend ist dann aber dabey die theologische Stellung des Mannes, die von Luthers Ansicht ungefähr so viel abweicht, als die beiderseitige Individualität forderte, da der eine sich begnügt in seinem Kreise umher in empfänglichen Gemüthern den Samen des reinen Evangeliums zu erwecken und zu pflegen, während der andere sich gedrungen fühlte, mit der erkannten Wahrheit kühn hervor zu treten zum unausbleiblichen Kampfe mit der alten verderbten Form. Sonst ist die Grundansicht Wessels über Rechtfertigung und Heilsordnung nach evangelischen Principien so durchaus durchgebildet, daß der Hr Verf. eine wirklich überraschende Parallele zwischen Wessels Thesen und den berühmten Lutherschen aufstellen, ja daß er als Motto Luthers Worte auswählen konnte: 'Wenn ich den Wessel zuvor gelesen, so ließen meine Widersacher sich dünken, Luther hätte alles vom Wessel genom-

men, also stimmt unser beider Geist zusammen.' Gerade Nachweisungen dieser Art sind die beste Apologie für die Reformation gegen die neuerliche Verläumdung eines namhaften Symbolikers, sie sey Sache des Eigenwillens solcher Theologen gewesen, die nicht länger der Mutterkirche hätten gehorchen wollen. Luther wiederholt ja nur, aber freylich kräftig und unter besonders günstigen Umständen, was schon so manches fromme Gemüth bewegt, und sich als Grundwahrheit der heiligen Schrift bewährt hatte.

Nur die Notiz heben wir noch aus, daß der Beyname, den Wessel führt, nicht, wie man wohl angegeben findet, Goesvoet, Ganzevoet, Gänsefuß gewesen, auch nicht auf den freylich vorhanden gewesenen Fehler am Fuße und im Gange Wessels zu deuten ist, sondern Gansefort, Gosvort, von einem Familiengute dieses Namens in Westphalen, woher Wessels Familie vermuthlich stammt.

Der Italiänische Dominicaner Hieronymus Savonarola, dessen Lebensschilderung wir hiermit zusammenstellen, hatte freylich gleichfalls sehr entschieden die evangelischen Principien aufgefaßt, so daß Hr Dr Rudelbach dem Biographen Wessels nicht einräumen will, daß dieser am meisten sich der Lehre Luthers um jene Zeit genähert habe. In der That enthalten sowohl Savonarolas Predigten als seine theologischen Werke sehr tiefe Blicke in den Zusammenhang der christlichen Oeconomie; allein, wie schon angegeben, das entschieden Mönchische dabey fornt doch daraus in gewisser Hinsicht ein Zerrbild, entwickelt eine Ueberspanntheit, die dem Biographen nur deßhalb gefällt, weil auch er es liebt, dogmatische Betrachtungen ziemlich extremer Art einzuwoben. Dahin rechnen wir vor Allen die prophetischen

Gaben, deren Savonarola sich selbst rühmte, und die der Verf. dadurch in Schutz nimmt, daß er ihnen dogmatisch in der neutestamentlichen Prophetie eine Stelle anweist. Er übernimmt dabey die schwere Aufgabe, zugleich die bekannten Drakel des schwärmerischen Abts Joachim von Calabrien, der heil. Brigitte u. dgl. als Beweise einer Fortdauer der Geistesgaben in der Kirche, wenn auch nur in untergeordnetem Grade, zu vertreten. Es hat uns leid gethan, die sonst tüchtige historische Leistung des Verfassers durch solche Einseitigkeit getrübt zu sehen; denn meint er etwa, dadurch eine tiefere Auffassung der Kirchengeschichte, eine engere Durchdringung des historischen und dogmatischen Stoffes zu bewirken, daß er Erscheinungen, die im neutestamentlichen Gebiete ihre volle Anerkennung finden, auch auf diese spätern Jahrhunderte auszudehnen sucht: so fürchten wir, er leistet durch solche Vermengung einer offenen Schwärmerey mit den wahrhaft religiösen Erscheinungen der christlichen Urzeit, gerade der Sache einen schlechten Dienst, die er zu heben beabsichtigt. Die Drakel jener mittelalterlichen Propheten, eines Abts Joachim, Savonarola's, können höchstens für den festen Glauben der Männer Zeugniß sey, womit sie eine Regeneration der Kirche erwarteten; allein Alles, was bey ihnen als eigentliche Prophezeiung gefunden wird, erhält doch gerade darin seine Widerlegung, daß es theils gar nicht, theils durchaus nicht in der Form in Erfüllung gegangen ist, in der sie es ankündigten. Sie verhießen stets neue Belebung der römischen Kirche, Savonarola sogar der Florentinischen, nach großen Drangsalen. Das Vorbild der alttestamentlichen Propheten, die dem abgöttischen Volke stets mit Züchtigung durch auswärtige Eroberer drohen,

läßt auch sie stets in nördlichen Feinden, den Deutschen, den Franzosen die Rächer erblicken: ziehet man bey Joachim ab, was erweisbar spätere Interpolation besonders der Bettelmönche ist, so bleibt nichts als die angegebene Idee zurück, wozu ihm leicht die drohende Stellung der deutschen Kaiser, wie dem Florentinischen Propheten im 15. Jahrh., die der eroberungsfüchtigen Franzosen Veranlassung geben konnte. Erfolg hat nun doch diese Erwartung nicht gehabt; denn wo sind die Beweise, daß die Eroberungen jener Völker in Italien zur Regeneration der Kirche gedient hätten? Zieht man aber die ganze Erwartung auf die Reformation des 16. Jahrhunderts, so bekommt die Auslegung etwas so Gezwungenes, und erst durch spätere Deutung Hineingetragenes, daß unter solcher Bedingung für jede noch so abenteuerliche Prophezeiung der Erfolg in späterer Zeit sich wird auffinden lassen. Der Hr Verf. hätte seinem Helden einen wahrhaft bessern Dienst geleistet, für ihn nur die feste Erwartung einer bessern kirchlichen Zeit in Anspruch zu nehmen, und das wirklich Ueberspannte dabey einzugestehen. Dehnt sich eine Apologie auf solche Abnormitäten aus, so verliert sie auch an Gewicht für das, was sonst wirklich vertreten werden kann. Der Verf. würde durch seine dogmatische Einseitigkeit eben so gezwungen werden, den Apologeten für die Wunder des heil. Franz und Dominicus zu spielen; denn wer wollte selbst bey deren bettelmönchischer Verzerrung wohl das religiöse Substrat ablängnen können, das sich dort nun in so bizarrer Form ausgesprochen hat? Die Consequenz wird sich leicht auf die ungeheuern Daten der Acta Sanctorum ausdehnen lassen; denn wo soll die Grenze in der Beurtheilung der mittelalterlichen

Legenden gesteckt werden? Selbst auf die Gefahr hin, daß der Verf. uns das dogmatische Verstandniß des Begriffs der Prophetie abspricht, können wir uns nicht dazu verstehen, mit der Weissagung ein solches Spiel zu treiben.

Dagegen zeigt der Hr Verf., wo ihn seine Dogmatik nicht beengt, ein eben so gründliches Studium als klares Verstandniß der so verwickelten Italiänischen Staatengeschichte. Er hat auch hier eher zu viel als zu wenig gethan, da es kaum nöthig schien, zur Darlegung der durchaus localen Thätigkeit Savonarola's in Florenz, zugleich die gesammten Italiänischen Zustände, namentlich den Zug Carls VIII. von Frankreich gegen Neapel, auch in seiner Bedeutung für Unteritalien so ausführlich zu schildern. Indes der Zusammenhang der Facta mag hier die größere Anlage der Darstellung entschuldigen, und mit Vergnügen sieht man doch die einmahl angelegten Fäden zu Ende geführt.

Savonarola war begeisterter Freund der Freyheit gegen die Unterdrückung seiner Stadt durch das Haus Medici, und der ungeheuere Einfluß, den er als beliebter Kanzelredner auf das Volk ausübte, trug bey dem Anrücken der Franzosen das meiste zur Vertreibung Pietros von Medici aus Florenz bey. Zu seiner Vernichtung vereinten sich dann mehrere Factionen, die er gleichmächtig durch seinen religiösen und sittlichen Ernst unangenehm berührt hatte. Vor allen die Libertins in Florenz, denen sein Dringen auf Reform der Sitten lästig war, und die zugleich als Anhänger der Medici in ihm den volksthümlichen Eiferer zu stürzen suchten. Die sicherste Stütze fand diese Faction bey dem päpstlichen Hofe; vergeblich hatte der schändliche Alexander VI. versucht, durch Bestechung und Anbieten hoher kirch-

licher Würden den unerschrockenen Mann in seinem Zeterruf über das Verderben der Römischen Kirche zum Schweigen zu bringen, und ließ jetzt durch seinen Bann den Vorwand zu jeder Gewaltthat gegen ihn her. Endlich trat auch noch die Eifersucht der Franciscaner gegen den Predigermönch auf, vor dessen Beredsamkeit und Gewalt über die Herzen ihre Redner hatten verstummen müssen. Bey dem gegen Savonarola sich erhebenden Sturm verdarb er selbst vieles durch den Ungestüm, womit er sich zum Beweis seiner Unschuld zur Feuerprobe drängte: die Sache blieb unausgeführt, und selbst die getäuschte Neugier des schaulustigen Volks erwarb ihm neue Feinde. Bey dem sofort eröffneten Proceß ward der Ausschlag durch ein verfälschtes Protocoll gegeben, und Savonarola als Ketzer, Schismatiker, Verfolger der heil. Kirche und Volksverführer hingerichtet. Seine Ruhe, sein unerschütterlicher Glaubensmuth erinnert zunächst an den ihm in mancher Hinsicht gleich gestimmten Johann Hus.

Bey der Sorgfalt, womit der Hr Verf. Savonarola's theologische Ansichten und Schriften analysirt, vermiffen wir ungeru eine Nachweisung, ob und wie weit die dort in Florenz gegebene Anregung etwa mit dem Eindringen evangelischer Principien in Italien überhaupt zusammenhängt, wovon sofort die Reformationszeit so erfreuliche Beweise liefert. Ganz ohne Einfluß hat die kühne Stimme des Dominicaners gewiß nicht bleiben können, und wird die so auffallende Stimmung für die in Wittenberg und Genf bald darauf geltend gemachten Grundsätze, wie sie sich selbst am Römischen Hofe unter hochgestellten Prälaten ausspricht, und in

mehrfacher Ordensstiftung endet, gewiß zum Theil mit hieraus erklärt werden können.

Im Begriff, Vorstehendes dem Drucke zu übergeben, erhalten wir über den genannten Märtyrer evangelischer Grundsätze noch eine zweyte interessante Bearbeitung, über die ein kurzer Bericht beizufügen ist.

B e r l i n .

Von G. Reimer: Girolamo Savonarola aus großen Theils handschriftlichen Quellen dargestellt von Fr. K. Meier, außerordentlichem Professor der Theologie zu Jena. Mit dem Bilde und Facsimile der Handschrift Savonarola's. 1836. XIV u. 401 S. in 8.

Der Herr Verf. wurde während einer Reise nach Italien durch längern Aufenthalt in Florenz in den Stand gesetzt, über das Leben und die Wirksamkeit des dort einst so thätigen Mönchs, sich handschriftliche Quellen zu eröffnen, wodurch er neben Hn Dr Rudelbach eine besonders günstige Stellung erhalten, auf dessen Arbeit nicht selten verbessernd zurück gesehen hat, und gewiß noch weit öfter hätte zurück sehen können, wenn es ihm um geschichtliche Polemik zu thun gewesen wäre. Namentlich wird auf den Anfang des Processes gegen Savonarola ein erhebendes Licht durch die Correspondenz geworfen, die zwischen ihm und Papst Alexander VI. gewechselt ist, und die hier in Beylagen mitgetheilt wird. Der schlaue Borgia sucht den gefährlichen Eiferer zuerst durch eine höfliche Einladung nach Rom zu locken, angeblich um mit ihm über seine Prophetengaben zu reden; allein Savonarola merkte die Schlinge, und verweigert

unter mancherley Vorwande die Ueberkunft: hiernach ist also, wie gewöhnlich angegeben wird, der erste Schritt von Rom aus nicht mit einem Predigtverbote geschehen.

Indessen sind es nicht nur die einzelnen materiellen Berichtigungen, wodurch diese zweyte Arbeit für die erst genannte Biographie des merkwürdigen Mannes so manches Correctiv enthält, sondern es ist vor allen der streng objective Standpunct, der mit ungetrübtem, sicherem Auge die historischen Gestaltungen anschaut, und sich deshalb der dogmatisierenden Einseitigkeiten enthält, über die wir so eben Klage zu führen hatten. Die beste Probe dafür gibt wiederum Savonarola's prophetische Gabe: anstatt derselben ein irgendwie dogmatisches Fundament unterzuschieben, führt der Hr Vf. dieselbe einfach darauf hinaus, Savonarola entlehnte seine Orakel allein aus Vergleichung der damaligen Zeitumstände mit Worten der Schrift, und die ganze Gewißheit, die er dafür in Anspruch nahm, war eine subjective: er hatte sich davon überzeugt, und verlangte von den Andern keine weitere Annahme der Sätze, als wie weit allgemeine Gründe und die Wahrheit der Schrift dafür sprechen: nie rühmt er sich einer gehaltenen Offenbarung, oder dringt auf unbedingten Glauben an seine Orakel. Schon hiernach wird sich beurtheilen lassen, von wie ganz verschiedenen Standpuncten beide Verfasser ihren Helden aufgefaßt haben, und wie gewiß dem zweyten Biographen die historische Besonnenheit und Klarheit zuzusprechen ist. Was Hr Dr Rudelbach mehr gegeben hat, besteht außer dem geschilderten Dogmatisieren in zahlreichen, freylich sorgfältig gewonnenen Blicken auf den allgemeinen Zustand Italiens; während der zweyte Biograph sich mehr an die Localität von Florenz

hielt. Im Ganzen ist das Resultat der Untersuchungen für das Leben und die Schicksale des Mannes dasselbe, das Urtheil über sein redliches, wenn auch weniger umsichtiges Verfahren gleich günstig.

Bei der Anordnung der Theologie Savonarola's wird auch hier das gewöhnliche Schema einer Dogmatik zu Grunde gelegt, ein Verfahren, zu dessen Vertheidigung nicht allein der Vorzug der Klarheit und Uebersichtlichkeit, sondern auch eine gewisse Nothwendigkeit angeführt werden kann, die in dem inneren Zusammenhange der christlichen Oeconomie begründet, sich überall wiederfinden müsse. Sonst freylich halten wir es bey der Schilderung einer theologischen Gestaltung für viel verdienstlicher, wenn der Verfasser gerade das Individuelle aufspürt und darlegt, wodurch sein Heros sich auf dem gemeinsamen Gebiete des Dogmatischen unterscheidet, als wenn er durch Beweisstellen darthut, wie sehr er den gemeinsamen Sätzen seinerseits gleichfalls entspreche. Gerade für diese portraittierende Thätigkeit hätten wir hier etwas Mehreres gewünscht. Dagegen für die Uebereinstimmung Savonarola's mit dem Allgemeinen der hergebrachten Lehre würde ein anderer Gesichtspunct sich geeignet haben, nämlich das Zurückführen seiner Dogmatik auf das große Feld scholastischer Erudition. Manche Sätze, die hier als Eigenthum des Mannes ausgeführt werden, sind durchaus nur die Gestalt, in die damals seit drey Jahrhunderten das dogmatische Material gebracht war: z. B. die Lehre von der Trinität, die aus den drey Personen nichts anders machte, als die Eigenschaften der Macht, Weisheit, Liebe, findet sich in demselben Maße schon bey Anselm und Abälard: die Zeugung des Sohns zurückgeführt auf das Hervorgehen eines Aehnlichen aus jedem

dynamischen Dinge, ist nichts anders als ein Neuplatonischer Zug, der seit Augustin sich durch die dogmatischen Systeme des Mittelalters durchzieht. Wir meinen, der Hr Vf. hätte durch solches Anknüpfen der Einzelheit seines Mannes an die traditionellen Formen damaliger Wissenschaft, oder durch Unterscheidung dessen, was jedem Systeme auf scholastischer Grundlage anklebt, von dem eigenthümlich Gegebenen, Gelegenheit gehabt, seinen Mann noch immer schärfer in die charakteristischen Züge zu zerlegen. Indessen auch so bleibt ihm der Ruhm einer vollständigen gut geordneten Uebersicht des behandelten dogmatischen Systems.

Die Beylagen enthalten interessante religiöse Poesien und Actenstücke, zum Theil bisher ungedruckt. Die Critik der Schriften ist nur in einer chronologischen Uebersicht gegeben: das Bildniß, nach einem Karniol in der Großherzogl. Gallerie zu Florenz gefertigt, macht den Eindruck des ernstesten, zum Fanatismus geneigten Asceten. Das ganze Werk ist ein sehr erfreulicher Beytrag für die Aufhellung der so denkwürdigen Uebergangsperiode zur Reformation und zur Berichtigung des Urtheils über einen so vielfach verschieden aufgefaßten Mann.

R—g.

K ö n i g s b e r g.

Leitfaden zu Vorträgen über die allgemeine Weltgeschichte für die obere Gymnasial-Classen von Dr. Carl Friedrich Merleker, Oberlehrer am K. Friedrichs-Collegium und Privat-Dozent zu Königsberg. 1835. XVIII u. 323 S. in 8.

Bey einer Schrift dieser Art können wir nicht sowohl den Stoff beurtheilen, der allgemein bekannt ist, als das Eigenthümliche der Methode angeben. Der Vf. bestimmt sein Buch für die

drey obern Gymnasial-Classen, so daß es die ganze Geschichte umfaßt, indem er es in vier Abschnitte oder Zeiträume theilt, alte, mittlere und neue Geschichte, von welcher er die neueste als eigenen Zeitraum seit der französischen Revolution absondert. Das Eigenthümliche in der Methode ist, daß er nicht den erzählenden Ton gewählt hat, sondern vielmehr nur in kurzen Sätzen die Rubriken angibt, die der weitem Erläuterung bedürfen. Das Buch scheint uns daher mehr für die Lehrer geschrieben, um ihnen anzudeuten was sie zu erörtern haben, als für die Schüler, denen es nur dazu dienen kann das, was sie in der Classe gehört haben, ins Gedächtniß zurückzurufen. Es kam hier zunächst auf die richtige Auswahl der Gegenstände an, um das wichtigere von dem unwichtigern zu trennen, und wir räumen es dem Verf. gern ein, daß er darin das rechte Maß getroffen habe. Auch konnte er, bey dieser bloßen Bezeichnung der Gegenstände in einem mäßigen Bande vieles zusammen drängen, wie er denn auch außer der politischen Geschichte nicht nur die Geographie als Hülfswissenschaft derselben, sondern auch die Culturgeschichte mit hineingezogen hat. In der alten Geschichte geht er nach den Völkern. In der mittlern nach allgemeinen Gesichtspuncten, so daß die Geschichte des Occidents der des Orients gegenüber gestellt wird. In der neuern Geschichte geht er auch nicht nach den einzelnen Staaten, sondern nach den Perioden des Europäischen Staatensystems, in der Ordnung wie sie in dem Handbuche des Ref. befolgt ist. Dasselbe gilt auch von der neuesten Geschichte. Ob dieses für den Gymnasial-Unterricht passend sey müssen wir bezweifeln, da bey dieser Behandlung die Kenntniß der Geschichte der einzelnen Staaten vorausgesetzt werden muß.

Hn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

108. Stück.

Den 9. Julius 1836

R o m.

Hier erscheint seit 1829 ein Prachtwerk: *Il Vaticano, descritto ed illustrato da Erasmo Pistolesi, con disegni a Contorni, diretti dal Pittore Camillo Guerra.* Fol., von dem bereits fünf Bände Text und eben so viele Bände Kupfer in 45 Lieferungen vor uns liegen. Unter dem Namen des Vaticanus werden alle dazu gehörigen Gebäude, nicht bloß die Kirche und der Pallast, sondern auch die Museen inbegriffen. Von allen darin befindlichen Kunstwerken, werden Abbildungen und Beschreibungen gegeben. Die Beschreibungen, welche den Text bilden, sind in einem oft zu sehr lobpreisenden Tone; die Abbildungen, in Kupfer gestochene Umriffe, auf fast 500 Blättern, verdienen das größte Lob. Das Werk beginnt in dem ersten Theile mit den Monumenten in der Peterkirche, und steht im fünften Bande noch bey denen in den Vaticanischen Museen befindlichen.

Eine genauere Angabe der einzelnen wird man um so weniger erwarten, da sie fast alle schon aus andern Werken bekannt sind.

Hn.

L e i p z i g.

Bey Brockhaus: Die Probleme und Grundlehren der allgemeinen Metaphysik, dargestellt von G. Hartenstein, außerord. Professor der Philosophie an der Universität zu Leipzig. 1836. XXXII und 537 S. in Octav.

Der Bericht über dieß schätzbare Buch soll zum Theil mit den eigenen Worten des Herrn Verfassers abgestattet werden. Derselbe hat zunächst im Kreiße seiner academischen Wirksamkeit das Bedürfniß eines Buches gefühlt, welches jungen Männern, in denen ihm gelang einen ernstern Untersuchungsgeist anzuregen, als ein ausreichendes und zugängliches Hülfsmittel in die Hand gegeben werden könnte. Daraus entstand der Plan, die Darstellung der metaphysischen Probleme in einer solchen Weise mit der Entwicklung der aus ihnen hervorgehenden Lehrsätze zu verbinden, daß der ganze Zusammenhang der theoretischen Wissenschaft bis zu dem Punkte, wo die allgemeinen Untersuchungen in das Specielle der Naturphilosophie und Psychologie übergehen, mit vollkommener Klarheit und Bestimmtheit vor Augen läge. Er wollte kein Lehrbuch schreiben; hatte aber doch vorzugsweise die Lernenden im Auge; und in philosophischen Dingen ist Jeder ein Lernender, der noch zwischen divergierenden Meinungen schwankt, und keine sicheren Ruhepunkte seines Denkens, keine wissenschaftliche Ue-

berzeugung gewonnen hat. Er strebte nach Deutlichkeit und Verständlichkeit; doch war nichts weniger seine Absicht, als etwa eine sogenannte populäre Darstellung der Wissenschaft zu geben, denn Metaphysik läßt sich eben so wenig popularisieren als Mathematik. Thöricht ist, Schwierigkeiten zu machen, wo keine sind; aber diejenigen Schwierigkeiten, die in der Sache liegen, — und deren sind gerade hier nicht wenige! — dürfen nicht bey Seite geschoben, sondern müssen ins vollste Licht gesetzt werden, um die Untersuchung auch nur in Gang zu bringen. Die natürlichen Anfänge derselben liegen in der allgemeinen, jedem Individuum zu aller Zeit sich aufdringenden Erfahrung. Wird dagegen die Geschichte der Philosophie als die Eingangspforte zur Wissenschaft gewählt, so findet man sich von einem Strome widerstreitender Meinungen ergriffen. Philosophie soll sich aber nicht traditionell fortpflanzen. Die ersten Versuche des speculativen Denkens müssen unabhängig von schon ausgebildeten philosophischen Sätzen entstanden seyn; heraus getrieben, ja heraus gestoßen aus der gemeinen Ansicht der Dinge müssen sich die ersten Denker gefühlt haben; und mit der nämlichen Selbständigkeit, nur vollständiger und umfassender, muß sich noch heute in der Beschaffenheit der gemeinen Ansicht der Dinge jedem das Bedürfniß der Philosophie aufdringen, wie einst einem Anaximander, Parmenides, und Platon. Um diese Unbefangenheit der Untersuchung zu sichern, ist selbst im propädeutischen Theile nur sehr wenig Rücksicht auf die Geschichte der Philosophie genommen worden; die Geschichte einer Wissenschaft ist nicht sie selbst; so geneigt man auch jetzt ist, hier jeden festen Unterschied

in einander fließen zu lassen, und sogar die Möglichkeit philosophischer Irrthümer zu läugnen, indem man die Sphäre, wo Wahrheit und Irrthum einander noch entgegen gesetzt sind, eben so als eine niedere Entwicklungsstufe des erkennenden Geistes betrachtet, als die, wo Tugend und Laster unvereinbar einander gegenüber stehen. In den sublimen Regionen der — Zeitphilosophie verschmilzt das Alles.

Man sieht schon aus dem Gesagten, daß der Verf. sich in diese sublimen Regionen nicht hat erheben wollen, obgleich ihm dieselben sehr wohl bekannt sind. Er will nicht von vorn herein Einbildungen an die Stelle der Thatsachen setzen; will nicht in die Luft bauen. Der Anfang der Untersuchung liegt nirgends anders als im Gegebenen. Eine Hinweisung auf den Zwang, mit welchem sich uns das Gegebene ankündigt, würde in früheren Zeiten nicht nöthig gewesen seyn; in unserer Zeit, seit man sich dessen, was niemals Gegenstand einer Erfahrung werden kann, durch innere Anschauung zu bemächtigen sich überredet hat, setzt man Alles Andere eher voraus, als man sich für verpflichtet achtet, der Aufforderung Kants Genüge zu leisten: 'man solle sich wenigstens darüber rechtfertigen, wie und vermittlest welcher Erleuchtung man sich denn getraue, alle Erfahrung durch die Macht bloßer Ideen zu überfliegen, und wie man es anfangen wolle, seine Erkenntniß ganz und gar a priori zu erweitern.' Doch der Verf. hat sich gegen die Zeitphilosophie noch stärker ausgesprochen: Er sagt: 'Wenn man fortfährt, die Vernunft für ein Orakel zu halten, dessen Aussprüche der Verstand nicht zu dollmetschen, dessen Ansprüche

er nicht zu fassen vermöge, so braucht es keine Bewunderung zu erregen, wenn die Philosophie sich zu Zeiten so unverständig wie möglich benommen hat, um nur einige Ansprüche auf Vernunft zu documentieren.' Hierbey wollen wir uns jedoch erinnern, daß dieß keinesweges allgemein ist. Manche, die jener Zeitphilosophie angehören, haben gar wohl gewußt, daß man mit der Negation des Verstandes nicht weit kommt; und haben sich wohl gehütet, sich, nach S. 100, des 'bacchantischen Taumels, an dem kein Glied nicht trunken sey', zu rühmen. Sie sahen nur nicht, und wußten nicht und wollten nicht glauben, daß und wie man aus dem Widersprechenden der gegebenen Erfahrungsbegriffe herausgehen, und eben damit den Weg zur Erklärung der Erfahrung antreten könne. Nur mit diesen wird ohne Zweifel Herr Prof. Hartenstein sich ferner beschäftigen wollen, in wiefern er überhaupt die erwähnte Zeitphilosophie zu berücksichtigen für gut findet. Uebrigens hat er die Untersuchungen des Unterz. benutzt; dieß ist von ihm selbst nicht bloß in der Vorrede angezeigt, sondern mit einer solchen Pünctlichkeit im ganzen Buche nachgewiesen, daß es auch hier nicht passend wäre, darüber zu schweigen. Vielmehr kann es Ueberlegungen veranlassen, die wenigstens indirect mögen angedeutet werden. Versetzt man sich in Gedanken in das letzte Decennium des vorigen Jahrhunderts, und nimmt man an, Krug und Fries wären früher aufgetreten als Reinhold und Fichte: so erhellet leicht, daß die große Genauigkeit, womit jene beiden die Lehre Kants bearbeitet haben, auf Reinhold sehr vortheilhaft würde gewirkt, und ihn zu einer Behutsamkeit würde bewogen haben, der auch Fichte sich nicht

hätte entziehen können. Wie weit nun auch der Abstand zwischen dort und hier seyn möge: Herr Prof. Hartenstein hat ein Beyspiel von Genauigkeit gegeben, welches öffentlich zu verdanken der Unterz. nicht umhin kann. Mißverständnisse pflegen bey solcher Genauigkeit nicht vorzukommen; bey der Durchsicht des Buches ist dergleichen nicht bemerkt worden; dagegen tritt überall eine Freyheit der Behandlung hervor, die vom ängstlichen Anklammern an die Worte eines Andern das gerade Gegentheil ist. Daß in der schon bekannten Ordnung Methodologie, Ontologie, Synecologie und Eidologie, als die Abschnitte der allgemeinen Metaphysik, sind abgehandelt worden, dieß ist die Folge der nämlichen Nothwendigkeit, worin sich der Unterz. selbst befand, da er im Jahre 1828 den zweyten Theil seiner allgemeinen Metaphysik genau nach demselben Plane ausführen mußte, welchen er sich in den Hauptpuncten der Metaphysik, die im Jahre 1808 herauskamen, schon vorgezeichnet hatte. Wohl möchte es ganz gut gelautet haben, man sey in zwanzig Jahren viel weiter gekommen, man habe in Folge der inzwischen ausgearbeiteten Psychologie und Naturphilosophie ganz neue Aufschlüsse über die Metaphysik gewonnen, man wolle sich mit den Fortschritten der Zeit ins Gleichgewicht setzen, und dergleichen mehr. Das Alles ließ sich nicht sagen; und Herr H. hat auch jetzt nicht möglich gefunden, etwas Aehnliches zu sagen. Dagegen hat er das Zufällige beseitigt, was darin liegt, daß erst die Hauptpuncte der Metaphysik, dann das Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie, hierauf die kleinere und später die größere Psychologie, zuletzt aber die allgemeine Metaphysik vom Unterzeich-

neten herausgegeben waren. Herr H. wollte in einem Buche von bequiemem Umfange, nicht überladen mit Gelehrsamkeit und noch weniger mit Polemik, jedoch versehen mit den nöthigen Hinweisen sowohl auf alte als auf neuere Philosophie, in faßlichem Vortrage Alles das vereinigen, worauf der Titel: Metaphysik, dem Leser Anspruch geben könnte. Er vereinigte demnach die Methodologie mit der Propädeutik, gab der Eidologie zurück was ihr in jenen Schriften die Psychologie vorweg genommen hatte, und ließ die Naturphilosophie weg. Daß es nun dennoch Gründe gibt, früher eine Propädeutik vorzutragen, die Methodologie der Wissenschaft selbst vorzubehalten, die Psychologie abge sondert zu stellen und dagegen die Anfänge der Naturphilosophie mit der allgemeinen Metaphysik zu verbinden: dieß braucht hier nicht erörtert zu werden; denn auch jene Zusammenstellung hat ihre guten Gründe, besonders da, wo die Rücksichten des academischen Vortrags wegfallen. Und schwerlich hätte sich, nach der Meinung des Unterzeichneten, der Plan des Verfassers besser ausführen lassen, als so, wie er es wirklich geleistet hat.

Herbart.

M e i ß e n.

Sumptibus et typis C. E. Klinkichtii et fil. 1835: Commentatio de C. Sallustii Crispi historiarum lib. III. fragmentis, ex bibliotheca Christinae, Suecorum reginae, in Vaticanam translatis, atque Carminis Latini de bello Actiaco sive Alexandrino fragmen-

ta, ex volumine Herculaneensi evulgata. Iterum edidit Joannes Theophilus Kreyssig. XIV und 249 Seiten in Octav.

Mit seltener Ausdauer, worin sich die Liebe für das Alterthum am sichersten bewährt, hat der Herausg. in vorliegender Schrift seine angestrenzte Aufmerksamkeit nochmals auf die Herstellung und allseitige Beleuchtung der Salustischen Bruchstücke gewandt, deren frühere Bearbeitung diese Blätter zu ihrer Zeit gebührend hervorgehoben haben (1831. S. 1397 ff.). Ein merkwürdiges Schicksal ist diesen zertrümmerten Blättern des köstlichen Geschichtswerks in der That zu Theil geworden, indem sie den ältesten Nachrichten zufolge zuerst in Frankreich gefunden, und bereits 1580 von Douza zu Antwerpen theilweise heraus gegeben wurden. In der Folge kaufte sie die Königin Christine von Schweden, in deren reichhaltiger Bibliothek zu Stockholm sie von Isaac Voss und Freinsheim abermals benützt worden sind. Als Christine die Regierung niedergelegt hatte, zog sie mit ihrem Bücherschatze bekanntlich nach Rom, um daselbst ungestört den Wissenschaften leben zu können. Hier starb die Königin 1689, und ihre Bibliothek wurde von Papst Alexander VIII. angekauft, und unter dessen Namen dem Vatican einverleibt. Bey irgend einer Gelegenheit, die wir nicht näher kennen, hatte sich nachher ein gelehrter Jurist, Jacob Augustin von Chevanes, eine anonyme Abschrift der Salustischen Bruchstücke aus Christinens Nachlasse im Vatican zu verschaffen gewußt, von welcher aber kein Gebrauch gemacht worden ist, bis nach seinem Tode dieselbe mit der übrigen Erbschaft in

Thomas von Islan's Hände kam, bey dem sie der Baron Bimard la Bastie 1728 sorgfältig copierte, und die gemachte Copie, ohne zu wissen wessen Bruchstücke sie enthielt, dem gelehrten Muratori als Fragment eines alten Denkmals, oder der *Annales maximi* oder gar der *libri lintei*, zusandte, um dieselbe in seinen *thesaurus inscriptionum* aufzunehmen, was denn auch 1739 geschehen ist. Bald sah jedoch Bimard nach einer Bekanntschaft mit Doussa's frühern Leistungen seinen Irrthum, etwas Unediertes bekannt gemacht zu haben, ein, und sang deshalb eine *Palinodie*, in welcher er aber noch immer hartnäckig der Meinung anhing, daß das vermeinte *ineditum* eine alte Inschrift, und kein Bruchstück des Salust sey. Dieß hat ihm aber Niemand geglaubt, und viele Ausgaben und Bearbeitungen der Salustischen Werke haben bis auf die neuesten Zeiten die genannten Bruchstücke aus Muratori unter dem Nachlasse des großen Historikers aufgeführt. Aber es mangelte ihnen noch immer die nöthige Beglaubigung, welche sich auf Autopsie und auf Vollständigkeit der Abschrift, bis zu den kleinsten Umständen herab, gründet. Dieß Geschäft ist nun von Niebuhr 1817 mit der ihm eigenthümlichen scrupulösen Genauigkeit besorgt worden. Die Abschrift, worin Niebuhr die Schriftzüge jener mit einer Menge anderer, meistens unbedeutender Bruchstücke in einen Band vereinigten uralten Blätter so genau, wie es sich ohne Dutzzeichnung thun ließ, nachgebildet hatte, ist bereits 1830 lithographirt und in vorliegender Ausgabe mit Uncialen gesetzt worden, nachdem auch Mai dieselben Urkunden 1828 in Kupferstichen mitgetheilt hatte. Mit der festesten Ue-

berzeugung erklärte Niebuhr die Schriftart für älter als Constantin, indem sie den ersten drey Jahrhunderten unserer Zeitrechnung angehört. Zu dem Muratorischen Abdrucke bietet die neue Abschrift keine unbedeutende Berichtigungen dar, enthält auch einiges mehr als jener, und fördert die Uebersicht ihres Zusammenhanges, welchen der neue Herausg. durch bedeutende aber glückliche Umstellungen ziemlich sicher ermittelt hat, mehr, als die frühern Gelehrten je haben ahnden können. Selbst Mai ist der innere Zusammenhang fremd geblieben, indem er die einzelnen Columnen ohne genaue Prüfung, welche den deutschen Bearbeiter vortheilhaft auszeichnet, willkürlich durch einander wirft, die letzte sogar an die Spitze stellt, mehrere bequeme und unbequeme Lücken statuiert, und noch dazu voraussetzt, daß mehrere Seiten ausgefallen sind, so daß der Leser in die größte Verwirrung geräth, und kaum begreifen kann, wie man solchen Unsinn hat zusammenstellen können. Der deutsche Herausg. hingegen hat sowohl durch die lichtvollere Anordnung der einzelnen Fragmente als auch durch die gelehrte Begründung seiner Umstellungen und Ansichten überall die gründlichste Sachkenntniß und den glücklichsten Scharfsinn bewiesen.

Die andere Hälfte des vorliegenden Werks enthält die wichtigsten Abhandlungen der Gelehrten über die vor mehr als dreyßig Jahren aus einer zu Herkulanum entdeckten Papyros-Rolle entwickelten Bruchstücke des Römischen Dichters *Rabirius* (wie man glaubt), worin die Schlacht bey Actium und Cleopatra's Tod besungen wird. Den Text der Bruchstücke hat der Herausg. abermals nach dem ersten Drucke Ciampitti's mit

Uncialen sehen lassen, wie dieß bereits in seiner ersten Ausgabe (Schneeberg, 1814) geschehen war. Die zweifelhaften und unleserlichen Buchstaben sind ergänzt, aber zugleich von den übrigen durch den Druck unterschieden worden; und nach Anführung aller verschiedenen Lesarten und nach einer ausführlichen kritischen Begründung des Textes und der Ergänzungen, folgt der Text noch einmal mit gewöhnlichen Schriften, um die Uebersicht des Ganzen dem Leser zu erleichtern. Die Gött. gel. Anz. 1811. S. 638 ff. enthalten bereits die größeren Bruchstücke des Rabirius, welche Heyne damals durch Morgenstern in Dorpat erlangt hatte, und die auch Carl Fea zu Rom noch in demselben Jahre in der Vorrede zu seiner Ausgabe des Horatius als Urkunden des Augustischen Zeitalters drucken ließ. Bald darauf gab sie Morgenstern in seiner Reise in Italien im Jahre 1809 (Dorpat und Leipzig 1813, B. 1. S. 160 — 177) selbst heraus, und versuchte, wie seine Vorgänger, dieselben zu ergänzen und zu erklären. In der Folge hat auch Jo. Conr. Drelli diese Bruchstücke in die Vorrede zu den Fragmenten Epikurs über die Natur (1818) aufgenommen, und zwar nach den ersten, einzig glaubwürdigen, Kupferstichen Ciampitti's (Herculanensium Voluminum, quae supersunt, Tom. II. Neapel, 1809). Die letzte Ausgabe mit einer Italiänischen Uebersetzung in Versen erschien 1830 unter dem Titel: Frammenti di Rabirio poeta tradotti ed illustrati da Giulio Ignazio Montanari. S. Torli, appresso Casali. Montanari's Abhandlung, welche die Geschichte der Bruchstücke erzählt und die Untersuchung über den Verfasser derselben von Neuem anregt, ist nebst der

Italiänischen Uebersetzung der vorliegenden Ausgabe einverleibt worden. Ihr gehen Ciampitti's Forschungen und Ergänzungs-Versuche voran, denen der Text abermals beygefügt worden ist. Was übrigens im Alterthume von dem Dichter Rabirius vorkömmt, hat neulich Weichert de Varro poeta S. 21 ff. so vollständig zusammengestellt, und so befriedigend beurtheilt, daß kaum noch eine Nachlese für eine neue Untersuchung übrig geblieben zu seyn scheint. Rabirius, wiewohl von Diod, Bellejus und Quinctilian mit Auszeichnung genannt, scheint sich doch, wie Ponticus, in der Menge der gleichzeitigen oder bald auf ihn folgenden epischen Nebenbuhler früh verloren zu haben. Die vorherrschende rhetorische Richtung der damaligen Zeit spricht selbst noch aus den verwitterten Trümmern des Rabirischen Epos. Mit mehr poetischer Kraft hat bald darauf Lucanus dieselbe Richtung in der Behandlung eines ähnlichen Stoffes verfolgt; und wie viele Epiker dieser Gattung sind nicht verloren gegangen! Auch Petronius stimmt in der epischen Besingung des Römischen Bürgerkrieges denselben Ton an, wie schon Heyne richtig bemerkt hat, welcher im Ganzen weniger günstig über den Rabirius urtheilte, als der offenbar befangene Montanari in den Worten: Egli tiene nello stile un non so che, direi quasi di Lucreziano, un nerbo tale ha nella frase, una vivezza nelle immagini da non cedere ad alcun altro scrittore latino. — Angehängt sind in vorliegender Ausgabe 6 Bruchstücke aus dem elften Buche Epikurs *περὶ φύσεως*, welche Drelli's Ausgabe nicht enthält.

Bern und St. Gallen.

Von dem Gemählde der Schweiz nach den einzelnen Cantons, wovon wir im vorigen Jahrgänge St. 35 den Anfang, der mit dem Canton Zürich gemacht ward, anzeigten, haben wir die Fortsetzung von zwey andern Cantons, dem von Schwyz und dem von Tessin erhalten. Die Leser werden sich erinnern mit welcher Auszeichnung wir damals von jenem ersten Theile sprachen, der von Meyer von Knona u, dem Sohne des berühmten Geschichtschreibers und Fortsetzers von J. v. Müller verfaßt war. Derselbe hat uns auch jetzt den Canton Schwyz geliefert, der in der Reihe der Cantons den fünften Platz einnimmt: Der Canton Schwyz, historisch, geographisch, statistisch geschildert; Beschreibung aller in demselben befindlichen Berge, Seen, Flüsse, Flecken, Dörfer, so wie der Burgen und Klöster; nebst Anweisung denselben auf die genußvollste und nützlichste Weise zu bereisen. Ein Hand- und Hausbuch für Cantons-Bürger und Reisende, von Gerold Meyer von Knona u. 1835. 385 S. in 8. Der Titel zeigt schon hinreichend, was der Leser darin zu erwarten hat, und der Name des Verf. bürgt schon für die sorgfältige und zweckmäßige Ausführung. Plan und Anordnung sind ganz dieselben wie bey dem Canton Zürich. Nach einer kurzen Literatur der Schriften und Karten enthält der erste Theil: Allgemeine Uebersicht der Geschichte, und zwar von den frühesten bis auf die jetzigen Zeiten. Es ist eine musterhafte Behandlung, in der keinesweges das

frühere dem neuern aufgeopfert ist, wenn gleich das letztere seit der Französischen Staatsumwälzung und ihren Folgen für die Schweiz in Beziehung auf den Canton, wie billig ausführlicher behandelt ist. Niemand wird die Erzählung des heldenmüthigen Widerstandes dieses Bergvolks im Jahre 1798 ohne Theilnahme lesen. Nach dieser historischen Uebersicht folgt unter den vier Rubriken, die jede wiederum ihre Unterabtheilungen haben: Land, Volk, Staat und Kirche, die allgemeine Beschreibung. Sie geht sehr ins Einzelne (so sind bey der Botanik sorgfältig alle Pflanzen nach ihren Kunstnamen angeführt). Wir können begreiflich hier nicht ins Einzelne folgen; nichts ist darin vergessen; nichts zu viel oder zu wenig. Die Bevölkerung wird jetzt zu 38351 angegeben, doch sey die Angabe nicht genau zu nennen. Bey dem Nahrungszustande werden die einzelnen Zweige desselben sorgfältig behandelt. Bey dem gesellschaftlichen Zustande auch Proben der Sprache. Bey dem Staat zuerst Zustand vor 1798; dann die einzelnen Umänderungen von da bis zu der jetzigen Verfassung vom 13. October 1813. Staatsverfassung und Staatsverwaltung; zuletzt die Kirche. Die Anleitung den Canton zu bereisen, welche den allgemeinen Theil beschließt, ist sehr zweckmäßig nach den einzelnen Classen der Reisenden abgetheilt. Zum Vergnügen — für den Botaniker — den Mineralogen — den Geschichtsforscher — den Künstler — den Kaufmann und Fabricanten, nebst Anzeige der Entfernungen der Orter. Der zweyte specielle Theil zählt nach alphabetischer Ordnung die Ortschaften, Berge u. s. w. auf, und gibt nebst der

Beschreibung bey einzelnen auch das Geschichtliche. So bey Uri und Goldau, die Geschichte des furchtbaren Bergfalls; bey Einsiedeln, dem berühmten Wallfahrtsorte; bey dem Rigi, was manchem frohe Erinnerungen zurückrufen wird; dem Flecken Schwyz u. a.

Der Canton Tessin historisch, geographisch, statistisch geschildert, ein Hand- und Hausbuch für Cantons-Bürger und Reisende, von Stefano Francini; nach der Staliänischen Handschrift von G. Wagnauer. 1835. VIII und 436 Seiten. Die Behandlung dieses Cantons, des achtzehnten in der Reihe, mit 109000 Seelen, ist um so verdienstlicher, da er viel weniger als die andern bekannt ist. Der Verfasser ist schon durch eine Statistik der Schweiz 1827 bekannt, in welcher er bereits auch diesen Canton — wie man ihm vorwarf mit zu hartem Urtheile — behandelt hatte. Plan und Anordnung ist ganz nach dem Muster der Cantone von Zürich und Schwyz. Auch in dieser neuen Behandlung hat er die Mängel nicht verschwiegen. 'Alles habe ich sagen wollen, heißt es in der Vorrede, erstlich weil ich glaube daß kein vollkommenes Regiment hienieden bestehen könne; zweytens weil daraus daß ein Regiment republicanisch ist, nicht folgt daß es vortrefflich sey; drittens, weil aus Zeitumständen Hindernisse der Entwicklung entstehen können.' 'Bey uns, heißt es S. 293, thun die Namen Alles; um die Sachen bekümmert man sich wenig.' Wenn wir gleich die Arbeit des Herrn Francini nicht ganz auf gleiche Stufe mit der des Herrn Meyer

stellen können, so werden die Leser doch auch hier einen großen Reichthum sorgfältig gesammelter Materialien finden, und nicht leicht etwas vermissen, worüber sie Belehrung wünschen.

Sollten die übrigen Cantone auch so sorgfältige Beschreibungen erhalten, wie die angezeigten, so wird die Schweiz sich einer Statistik rühmen können, wie wir sie nicht leicht von einem andern Lande unsers Welttheils besitzen.

Gn.

B e r l i n.

Die Erkenntniß und Heilung der Ohrenkrankheiten von Dr. Wilhelm Krausmer. 1835. X und 400 S. in 8.

Diese Schrift ist eine zweyte Ausgabe seiner Erfahrungen über die Erkenntniß und Heilung der langwierigen Schwerhörigkeit, welche in diesen Blättern 1833. St. 161 mit verdientem Lobe angezeigt ist. Diese zweyte Ausgabe heißt mit Recht eine sehr verbesserte und vermehrte, wie schon die Seitenzahl, die von 100 bis auf 400 angewachsen ist, und auch die reichere Ausstattung mit Abbildungen im Kupferstich beweiset. Wir glauben daher, mit Bezugnahme auf jene frühere Anzeige, daß es keiner neuen Empfehlung derselben bedürfen wird.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

109. Stück.

Den 11. Julius 1836.

G ö t t i n g e n. *)

Physiologischer Preis,

gestiftet

von einem Freunde der Wissenschaft.

Ungeachtet der wichtigen Fortschritte, welche, besonders in neuerer Zeit, die Hämatologie gemacht hat, ist die eigentliche physiologische Bedeutung der einzelnen nächsten Blutbestandtheile nur wenig aufgeklärt worden. Demnach wird gefragt:

Welches physiologische Wechselverhältniß findet zwischen den einzelnen Bestandtheilen des Blutes überhaupt, besonders aber zwischen den sogenannten nächsten Bestandtheilen desselben statt, und welchen Antheil hat jeder einzelne dieser letztern an dem Sanguifications-, Ernährungs-, und Absonderungs-Process?

*) Die Redaction ist ersucht worden das Folgende bekannt zu machen.

Bey der, auch mit Rücksicht auf die Embryonen und die niedern Thiere anzustellenden, Lösung dieser Frage wird nicht allein eine bündige Prüfung der über den Gegenstand bestehenden hauptsächlichsten Ansichten gewünscht, sondern vorzüglich, und zwar durch die erforderlichen eigenen Versuche unterstützt, zu erörtern verlangt: — Welche Veränderungen der in die Blutmasse ergoffene Chylus durch den Vorgang der Sanguification erleidet, und welche Bedeutung bey diesem Vorgange die einzelnen Blutbestandtheile, besonders aber auch die Kerne der Blutkörperchen haben; — ob der Chylus in das Blut überhaupt, d. h. in die nächsten Bestandtheile zugleich, oder vielmehr zunächst nur in einen derselben umgewandelt wird, aus welchem dann nach und nach die andern sich bilden, — welche Reihenfolge der Umbildung in letzterm Falle statt findet; — ob an der Ernährung des Körpers und seiner verschiedenen Gebilde, so wie an den Absonderungen die sämtlichen nächsten Bestandtheile des Blutes Antheil haben, so daß jene Vorgänge aus der gesammten Blutmasse geschehen, und wie viel Bedeutung alsdann jeder einzelne dieser Bestandtheile bey den Vorgängen hat, — oder ob der Ernährung gewisser Gebilde der Eiweißstoff, anderer der Cruor, noch anderer der Faserstoff vorsteht, — oder ob die Ernährung aller Körpergebilde aus einem der genannten nächsten Bestandtheile zu erklären ist; — welcher von den Bestandtheilen alsdann als der eigentliche Nährstoff erscheint, und worin der Festwerdungsproceß, d. h. der Uebergang des Nährstoffes oder Bildungsstoffes in die feste Körpermasse besteht.

Der Preis für die genügende Beantwortung der obigen Frage beträgt

Einhundert Ducaten,

welche bey einer hiesigen öffentlichen Casse deponiert sind.

Die Preiszuerkennung geschieht am 28. May 1838; die Concursschriften, deren Beurtheilung Professoren der hiesigen Königl. Universität zu steht, müssen entweder in deutscher, oder in lateinischer, oder in französischer Sprache und leserlich geschrieben, so wie mit einem Motto und einem versiegelten Zettel, welcher äußerlich dasselbe Motto, inwendig aber den Namen, Stand und Wohnort des Verfassers enthält, vor dem 1. Januar 1838 an einen der Unterzeichneten portofrey eingesandt werden.

Der Name des Stifters dieses Preises wird dem Verfasser der des Preises für würdig erkannten Schrift genannt. Diese Schrift wird durch den Druck der Deffentlichkeit übergeben und dem Verfasser eine Anzahl von 15 Frey-exemplaren zur Disposition gestellt; sollte jedoch der Verf. selbst die Herausgabe besorgen wollen, was aber jedenfalls vor Ablauf des J. 1838 geschehen seyn muß, so wird ihm solches unter der Bedingung der Ablieferung einer gleichen Anzahl von Exemplaren zugestanden.

Die Gelehrten aller Länder werden, mit Ausschluß derjenigen, welche mit der Beurtheilung der einlaufenden Beantwortungen beauftragt sind, eingeladen sich um diesen Preis zu bewerben.

Die mit der Bekanntmachung des Vorstehenden Beauftragten:

F. G. Bartling. A. A. Berthold. Fr. Wöhler.
Professoren zu Göttingen.

M i t a u.

Römische Briefe aus den letzten Zeiten der Republik von Otto v. Mirbach; erster Theil VI. u. 472 S. Zweiter Theil 302 S. in 8. 1836 (bey Keyher). Es ist immer eine erfreuliche Erscheinung, wenn die Studien der Jugend auch noch das Alter verschönern, wovon die vorliegenden Briefe uns einen Beweis geben. Sie waren, zufolge der Vorrede, nicht für den Druck, sondern für die literarische Gesellschaft von Mitau bestimmt; ihre Bekanntmachung bedarf indeß keiner Rechtfertigung. Ihre Bestimmung ist den Zustand der Römischen Welt in einem bestimmten Zeitpunkt, den Jahren 64 u. 63 v. Chr. darzustellen, in welche das Consulat des Cicero, die Verschwörung des Catilina, und des Pompejus glänzendste Rolle nach dem Sturz des großen Mithridates in Asien fällt. Der Vf. hat dazu aus guten Gründen die Briefform gewählt. Indesß ist es kein Briefwechsel zwischen den damals ersten Männern im Staate, sondern bis auf wenige Ausnahmen zwischen dem Legaten bey der Armee des Pompejus, dem P. Servilius Patia (Sohn des Servilius Tauricus), und dem Kriegstribunen C. Cassius Longinus, nachmaligem Mörder des Cäsars. Beide waren den größten Theil der Jahre abwesend in Asien, unter den Befehlen des Pompejus, der eine in den Ländern am schwarzen Meere, der andere in Syrien und Phönicien; so daß der Verf. dadurch Gelegenheit hatte, den Zustand dieser Provinzen, wo Pompejus damals als Imperator herrschte, zu schildern, ehe er uns nach Rom selber führte. Der Briefe sind 20 an der Zahl, von denen jeder Theil 10 enthält. Die Briefform gewährte dem Vf. den Vortheil einer lebendigen Darstel-

lung und mehr Abwechslung als die Form etwa einer Reisebeschreibung, oder eines anderen zusammenhängenden Vortrags. Freylich mußte der Vf. oft ausführlicher seyn als der Römer, in dessen Namen sie geschrieben werden, gewesen seyn würde, da sie für die Belehrung eines deutschen Publicums bestimmt sind. Uebrigens glaube man nicht, daß der Vf. seine Arbeit sich zu leicht gemacht habe. Sie erforderte lange Vorstudien; denn der Vf. verlangt nicht, daß wir ihm auf sein Wort glauben sollen. Die Beweisstellen sind jedesmal nachgewiesen; die vertraute Bekanntschaft mit Herodot, Strabo, Polybius und andern Classikern leuchtet auf jedem Blatte hervor.

Der erste Brief des Servilius aus Panticapäum im Taurischen Chersones geschrieben, enthält die Fahrt mit der Flotte, welche Servilius auf Befehl des Pompejus nach Theodosia, und der zweyte die Fortsetzung, von da bis Byzanz, führen mußte. Wir lernen hier den damaligen Zustand der griechischen Städte längs der Nordküste des Pontus, wie der Völker, die dort ihre Wohnsitze haben, kennen. Die Leser werden die Reise gern in der Gesellschaft des Verfs. machen. Der dritte Brief von Cassius aus Tyrus datiert, versetzt uns nach Syrien, wo damals Pompejus über Fürstenthümer und Reiche schaltete. Wir erhalten hier Nachrichten über die syrischen Städte. Besonders aber über Judäa, aus seiner Hauptstadt, die von Pompejus eingenommen war, da er als Schiedsrichter zwischen Hyrcan und seinem Bruder Aristobul austrat; und selbst den Tempel besuchte. Der vierte Brief des Servilius gibt die Reise desselben nach Italien, anfangs mit der Flotte, deren Oberfehl er dann bey Sigäum dem Quästor Marcellus übergibt,

und nun als Privatmann seine Reise durch Macedonien fortsetzt, bis er in dem fünften Briefe zu Hydruntum (Otranto) in Italien landet. Die Reise durch Macedonien lehrt uns das Innere des Landes, seine Städte, und das berühmte Schlachtfeld kennen, wo Perseus seinem Schicksale erlag. Der sechste Brief von Cassius ist aus Antiochien datiert. Es enthält ein Gemälde der Phönicischen Küste, der dortigen Städte, und ihres Handels in den früheren Zeiten. Die vier folgenden Briefe des Servilius sind nun aus Rom geschrieben, und versehen uns in diese Weltstadt um die Zeit der Catilinarischen Verschwörung. Um klar zu seyn, wird in dem fünften Briefe eine kurze Entwicklungsgeschichte der Römischen Verfassung vorangeschickt, an welche sich wieder eine Schilderung des sittlichen Zustandes in jener Zeit anschließt. Wir lernen nun die Hauptpersonen, einen Cicero, Cäsar, Cato, so wie einen Catilina und andere genauer kennen. Die Erzählung der Catilinarischen Händel geht bis auf seine Entfernung von Rom durch Cicero's bekannte Rede.

Der zweite Theil beginnt mit drey Briefen der Kriegstribunen C. Licinius Crassus, der unter dem Consul Antonius mit dessen Armee gegen Catilina zog, der mit seinen Truppen bey Vistoria stand. Der Zug durch Etrurien wird benutzt, um über den Zustand dieser Länder in früherer und späterer Zeit Nachrichten zu geben, wo es nicht an Gelegenheit fehlt, Untersuchungen über Sprache und Religion der Etrusker einzuschalten. Zuletzt ausführliche Nachrichten über die Schlacht und die Niederlage und Tod des Catilina. Mit dem vierzehnten Brief beginnt wieder die Correspondenz zwischen C. Cassius und Servilius; der erstere schreibt wieder

von Amisus aus Vorderasien, wohin er aus Antiochien in Syrien hatte reisen müssen. Die Rückerinnerung an Antiochien verschafft dem Leser eine Beschreibung dieser prachtvollen und üppigen Stadt und ihrer Umgebungen. Der folgende Brief von Servilius aus Rom schildert die dortigen Zustände nach dem Untergange des Catilina, und gibt bey der Beschreibung der Wahl Cäsars zum Pontifex maximus ein lebendiges Bild solcher Scenen in Rom. Cassius erwiedert diese mit Nachrichten aus Amisus, das sich begünstigt vom Pompejus wieder aus seinen Trümmern erhob. Die Rückreise des Cassius von Rom geschah im Gefolge des Pompejus zu Schiffe längs der Küsten von Kleinasien, wo die Beschreibungen der dortigen Städte und ihrer Merkwürdigkeiten, wie von Smyrna, Miletus u. a. den Leser unterhalten; auch Pergamus wird besucht und beschrieben. Ein Schreiben des Servilius aus seiner Villa bey Ostia gibt die Beschreibung einer solchen Anlage der Römischen Großen. — Die Fahrt des Cassius führt ihn auch nach Rhodus, wo der Besuch, den Pompejus dem als Philosoph und Geschichtschreiber gleich berühmten Posidonius abstattete, beschrieben wird.

Wir haben genug gesagt, um die Leser auf das vorliegende Werk aufmerksam zu machen. Es ist nicht zunächst für gelehrte Historiker, sondern für gebildete Freunde der Geschichte und des Alterthums geschrieben, und diese werden es nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Der Verf. läßt hoffen, es bis zur Ermordung Cäsars fortzusetzen, und wir wünschen, daß diese Hoffnung nicht unerfüllt bleiben möge.

L e m g o.

(Meyer'sche Hofbuchhandlung) von dem Archiv der Pharmacie des Apotheker-Vereins im nördlichen Deutschland, herausgegeben von Rudolph Brandes, sind uns bereits von der zweyten Reihe, fünfter Band, die drey ersten Hefte zugesandt. Wir müßten uns bey diesen, heftweise erscheinenden, Zeitschriften begnügen, von Zeit zu Zeit ihre Fortsetzung anzuzeigen, da eine Angabe der einzelnen Hefte mit ihrem Inhalt nicht in dem Plane dieser Blätter liegen kann. Dem ersten Hest ist ein Aufsatz über das Leben und Wirken des durch Alter und Verdienste gleich ehrwürdigen Wurzer in Marburg vorgefetzt.

Die obige Bemerkung gilt auch von dem, in demselben Verlage gleichfalls heftweise erscheinenden Handbuch der Reagentien und Zerlegungslehre, oder chemisch-analytische Studien, mit einem dreyfachen Register bearbeitet vom Hofrath Dr du Mesnil, wovon uns erst das erste Hest, 128 S., zugekommen ist.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

110. 111. Stück.

D e n 14. J u l i u s 1 8 3 6.

H a n n o v e r.

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung.
Ueber das Seebaden und das Norderney-
er Seebad. Von Dr Carl Mühry practi-
schem Arzte ic. zu Hannover. VIII. u. 184 S.
1836. 8.

Das Seebad auf der Insel Norderney hat ei-
nen solchen Ruf erlangt, daß es einer besondern
Empfehlung kaum mehr bedarf. Aber es ist ge-
wisß angemessen und nützlich, von Zeit zu Zeit
auf seine sich verbessernden und vergrößernden
Einrichtungen aufmerksam zu machen, und von
dem jedesmaligen Standpuncte der Wissenschaft
aus die Wirkungen zu betrachten, welche es auf
den menschlichen Körper ausübt.

Wenn auch nicht den ersten, doch gewisß den
stärksten Impuls zur Errichtung von Seebädern
in Deutschland hat die Aufforderung Rich-
tenberg's gegeben, die er im Jahre 1793 (im
Göttingischen Taschen = Calendar S. 62 — 109)
an Aerzte und Laien ergehen ließ. Die Heils-

samkeit, Gefahrlosigkeit und zweckmäßigste Einrichtung hob er mit wenigen Worten hervor. Er bemerkte, daß er die gesündesten Tage seines Lebens seinem Aufenthalte zu Margate verdankte, und daß weder der Médecin penseur noch der Médecin signeur den Nutzen zu läugnen vermöchte. Vor dem Schicksale des Jonas dürfe Niemand bange seyn; die Fische, die einen Propheten fressen könnten, seyen dort so selten als die Propheten. Ein Jahr darauf wurde das Seebad zu Doberan und drei Jahre später das zu Norderney gegründet. Seitdem haben sich noch 14 ähnliche Institute, theils an der Nordsee-, theils an der Ostsee-Küste erhoben. Ueber das Norderneyer Seebad haben von Halem und Bluhm bereits mehrere Schriften herausgegeben.

Die vorliegende zeichnet sich ebenso durch eine belehrende Vollständigkeit als durch eine frische, ansprechende Darstellung und durch verschiedene beachtungswerthe wissenschaftliche Betrachtungen aus. Wir freuen uns dem Hrn Verf., der vor mehreren Jahren unser academischer Mitbürger war, auf diesem Wege zu begegnen.

Das Ganze zerfällt in zwei Abschnitte, deren erster allgemeine Bemerkungen über das Seebaden, der andere die specielle topographische Schilderung enthält. Der einleitende Theil begreift im ersten Capitel die practische Darstellung der Wirkungen des Seebadens, welche als psychische, resolutorische und tonisierende bezeichnet werden. Genau wird entwickelt, wie der erste Eindruck, den das Seebad auf den Organismus äußert, scheinbar beunruhigend ist; wie das Hautsystem durch Ausschläge und Anschwellung, der Digestionsapparat durch mannigfache Beschwerden, das Gefäßsystem durch vermehrte Aufregung affi-

ciert erscheinen, wie aber allmählich diese Zufälle verschwinden. 'Langsam aber ununterbrochen schreitet der Auflösungsproceß in der Tiefe des Organismus vorwärts, indem ein System nach dem andern den wohlthätigen Einfluß erfährt, welchen die erhöhte Thätigkeit aller der Organe bewirkt, welche der Digestion, der Blutbereitung, den Secretionen und dem Stoffwechsel vorstehen.' Gegen das 21ste bis 28ste Bad pflegen wieder heftigere Erscheinungen aufzutreten, welche die allgemeine Theilnahme und Reaction der Organe anzeigen. Sie sind kritischer Natur und bald gastrisch, bald rheumatisch. 'Gewöhnlich enden diese *molimina critica* mit einem reichlichen Schweiß, und der Kranke empfindet von nun an ein besonderes Wohlbehagen; namentlich lassen nun alle Neuralgien, Rheumatalgien, spastischen Zustände, Leukorrhöen zc. auffallend nach oder verschwinden ganz; das Gefühl der Ermattung nach dem Bade hört ganz und gar auf, und macht dagegen dem der Kraft und Gesundheit Platz. Jedes nun folgende Seebad übt eine wahrhafte tonisierende Wirkung auf Geist und Körper aus.' Der Verf. geht hierauf in eine Vergleichung des Fluß- und Seebades ein und sucht sowohl aus den immediaten als secundären Wirkungen darzuthun, daß die erprobte Wirksamkeit des Seebades, nicht, wie so Viele glauben, hauptsächlich in seiner Einwirkung als kaltes Bad begründet liege. Wir halten die Parallele zwischen beiden Arten kalter Bäder für gelungen; wenn aber der Verf. (S. 54) sagt: 'Wir sehen nach dem Flußbade nur Abhärtung der Haut und Kräftigung des Nerven- und Muskelsystems im Allgemeinen, jedoch in geringerem Grade als nach dem Seebade entstehen; aber weder Kropf noch Scropheln, weder Amenorrhoe

noch Epilepsie, weder chronische Exantheme noch Warzenbildung, weder Sicht noch Neuralgien, weder Lähmungen noch Unfruchtbarkeit, weder fluor albus noch Chlorosis sind durch Flußbäder geheilt werden,' so glauben wir nach unsern Erfahrungen, was die Scropheln, die chronischen Ausschläge, den fluor albus und die Chlorose betrifft, widersprechen zu dürfen.

Das zweite Capitel untersucht die Gründe, weshalb die Seelust einen so wohlthätigen Einfluß auf die Gesundheit äußert. Diese Untersuchung besteht in einer ziemlich getreuen Uebersetzung der 8ten Abtheilung der Bridgewater treatises, book II. of meteorology von Prout. Lond. 1834. Die Temperatur-Grade, welche bis dahin nach Reaumur angegeben wurden, werden nun immer nach Fahrenheit bezeichnet. Alles geht hier darauf hinaus, die Einflüsse anzugeben, welche Wärme und Licht auf die festen, flüssigen und gasförmigen Bestandtheile unsers Planeten ausüben. Zu dem Ende werden die Verhältnisse des festen Landes, des Meeres und der Atmosphäre, die Verbreitung der Wärme und des Lichts betrachtet, die Theorie Humboldt's von den Isothermen und Isotheren entwickelt und durch Tabellen erläutert; dann die Bedingungen dessen, was man Klima nennt, der Land- und Seewinde, sowie der Passate auseinandergesetzt und hierzu ein Drittheil der ganzen Bogenzahl der Schrift verwandt.

So interessant die Gegenstände an sich sind, so hätten sie wohl können hier kürzer zusammengefaßt werden, um die zwey Resultate abzuleiten: die Ursache der Salubrität der Seelust beruhe vorzüglich 1) in der auffallend größern Gleichmäßigkeit in der Temperatur, und 2) in dem größern Gehalt von Feuchtigkeit unter der

Form von Wasserdunst in der See-Atmosphäre. Der Vf. führt (S. 111) anmerkungsweise noch als eine dritte Ursache an: 'den gänzlichen Mangel an schädlichen, von der Oberfläche des festen Landes exhalirten Dünsten, Gasarten und sonstigen Stoffen.' Aber wir glauben, daß, abgesehen von anerkannt ungesunden Gegenden, die Vegetation des Festlandes, zum Ersatz mancher andern, der Luft viele wohlthätige und balsamische Stoffe mittheile. Auch sollte man meinen, daß die See, diese alma mater rerum, bey der unendlichen Fülle ihrer belebten Bewohner, welche in beständiger Zersetzung und Umbildung begriffen sind, den Luftkreis mit nachtheiligeren Exhalationen schwängere, als Binnenländer es vermögen. An einigen Küsten ist es auch wirklich vor widrigem Geruche nicht auszuhalten. Die Macht der Winde ist es, welche fast allerwärts das Gleichgewicht wieder herstellt. Was (ebend.) von einer Beobachtung Prout's angegeben wird, der zur Zeit der Cholera in London eine Gewichtszunahme der Luft gefunden, als wahrscheinlich von der Gegenwart eines gasförmigen Stoffes herrührend, so scheint uns dieses höchst problematisch.

Das dritte Capitel bespricht die Frage: ist die Wahl des Seebades gleichgültig? Der Verf. stellt als Bedingungen, die ein Seebad erfüllen müsse, um den Anforderungen des Arztes und des Kranken vollkommen zu genügen, folgende auf: a) in Bezug auf das Seewasser: 1) einen starken Gehalt an Salzen und sonstigen das Seewasser als solches charakterisirenden Bestandtheilen; 2) eine hinreichende Entfernung von den Mündungen der Flüsse, um gegen die Vermischung des süßen Wassers geschützt zu seyn; 3) Reinheit des Seewassers, ohne Schmutz und Schlamm; 4) kräftigen Wellenschlag; und 5)

Ebbe und Fluth. b) in Bezug auf den Strand: 1) festen, sandigen Boden, frey von sogenanntem Schlack, Steinen und Muscheln; 2) allmälisches Abdachen des Ufers ohne Tiefen; 3) gänzliche Gefahrlosigkeit für die Badenden. c) in Bezug auf die Atmosphäre: 1) stets reine, frische Seeluft, ungemischt mit durchgeschwängelter Landluft, aber auch frey von dem verpestenden Geruche, welcher sich bey der Entwicklung des Seetangs entwickelt; 2) milde und möglichst gleichmäßige Temperatur der Atmosphäre, weder zu rauh und unfreundlich, noch zu heiß und drückend. Daher um beiden Anforderungen zu genügen, vor allen Dingen eine insularische Lage. d) in Bezug auf das Terrain: angenehme und so gelegene Umgebungen, daß sie zur nothwendigen körperlichen Bewegung in freyer Seeluft sich eignen.

Hierauf zeigt der Verf., daß Norderney in allen diesen Beziehungen den übrigen Nordsee- und Ostsee-Bädern in Deutschland und Holland entweder gleichkomme, oder sie noch übertreffe. Namentlich wird vom Strande angeführt, daß er ein ganz allmällich sich vertiefender, sammetartiger Sandboden sey, der eine solche Festigkeit besitze, daß ein Wagen, der während der Ebbezeit über ihn hinfährt, kaum eine dem Auge merkbare Spur hinterläßt. Und auf diesem als Badegrund dienenden Boden treibt wenige Stunden hernach die Fluth 10 — 20 Fuß hohe schäumende Wellen daher.

Der zweite Abschnitt behandelt in drey Capiteln die Topographie der Insel, die Communicationswege und Mittel, um zu ihr zu gelangen und die innere Organisation der Badeanstalt und des Bades. Die vielen hier mitgetheilten Notizen erwecken ein anschauliches Bild des Ge-

genstandes und sind ganz geeignet, Jedem, der seine Blicke nach diesem wohlthätigen Seebade wendet, eine befriedigende Nachweisung über seine statistischen und öconomischen Verhältnisse zu ertheilen. Zugleich geht auch daraus hervor, mit welcher Sorgfalt die Behörde, der die Verwaltung der Anstalt anvertraut ist, sich ihre Handhabung und Verbesserung angelegen seyn läßt, und wie der steigende Zuspruch des Publicums ihre Anstrengungen belohnt.

M.

B e r l i n .

Bey dem Verfasser, und in Commission der Nikolaischen Buchhandlung. Althochdeutscher Sprachschatz, oder Wörterbuch der althochdeutschen Sprache, in welchem nicht nur zur Aufstellung der ursprünglichen Form und Bedeutung der heutigen hochdeutschen Wörter, und zur Erklärung der althochdeutschen Schriften alle aus den Zeiten vor dem 12ten Jahrhundert uns aufbewahrten hochdeutschen Wörter unmittelbar aus den handschriftlichen Quellen vollständig gesammelt, sondern auch durch Vergleichung des Althochdeutschen mit dem Indischen, Griechischen, Römischen, Litauischen, Altpreussischen, Gothischen, Angelsächsischen, Altniederdeutschen, Altnordischen die schwesterliche Verwandtschaft dieser Sprachen, so wie die dem Hoch- und Niederdeutschen, dem Englischen und Holländischen, Dänischen, Schwedischen gemeinschaftlichen Wurzelwörter nachgewiesen sind: etymologisch und grammatisch bearbeitet von Dr. E. G. Graff, Königl. Preuss.

Regierungsrathe, und ordentl. Mitgl. der Königl. Academie der Wissenschaften zu Berlin. Erster Theil, die mit Vocalen und den Halbvocalen J und V anlautenden Wörter. 1834. in Quart. LXXIV Seiten Vorrede u. 1167 Seiten Wörterbuch. — Zweiter Theil, die mit den Liquiden L R M N anlautenden Wörter. Berlin 1836. bis jetzt 104 Seiten. (Zusammen 5 Lieferungen, jede zu 15 Bogen; der Preis jeder Lieferung für die Subscribenten 5 Thaler).

Von diesem für die Sprachwissenschaft überhaupt und für die genauere Kenntniß unserer Muttersprache besonders so höchst wichtigen Unternehmen ist in unsern Blättern schon mehrmals die Rede gewesen, am ausführlichsten im Jahrg. 1824 S. 721 bey der Anzeige der Schrift des Hn Graff über die althochdeutschen Präpositionen, welche als Probe und Vorläuferin des Sprachschazes in jenem Jahre erschienen war. Um so mehr gereicht es uns zur innigen Freude, jetzt den ersten vor wenig Monaten vollendeten Theil des eben so gelehrten und mühsamen als nützlichen und verdienstvollen Werkes anzukündigen, und wir thun dieses in der festen Ueberzeugung, daß die ganze gelehrte Welt unsere Freude theilen wird. Der Verf. klagt in der Vorrede über verschiedene hemmende Umstände, durch welche die frühere Erscheinung dieses ersten Theiles verhindert wurde, rühmt aber auch von der andern Seite die 'Obhut und Gnade, mit welcher der Kronprinz von Preußen aus eigenem Antriebe das Werk in rettenden Schuß nahm', welches daher auch mit vollem Rechte dem allgemein verehrten Fürsten gewidmet ist. Ein ausgezeichnet rascher Absatz eines Werkes, das nicht für vorübergehende Unterhaltung, sondern für ernstern

Gebrauch berechnet, daß von dem Verf. selbst eben so wohl für die Nachwelt als für die Mitwelt bestimmt ist, läßt sich billiger Weise nicht erwarten; eben so wenig aber läßt sich an fortschreitender Zunahme der Käufer eines als vortrefflich anerkannten Buches zweifeln, und wir hoffen daher zuversichtlich, daß Hr. G. den Muth nicht sinken lasse, und wünschen von ganzem Herzen, daß seine Gesundheit mit diesem Muth gleichen Schritt halte.

Daß bey einem Unternehmen dieser Art nicht daran zu denken war, frühere Arbeiten zu ergänzen und auszufüllen, braucht kaum erwähnt zu werden. Hr. G. mußte den gesammten Stoff seines Werkes sammeln, eine Menge entstellter Formen berichtigen; dieß erforderte Vergleichung der Handschriften, die in den Archiven und Bibliotheken mehrerer Länder zerstreut sind. Eine zweyte Aufgabe war die Einreihung des gesammelten Stoffes unter die Wurzel- und Stammwörter, so wie drittens die zum Theil darauf begründete Erklärung derselben. Mit einer kleinen Ausnahme in Hinsicht der Versuche zur Erklärung der Wörter ist von allem diesem in dem Schilterschen Thesaurus nicht eine Spur zu finden, oder vielmehr bey dem damaligen Stande der deutschen Philologie nicht zu erwarten. Erst mußte eine Grammatik vorhanden seyn, wie die welche wir Grimm verdanken, ehe an ein Wörterbuch, wie dieses ist, vernünftiger Weise nur gedacht werden konnte. Eben deshalb würde es auch unbesonnen seyn, bey der Beurtheilung eines solchen Werkes, den Maßstab anzulegen, der bey einem heutigen griechischen oder lateinischen Wörterbuche passend seyn möchte. Wir haben noch gar viel zu lernen, bis unsere deutsche Sprachwissenschaft die Höhe erreicht, zu der so

viele scharfsinnige und fleißige Männer seit einer Reihe von Jahrhunderten die so genannte classische Sprachwissenschaft erhoben haben. Was bey dieser aus einem ganz gewöhnlichen Schulunterricht, aus Büchern, die jedem Belehrung suchenden zugänglich sind, mit Recht voraus gesetzt werden kann, kann bey jener nicht voraus gesetzt werden.

Was die innere Einrichtung des Buches in Hinsicht auf die Anordnung der Wörter betrifft, so mußte diese, begreiflicher Weise, den voraus gesetzten Wurzeln oder den wirklichen Stämmen folgen. Den Verwickelungen, zu welchen dieses unvermeidlich führt, ist theils durch eine in der Vorrede S. XXIX gegebene Erläuterung theils durch Verweisungen in dem Buche selbst bereits abgeholfen, und ein strenge alphabetisches Register am Ende des Sprachschazes wird das schnelle Auffinden jedes Wortes noch mehr sichern und erleichtern. Ein solches Register ist schon deswegen unerläßlich, weil, in Folge neuer Entdeckungen und fortschreitender Untersuchungen, jeder Band Nachträge zu liefern haben wird, wie dergleichen schon bey diesem erscheinen. Mittler Weile wird aber auch das S. 1137 bis S. 1143 beygefügte 'Alphabetische Verzeichniß der neuhochdeutschen Wörter, die im ersten Theile des althochdeutschen Sprachschazes ihre Erläuterung finden' in den meisten Fällen zur Hülfe dienen. Dieses Verzeichniß erscheint aber auch in einer andern Hinsicht höchst zweckmäßig. Untersuchungen nämlich über den Ursprung der Wörter und über die Entwickelung der Bedeutungen derselben haben immer für denkende Köpfe etwas sehr anziehendes, und so läßt sich also ohne Zweifel hoffen, daß ein solches Verzeichniß dazu dienen wird, der Sprach-

wissenschaft gleichsam im Vorbeygehen Liebhaber und Beförderer zu gewinnen, und mithin die Zahl der Käufer zu vermehren. Wir sind weit entfernt die höhere Sprachwissenschaft, sey es die allgemeine oder die auf einzelne Sprachen angewandte, in den Kreis des Schulunterrichtes zu ziehen; aber dem Lehrer in unsern höhern Schulen darf sie nicht fremd seyn. So wie in jedem Fache der Lehrer, wenn sein Unterricht ergreifend und Frucht bringend seyn soll, weit mehr wissen muß als er seinem Schüler vorträgt, so auch in dem Fache des Sprachunterrichtes, Mit Recht erwartet man von jeder höhern Schule, daß der Schüler, was auch immer seine künftige Bestimmung sey, angeleitet und geübt werde, seine Gedanken richtig und verständlich in seiner Muttersprache vorzutragen, und dazu ist, nebst manchem andern, was hier erwähnt zu werden nicht noth thut, vor allem erforderlich, daß der Lehrer erstens erfüllt sey von einem lebendigen Gefühle für die durchsichtige Klarheit und innere Verständlichkeit, die seiner Muttersprache vorzugsweise eigen ist, und durch welche sie vor jeder andern mehr oder minder gemischten Sprache sich auszeichnet, so wie daß er zweitens die ursprüngliche Bedeutung der Wörter, den innern Reichthum, die echte Bildsamkeit der Sprache kenne, damit er aufmerksam mache auf die Mißgeburten des Unverständes und der Neuerungssucht, von denen es in unsern neuesten Büchern wimmelt, besonders aber auf das Ueberspringen von einem bildlichen Ausdrucke zum andern, dem gewöhnlichsten Fehler der Mode, vor dem schon die Griechischen Lehrer der Redekunst warnten, und der gerade im Deutschen am widerlichsten erscheint. In beiden Hinsichten wird dem Lehrer dieser 'Sprachschatz' höchst er-

sprießliche Dienste leisten, und es steht daher zu wünschen, daß das Buch in jeder Schulbibliothek eine Stelle erhalte, die ihm auch für andere Zwecke mit so vielem Rechte gebürt. Was wir bisher zum Lobe des Buches gesagt haben, beschränkt sich indeß nicht auf Deutschland; auch die Gelehrten der übrigen sprachverwandten Länder werden dankbar es aufnehmen, und in Holland, England, Dänemark, Schweden ist die Kenntniß unserer Sprache unter den Gelehrten, besonders den eigentlichen Sprachgelehrten, so verbreitet, daß nicht nur das Buch selbst, sondern auch das 'Verzeichniß der neuhochdeutschen Wörter welche in dem althochdeutschen Sprachschätze ihre Erläuterung finden', dort eben so gut gebraucht werden kann als in unserm Vaterlande. Um so mehr wünschen wir, daß dieses Verzeichniß bey jedem Bande wiederholt und mit den neu hinzu gekommenen Wörtern vermehrt werde, bis es endlich mit dem letzten Bande ganz vollständig erscheint: Einwendungen, welche die liebe Sparsamkeit dagegen machen möchte, können hier gar nicht in Betracht kommen. Mittler Weile mögen Sprachkenner dem Verf. ihre nachträglichen Bemerkungen mittheilen, der, wie wir überzeugt sind, dankbar den angemessensten Gebrauch davon machen wird. Unberufene Beurtheiler aber bitten wir recht sehr ihre weisen Einfälle, wie dieß und jenes hätte anders eingerichtet werden sollen, bis zur Beendigung des Werkes zurück zu halten, damit nicht etwa der Verfasser aus Unmuth eine Arbeit aufgebe, welcher er so viele Jahre seines Lebens geopfert hat, und welche nach ihm wohl nicht so bald ein Anderer unternehmen wird.

M a n n h e i m.

In der Schwanz- und Göß'schen Hofbuchhandlung: Kriton, ein Platonischer Dialog über Geseßlichkeit, Volkzurtheil und Selbstbestimmung, übersetzt und erläutert von Fr. Aug. Müßlin. Als Beylage zu dem Mannheimer Lyceumsprogramme von 1835. 45 S. in 8.

Sieht man von einzelnen Mängeln und Unrichtigkeiten der Uebertragung weg, so ist dem Verfasser der Versuch im Allgemeinen gelungen, den lehrreichen und erhebenden Inhalt des Platonischen Kriton gebildeten Kreisen zugänglich zu machen, die, des Griechischen wenig oder gar nicht kundig, zum vollen Verständnisse der Uebersetzung einige Nachhülfe in Sache und Sprache und eine treue, selbständige Ueberlieferung begehren werden. Der Verf. denkt sich nur geistvolle, wahrheitliebende Leser, welcher politischen Farbe sie auch immer angehören, die ohne Haß und Liebe die Stimme des Sokrates über Wahrheiten zu hören vermögen, welchen, wie sie Platon darstellt, jeder, bey dem Kopf und Herz gesund ist, zu huldigen sich gedrungen fühlt, gerade zu einer Zeit, wo die Worte Freyheit und Geseßlichkeit in der buntesten Verwirrung aus jedem Munde ertönen und die noch verkehrtere Anwendung dieser übel verstandenen Begriffe hie und da die Staaten unterwühlt. Darum geben die mit besonnener Auswahl beygefüigten Erläuterungen zunächst aus dem Gebiete der Sokratis meistens nur die sittlich religiösen Belege für den Text, die, wenn auch nicht für den Gelehrten berechnet, doch hin und wieder, wie bey der sinnreichen Beziehung der Homerischen Worte (S. 44. B), von ihm beachtet zu werden verdienen. Daß Wolf's Text zum Grunde gelegt

ist, müssen wir billigen; bedeutendere Abweichungen davon finden sich nur zwey: S. 45. E. entscheidet sich der Uebersetzer für das unbezweifelt richtige ὡς εἰς ἡλθεσ, welches aber auffallend genug in die übrigens dort doppelt verfehlte Uebersetzung nicht aufgenommen ist; während er S. 46. C. zu der frühern Abtheilung der Worte zurückkehrt und die Frage πῶς οὖν — αὐτά dem Kriton zuschiebt, um, wie er glaubt, eine unangenehme Stockung in der Rede gänzlich zu heben. Allein das Einsprechen einer fremden Person ist dort, nachdem sich Kriton ausgesprochen, so wenig zulässig, daß es vielmehr zu den eigenthümlichen Schönheiten des Platonischen Dialogs gehört, die Untersuchung durch eine von dem Leiter des Gesprächs sich selbst aufgeworfene und sich selbst beantwortete Frage zu motivieren und dadurch der Rede einen besonders lebhaften Farbenton zu leihen. Weitere Bemerkungen wären hier nicht am Orte.

Dr Kr.

D r e s d e n .

Ueber den Geschichtsunterricht auf Schulen, von Karl August Müller. 1835. 8. 108 S. Die Schrift eines Schulmannes, der über die Wissenschaft die er lehrt und ihre Behandlung nachgedacht hat. Er theilt seine Schrift in fünf Abschnitte; in welchen nachdem er in dem ersten den Werth der Geschichte in Beziehung auf unsere Geistesbildung überhaupt, und die verschiedenen Zweige derselben im Einzelnen dargelegt hat, in den folgenden der Werth und Zweck der Geschichte als Gegenstand des Schulunterrichts betrachtet wird. Wenn der Unterricht sich nicht bloß auf das Intellectuelle be-

schränken soll, sondern auch daß rein Menschliche in seinen Kreis ziehen soll, so ist damit auch entschieden, daß die Geschichte in demselben ihren Platz finden muß. Es wird daher gezeigt, wie sie den beiden andern Hauptgegenständen des Unterrichts, der classischen Literatur und Mathematik, in dieser Rücksicht nicht nachstehe, sondern selbst über sie hervorrage, indem sie den ganzen Menschen in Anspruch nimmt. Die Empfänglichkeit für Geschichte und geschichtliche Erkenntniß beginnt schon bey dem Kinde mit seinem Sprachvermögen, und entwickelt sich bey geistigem Wachsthum mit gleichem Fortschritte. 'Erzähle mir doch etwas' ist die Bitte des Knaben, sobald er nur sprechen kann; und bleibt es, wenn er heranwächst; es ist die Schuld des Lehrers, wenn diese Neigung durch verkehrten Unterricht erstickt wird. Dieß führt daher den Vf. in dem dritten Abschnitt auf die Methode des Geschichtsunterrichts auf Schulen. Die allgemeine Regel ist: wähle und behandle den historischen Stoff so, daß er mit der Entwicklung der geistigen, sittlichen und gemüthlichen Anlagen der Schüler im richtigen Verhältnisse steht. Dieß wird wieder durch einige besondere Regeln genauer bestimmt, indem man von dem Einzelnen auf das Allgemeiner und von diesem auf das Ganze übergeht. Wir stimmen dem Vf. in seinen Forderungen bey; nur hätten wir gewünscht, daß er die Geschichte auch als Gedächtnissache betrachtet, und in dieser Rücksicht, wo so leicht und oft gefehlt wird, die Methode angegeben hätte. Der vierte Abschnitt handelt von dem Geschichtslehrer und von den Lehrmitteln, wo auch die Frage aufgeworfen wird, ob der Geschichtslehrer auch Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber seyn solle? Wenn diese drey, wie der

Verf. mit Recht sagt, verschiedene Personen sind, so wird man wohl nicht fordern, daß alle drey in gleicher Vollendung im Geschichtslehrer vereinigt seyn sollen; aber in einem gewissen Grade muß er allerdings erst Forscher seyn, ohne welches kein gründlicher Unterricht statt finden kann. Der letzte Abschnitt spricht einige Wünsche aus in Beziehung auf den historischen Unterricht in den sächsischen Gelehrtenschulen.

Hn.

L e i p z i g.

Der Apostel Paulus, fünfter Theil. Oder Uebersetzung und Erklärung der Briefe des Apostels Paulus an die Thessalonicher, die Epheser, die Colosser, den Philemon, die Philipper, die Galater, den Timotheus und den Titus, und der Apostelgeschichte, von Karl Schrader, Doctor der Theologie und Prediger. 1836. 8. 574 S. (bey A. G. Kollmann).

Mit diesem fünften Theile endigt das Werk, über dessen frühere Bände in diesen Blättern (G. g. A. 1830. St. 162 und 1833. St. 187. 188.) bereits so ausführlich gesprochen ist, daß wir für hinreichend halten, den vorliegenden Schlußband desselben bloß anzuzeigen, dessen Inhalt bereits auf dem Titel angegeben ist.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

112. Stück.

Den 16. Julius 1836.

B r e m e n.

Englisches Lesebuch für höhere Schulclassen.
Erste Abtheilung: Handbuch der Englischen Poesie, mit einer Einleitung über die historische Entwicklung der Englischen Poesie, von D. W. A. Huber, ordentl. Professor in Rostock, (jetzt in Marburg), (bey W. Kaiser 1833. 8. 816 S.)

Wir halten es am passendsten bey der Anzeige dieses Bandes, den Verf. selber sprechen zu lassen, wie er sich in der Vorrede über den Zweck desselben erklärt hat. 'Das Buch, welches hier dem Publicum übergeben wird, (heißt es darin) ist durch ein Bedürfniß veranlaßt worden, welches sich mir sowohl als meinen Schülern bey dem Unterricht in einer Gelehrtenschule unabweislich aufdrängte, und schon in so fern kann mir aus der Vermehrung der großen Zahl ähnlicher Lehrbücher billigerweise kein Vorwurf gemacht werden.

Ob dieses Buch aber auch bey andern Lehrern und Schülern und bey dem größeren Publicum einem vorhandenen Bedürfniß entsprechen werde, muß der Erfolg lehren. Doch liegen die Mängel der sonstigen (mir bekannten) Lesebücher dieser Art so am Tage, daß ich kaum glauben kann, daß sie mir allein fühlbar geworden seyn sollten. Keines von ihnen gibt eine auch nur einigermaßen vollständige Uebersicht der englischen Poesie, indem zumal die eigentlich mittelalterliche und die Volkspoesie ganz übergangen, die neueste Zeit ebenfalls entweder gar nicht oder nur sehr spärlich berücksichtigt, die Poesie des achtzehnten Jahrhunderts dagegen über alles Verdienst hervorgehoben wird. Diese beiden letzten Uebelstände erklären sich zum Theil daraus, daß einige der bessern Handbücher, z. B. das Idelersche, zu alt sind, andere sich zu sehr darauf verlassen, daß die bedeutendsten neueren Dichter auf andrem Wege bekannt und zugänglich geworden sind. Wie wenig aber mit diesem letztern Trost in der Schule geholfen ist, wird jeder leicht bezeugen können, der erfahren hat, wie wenig die Schüler und die Eltern geneigt sind, auf den Schulunterricht, zumal in neueren Sprachen mehr, als das Allerunentbehrlichste zu verwenden — wie sie sich gegen jede außerordentliche Ausgabe der Art sträuben. Auch müßte in der That, damit der Unterricht in neueren Sprachen für die höheren Classen das werde, was er seyn soll, für Bücher in diesem allein mehr ausgegeben werden, als irgend billigerweise zugemuthet werden kann. Es muß nemlich dieser Theil des Unterrichts besonders auf Gelehrtenschulen, hauptsächlich angesehen und behandelt werden als höheres allgemei-

nes Bildungsmittel, als Theil des historischen Unterrichts. Die Schüler sollen dadurch eine hinreichende Bekanntschaft mit der Literatur wenigstens zweyer der wichtigsten Völker des neueren Europa's, oder doch wenigstens ein hinreichendes Interesse für dieselbe und hinreichende Fertigkeit in dem Verständniß der Sprache und ihres Geistes erlangen, um später auf Universitäten durch Selbststudium oder auf andere Weise dies Gebiet ihrer geistigen Herrschaft zu erweitern und anzubauen. Nur auf diese Weise wird es möglich seyn dahin zu gelangen, daß jeder auf Bildung Anspruch machende junge Mann sich der argen Vernachlässigung des Studiums der neueren Sprachen und Literaturen schämt, an der unsere Universitäten fast ohne Ausnahme leiden. Dieser Hauptrückzicht muß meines Erachtens auf Gelehrtenschulen jede andere, unmittelbar practische Rückzicht weichen, und zwar um so mehr, da eine practische Fertigkeit im Sprechen und Schreiben, bey der geringen Zeit, welche überall diesem Theil des Unterrichts in der Schule und zu Hause zugewendet werden kann — doch nie zu erlangen ist; wie jeder aufrichtige Schüler und Lehrer gestehen wird. Dagegen wird durch das scheinbare, angebliche Streben nach einem anerkannt unerreichbaren Ziel das Interesse an diesem Unterricht von vorne herein getödtet und die gänzliche Vernachlässigung, sobald der Schulzwang aufhört, vorbereitet, ja gerechtfertigt. In wie weit die gewöhnliche Unterrichtsmethode bey allem Anspruch auf Gründlichkeit, bey allem klappernden Apparat von Regeln, Tabellen, Uebungsstücken, Aufsätzen &c. eine wirklich gründliche und practische genannt werden darf? kann hier nicht

weiter erörtert werden. Daß aber ein verhältnißmäßig sehr kurzer grammatischer Cursus in den untern Classen die Schüler vollkommen in den Stand setzt unter gehöriger Anleitung auch die schwersten classischen Schriftsteller zu lesen, davon hat mich meine eigene Schulerfahrung eben so vollkommen überzeugt, als meine Lebens- erfahrung mich davon überzeugt hat, daß durch möglichst vieles Lesen, Eindringen in den Geist der Sprache in ihren herrlichsten Denkmählern auch die unmittelbar practischen Zwecke des Sprach- studiums mehr gefördert werden als meistens durch jenen sogenannten gründlichen Unterricht geschieht. Eben deßhalb wird auch für die höhern Classen der Handel-, Gewerbs- und anderer Nichtgelehr- tenschulen, in denen ja neben der practischen auch eine allgemeine höhere Ausbildung bezweckt wird, das Bedürfniß eines solchen Lehrbuchs eintreten, welches eine practische Uebersicht der Literatur der Sprache, die gelehrt wird, darbietet, und dem Schüler die Anschaffung einer Anzahl oft kostba- rer Bücher erspart. Ob nun das vorliegende Werk diesen Anforderungen entspreche, mögen billige und sachkundige Urtheile entscheiden. Daß die getroffene Auswahl nicht Jedem zusagen kann, ist bey Werken der Art ein unvermeidliches Uebel und billigerweise muß es genügen, wenn jeder für seine Auswahl auf einem so umfassenden fruchtbaren Felde hinreichende Gründe hat. Ich muß mich aber um so mehr auf manchen Tadel gefaßt machen, da ich gegen manche hergebrachte Ansichten über den Werth mancher Dichter und Dichterschulen verstoße. Die Gründe sind zum Theil in der vorangeschickten historischen Uebersicht entwickelt, soweit es der beschränkte Raum er-

laubte, und muß ich es immerhin darauf ankommen lassen, ob ich Muße, Hülfsmittel und Veranlassung finden werde, meine Ansichten anderswo ausführlicher zu rechtfertigen und zu begründen. Jedenfalls aber wäre es endlich Zeit für uns die Englische Literatur von unserm Standpunkte aus, nach unserem Maßstabe zu beurtheilen, und nicht immer wieder die Urtheile der beschränkten, befangenen Englischen Kritik nachzusprechen. Daß in dem Werke durchaus keine erklärende Noten angebracht sind, hat seinen Grund nicht bloß in der Nothwendigkeit der Raumersparniß, sondern auch in der Ueberzeugung, daß der Unterricht in neueren Sprachen, zumal für die höheren Classen nur in den Händen solcher Lehrer ersprießlich seyn kann, welche solcher Nachhülfe nicht bedürfen.'

Soweit die Vorrede. Ueber den Inhalt und die Einrichtung des Buchs mag ein Auszug des Registers das Wesentliche andeuten; woran der Verf. noch einige Bemerkungen über den Academischen Unterricht in neueren Sprachen und Literaturen, (wofür er gleichfalls dieses Buch bestimmt) knüpft, die wir als sehr zeitgemäß unseren Lesern auch mit seinen eigenen Worten mittheilen wollen. 'Das Buch umfaßt:

1. Chaucer, 2. Spencer, 3. Ancient popular ballads etc., 4. Shakspeare, 5. Milton, 6. Butler, 7. Waller, 8. Dryden, 9. Pope, 10. Young, 11. Thomson, 12. Gray, 13. Cowper, 14. Burns, 15. Jacobite poetry, 17. Scott, 18. Byron, 19. Moore, 20. Crabbe, 21. Rogers, 22. Campbell, 23. Miscellaneous proetry of the day (poems by Kirk

White, Coleridge, Wordsworth, miss Landon, Barton, Montgomery, Southey, Barry-Cornwall, Gifford, Wolcott, Wilson, P. B. Shelley, Johanna Baillie, Keats, Canning, Felicia Hemans).’ Am meisten auffallen dürfte in dieser Auswahl die geringe Zahl der Namen aus der sogenannten goldenen Zeit der englischen Poesie, der Mitte des 18ten Jahrhunderts und die Aufnahme oder doch jedenfalls die große Begünstigung der Blüthen der eigentlichen Volkspoesie (N^o 3 u. 15.). Ueber diese Punkte uns zu rechtfertigen, kann aber nicht hier der Ort seyn, zumal gegen solche Beurtheiler, welche unsere Gründe nicht im Allgemeinen schon errathen und billigen, und wo es sich bloß um Details handeln könnte, in denen am Ende nur das individuelle Gefühl und Bewußtseyn entscheiden kann. Dagegen sey es uns erlaubt, dem Gesagten noch einige Andeutungen darüber beizufügen, inwiefern wir bey der Einrichtung des vorliegenden Werks. auch die academische Bildungszeit der Jugend im Auge hatten.’

‘Wer mit einiger Aufrichtigkeit die Gelegenheit, die Fähigkeit und den Willen der Beachtung solcher Dinge verbindet, der wird nicht anstehen es mit uns zu beklagen, daß seit einiger Zeit die öffentliche Meinung anfängt, sich von der bisherigen academischen Bildung mit Gleichgültigkeit, um nicht zu sagen Geringschätzung abzuwenden und eine gewisse entweder durchaus speciale practische oder allgemeine, oberflächliche, leichtsinnige, aber oft gewandte, schimmernde Bildung zu begünstigen, welche außerhalb der Gränzen des academischen Lebens durch die mannigfachen Hebel der Presse und der Rede verbreit-

tet wird. Sollte man sich aber auch mit vornehm pedantischer Selbstgefälligkeit über öffentliche Meinung und Ehre, und ihre Verwandlungen wegsetzen wollen — was doch kaum über einen gewissen Punct hinaus durchzuführen seyn dürfte — so läge immer noch die allerdings wichtigere Frage vor, ob nicht auch andere höhere unabweislichere Gründe in diesem Falle eine ähnliche Mahnung, wenn auch in anderem Sinne geben, als diejenige, welche man von Seiten der öffentlichen Meinung übersehen zu können glaubt? Wir meinen nun allerdings, daß die Universitäten, sofern sie ihre bisherige Stellung behaupten und nicht zu einem Aggregat von Specialschulen für die verschiedenen Brotsfächer herabsinken sollen, kein Element, keine Bewegung der allgemeinen rationellen Bildung (sofern es kein an und für sich und unbedingt unreines und gefährliches ist) ignorieren, ausschließen oder auch nur vernachlässigen dürfen — daß es vielmehr ihre Aufgabe und Pflicht ist, jede Bewegung, jedes Element der Art, welches irgend ein erspriessliches oder nothwendiges Moment zu enthalten scheint, in sich aufzunehmen und mit besonnener gewissenhafter Liebe seine gesunde Entwicklung, Begründung nach allen Seiten, seine Verbindung mit verwandten Momenten aller Art zu betreiben. Die Erkenntniß und Erfüllung dieser Aufgabe wird aber um so dringendere Pflicht je näher in unsern Tagen die Gefahr liegt, daß solche Elemente und Bewegungen außerhalb der Schranken ernster Wissenschaftlichkeit von gewissenlosen, leichtsinnigen Händen ergriffen in unerspriesslicher oder gefährlicher Verwilderung untergehen. Gegen den Vorwurf, daß wir das hö-

here geistige Leben als Monopol der Universitäten behandeln, wollen wir uns nicht verantworten, weil er theils nur von Unkundigen oder Uebellustenden kommen kann, theils aber auch weil wir uns in gewissem Sinne nicht nur bewusst sind diesen Vorwurf zu verdienen, sondern sogar uns dessen rühmen. Allerdings vindicieren wir den Universitäten die Art von Monopol, welche auf allen Bahnen des Strebens der Menschen der geistigen und sittlichen Ueberlegenheit aller Art von selbst zufällt. Eben deshalb aber halten wir es für Pflicht aller Mitglieder deutscher Universität die Mängel, welche dieses ruhmvolle Monopol gefährden könnten, nicht zu beschönigen oder zu ignorieren, sondern ihre Abhülfe auf alle Weise zu betreiben — so lange es noch Zeit ist. Die unerläßliche, vorläufige Bedingung der Abhülfe irgend eines Uebels ist aber, daß dasselbe zur rechten Zeit und am rechten Orte nachgewiesen und erkannt werde.

Ein sehr wesentlicher und hier besonders in Erwägung zu ziehender Mangel nun in dem gegenwärtigen Zustande unserer academischen Bildung scheint uns die schon oben berührte Vernachlässigung der neueren Sprachen und ihrer Literaturen. Mit denjenigen, welche diese Thatsache läugnen und sich etwa auf diesen oder jenen academischen Küchensettel berufen, wo allerdings auch Gerichte der Art nicht ganz fehlen, haben wir es hier nicht zu thun, sondern müssen die Entscheidung denen überlassen, die aus Erfahrung wissen, wie viel oder wenig von diesen Speisen wirklich consumiert werden. Jene Thatsache scheint uns aber um so bedenklicher, da

gerade diese Zweige der allgemeinen Bildung seit einigen Jahren außerhalb der Gränzen der academischen Studien mit besonderer Vorliebe und Thätigkeit entwickelt worden sind, so daß ein größerer oder geringerer Grad von Bekannthschaft, wenigstens mit der Sprache der Engländer und Franzosen und den bedeutendern Erscheinungen ihrer Literatur bey den Gebildetern der nicht academischen Jugend eben so häufig, als bey der academischen Jugend selten ist. Ja sogar die Bildung des weiblichen Geschlechts hat in dieser Hinsicht unsere academische Bildung schon sehr überflügelt. Mit einigen sehr nahe liegenden geringschätzenden Phrasen oder wohlfeilen Witzen ist aber diese Sache wahrlich nicht abgemacht. Fehlt es jenseits der Gränzen des academischen Lebens jenen Bestrebungen oft an Ernst und Tiefe, so ist es um so mehr — wie schon eben gesagt — die Aufgabe der Universitäten diese Mängel zu ersehen. Oder wer möchte läugnen, daß die Resultate der academischen Bildung am Ende doch wieder der allgemeinen nationellen Bildung, deren edelstes, höchstes Organ die Universitäten sind, oder doch seyn sollten, zu Gute kommen? Wer aber behauptet, daß die Gegenstände jener Bestrebungen einer ernsteren wissenschaftlichen Behandlung nicht fähig sind, sie nicht verdienen, der beweist bloß seine eigene Unkunde und Beschränktheit. Vielmehr tritt gerade in unsern Tagen das Bedürfniß und das Streben hervor, die Literatur der Völker als wesentlichen Theil ihrer Geschichte zu erkennen und die Wechselbeziehungen in den verschiedenen Aeußerungen des rationellen Lebens in Religion, Politik, Wissenschaft, Poesie und Kunst zu erforschen und dar-

zulegen. Und gerade in diesem Sinne bedarf es eines kräftigen Einschrittes der academischen Thätigkeit um dieses Moment der fortschreitenden Bildung der Mishandlung und Verzerrung in den Händen leichtfertiger, gewissenloser, eiteler Dilettanten zu entreißen.'

'Eine Erörterung der Ursachen, wodurch jener Mangel in unserer academischen Bildung herbeigeführt worden und der Mittel, wodurch ihm abgeholfen werden könnte, würde uns hier viel zu weit führen. Einige Bemerkungen aber seyen uns gestattet. Daß die Ursachen bis in die Schulbildung der Jugend zurückgehen, haben wir schon oben angedeutet. Kann aber auch dem Unterricht in neuern Sprachen kein größeres Maaß von Zeit und Thätigkeit auf gelehrten Schulen zugewandt werden, so müßte derselbe jedenfalls andern Händen anvertraut werden als auf den meisten Schulen der Fall ist, wo man glauben sollte, es sey ausdrücklich darauf abgesehen, diese Gegenstände zu verleiden und lächerlich zu machen. Oder wer kennt nicht die Bedrängnisse der Schreib-, Rechen- und Sprachlehrer an den meisten Schulen? — Findet sich unter den wissenschaftlich gebildeten und geachteten Lehrern keiner, der diese Gegenstände übernehmen könnte oder möchte; so thäte man wahrlich besser, die Zeit überall nicht damit zu verderben, und wenigstens die Möglichkeit nicht auszuschließen, daß künftig einmal, etwa auf der Universität mehr Lust an der Sache und eine verständigere Würdigung derselben sich einstelle. Ist aber die Schwierigkeit, solche Lehrer zu finden, welche die Sache auf eine erspriessliche und würdige Weise zu betreiben im Stande

sind, nicht abzuläugnen, so führt uns dieß wieder auf die Mängel der academischen Bildung zurück. Die Wechselwirkung ist nicht zu verkennen. Der Schüler geht voll Ueberdruß und Verachtung gegen alles, was ihn irgend an jene unseligen französischen oder englischen Stunden erinnert auf die Universität, wie sollte er dazu kommen, die Lücken seiner Bildung ausgefüllt zu haben, wenn er nach Beschluß seiner academischen Laufbahn selbst als Lehrer der Jugend auftritt? Vorausgesetzt auch, daß auf der Universität ihm Alles geboten würde, was dazu gehörte, ihn zu befehren; so würde er es weder benutzen wollen noch können. Wie es nun aber mit der eben gestellten Voraussetzung sich in vielen Fällen verhält, lassen wir begreiflich auf sich beruhen. Soviel aber scheint uns gewiß, daß nur durch eine engere Verbindung der Kräfte und Thätigkeiten, welche bisher meist zwischen den eigentlichen Sprachlehrern (mit ihrer practischen lebendigen Kenntniß der Sprache) den Lehrern der Aesthetik, der Litterärsgeschichte zu sehr versplittert waren, das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen auf unsern Universitäten zu einer wahrhaft zeitgemäßen Höhe gefördert werden kann. In welcher Art und Weise eine solche engere Verbindung statt finden könnte, ist hier nicht unsere Sache; erlaubt sey uns indessen zu hoffen und zu wünschen, daß wir durch das vorliegende Werk auch unser Scherflein zur Beförderung dieser wichtigen Sache beygetragen haben mögen, insofern der Inhalt desselben theils als ein practischer Course der Entwicklungsgeschichte der englischen Poesie, deren Hauptmomente die Einleitung andeutet, theils und eben dadurch als eine

Auswahl der herrlichsten Blüthen jenes gewaltigen vielverzweigten Baumes auch der reichern academischen Jugend, wie jedem Gebildeten werth und willkommen seyn dürfte; während der niedrige Preis eines Schulbuchs ein wesentliches materielles Hinderniß beseitigen wird, welches den Eifer der studierenden Jugend, wo er überall vorhanden, gar leicht zu lähmen pflegt.'

D ü s s e l d o r f.

Bey F. H. C. Schreiner: Geschichte der Französischen Gerichtsverfassung vom Ursprung der Fränkischen Monarchie bis zu unsern Zeiten. Aus den Quellen und besten Schriftstellern dargestellt von Joh. Paul Brewer, Professor der Physik zu Düsseldorf. Erster Theil. 1835. XXVII u. 673 S. 8.

Ein Werk, das unter den Erscheinungen des verflossenen Jahrs im Fache der Geschichtsforschung eine der vorzüglichsten Stellen einnimmt. Der schon durch einige frühere Arbeiten im geschichtlich-gerichtlichen Fache rühmlich bekannte Verfasser benutzte seit mehreren Jahren die ihm von Amtsarbeiten übrig bleibende Muße um über das Gerichtswesen und die damit zusammenhängende Gesetzgebung Frankreichs in den verschiedenen Epochen seiner Geschichte Untersuchungen anzustellen, von deren Gang und Ergebnissen er in dem vorliegenden Werke Rechenschaft ablegt. Wer in demselben außerhalb Frankreich und der nach Französischem Rechte organisierten Provinzen einen unmittelbaren Gewinn für die ausübende Rechtsgelehrsamkeit suchen wollte, würde seine Rechnung

nicht finden. Der Freund der Geschichte hingegen, der Philosoph und der Staatsmann werden hier einen reichen Vorrath von Belehrungen antreffen, welche ihnen die Uebersicht über den Zustand und den Entwicklungsgang der Gesetzgebung in einem der wichtigsten Fächer der Staatsverfassung dieses merkwürdigen Völkerstammes wesentlich erleichtern und ihr Urtheil darüber vor Uebertreibungen jeder Art rein halten können.

Das Ganze zerfällt nach einer kurzen historischen Einleitung über die Hauptepochen der nachfolgenden Erörterungen in 6 Abschnitte, von denen die 3 ersten den vorliegenden Band ausmachen, die übrigen aber nebst einem vollständigen Register einem zweyten Bande aufbewahrt sind, welcher in kurzer Zeit folgen soll. Abschn. I. handelt von der Französischen Gerichtsverfassung unter den beiden ersten Königsgeschlechtern überhaupt und unter den ersten Königen des dritten Geschlechts insbesondere, von dem Anfange der Monarchie bis zur höchsten Ausdehnung der Herrschaft der Lehnsbarone (ungefähr v. J. 486 — 1108). Abschn. II. beschreibt den Zustand der Gerichtsverfassung von dem Zeitpunkte des Wiederauflebens der königlichen Macht bis zur vollständigen Einrichtung des Parlaments zu Paris, mit einem Anhang über die Privatkriege. Abschn. III. zerfällt in folgende 7 §§. über die Französische Gerichtsverfassung von Ludwig dem Heiligen bis zu unsern Zeiten. 1) Geschichte des Rechts der Gesetzgebung in Frankreich vom Anfange der Monarchie bis zu unsern Zeiten. Gesetze und Gesetzbücher die in verschiedenen Zeiten galten. 2) Aufzählung der ordentlichen Gerichte

in Frankreich vor der Revolution, nebst kurzer Erläuterung ihrer Amtsbefugnisse. Die grundherrliche Gerichtsbarkeit. 3) Kurze Darstellung des ehemaligen und jetzigen Verfahrens in Civilsachen. 4) Ehemaliges und jetziges Verfahren in Criminalsachen. 5) Kurze Geschichte der Geschwornen-Anstalt in Frankreich. Instruction der Criminalprocesse während der Revolution. 6) Die Ernennung und Besoldung der Richter in dem ehemaligen Frankreich. Allgemeine Verkäuflichkeit der Stellen. 7) Kurze Uebersicht der Gerichtsverfassung während der intermediären Gesetzgebung, vom Anfange der Revolution bis zur Abfassung der fünf Codes und dem Untergange des Kaiserreichs.

Der Verf. benutzte bey dieser Arbeit theils die Quellen, theils die besten historischen und juristischen Hülfsmittel, so viel er sich derselben verschaffen konnte, und man wird ihm das Zeugniß nicht versagen können, daß noch kein Deutscher sie mit dieser Genauigkeit, mit diesem Scharfblick und in diesem Umfange benutzte. Er fürchtet zwar selbst (S. IV der Borr.), daß Einige ihm die zu große Menge von Citaten und mitgetheilten Stellen zum Vorwurf machen werden. Allein, setzt er hinzu, ohne dieses Mittel wäre es ihm nicht möglich gewesen, weder bey dem Leser für seine Mittheilungen Zutrauen zu erwerben, noch ihn mit dem Geiste der alten Gesetzgeber und Rechtsgelehrten gehörig bekannt zu machen. — Vielleicht würde sich, nach Erscheinung des zweyten Theils, durch einen von dem Verf. selbst zu veranstaltenden Auszug auch für nicht eigentlich gelehrte deut-

sche Leser das Mittel finden, ihnen auf kürzerem Wege die für sie interessantesten Ergebnisse dieser geist- und mühevollen Untersuchungen zur Kenntniß zu bringen.

Böhmer.

L e m g o.

Seit dem Frühlinge des vorigen Jahrs erscheint daselbst vierteljährig ein Pippisches Magazin für vaterländische Cultur und Gemeinwohl, in Quart, von dem wir bereits die ersten vier Hefte mit 50 Nummern bis Ende des Jahrs vor uns liegen haben. Die darin enthaltenen Aufsätze empfehlen sich durch ihre Mannigfaltigkeit, und die meisten derselben auch durch die Gediegenheit des Inhalts und der Behandlung. Die mehrsten beziehen sich auf das Fürstenthum selbst; jedoch auch mehrere auf allgemeine Gegenstände der Literatur und der Statistik. Auch Gedichte sind nicht ausgeschlossen, wenn gleich in geringerer Anzahl. Die ersteren sind theils historischen, theils statistischen Inhalts. Unter denen, die sich auf Lippe beziehen, möchte wohl die Untersuchung über den Anschluß des Fürstenthums an die Preußische Zollverbindung der wichtigste seyn, und der mit großer Unparteilichkeit über das für und wieder sich ausspricht. Nächst ihm der über die Brandasscuranz-Anstalten. Denselben Character der Unparteilichkeit tragen auch die literarischen Aufsätze; wir haben sie durchgehends mit Interesse gelesen. Aus dem vierten Hefte, das uns erst so eben zu Hän

ben kommt, und welches bereits die drey ersten Monate des laufenden Jahrs umfaßt, machen wir besonders auf den ausführlichen Aufsatz über die Hexenproceße im Sippischen (von № 40 — 44) aufmerksam, da es actenmäßige Berichte sind. Wir haben bereits bey anderer Gelegenheit, wie noch kürzlich bey Anzeige der Berichte über das Großherzogthum Hessen darauf aufmerksam gemacht, wie viel die specielle Statistik unseres gemeinschaftlichen Vaterlandes durch solche locale Zeitschriften gewinnen kann. Allerdings muß in ihnen das Allgemeine mit dem Speciellen wechseln, wenn sie ihr Publicum finden sollen. Daß dieses auch bey der hier vorliegenden Zeitschrift beobachtet ist, haben wir bereits bemerkt. Wir wünschen ihr daher um so mehr einen guten Fortgang, da es an interessanten inländischen Beyträgen ihr keinesweges zu fehlen scheint.

Hn.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

113. Stück.

D e n 18. J u l i u s 1 8 3 6.

G e t t i n g e n.

Am 6. Julius entschlief, in 70jährigem Alter, unser erster Universitätsprediger, Herr Christ. Friedrich Ruperti, Dr. der Theologie und Ritter des G.-Ord., auch Superintendent und erster Prediger an der Jacobi Kirche allhier. Heilig bleibt sein Andenken der Universität, wie seiner Gemeinde, die er beide durch seine Vorträge erbaute, und von denen er sich, auch bey den ehrenvollsten ihm gemachten Anerbietungen, nicht trennen wollte.

H a n n o v e r.

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. Anleitung zur Mittheilung der Religion und zur Einführung ins Christenthum; gebildeten Vätern und Müttern — zunächst gewidmet, aber auch eigentlichen Religionslehrern dargeboten von Friedrich Busch, Pastor in Nordheim. Mit einem Vorworte von Dr. Lücke. 1835, XX. 186 S. in 8.

Die christliche Theologie gehört als Wissenschaft zunächst der Schule. Aber die wahre theo-

logische Schule hat ihre eigentliche Wurzel im Leben der Kirche und ist von diesem Leben in beständiger Wechselwirkung umgeben. Hört diese Wechselwirkung auf, so ist das eben der Tod der Theologie.

Der neue Umschwung des christlichen Lebens in der Europäischen Menschheit hat allermeist in Deutschland zu einer neuen Theologie geführt. Es ist vergebens, das mächtige Werden einer neuen theologischen Denkweise, welche das Wahre der früheren will, ohne ihr Falsches, zu leugnen und sich ihm zu entziehen. Sie kämpft noch, aber schon nicht mehr um ihre Geburt und Existenz, sondern um ihre Ausbreitung und Anwendung in der kirchlichen Praxis. Die vorliegende Schrift gehört zu dieser ausbreitenden und anwendenden Litteratur der neueren Theologie. Neue dogmatische Systeme bringen neue Methoden und Formen des katechetischen Unterrichts. Wer dabei nur das Neue und Wechselnde ins Auge faßt, dem kann leicht bange werden, oder er kann, wenn er eben keinen Ernst hat, sich zum Spotte aufgelegt fühlen. Aber nur der Oberflächliche verkennet, daß in dem Neuen und dem Wechsel der Fortschritt liegt zu einer immer reineren und richtigeren Erkenntniß und Aneignung der ewigen christlichen Wahrheit, die nicht weniger eine unendliche Aufgabe ist, als die Erkenntniß der Natur und ihrer ewigen Gesetze. Ref. hat durch eine kurze Vorrede dem befreundeten Verfasser seine Uebereinstimmung in allem Wesentlichen gern bezeugt, und kann nach dem Maaße seiner Erfahrungen nicht anders, als die Schrift wegen ihres nach seiner Ansicht richtigen Standpunctes, so wie wegen der Lebendigkeit und Klarheit, womit die Grundsätze einer frischeren und anregenderen Art des Religionsunterrichts im Hause und in der Schule erörtert sind, zur weiteren Prü-

fung und Beherzigung empfehlen. Die Einleitung verbreitet sich über die bisherigen Methoden des Religionsunterrichtes, und begründet, indem sie jene tadelt, die Nothwendigkeit einer besseren, die statt abstracter Begriffe und äußerer Kenntnisse stufenweise das religiöse Leben selbst im Kinde weckt, anregt, klar und hell und zusammenhängend fest macht so im Herzen, wie im Verstande des Zöglings. Der Verf. zeigt, dann, im ersten Abschnitte, wie durch die Offenbarung in der Natur, in Verbindung mit der heiligen Schrift zunächst des A. Testaments, das allgemeine Gottesbewußtseyn angeregt und so gebildet werden müsse, daß die vollkommene Offenbarung Gottes im N. T. aus innerm Bedürfnisse des Geistes ergriffen und verstanden werden könne. Der zweite Abschnitt mit der Ueberschrift Christus, entwickelt zuerst mehr einleitend aus dem sittlichen Gewissen und dem in ihm angeregten Bewußtseyn der Sünde die Idee und Sehnsucht der Erlösung, und geht dann ein in die Verständigung über das Leben und das Werk Christi, woraus sich von selbst der Zusammenhang sowohl der Glaubens-, als der Sittenlehre des Reiches und der Gemeinschaft Christi ergibt. —

Aus demselben Geiste ist eine frühere Schrift, die wir hier nachträglich zur Anzeige bringen, hervorgegangen: über den Religionsunterricht in Volksschullehrer-Seminarien. Ein Beytrag zur Verständigung über einige für jeden Religionsunterricht wichtige Fragen von Chst. Ad. Hafert Dr. der Philosophie und Diakonus an der St. Nikolai-Kirche zu Greifswalde. Greifswalde 1832. 73 S. in 8. Der Verf., ein Schüler des seligen Dr Schleiermacher, versucht nach den dogmatischen Grundsätzen seines Lehrers klar und geschickt zu zeigen, wie der

Religionsunterricht in Schullehrerseminarien einzurichten sey. Zweck, Maas, Methode desselben zum Unterschiede von der gelehrten theologischen Bildung werden verständig besprochen und bestimmt. Der Verf. erklärt sich mit Recht gegen dieerspaltung des Christenthums in positive und rationale Wahrheit, weil beides im Wesen desselben eins sey. Er legt ein großes Gewicht auf einen verständigen Unterricht in der Erklärung der Schrift, will aber keinesweges die systematische Construction, d. h. das innere Verständniß des Zusammenhanges der heil. Schriftlehre ausgeschlossen haben. Er verschmäht die Kunst der Katechetik nicht, er fordert sie vielmehr; der theoretische Unterricht darin wird aber beschränkt auf eine verständige Mittheilung und practische Veranschaulichung der Hauptregeln, und die spitzfindige casuistische Richtung der neueren Zeit, welche mit weitschweifiger Ausführlichkeit 'Dinge behandelt, die sich von selbst verstehen, wenn der Geist des Hauptgesetzes, der leitenden Grundidee begriffen sey,' — entschieden verworfen. Alle katechetische Theorie und Zustuhung der Volkslehrer ohne Erregung und Bildung des eigenen religiösen Lebens derselben ist eine Form ohne lebendigen Inhalt und Grund, und führt, wie die Erfahrung lehrt, zu nichts, ja zu mehr, als nichts.

Bemerkt man nun, daß die litterairische Thätigkeit auf dem Gebiete des christlichen Religionsunterrichtes für das Volk mit jedem Jahre häufiger und bedeutender wird, so soll man sich nicht wundern, daß so lange die jetzige theologische Krisis dauert, dabey mehr Verschiedenheit und Kampf als Uebereinstimmung zu Tage kommt. Eben damit es zu einer Entscheidung komme, ist es gut, daß alle Richtungen, die irgend Grund und Verstand haben, entschieden hervortreten. Nur

sehe ein jeder darnach, daß das christliche Volk nicht mehr als nöthig ist, in die zum Theil krankhafte Krisis der verschiedenen Principien und Methoden des Unterrichts hineingezogen werde und darüber das Bewußtseyn der höhern Einheit und Gemeinschaft in der Kirche verliere. Dieser Verlust wäre unerseßlich. Sonst können wir es wohl vertragen, daß z. B. Dr Theodr Knivels (Archidiaconus in Danzig) Christliches Religionsbuch für mündige Christen und die es werden wollen, auch zum Gebrauch in Lehrererseminarien und nach der Ordnung des Luther. Katechismus. Danzig 1815. 8. VIII. 240 S. sich im Princip ganz an die orthodoxe Schule anschließt, und den Lutherischen Lehrbegriff der Kirche auch im Sacrament festhält, während es in der Methode freyer ist, und auf die Bedürfnisse und Forderungen der Zeit Rücksicht nimmt. Nach der Einleitung über den Unterschied der natürlichen und geoffenbarten Religion, Glaube, Begriff der heil. Schrift, folgt der katechetische Unterricht (auf 100 Stunden vertheilt) in drey Cursen, von denen der erste von der Natur, dem natürlichen Menschen und der Sünde, dem Gesetz (Dekalog) ausgeht und zum Bedürfniß der Erlösung, des Evangeliums führt; der zweyte den christlichen Glauben, das Gnadenreich darstellt; der dritte Cursus, das Kind Gottes überschrieben, vom Gebet und den Sacramenten handelt. Die Darstellung ist einfach, klar, belebt und scharf zugleich; und das Werkchen verdient eben der scharfen lebendigen Eigenthümlichkeit wegen, womit die kirchliche Lehre aufgefaßt ist, alle Aufmerksamkeit. Rec. kann sich aber bey aller Achtung in manches Einzelne nicht finden, im Ganzen auch die Art der Vertheilung der Materien nicht billigen. Die Ueberschrift des dritten Cur-

fus das 'Kind Gottes' halten wir für falsch. Denn die Kindschafft Gottes ist mehr als Gebet und Sacrament, und ist in ihrem vollen Wesen schon im zweyten Cursus, in der Lehre vom Gnadenreich, dargestellt. Außerdem müssen wir tadeln, daß der Verf. im zweyten Cursus von der Kirche zu handeln vermag ohne die wesentlichen Elemente derselben, das Gebet des Herrn und die Saeramente; die er im dritten Cursus nachträgt. Wir mißbilligen es an sich nicht, daß der erste Cursus den Dekalog erörtert, aber gerade, wenn demselben der Schrift gemäß die rechte historische Stellung vor dem Evangelium gegeben wird, kann man bey dem dritten Gebot das christliche Kirchenjahr noch nicht abhandeln. Auch war bey der Lehre vom Gesetz darauf aufmerksam zu machen, daß dasselbe, wiewohl es dem Evangelium als verschieden davon vorangeht, im Evangelium selbst wiederkommt in verklärterer Gestalt. — Hieran knüpfen wir die kurze Anzeige einer uns so eben zugesickten besondern exegetisch historisch kritischen Untersuchung über Sinn und Gebrauch der Worte Gesetz und Evangelium in theoretischer wie in practischer Beziehung von Joh. Balth. Guth, protest. Pfarrer von Walderstein-Ehringen. Dünkelsbühl 1836. 8. Hierin wird der schwierige Gegensatz zum Behuf der practischen Behandlung so erörtert, daß als Resultat gewonnen wird: Nur wenn des Gesetzes Werke verstanden werden von den Werken äußerer Geselzlichkeit und Werkheiligkeit, könne man ohne Widerspruch sagen, des Gesetzes Werke seyen unnöthig zur Seligkeit, und wiederum, daß gesammte Werk Gottes zerfalle in Gesetz und Evangelium. Der Verf. hat manches Gute darüber gesagt, und den Mißverstand abzuwehren gesucht, aber wir fürchten sehr, daß

er den tieferen Grund und Zusammenhang der Paulinischen Lehre von Gesetz und die darauf beruhende protest. Kirchenlehre nicht recht begriffen hat. Der Begriff des Gesetzes ist im alten und neuen Testamente wesentlich derselbe, nur seine Stellung im religiösen Leben ist wesentlich verschieden. —

Muß man nach mancherley Erfahrungen der Zeit einräumen, daß besonders die Gymnasien einer Reformation und Neubelebung des Religionsunterrichts bedürfen, so ist jeder Versuch und Beytrag dazu willkommen. In dieser Hinsicht empfehlen wir den Männern vom Fach und von Erfahrung zur Beachtung, die Lehre und Geschichte der christlichen Kirche, ein Lehrbuch der Religion für die oberen Classen höherer Schulen von Lud. Bender. Elberfeld 1834. 8. 129 S. Darin ist Lehrsystem und Kirchengeschichte verbunden. Die Verbindung ist für den Zweck nothwendig. Aber man muß für den jetzigen Standpunct der Kirche wünschen, daß die Geschichte ideenvoller, universalhistorischer, und die Lehre gerade je mehr sie sich an den kirchlichen Lehrbegriff anschließt, apologetischer vorgetragen werde, als hier geschehen ist. L.

G d t t i n g e n.

Bey Dieterich, 1836: *Libri Proverbiorum Abi-'Obaid Elqasimi filii Salami Elchuzami lectiones duae, octava et septima decima, quas — ex apographo codicis bibliothec. ducal. Guelpherbytan. arabice edidit, latine vertit et annotationibus instruxit Ernestus Bertheau Hamburgensis.* VIII. u. 32 S. mit 20 S. arab. Text, in Großoctav.

Diese academische Gelegenheitschrift verdient auch im weitern Kreiße bekannt zu werden. Sieht man auf die große Wichtigkeit der arabischen

Volksprüche für Geschichte sowohl als Sprache der alten Araber, und beachtet man, wie ungemain fleißig und sorgfältig diese alten Sprüche in vielen Werken berühmter arabischer Gelehrten gesammelt sind: so leidet es keinen Zweifel, daß unsere arabische Philologie, einiger rühmlichen Anfänge ungeachtet, sich noch zu wenig mit diesem Gebiete arabischer Literatur beschäftigt hat. Von Maidani's großer Sammlung sind indeß schon mehrere Stücke bekannt gemacht, woraus man die Art dieses Werks vollkommen erkennen kann: von den unter Abu-Obaid's Namen geschriebenen Werken kannte man dagegen bis jetzt noch nichts, und so wird man das oben genannte Buch schon deswegen willkommen heißen, weil es ein bis jetzt nicht untersuchtes ungedrucktes Werk nach zwey vollständig abgedruckten größern Stücken kennen lehrt. Man findet aber auch hier eine fast durchgängig zuverlässige Uebersetzung und Erklärung dieser wegen der kernigen Art arabischer Sprichwörter, der vielen Dichterstellen und der oft sehr abgerissenen historischen Erklärung des Sammlers ziemlich schweren Stücke; die gedrängten Anmerkungen geben die erfreulichsten Beweise von dem Fleiße und den Kenntnissen des Herausgebers. — Um die Anzeige dieses Buches nicht ohne Beytrag zur Vollenbung der richtigen Erklärung zu schließen, werde hier noch bemerkt, daß die Worte **وكان صاحب الجيـش قال**

S. 20. des arabischen Textes nicht getrennt, sondern eng verbunden werden müssen: der auch sonst bekannte Dichter Farazdak war nicht der Heerführer, welcher die letzte Veranlassung zu dem hier erklärten Sprichworte wurde, sondern von ihm rührt nur das Sprichwort her: der Name des Heerführers aber als nicht zur Sache gehörig fehlt.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

114. Stück.

Den 21. Julius 1836.

L o n d o n.

Printed for the Oriental Translation Fund
of Great Britain and Ireland, 1833 u. 1834.

Tuhfut-ul-Mujahideen, an historical
work in the arabic language. Trans-
lated into english by Lieut. M. J. Row-
landson. XVI u. 181 S. in 8.

Diese Englische Aufschrift ist sehr undeutlich;
nicht viel deutlicher wäre die Uebersetzung des
Arabischen Titels 'Geschenk der Glaubenskämp-
fer.' Das Werk enthält eine Geschichte der
Schicksale des Islams auf der Küste Malabar
bis zum Jahre 1583 n. Chr., in welchem der
erste Vicekönig Philipp II. von Spanien in die
indischen Besitzungen der Portugiesen kam. Scheikh
Zein-eddin schrieb dieß Werk während unter der
Portugiesischen Herrschaft der Islam auf der
Küste Malabar in tiefen Verfall gerathen war:
durch Beschreibung der grausamen Vertilgungs-

Kriege der Portugiesen eben so wohl wie durch eine an die Spitze des Buchs gestellte Sammlung der zum Kriege gegen die Ungläubigen ermunternden Aussprüche Muhammeds nach Koran und Sunna wollte er den Bohn der verzweifelnden Islamiten reizen und ihren Kriegsmuth stacheln. Abgesehen von diesem nächsten Zwecke, gibt das Werk Gelegenheit, mit den Portugiesischen Berichten die einheimischen zu vergleichen, und kann als eine nicht zu verachtende Quelle für den Geschichtsforscher jener Zeiten nützliche Dienste leisten. Ueber die Zeiten der ersten Ansiedelung von Muhammedanern in Malabar finden sich dagegen hier nur dürftige, sagenhafte Berichte: eine wahre Geschichte des Islams in Malabar fängt erst mit der Ankunft der Portugiesen an. Eingeschaltet ist S. 61 — 73 eine Skizze über die Sitten der Heiden von Malabar, auf welche man besonders aufmerksam machen muß. Gemeldet werden hier die Malabarischen Gebräuche und Einrichtungen bey Heirathen, Vererbungen und Begräbnissen: welche eben so weit von den Brahmanischen oder auch den Buddhistischen Sitten abweichen, wie sie sich den Tibetischen nähern; die in Malabar fest gegründete Herrschaft der Brahmanischen Religion hat diese ältern Volks sitten so wenig aufzuheben vermocht, daß diese vielmehr auf jene mächtig zurückgewirkt haben.

Miscellaneous Translations from Oriental Languages. Vol. II. in Octav. — Enthält

1) Genealogical catalogue of the kings of Armenia, by Prince Hubboff. Translated from the armenian into the russian language, by Lazar Kooznets. Trans-

lated from the russian into english, and compared with the original armenian manuscript, by James Glen of Astrachan. 94 Seiten. — Ein erst im Jahre 1829 geschriebenes, ziemlich unbedeutendes Werk; wichtige bis jetzt unbekannte Thatsachen können nicht in einem Werkchen enthalten seyn, welches die Armenische Geschichte durch drey Jahrtausende auszugswise verfolgt; da indeß Armenische Geschichte noch wenig allgemeiner bekannt ist, so mag dieser kurze Abriß derselben für manche Leser nicht ohne allen Nutzen seyn. Die Namen sind, da Hr Glen nur eine Asterübersetzung geben konnte, oft sehr entstellt, wie Taakeed S. 47 für den bekannten Cornelius Tacitus.

2) An Account of the siege and reduction of Chaitúr, by the Emperor Akbar. From the Akbar-Namah of Shaikh Abul-Fazl. Translated by Major David Price. 42 Seiten. — Dieß Ereigniß, in die Jahre 1567 — 1568 n. Chr. fallend, ist in der Geschichte des kriegerischen westlichen Indiens sehr wichtig geworden: die für unbesiegbar gehaltene Festung im Rag'puten-Staate Méwar oder Udipur ergab sich nach der tapfersten Gegenwehr von Seiten der Rag'puten dem persönlich sie angreifenden mächtigen Kaiser Akbar, welcher die größte Mühe hatte sie zu unterwerfen. Ueber diese ausgezeichnete Scene in der Geschichte der muhammedanischen Herrschaft in Indien hat der erste Band von Tod's Rajasthan (s. Gött. gel. Anz. 1831. S. 1018) viele Nachrichten auch aus Indischen Quellen zusammengestellt: man kann nun damit die hier übersetzte echt muhammedanische Beschreibung im blü-

hendsten Style sammt den in sie verflochtenen Anekdoten und Wundergeschichten vergleichen.

B i e l e f e l d.

Bey Aug. Belhagen, 1835: D. Iunii Iuvenalis Aquinatis satirarum delectus. In lectionis scholasticae academicaeque usus cum lectis tam aliorum notis quam suis edidit Dr Carolus Schmidt. 390 Seiten in gr. Octav.

Diese neue Auswahl aus Iuvenals Satyren enthält mehr als die Hälfte des vollständigen Nachlasses des Römischen Dichters, indem aus gewissen Rücksichten, welche der Herausg. weder angibt noch vertheidigt, von der ersten Satyre nur die ersten 21 Verse aufgenommen, und N^o 2. 3. 6. 9. 10. 11. und 16. gänzlich ausgeschlossen sind. Das letzte Stück wurde bekanntlich schon von den ältern Grammatikern als ein in Geist und Sprache von den übrigen sehr abstechendes Gedicht dem Iuvenal abgesprochen. Ein unbekannter Freund oder vielmehr Feind soll es dem Dichter untergeschoben haben; was immer noch wahrscheinlicher ist, als die Annahme, daß es von Iuvenal zwar herrühre, aber von diesem nur flüchtig entworfen und nicht vollendet sey. Denn hiermit thut man dem großen Satyriker offenbar Unrecht; und die Freunde desselben werden gewiß das Urtheil des Hn Dr S. billigen, der durch die Entfernung dieses Gedichts sich zu der ältesten Meinung hinzuneigen scheint, welche es für schwach und verdächtig ausgibt. Wegen der Auswahl selbst wollen wir im Uebrigen mit dem Herausg. nicht rechten. Offenbar hat er in

seinem Buche das Herrlichste zusammengestellt und ausführlich zu erklären gesucht, was Juvenal, als poetischer Seneca, der Nachwelt hinterlassen hat. Unter den Sittengemälden, welche hier ausgefallen sind, befinden sich aber auch noch einige, welche mit ganz eigenthümlichen Farben und scharfen Zügen das Treiben der Gegenwart und der nächsten Vergangenheit sehr treffend darstellen; und da Juvenal, als ein anerkannt unbescholtener Mann, es überall ehrlich meint, so kann man es ihm in der That nicht übel nehmen, wenn er in der Heftigkeit seiner Stimmung und im Feuer seiner poetischen Combination, die Sachen mit dem wahren Namen nennt, den die Heuchler und Pseudo-Philosophen, wie er sie in N^o 2. schildert, sorgfältig vermeiden. Die Schilderungen des Römischen Sittenverderbnisses und der Unbequemlichkeit des Stadtlebens, sowie auch der weiblichen Ausschweifungen, der einädischen Laster, der unsinnigen Gebete und Wünsche und Fressereyen der Römer haben, ungeachtet ihres vielleicht übertriebenen sinnlichen Farbenglanzes und ihrer zu gedehnten rhetorischen Ethik, doch zugleich die herrlichsten Partien im Einzelnen aufzuweisen, wo der künstlerische Sinn des Dichters sich stets auf der rechten Linie zu erhalten, und durch die scharfsinnigste Diction das Interesse immer wieder von Neuem zu beleben weiß.

Der Grund, warum der Herausg. die 4te u. 5te Satyre erst nach der 15ten hat drucken lassen, ist nicht recht einleuchtend. In dem Commentare zu der 4ten Satyre hat er freylich eine Stelle aus Francke's Schrift abdrucken lassen, worin angedeutet wird, daß das 4te Gedicht nach dem ersten geschrieben sey, weil es den Crispian

nus wiederum durchzieht, der weiter nirgends als in 1, 26. vorkommt. Da nun N^o 1. als Vorrede oder Einleitung zu dem ganzen Werke, welches die Alten in 5 Bücher zerlegten, zuletzt geschrieben ist, so folgt daraus, daß das Gedicht, welches den Crispinus noch einmal angreift, später als die erste Ausgabe der Satyren entstanden seyn muß. Aber Francke wollte daraus nur beweisen, daß der Anfang des 4ten Gedichts späterhin von Juvenal umgearbeitet seyn müsse. Und nichts anderes läßt sich auch in der That daraus abnehmen. Ferner ist für die Versetzung der 5ten Satyre an das Ende des Ganzen kein Wort vom Herausg. gesagt worden, als wenn die Sache sich von selbst verstände, oder als wenn nichts darauf ankäme, in welcher Reihenfolge man die einzelnen Satyren drucken lasse.

Dem Ganzen ist die bekannte Biographie Juvenals von Sueton oder Probus vorangeschickt und mit einigen Notizen über die angebliche Verbannung des Satyrikers, welche Francke neulich für erdichtet ausgegeben hat, versehen worden: die Schlußworte über Juvenals Rückkehr nach Rom werden von dem Herausg. für eine Erfindung der Grammatiker gehalten und daher von der genannten Biographie getrennt. Es ist schwer, solchen Ansichten, wenn sie nicht mit durchgreifender Schärfe der Argumentation vorgetragen werden, beyzustimmen. So lange man namentlich die wahre Veranlassung einer angeblichen historischen Unwahrheit nicht klar darlegen, und aus den Zeitumständen sowohl als auch aus geradezu widersprechenden Nachrichten, die glaubwürdiger sind, überzeugend entwickeln kann, wird das positive Zeugniß selbst eines verhältnißmäßig späten Schriftstellers immer mehr gelten müssen,

als jede neuere Hypothese. Juvenals Verbannung nach Ober-Aegypten, unter dem Vorwande, dort die Präfectur einer Cohorte zu übernehmen, soll z. B. von dem alten Biographen nach Sat. 15, 44 — 48 erdichtet worden seyn, wo der Dichter selbst seine Anwesenheit in Aegypten bezeugt, ohne jedoch auf die Verbannung nur im entferntesten hinzudeuten — offenbar, weil er in frühern Jahren, ehe er mit seinen poetischen Versuchen hervorgetreten war, Aegypten besucht hatte; denn nach dem Exile, welches in sein hohes Alter fällt, hat er nichts mehr geschrieben, indem er entweder noch in Aegypten oder gleich nach seiner Rückkehr in Rom starb. Da nun obige Stelle auf keine Weise Juvenals Exil andeuten kann, und da es auch Niemanden einfallen wird, sie auf dasselbe zu beziehen, so ist es in der That sehr lächerlich, sie als Veranlassung zu der frühen Annahme eines Exils für unecht zu erklären, um so das Exil aus dem Leben Juvenals streichen zu können. Aber die Verbannung selbst steht durch die sichere Ueberlieferung der Scholiasten fest, von denen man nicht nachweisen kann, daß sie irgend einen Grund gehabt hätten, dieselbe zu erdichten, zumal da die Veranlassung dazu in den bekannten Versen 7, 90. ff. gelegen haben soll, die indeß der Thatsache nur als Vorwand dienen konnten, indem jene gewiß nicht durch einzelne zweydeutige Anspielungen, auf die man gern ein so wichtiges Ereigniß zurückführen möchte, sondern vielmehr durch die ganze Richtung der Juvenalischen Satire veranlaßt worden ist, wodurch sich die mächtigen Günstlinge des Römischen Hofes vielfach verletzt fühlen mußten.

Uebrigens enthält der ausführliche exegetische Commentar, womit der Herausg. vorliegendes Buch ausgestattet hat, manche gute und treffende Bemerkung, welcher man die gebührende Anerkennung um so weniger versagen muß, da die Auslegung des Juvenal im Ganzen wie im Einzelnen noch mancher Erweiterung und Berichtigung bedarf, so ernstlich sich auch die neuesten Bearbeiter, jeder in seiner Art, angestrengt haben. Unter den Text hat Hr Dr. S. eine zweckmäßige Auswahl aus den von Cramer herausgegebenen Scholien setzen lassen, welche für das richtige Verständniß der sehr häufigen und oft sehr versteckten Anspielungen durchaus unentbehrlich sind, und sicherere und befriedigendere Aufschlüsse über das Einzelne geben, als ein neuerer Ausleger selbst mit der größten Belesenheit und Urtheilskraft je geben kann. Manches in der sehr verschiedenartigen Scholiensammlung scheint noch aus Juvenals Zeitalter selbst oder aus der unmittelbar darauf folgenden Periode zu stammen, und erhält dadurch schon einen unerseßlichen Werth für uns Spätlinge. Dem neuen Herausg. scheint es bey seiner erweiterten Erklärung mitunter an Hülfsmitteln gefehlt zu haben. So klagt er z. B. S. 149 bey der Wiederholung einer Stelle aus Statius, welche ein anderer Erklärer ungenau angeführt hat, daß es ihm unmöglich sey, die Stelle genauer anzugeben, da er in der sonst berühmten Stadt Bielefeld kein Exemplar des Statius habe finden können. Die Stelle steht Theb. 5, 386.

G. H. B.

G ö t t i n g e r
 gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
 der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

115. Stück.

Den 23. Julius 1836.

G ö t t i n g e n.

Die Königliche Societät der Wissenschaften hatte für den Julius d. J. folgende öconomische Preisfrage aufgegeben:

‘Welchen Einfluß hat der gebrannte Thon bey seiner Anwendung zur Verbesserung der Aecker; wie ist seine Wirksamkeit zu erklären; und auf welche Weise und unter welchen Verhältnissen macht man davon den vortheilhaftesten Gebrauch?’

Zur Beantwortung war nur eine Schrift eingegangen, mit dem Motto:

‘Prüfe Alles und das Beste behalte.’

Nach Anleitung der Aufgabe hat der Verfasser seine Arbeit in drey Hauptabschnitte getheilt. In dem ersten wird von ihm der Einfluß des gebrannten Thons bey seiner Anwendung zur Verbesserung der Aecker betrachtet. Der Verf. gibt an, was man in öconomischer Hinsicht unter Thon zu verstehen habe, und handelt darauf

von der Mannigfaltigkeit der Thonarten; faßt aber hierbey das Wesen des Thons und seine Modificationen nicht nach dem jetzigen Zustande unserer Kenntnisse von seiner Natur gehörig auf, daher es den nachfolgenden Untersuchungen an einer sicheren, wissenschaftlichen Grundlage fehlt. Nur ganz im Allgemeinen wird davon geredet, wie man es zu beurtheilen habe, auf welchen Aeckern der gebrannte Thon angewandt werden könne; worauf dann die erfahrungsmäßigen Einwirkungen des gebrannten Thons auf verschiedene Bodenarten mitgetheilt werden. Eine möglichst vollständige Zusammenstellung der bekanntesten Erfahrungen wird hier vermist, indem der Verf. nur von dem in Eibland gebräuchlichen, sogenannten Rüttisbrennen, dem Rasenbrennen der Engländer, der Anwendung des Schuttes von Brandstellen redet, und am Ende im Allgemeinen, ohne genauere Nachweisungen angibt, daß man in Norddeutschland in neuerer Zeit versucht habe, das Brennen des Thons zur Verbesserung der Aecker anzuwenden.

Da der Verfasser der befriedigenden Beantwortung des ersten Theils der Frage nicht völlig gewachsen war, so konnte es ihm auch nicht wohl gelingen, den zweyten, ungleich schwierigeren Theil der Aufgabe genügend zu lösen. Wenn es bey jenem nur auf eine gute Darstellung schon vorhandener Thatsachen ankam, so erforderte dieser dagegen eigene Untersuchungen; eine Beleuchtung der bereits versuchten Erklärungen über die Wirksamkeit des gebrannten Thons, und die Anstellung neuer Versuche, um das was in jener Hinsicht noch nicht ausgemacht ist, völlig aufzuhellen. Der Verf. setzt die Eigenschaften auseinander, welche die einzelnen Bestandtheile des Thons im ungebrannten Zustande

besitzen; zeigt darauf, wie diese Eigenschaften durch die Einwirkung des Feuers abgeändert werden, und sucht auf diese Weise zu einer Erklärung der Wirksamkeit des gebrannten Thons zu gelangen. Die vorzüglichste Wirkung desselben besteht nach seiner Meinung nicht in der Zuführung von Nahrungstheilen, also nicht in seiner directen Düngkraft, sondern vielmehr in der Aufschließung der im Boden im unauflösliehen Zustande befindlichen Nahrungstoffe. Eigene Versuche zur Begründung dieser Ansicht werden vermisst, und eben so wenig ist angegeben, was bereits von mehreren Agronomen zur Aufklärung dieses Gegenstandes geschehen.

Im dritten Abschnitte wird von der zweckmäßigsten Art den Thon zu brennen und den Bedingungen gehandelt, unter welchen der gebrannte Thon am vortheilhaftesten angewandt werden kann. Wenn das Ackerland ein fester thoniger Boden, oder auch nur ein Lehmboden mit ziemlicher Bindung ist, so rath der Verf. unbedingt, das Brennen unmittelbar auf dem Lande vorzunehmen, und das zu brennende Material in der Ackererde selbst bestehen zu lassen. Vor oder unmittelbar nach dem Brennen müsse eine Mistdüngung erfolgen. Am besten sey es vor dem Brennen zu düngen, wobey aber die größte Vorsicht angewendet werden müsse, um die Erdoberfläche über dem Feuer immer geschlossen zu halten. Der Verf. führt nicht an, daß dieß letztere Verfahren, welches in mehrerer Hinsicht etwas bedenklich erscheint, bey Versuchen sich bewährt habe. Bey lockeren Bodenarten, welche das Brennen des Ackers nicht gestatten, müsse der Thon in besonderen Oefen, z. B. in Kalköfen, gebrannt, und wo möglich im warmen Zustande pulverisirt, und sofort auf den Acker

gestreut werden, der zuvor mit einer Mißbilligung zu versehen sey.

Wenn nun gleich nicht zu verkennen, daß der Verfasser vielen Fleiß auf die Ausarbeitung seiner Abhandlung verwandt hat, so entspricht diese doch den Erwartungen der Königlichen Societät nicht in dem Grade, daß ihr der Preis zuerkannt werden konnte; daher beschlossen worden, obige Aufgabe für einen späteren Termin zu erneuern.

Folgende öconomische Preisfragen sind für die nächsten Termine bestimmt:

Für den November d. J.:

Der günstige Einfluß des durch Verwitterung des Basaltes und einiger anderer ihm nahe verwandter Gesteine gebildeten Bodens auf viele Gewächse ist zwar im Allgemeinen bekannt; aber noch nicht genügend sind seine physicalischen und chemischen Beschaffenheiten untersucht, und seine Einwirkungen auf die Vegetation nachgewiesen und erklärt. Die Königl. Societät verlangt daher:

‘Eine gründliche Prüfung der physicalischen und chemischen Eigenschaften des Basaltischen Bodens, nebst einer Erörterung seines Einflusses auf die Vegetation überhaupt, und die Culturgewächse insbesondere.’

Für den Julius 1837:

In einigen Gegenden Frankreichs und zumal in England wird bekanntlich die Knochendüngung schon seit langer Zeit mit großem Vortheil angewandt. In mehreren deutschen Ländern, und

auch in den hiesigen Gegenden hat man neuerlich die Benutzung der Knochen zur Düngung versucht, wobey sich abweichende, zum Theil sehr ungünstige Resultate ergeben haben. Die in Großbritannien gemachten Erfahrungen lehren ebenfalls, daß die Knochendüngung nicht auf jedem Boden und bey jeder Culturpflanze gleiche Wirkung äußert; auch ist dabey ohne Zweifel die verschiedene Art der Anwendung von Einfluß. Da es nun sehr wünschenswerth erscheinen muß, sichere Aufschlüsse über diesen, für die Landwirthschaft wichtigen Gegenstand zu erlangen und zu verbreiten, um dadurch wo möglich dahin zu wirken, daß obiges Düngemittel, welches von Norddeutschland in großer Menge nach England ausgeführt wird, dem vaterländischen Boden mehr als bisher zu Gute komme, so verlangt die Königl. Societät eine, auf möglichst vollständige Sammlung der bisherigen, in verschiedenen Ländern und Gegenden gemachten Erfahrungen, und auf genaue Versuche gegründete Beantwortung der Frage:

‘Unter welchen Umständen, zumal bey welchen Boden- und Fruchtarten, ist die Knochendüngung mit Vortheil anzuwenden, und welches Verfahren hat sich dabey als das vorzüglichste bewährt?’

Für den November 1837:

Wenn gleich in einigen Gegenden des Königreichs Hannover der Hansbau in größerer Ausdehnung getrieben wird,

so ist doch dieser Culturzweig im Ganzen zu wenig berücksichtigt, und noch sehr weit davon entfernt; das Bedürfnis des Landes befriedigen zu können. Auch ist man da, wo der Hanfbau im Hannoverschen Statt findet, so wohl hinsichtlich der Cultur der Pflanze, als auch in den der Ernte nachfolgenden Zubereitungsarbeiten im Vergleich mit einigen anderen Ländern, z. B. mit Flandern, dem südwestlichen Deutschland, dem Elsaß, zurück. Um nun die Aufmerksamkeit auf jenen nützlichen Culturzweig mehr zu lenken, verlangt die Kön. Societät:

‘Eine gründliche Untersuchung, auf welche Weise der Hanfbau im Königreiche Hannover mit Nutzen zu erweitern, und unter Berücksichtigung der in anderen Ländern üblichen Verfahrungsarten, wesentlich zu verbessern seyn dürfte.’

Für den Julius 1838 ist folgende Preisfrage von neuem aufgegeben:

‘Welchen Einfluß hat der gebrannte Thon bey seiner Anwendung zur Verbesserung der Aecker; wie ist seine Wirksamkeit zu erklären; und auf welche Weise und unter welchen Verhältnissen macht man davon den vortheilhaftesten Gebrauch.’

* * *

Der gewöhnliche Preis für die beste Lösung jeder der vorstehenden öconomischen Aufgaben, be-

trägt zwölf Ducaten, und der äußerste Termin, bis zu welchem die zur Concurrenz zulässigen Schriften bey der Kön. Societät postfrey eingesandt seyn müssen, ist für die auf den Julius ausgesetzten Preisfragen der Ausgang des Mayes, so wie hinsichtlich der für den November aufgegebenen, das Ende des Septembers.

P a r i s.

Ordonnances des Rois de France de la troisième race, recueillies par ordre chronologique, dix neuvième volume, contenant les ordonnances rendues depuis le mois de Mars 1482 jusqu'au mois d'Avril 1486 par M. le Marquis de Pastoret, membre de l'Institut etc. LXVIII und 842 Seiten in Fol. 1835.

Der vorliegende neunzehnte Band dieser großen Sammlung, den wir dem unermüdeten Fleiße des Herrn Marquis Pastoret allein verdanken, umfaßt, wie aus dem Titel erhellt, nur einen Zeitraum von etwas über vier Jahren, das letzte Jahr der Regierung von Ludwig XI. und die ersten drey Jahre seines Nachfolgers Carl VIII. Die Einrichtung ist ganz dieselbe wie bey den früheren Bänden (s. Gött. gel. Anz. 1825. St. 87). Die Preface enthält eine Untersuchung über die Geseze und Verwaltung der Staatseinkünfte und Abgaben in Gallien unter der Herrschaft der Römer, und der fränkischen Monarchie unter den beiden ersten Rassen der französischen Könige,

den Merovingern, und den Carolingern von dem Herausgeber. Die Vorreden der vier vorhergehenden Bände enthielten bekanntlich die Geschichte des Französischen Abgabewesens seit Hugo Capet bis auf Carl VIII., so daß durch die vorliegende Arbeit nun die Untersuchung bis auf den bemerkten Zeitpunkt vervollständigt ist. Sie zerfällt von selbst in die beiden Abschnitte unter den Römern und den Franken. Wer die großen Schwierigkeiten dieses Gegenstandes kennt, wird dem gelehrten Verfasser den lebhaftesten Dank für seine Arbeit zollen, die eines Auszuges nicht wohl fähig ist. Beygefligt sind dem Bande am Ende 1. eine Table Chronologique des Ordonnances. 2. Eine Table des matières, wodurch das Auffinden erleichtert ist.

Zugleich bemerken wir, daß auch von dem großen Werke der Histoire littéraire de la France Vol. XVIII. auf XLIX und 850 Seiten in Octav uns zugekommen ist (s. Götting. gel. Anz. 1817. St. 201). Er enthält die Fortsetzung des 13ten Jahrhunderts, beginnt mit Etienne de Nemours, Evêque de Nojen, und endigt mit le Pretre Hermann. Daß auch dieser Band, besonders für die Geschichte der ältern Französischen Poesie sehr lehrreich ist, ergibt schon die Bestimmung des Zeitraums den er umfaßt.

Hh.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

116. Stück.

D e n 23. J u l i u s 1 8 3 6.

S t. P e t e r s b u r g.

Von dort erhalten wir (durch Zufall verspätet) Bericht an S. M. den Kaiser über das Ministerium des öffentlichen Unterrichts für das Jahr 1834. 80 S. in 4. Dieser von S. E. dem Minister von Uwarow bereits im verflossenen Jahre abgestattete Bericht kam uns erst jetzt zu Händen. Wenn die Unterrichtsanstalten in dem größten Reich der Erde schon an und für sich zu den interessantesten Gegenständen gehören, so ist dieses doch noch in einem höhern Grade der Fall, wenn sie nicht nur im Wachsthum begriffen sind, sondern wenn auch der Monarch selber sie seiner persönlichen Aufsicht und selbst seines Besuches würdigt, wie wir hier die Beweise davon lesen. Wir theilen aus diesem Bericht dasjenige mit, was auch für deutsche Leser passend seyn wird. Der Bericht gibt zuerst Nachricht von den allgemeinen Verfügungen des Jahrs 1834.

Es wird darin berichtet, daß der Besuch der Vorlesungen auf den Universitäten auch den Beamten, unter Beobachtung der vorgeschriebenen Formen, gestattet ist. Ferner Vorschriften über die strenge Wahl der Schuldirectoren, von denen die Blüthe der Institute, denen sie vorstehen, hauptsächlich abhängt. Zu den wichtigsten Einrichtungen gehört, daß auch die Vorsteher von Pensionen, und selbst Hauslehrer und Lehrerinnen, unter Inspection gesetzt sind; aber auch ein Unterstützungsfonds für sie errichtet ist. Wer es weiß wie groß sonst die damit verbundenen Mißbräuche waren, da nicht selten Abenteuerer mancher Art des Privat-Unterrichts sich bemächtigten, wird das Bedürfniß einer solchen Aufsicht in Rußland sehr begreiflich finden. Bestimmungen über die Auszahlung von Pensionen, auch an die Religionslehrer aller christlichen Confessionen. Die andern allgemeinen Verfügungen haben nur locales Interesse.

Die speciellen Verfügungen sind nach den Lehrbezirken der Universitäten, welchen die Aufsicht darüber gegeben ist, geordnet. Die Lehranstalten selbst zerfallen in die Universitäten, die Gymnasien, die Kreisschulen, und die Pfarrschulen.

I. St. Petersburger Lehrbezirk. Auf der Universität daselbst befanden sich im Jahre 1834 angestellte Beamte und Lehrer 52, und 230 Studirende. Der Lehrbezirk umfaßt 6 Gouvernements mit 8 Gymnasien, 49 Kreisschulen, und 76 Pfarrschulen. Außerdem 76 Privatpensionen. Die Bibliothek der Universität war 21,751 Bände stark, nebst mehreren Sammlungen und Apparaten. In den Gymnasien ward auf Verlang

gen der Eltern den Zöglingen die nicht studieren wollten die Erlernung des Lateins erlassen, aber unter der Bedingung dafür desto mehr Fleiß auf die Erlernung neuerer Sprachen zu wenden. In Peterssburg selbst bestanden drey Gymnasien, zu denen noch ein viertes, das Lavinsche, gekommen ist. In mehreren Gouvernements, wie in Nowgorod und Wologda, gründet der Adel Pensionen bey den Gymnasien; über jedes derselben wird Bericht abgestattet.

II. Moskauer Lehrbezirk. Auf der Universität, der ältesten in Rußland, befinden sich 168 angestellte Beamte und Lehrer und 456 Studierende. Der Lehrbezirk umfaßt 9 Gouvernements mit 1 Lyceum, 8 Gymnasien, 75 Kreis- und 152 Pfarrschulen. Der Minister besuchte im October die Universität; außer dem Besuch der Vorlesungen der Professoren wurden mehrere Tage Prüfungen der Studierenden angestellt, und Bericht darüber an S. M. erstattet. Die Universitäts-Bibliothek ist 48,881 Bände stark. Auch hier mehrere Sammlungen für Naturgeschichte zc., zu deren Vermehrungen die nöthigen Gelder bewilligt werden. Zuletzt werden immer die Veränderungen im Lehrer-Personal und die gemachten Schenkungen angegeben. Zu der Aufsicht über die Sittlichkeit ward ein eigener Inspector mit fünf Gehülfen ernannt. Das Moskauer Gouvernements-Gymnasium ward von S. M. dem Kaiser mit einem höchst eigenem Besuche beglückt. Privat-Pensionen sind in Moskau 24, wovon 10 für Knaben und 14 für Mädchen. Die Demidowsche Lehranstalt ward zu einem Lyceum umgeformt, mit 17 Lehrern und Beamten und 80 Schülern. Dieses, so wie das Gym-

nasium zu Kostroma wurden gleichfalls von dem Kaiser selbst besucht, Examen angestellt, und ein Bauerknabe, der außerordentliche Anlagen zur Mathematik zeigte, sofort in Pension gesetzt. Solche Dinge müssen bemerkt werden; eines Commentars bedürfen sie nicht.

III. Charkow'scher Lehrbezirk. Die Universität hat 54 angestellte Beamte und Lehrer und 389 Studierende. Der Lehrbezirk umfaßt 8 Gouvernements mit 7 Gymnasien, 81 Kreißschulen, und 98 Pfarrschulen. Die Universitäts-Bibliothek enthält 24,210 Bände. Das Gymnasium zu Drel ward von S. M. persönlich besucht. Bey demselben ist eine adlige Pension.

IV. Kasan'scher Lehrbezirk. Die Universität zu Kasan zählt 70 angestellte Beamte und Lehrer mit 238 Studenten. Der Lehrbezirk umfaßt 9 Gouvernements, mit 9 Gymnasien, 1 Armenische Schule, 60 Kreiß- und 62 Pfarrschulen. Mit dem ersten Gymnasium ist eine Lehranstalt für orientalische Sprachen, die Persische, Türkische, Arabische und Mongolische verbunden. Die Universitäts-Bibliothek besitzt 28,502 Bände, nebst 241 Handschriften.

V. Dorpat'scher Lehrbezirk. Die Universität zu Dorpat hat 58 angestellte Beamte und Lehrer, und 524 Studenten. Der Lehrbezirk umfaßt drey Gouvernements mit 4 Gymnasien, 24 Kreiß- und 60 Pfarrschulen. Die Universitäts-Bibliothek hat gegen 59000 Bände, nebst mehreren andern Sammlungen. Sie besitzt ein eigenes Professor-Institut, in dem junge Männer zu künftigen öffentlichen Lehrern gebildet wer-

den. Vor allen andern zeichnete sich diese Universität durch ihre literarische Thätigkeit aus.

Zu diesen ältern Universitäten kommt noch die neu errichtete in Kiew, und für Finnland die von Ubo nach dem großen Brande daselbst 1829 nach Helsingfors verlegte. Gründer des ganzen jetzigen Systems des öffentlichen Unterrichts in Rußland war bekanntlich im Jahre 1803 Kaiser Alexander der Erste. Auf dem von ihm gelegten Grunde baut der jetzige Beherrscher des unermesslichen Reichs fort; mit welcher Kraft und mit welchem Erfolge zeigt die obige Uebersicht; denn nicht Umstürzen, sondern Erhalten und Verbessern ist Sein Zweck.

Sn.

N a u p l i a.

E lithographia Regia, typis C. A. Rhal-
lis. Inscriptiones Graecae ineditae. Colle-
git edidit Ludovicus Rossius, Holsa-
tus Phil. D. Aa. Ll. M. antiquitt. regni
Graeciae conservandis colligendisque praef.
Fasciculus I. Insunt inscriptiones Arcadicae,
Laconicae, Argivae, Corinthiae, Megaricae,
Phocicae. III und 38 S. in 4. nebst 8 Tafeln
in Steindruck.

Wir begrüßen diesen Erstling der gelehrten
Literatur aus dem neuen Königreich Griechen-
land, wie der Herausg. sein Werkchen selbst in
der Zueignung an den König der Griechen nennt,
mit um so lebhafterer Freude, je größer die
Schwierigkeiten waren, die überwunden werden
mußten, ehe er ans Licht treten konnte. Man
kann sich leicht denken, wie schwer alle literari-

schen Arbeiten, die über die Aufzeichnung von Beobachtungen hinausgehen, welche an den Denkmälern selbst gemacht werden, in einem Lande auszuführen sind, daß noch zu viel damit zu thun hat, sich die Bedingungen seiner politischen Existenz zu sichern, um für Bibliotheken u. dgl. sorgen zu können. Die Kosten der Bekanntmachung hatte die Regierung übernommen, und die aus der Königl. Lithographie zu Nauplia hervorgegangenen Steindrücke der Inschriften lassen an Deutlichkeit und Sorgfalt der Arbeit kaum etwas zu wünschen übrig. Weniger gefällig ist die typographische Ausstattung, die die Königl. Druckerey nicht übernehmen konnte, da ihre Pressen in der ganzen Zeit, wie der Verf. sagt, mit dem Druck von Gesetzen und Verordnungen überhäuft waren.

Die Sammlung von Inschriften, wovon das erste Heft vor uns liegt, enthält nur unedierte Denkmäler, oder doch solche, die bisher nicht in so genauen Copien bekannt gemacht worden waren. Sie würde viel reicher seyn können, wenn nicht Hr Dr Roß so viele neuerlich gefundene und von ihm copierte Steinschriften für Böckh's Corpus Inscriptionum Graecarum, andere für Schorn's Kunstblatt mitgetheilt hätte, die hier nicht von neuem erscheinen sollen; auch haben gewiß noch Andere, wie der Unterz., Anlaß die zuvorkommende Liberalität dieses trefflichen Gelehrten zu preisen, den ein gutes Geschick an diesen Platz geführt hat, um Schätze gemein zu machen; die wohl manche Andere nur gehütet und vor fremden Augen bewahrt wissen wollen.

Die Inschriften, die zuerst aus Arkadien gegeben werden (n. 1 — 12), sind freylich ziem-

lich jung, mit Ausnahme einer von Tegea, die drey Gottheiten nennt und darunter den Poseidon ΠΟΣΙΔΑΑΝ in recht alten Zügen. Doch lernt man auch aus den andern, daß zu Tegea (wie Böckh vermuthet hatte) die Priesterinnen der Athena = Alea, zu Mantinea die Priester des Poseidon = Hippios, gerade so wie die Priesterinnen der Hera zu Argos, zu Zeitangaben dienten. Die Inschriften im Corp. Inscr. 1536, 1537, aus Megalopolis, erscheinen hier in besseren Abschriften, doch bleibt die erstere immer noch ein dunkles Fragment, worin man jetzt indes einige Beziehungen auf Opfer bestimmter wahrnimmt.

Die Inschriften aus Lakonika (n. 13 — 53) gehören in der Regel der Römischen Zeit an, und auch diese sind lange nicht mehr so zahlreich, als sie es in den Zeiten der Reisen von Fourmont waren. Zum Theil wohl deswegen, weil eben dieser Fourmont, der in der Zeit der höchsten literarischen Bildung, der feinsten Cultur der Franzosen Griechenland bereiste, die von ihm gefundenen und copierten Denkmäler zum großen Theil mit barbarischer Zerstörungslust vernichtet hat. Fourmont rühmt sich dieser Zerstörungen selber in seinen Berichten; er hätte verdient dafür gestäupt zu werden; aber man hielt es vielleicht damals für eine leere Prahlerey; die traurige Wahrheit kommt indes dadurch an den Tag, daß sich namentlich eine Steinschrift findet (Corp. Inscr. n. 35, bey Noß 47), die Fourmont gekannt hat und deren Buchstaben, mit Ausnahme des Wortes *Εὐχρησίδα* mit einem scharfen Werkzeug künstlich zerstört sind — gewiß in der Absicht, damit Niemand nach ihm

Kommen und das Lesen sollte, was seine Unwissenheit nicht zu enträthseln vermochte. Wir haben aus den neuen Auffindungen des Herausg. die metrische Inschrift einer Herme aus Sparta hervor, die den Kopf eines gewissen Damokrates getragen haben muß, der sich als Ephebe in den Gymnasien auszeichnete, und darum von seinen Synepheben oder Genossen in der gymnastischen Erziehung geehrt wird. Diese Synepheben sagen in den nicht ungeschickten Versen, die vorn an der Herme standen, daß sie den Damokrates als einen neuen Hermes bey ihrer Ringschule aufstellten, sie die unbesiegliehen, kräftigen Synepheben, die des Hermes, des Vorstehers der Gymnasien, sich doppelt erfreuten durch Philumenos Weisheit, der ein besserer Vorsteher gymnastischer Uebungen sey als Andere.

Συνέφηβοι Δαμοκράτους.

*Δαμοκράτη, νέον Ἑρμείαν, υἱὸν Διοκλῆος,
ἀμφὶ παλαιστραῖσιν στήσαμεν ἡμετέραις,
παῖδες ἀνίκατοι, ὀδυναροὶ, κρατεροὶ συνέφηβοι,
Ἑρμάωνι δεῶ πλεῖον ἀγαλλόμενοι
βουλαῖσιν πινυτοῖο Φιλουμένου, ὃς πλεόν
ἄλλων*

ἔστιν ἐπιστατέων γυμνασῖαις πρότατις.

Unter den Argivischen Inschriften (n. 54 — 59) ist eine neue Copie des schon im Corpus Inscr. n. 17 publicierten alterthümlichen Denkmals, die zwar nur um wenige Zeichen vollständiger ist, als die früher vorhandene Abschrift, aber dabey so genau und sorgfältig gemacht, daß man erst dadurch eine vollkommen klare Vorstellung von dem Ganzen bekommt. Indem wir sie hler mit gewöhnlichen Buchstaben wiedergeben, müssen wir bemerken, daß auf

dem Stein das O einen Punct in der Mitte, das Θ ein Kreuz, das Λ diese Gestalt †, das Δ diese D hat, und zwischen den Zeilen doppelte Linien eine nicht ungefällige Absonderung bilden.

. . OONANEΘEKE
 τεNTEAΙΣΧΤΑΛΟΣ
 ΘΙΟΠΟΣΤΟΙΣΔΑΜ
 ΟΣΙΟΙΣΕΝΑΕΘΛΟ
 ΙΣ : ΤΕΤΡΑΚΙΤΕσ
 ΠΑΔΙΟΝΝΙΚΕΚΑι
 ΔΙΣΤΟΝΟΠΑΙΤΑν

Ergänzt sind hierbey nur die wenigen Buchstaben, die mit kleiner Schrift bezeichnet sind, und die Form der Inschrift ergibt, daß man auch nicht einen einzigen über diese Zahl hinzufügen darf. Sonst ist nur in Z. 3 der letzte Buchstabe vervollständigt, und in Z. 2 ein † und + vertauscht, denn eigentlich steht ΙΣΑΤΧΑΟ in der Roffischen Copie. Der erste Buchstabe ist ein leerer Kreis und kann ein O, Θ, Φ gewesen seyn. Hieraus ergibt sich folgende Lesung:

. θων ανέθηκε τήντεα.

Ἰσχυλλος Θίοπος τοῖς δαμοσίοις ἐν ἀέθλοις
 Τετράκι τε σπάδιον νίκη καὶ δις τὸν ὀπλίταν.

‘Der und der (aller Wahrscheinlichkeit nach Ischylos, Theops Sohn, selbst) hat die Rüstung geweiht. (Dann in Versen) Ischylos, Theops Sohn, siegte in den öffentlichen Spielen (von Argos nämlich) viermal im Stadion und zweymal im Hopliten-Lauf.’ Ueber die sprachlichen Formen ist nur zu bemerken, daß der Name Ischylos auch sonst, namentlich auf einer Base von Volci, vorkommt und Θίοψ streng Dorische Form für Θεόψ ist. Σπάδιον für στάδιον

ist nicht bloß Aeolisch, wie in den Grammatiken meist angeführt wird, sondern auch Dorisch, nach Gregor. Korinth., und namentlich Kretisch, nach dem Joannes Grammat. Neben diesem starken Dorismus kann die echt Dorische Contraction *vixn* aus *évixae* gar nicht befremden. Wer kann überhaupt die Gränzen angeben, wie weit der Local-Dialect in diesen Epigrammen auf Weihgeschenke u. dergl. angewandt werden durfte. Derselbe Dorismus ist auch bey der Ergänzung von Z. 2 in der Krasis τῆντεα für τὰ ἐντεα angenommen worden. Uebrigens wird bey dieser Herstellung vorausgesetzt, daß über der ersten Zeile der Copie noch mehrere andere gestanden, was auch nach der Art, wie das Denkmal in der gegebenen Abbildung Taf. V. n. 55 erscheint, sehr wohl angeht. Die Weihung wird in Prosa angegeben, das Gedächtniß der Siege in Versen gefeyert; auffallend ist nur, daß dazwischen gar keine Interpunction, die doch sonst in der Inschrift vorkommt, zu entdecken ist.

Der Herausgeber des großen Corpus Inscriptionum der Berliner Academie hatte von dieser interessanten Inschrift nur eine Fourmontsche Copie, in der zwar nur wenige Buchstaben fehlen oder verfälscht sind, aber durch falsche Unterstellung die Gestalt der Inschrift so unkenntlich gemacht ist, daß es schien, als müßte viel mehr fehlen. Daher Böckh sich nur auf die Herstellung einzelner Worte eingelassen hat. Dagegen hat kürzlich G. Hermann in einem Programm der Leipziger Universität vom 5. März 1835 dieselbe Inschrift zum Gegenstande einer ausführlichen Erörterung gemacht, und dabey die Copie in Rose's Inscrip. vetustiss. p. 81 zum

Grunde gelegt, weil sie aliquanto fidelius expressa scheine, als die Böckhsche. Dem Refs scheint dieß zweifelhaft; übrigens ist auch die Rose'sche nur eine Abschrift aus Fourmont's Papiere, und leistete also auch nur geringen Vor- schub. Ohne nun die weitere gelehrte Discus- sion des Programms hier im Auszuge mitthei- len zu können, geben wir nur die Herstellung an, wozu sie den Weg bahnen sollte:

Ἰπποκόων ἀνέθηκε τὰδ' ἔντεα, ἰσχυρὴ λώβης
χωρὶς ἐν ἡδέοις τοῖς δαμοσίοις ἐν ἕδλοῖς
τετράκι τῆκ πάντων νίκη κάρτιστος ὄπλιτας.

Hierin ist *δαμοσίοις* richtig, und zwar zuerst von Seidler, hergestellt; in wiefern das An- dere getroffen ist, entscheidet die neue genauere Copie. Jedoch durften auch schon vor deren Be- kanntmachung, wenn einmal *δαμοσίοις* als rich- tig anerkannt war, nicht so viel Worte zwischen *ἰσχυρὴ* und *τοῖς δαμοσίοις* eingeschoben werden. Noch ist zu erwähnen, daß der Herausgeber die- ser Sammlung, Herr Dr Ross, *δις τον ὄπλι- ταν* erkannt, das Uebrige aber unentziffert ge- lassen hat.

Nach einigen nicht bedeutenden Fragmenten aus Corinth und Megaris (n. 60 — 66) folgt der an wichtigen Denkmälern viel reichere Abschnitt der Phokischen Inschriften (n. 67 — 86). Wir heben hervor ein Delphisches Eh- rendecret zu Ehren des Kaisars Antanors Sohn von Herakleia, besonders gut und vollständig erhalten, in Dorischem Dialect mit interessanten Eigenthümlichkeiten. Der Herausg. schützt mit Recht die Dative *ἀγώνοις*, *ἐντογχανόντοισ* gegen Aenderungsversuche, und erinnert an densel- ben Metaplasmos bey den Aetolern, welche γει-

ῥόντοις, παθηάτοις von γέρων und πάθημα
 bildeten; auch konnte in Bezug auf ἀγῶνοις,
 welches noch in einer andern Delphischen In-
 schrift gefunden wird, darauf verwiesen werden,
 daß nach Hesych und Photios die Aeoler, wie
 Ἀλκᾶος, gerade in demselben Worte dieselbe Aus-
 weichung aus der dritten in die zweyte Declina-
 tion zuließen. Uebrigens scheinen die neuen
 Beispiele dieses Metaplasmos Buttman n's
 Ansicht zu bestätigen, wonach er auf den Dativ
 des Pluralis zu beschränkt ist. Etwas Aehn-
 liches aber doch wieder Verschiedenes ist τὸ ἡμι-
 σον für ἡμιον in den Inschriften von Steiris,
 welche in dieser Sammlung n. 73. 74 stehen.
 Dann ein Decret der Amphiktyonen, dem äh-
 nlich, welches im Corp. Inscr. 1689 b steht, aber
 vollständiger erhalten, aus der Zeit, in welcher
 die Aeoler Delphi und die Amphiktyonie in ih-
 rer Gewalt hatten (s. Corp. Inscr. 1694). Da-
 her zuerst acht Aetolische Hieromnemonen ge-
 nannt werden, dann ein einzelner für die Aeto-
 lische Stadt Konope (ein schwer zu erklärender
 Umstand), außerdem zwey für Delphi, zwey für
 Böotien, einer für Phokis, Landschaften die sich
 damals den Aetolern angeschlossen hatten. Dann
 einige Urkunden von Steiris, die sich auf Frey-
 lassung von Slaven beziehen, welche man da-
 bey zugleich unter den Schirm des dortigen As-
 klepios-Heiligthum stellte, und der Form nach
 dem Gotte weihte, Urkunden, die durch manche
 Besonderheit, so wie durch den Dorischen Dia-
 lect — der hier lange fest gehalten wurde —
 interessant sind. Endlich ein ähnliches Denk-
 mal von Daulis, wo die freyzulassenden Sla-
 ven der Athena-Polias geweiht werden. Be-
 sonders wichtig sind diese Inschriften, um un-

seye bisher noch sehr unvollkommene Vorstellung von dem Dorisch-Äolischen Dialecte von Phokis zu vervollständigen. Wir heben hier nur einen auffallenden Idiotismus hervor, worin die Steirier und Daulier genau übereinstimmen, daß nämlich der Wurzelvocal von $\tau\acute{\iota}\delta\eta\mu\iota$ und $\acute{\iota}\eta\mu\iota$ im Perfect des Activums und Passivums unverlängert bleibt, daher $\acute{\alpha}\nu\alpha\tau\epsilon\delta\acute{\epsilon}\chi\alpha\tau\iota$, $\acute{\alpha}\nu\alpha\tau\epsilon\delta\epsilon\mu\acute{\epsilon}\nu\omicron\upsilon\varsigma$, $\acute{\alpha}\phi\epsilon\mu\acute{\epsilon}\nu\alpha$ für $\acute{\alpha}\nu\alpha\tau\epsilon\delta\epsilon\iota\chi\alpha\sigma\iota$, $\acute{\alpha}\nu\alpha\tau\epsilon\delta\epsilon\mu\acute{\epsilon}\nu\omicron\upsilon\varsigma$, $\acute{\alpha}\phi\epsilon\mu\acute{\epsilon}\nu\eta$ geschrieben wird.

Hiernach ist es leicht das Interesse zu beurtheilen, welches diese neue Sammlung epigraphischer Monumente einflößt, und die Erwartungen, welche die verheißene Fortsetzung erregt. Die Bemerkungen, durch die der erste Herausg. auch sogleich der Kritik und Auslegung sehr vorgearbeitet und oft mehr als das gethan hat, erhöhen den Werth der Bekanntmachung in hohem Grade. Auch wird der alterthumskundige Leser gern manche gelegentliche Notiz über die Geographie Griechenlands, z. B. über das alte Krisa und das neue Chryso (nicht Kriso), über die zwiefachen Ruinen von Steiris, so wie über die Herkunft mancher Eigenheiten des neugriechischen Idioms aus alten Volksdialecten eingestreut finden.

A. D. M.

B o n n.

Ben Eduard Weber: Commentar über die Schriften des Evangelisten Johannes. Von Dr. Friedrich Lücke. Dritter Theil. Einleitende Untersuchungen und Commentar über die Joh.

Briefe. Zweyte, verbesserte Auflage. VIII und 399 S. in 8.

Zweyte Ausgaben sind auch in dem Sinne curae secundae, daß sie neben der Freude, die sie bringen, auch ihre neuen Sorgen, ja Leiden haben. Ist das Buch in seiner Geburt irgend ein Ganzes gewesen, ein lebendiges Erzeugniß des Geistes auf einer bestimmten Stufe der Bildung und in einer bestimmten Richtung, — und es kommt nun nach längeren Jahren von seinem ersten Laufe durch die Welt zu seinem Verfasser zurück, und findet, während es selbst daselbe geblieben ist, diesen doch unterdeß fortgeschritten, in andern Richtungen und Stimmungen, so entsteht zunächst eine theilweise gegenseitige Befremdung, die erst überwunden und aufgehoben werden muß, wenn es zu einer wahren Wiedergeburt und neuen Lebensgestalt kommen soll. Dieß hat aber seine Schwierigkeit. Es ist leichter und freudiger ein ganz neues Werk zu schaffen, als das schon geschaffene so zu bessern und zu ändern, daß es wesentlich daselbe bleibt und doch ein neues wird, und altes und neues sich in ihm organisch vereinigen. Auf das gute Alte hat die Welt das Recht des Behaltens, das Bessern und Neuern aber ist Pflicht des Verfassers. Man kann leicht zu weit gehen im Bessern und im Behalten, man soll aber in beiden immer nur so weit gehen, daß ein neues Ganzes entsteht. Ist dieß nun mehr eine Arbeit im Kleinen und Einzelnen, als aus dem Vollen und im Ganzen, und hat diese Arbeit, vergleichbar der Restauration von Kunstwerken, etwas Künstliches und Mühevolleres, so gewährt sie auch eben deshalb selten wahre Befriedigung und reine Lust. Gehört

man nicht zu den Glücklichen, die alles gleich recht machen, zu jenen Sichern und Festen; welche sprechen quae scripsi, scripsi, so verwickelt man sich in eine endlose Arbeit des Besserns und Aenderns, man kommt wohl äußerlich zu Ende, aber innerlich wird man nicht fertig. Man möchte das Werk nicht ohne volle Befriedigung fortlaffen, aber gerade je mehr man gewissenhaft im Einzelnen das Amt der Kritik an sich selbst ausübt, desto mehr fliehet das Gefühl der Befriedigung und Vollendung. — Dieß sind die Erfahrungen und Stimmungen, unter denen ich diese neue Ausgabe meines Commentars über die Johann. Briefe in die Welt schicke. Ist die Bescheidenheit im Gefühl der Unvollkommenheit eine Empfehlung, so fehlt diese Empfehlung meinem Buche am wenigsten. Je länger ich die Exegese der heiligen Schrift treibe, desto größer und schwieriger erscheint mir ihre Aufgabe. Ich glaubte vor zehn Jahren die Joh. Briefe wohl verstanden zu haben. Aber ich hoffe, daß die neue Ausgabe mehr Verständniß und weniger Mißverständniß enthalten wird. Ich rechne zu dem Hauptgewinn dieser neuen Arbeit für mich, daß ich mehr als je einsehe, wie die völlige Auslegung namentlich des ersten Joh. Briefes zu den schwierigsten Problemen der neutestamentlichen Exegese gehört. Die Lösung dieser Aufgabe ist in der neueren Zeit bedeutend vorwärts geschritten, aber wir sind noch nicht am Ziele.

Die neue Ausgabe ist etwas über vier Bogen stärker geworden. Diese Vermehrung liegt theils in der größeren Ausführlichkeit, womit einzelne schwierige Stellen behandelt worden

sind, theils darin, daß in der Einleitung ein siebentes Kapitel, die Geschichte der Auslegung besonders des ersten Briefes enthaltend, hinzugekommen ist. In diese Geschichte habe ich aufgenommen, was in der ersten Ausgabe der Anhang noch jetzt Brauchbares enthielt. Ich gestehe, daß ich an solchen geschichtlichen Versuchen besondere Freude habe. Wird man auch an diesem unvollkommenen erkennen, daß dergleichen Arbeiten ungleich lehrreicher und erspriesslicher sind, als die gewöhnlichen literarischen Verzeichnisse, die man den Commentarien voranzuschicken pflegt, auch wohl mit Lob und Tadel nach Belieben, und die Notizen früherer Auslegungen bey jedem einzelnen Verse, so bin ich nicht abgeneigt, einmahl im größern Umfange eine allgemeine Geschichte der neuteamentlichen Exegese zu versuchen, wobey aber das wahre Muster weder Rosenmüller noch Meher ist, sondern der classische Mann, Richard Simon, in seiner *Histoire des principaux Commentateurs du N. T.*

Zum Schlusse bemerke ich noch, daß bey aller Sorgfalt der Correctur und letzten Revision doch S. 233 Z. 2 v. u. der sinnstörende Druckfehler richtig statt nichtig stehen geblieben ist.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

117. Stück.

Den 25. Julius 1836.

L e i p z i g.

Bey Brockhaus: Gespräche mit Göthe in den letzten Jahren seines Lebens. 1823—1832. Von Johann Peter Eckermann. 1836. Erster Theil. XIV u. 386 S. Zweyter Theil 360 S.

Mit Ausnahme weniger Personen in den gebildeten Ständen Deutschlands, und zwar solcher, welche die Literatur und den umfassenden geistigen Aufschwung des Vaterlandes weder kennen noch kennen lernen wollen, vereinigen sich die Stimmen Aller dahin, daß Göthe mindestens ein höchst ausgezeichnetes Mann gewesen sey. Selbst die meisten seiner Gegner räumen dieß ein. Für jetzt aber ist ein ganz vollständiges Urtheil über ihn noch nicht zu fällen. Er hat darin Aehnlichkeit mit allen großen Männern, welche auf irgend eine Weise mächtig und nachhaltig in das bewegte Rad des Lebens ihrer Zeit eingegriffen haben. Auch nachdem er schon vier Jahre in dem Großherzoglichen Begräbniß zur Seite seines fürstlichen Freundes von seinem flei-

figen Tagewerke ausruhet, kann man noch immer nur von den meist auffallend sich widersprechenden Urtheilen reden, welche über ihn in unsern öffentlichen Blättern und Literaturwerken sich verlauten lassen. Manche darunter wollen sich zwar das Ansehen geben, als sey ihr Für oder Wider schon gänzlich entschieden. Einige nehmen alles gegen ihn Vorgebrachte als das Product einer niedrigen Parteylichkeit, allgemeine Hohnsprecheren gegen das Ehrwürdige und in sich Vollendete, als Unfähigkeit und Unverstand von ihrer Würdigung gänzlich aus. Auch sie thun Unrecht aus Parteylichkeit. Andere schmähen in ungezogenem Tone den immer doch werthen Namen und stellen sich dadurch freylich unter die Kritik hinab; während ehrbarere Gegner für Sittlichkeit, Geschmack und vaterländische Literatur zu streiten glauben, wenn sie viele von Göthe's Leistungen bitter angreifen und die meisten mindestens beträchtlich heruntersetzen. — Die Anzeige des vorliegenden Buches veranlaßt den Ref., diese Betrachtung vorauszuschicken; wobey fast unabweislich ist, ein wenig weiter auszuholen und zu zeigen, wie sowohl Anhänger als Gegner des verewigten Dichters der unbefangenen Beurtheilung desselben oft geschadet haben.

Wenn wir über die allererste Zeit seiner Wirksamkeit, aus welcher Götz von Berlichingen und Werthers Leiden stammen, als über eine längst vergangene und gewissermaßen überstandene Periode hinweggehen dürfen: so müssen wir bey Musterung seiner Lobredner zunächst der Klasse gedenken, welche, ohne rechts und links zu sehen, in einem ästhetischen Rausche den Dichter als den einzigen Hohenpriester des Schönen überhaupt präconisirten, seine scheinbare

Hintansetzung des Sittlichen in der Kunst als das Fundamental-Princip des rein Schönen anzunehmen schienen und dadurch natürlich alle ehrbaren und sorglichen Leser erschreckten. Sie gingen bekanntlich so weit, ihm jede kleinste Eigenthümlichkeit als ein hohes Verdienst anzurechnen, das Abschafsel seiner Nägel als eine Reliquie zu betrachten, und es äußerst bedeutungsvoll zu finden, daß sein Name mit dem Göttlichen die ersten drey Buchstaben gemein habe. Alle diese faden Lobhudler haben sich nachher allerdings untreu gegen ihn und völlig impotent erwiesen, sind auch schon jetzt, meist alle, der Vergessenheit verfallen. Sie haben aber ihrem Göthen ausnehmend geschadet. Jedes Lob, um so mehr jedes übertriebene Lob, erregt von selbst die Betrachtung der Schattenseite. Außerdem konnte das Göthen angegedichtete Princip einer unsittlichen oder wenigstens nicht-sittlichen Schönheit vor dem Richterstuhle der Philosophie und gesunden Aesthetik nicht bestehen. Der Gepriesene mußte nun alle Mißverständnisse, Seltsamkeiten und Uebertreibungen der lobenden Parthey entgelten, welcher gegenüber eine eben so eifernde Faction nichts eiliger zu thun hatte, als durch alle Mittel das Uebergewicht wieder auf ihre Seite zu ziehen. — Nicht gering war auch eine andere Klasse seiner Anhänger, die große Zahl derjenigen Verehrer und Verehrerinnen des Dichters, welche er durch seine, unwidersprechlich zauberische, Persönlichkeit in seinen Kreis gebannt hatte. Manche davon schienen in der That mit der vollendetsten Selbstverläugnung nur seinen Namen anzurufen und bloß in der Liebe zu ihm zu existieren; man findet darunter Leute, die ähnlich dem Bären in Villi's Park mit einem Filet-Schurz gefangen zu seyn scheinen und hat dergleichen mitunter sehr

nachdrücklich, selbst im Generalbasse, brummen gehört. Feinere Stimmen gefellten sich vernehmlich zu diesem Chore, und noch der Greis hatte die lieblichsten Eroberungen gemacht. Je hingerrissener diese Anbetenden waren, je weniger sie irgend etwas Anderes für ihn zu sagen pflegten, als: 'wir lieben und vergöttern ihn, weil wir ihn lieben und vergöttern' — mit desto größerm Rechte behandelten die Kühnern und Unverzückten jene Schaar wie mit Blindheit geschlagene Thoren. Es verdroß die ruhigern Beobachter nicht selten, daß von den andern bisher verehrten Zierden der deutschen Literatur nicht mehr die Rede, daß deren Sterne verblichen seyn sollten vor der herrschenden Sonne. Je größer dieser Verdruß, desto mächtiger die Reaction. Mußte man nun freylich das Verbleichen vieler deutschen Dichtersterne willig oder unwillig zugestehen: so freuete man sich dann um so mehr, an Schiller einen Gegenhalt und mächtigen Hort der anti-göthischen Parthey behaupten zu können, ohne zu ahnden, wie Schiller selbst von seinem Freunde dachte. Die Klasse der Schiller-Verehrer darf Hef. des Zusammenhanges wegen hier nicht mit Stillschweigen übergehen. Die überirdische Richtung des Gemüths und des Dichter-Geistes unsers unverglichen Schiller ist von Niemanden richtiger anerkannt und lieblicher ausgesprochen, als von Göthe selbst im 6ten Theile des Zelterschen Briefwechsels. Schiller hatte Genie und Talent im eminenten Grade, aber er war wesentlich unzufrieden und ohne Genügen an der Welt, wie er sie erkannte; unzufrieden mit der Lage des Menschengeschlechts und alles dessen was diesem gegönnt und zu eigen geworden ist; unzufrieden mit seiner eigenen Bildung, mit seinen Verhältnissen und Leistungen. Dieser Zug be-

wirkte, daß er sich und fast Alles was ihn umgab, aus dem pathologischen Gesichtspuncte betrachtete. Von dem ihm widerwärtigen Thatsächlichen ('der rauhen Wirklichkeit' wie er sie nannte) stieg sein edler Geist idealisierend zu einer höhern Existenz empor, welche zu erreichen dem Menschen nicht gegeben ist. Sein Stolz bestand in der hochherzigen Verachtung des Unvollkommenen und Gemeinen, und da sein Fuß auf diese Weise den wohlgegründeten Boden der Erde verlassen hatte, um nach den Sternen zu greifen: schwebt er in seinen Werken zwischen dem Wirklichen, das er zurückstößt, und dem Idealen, das er nicht erreichen kann. Mit dieser eigenthümlichen Gefühls- und Urtheils-Weise begegnete er einem theils ähnlicher Idealisierung geneigten, theils sentimentalern Zeitalter; und es wäre wohl in jeder Zeit eine Unmöglichkeit zu nennen, wenn junge, aufstrebende, fühlende Herzen die Kraft des Schillerschen Genius nicht anerkennen sollten. Aber es ist auffallend, wenn auch erfahrene, umsichtige Welt- und Menschenkenner, oder die es seyn wollten, das gefährliche Gift unter diesen köstlichen Blumen nicht wahrnehmen; wenn sie, von der überschwänglichen Bildersprache Schillers und von seinen brillanten Antithesen bestochen, nicht einsehen, in wie hohem Grade die Richtung dieses Dichters von bedenklichem Einfluß auf die Ansicht des Bestehenden ist. Er, mit nichts Wirklichem zufrieden, die Moral, die positive Religion, die Wissenschaft, die Kunst, die Gewerbe, das tägliche Leben, immer nur mit den Augen eines wohlmeinenden und um so kühnern Umwälzers betrachtend, ist der wahre Mann einer unabsehblichen äußern und innern Revolution. Er mußte einem Zeitalter höchlich gefallen, daß in so vielen Beziehungen

nach den Extremen griff und noch greift; durch Kühne Experimente und heroische Mittel oft kleine Uebel heilen will, und in allem Betracht an das Motto erinnert, welches Schiller vor seinen Räubern stehen hat. Ref. bezüchtigt die zahlreiche Schaar der fast ausschließlichen Verehrer Schillers keinesweges revolutionärer Absichten. Aber er behauptet, daß ihre Weltbesserungs=Pläne, so gutmüthig und im Stillen gehegt sie seyn mögen, in der Schillerschen Unzufriedenheits=Poesie ihren vollständigsten Anklang finden; woneben dann klar wird, daß und warum ihnen der mit dem Bestehenden zufriedene, von aller Umwälzung weit entfernte Göthe nicht gefallen konnte. Er sagte ja meistens bloß, was sich wirklich so verhielt, was ein jeder Leser (freylich besonders erst wenn es ihm eingefallen wäre!) auch hätte sagen können. Ref. erinnert sich genau der Worte eines ehrwürdigen alten Staatsmannes, welcher ein gewisses Götisches Gedicht eben deswegen gar nicht für Poesie gelten lassen wollte, weil die Sache sich genau so verhalte und gerade nichts weiter als die pure Wahrheit sey. Diese Klasse von Lesern wollte also außer der Dichtung, auch noch die Erdichtung. — Noch Andere wurden Göthe's Verehrer wegen seines realistischen Natur=Dienstes. Die Naturphilosophen, die Aerzte, die nicht ausschließlich mathematischen Physiker, die Zoologen, Botaniker und Mineralogen fanden in ihm den geistvollen Vertreter ihrer höheren Bestrebungen und wurden Verkündiger seines Namens. Ihnen wollte bedünken, als habe er Alle vom Ringen nach dem Unsichtbaren, Ueber sinnlichen und Unbegreiflichen befreuet, dagegen zur stets verständlichen, unendlich reichen, aber greiflichen Natur, zum Wirklichen und Wahren gerettet, wo Irrthum und Schwärmerey leichter

abzuwehren seyen. Manche dieser Anhänger predigten dann einen frechen Hylozoismus, der zuweilen in einen noch frechern Pantheismus umzuschlagen drohete, und auf ihrem Panier fand man den Namen Göthe. Es war nicht ganz unnatürlich, daß diejenigen, denen aus Bedürfniß oder Gewohnheit die innere Welt des Gemüths heimatlicher war, als die äußere der eben so ewig räthselhaften Körpererscheinungen — und in neueren Zeiten Alle, denen das allerdings sehr schädliche Vorherrschen und drohende Alleinherrschen der materiellen Interessen ängstlich werden mochte, einen Widerwillen gegen den gewaltigen (angeblichen) Repräsentanten des Naturdienstes fassen konnten, wenn sie nicht näher untersuchten. Und sie haben ihn gefaßt. Man hat sich nicht gescheuet den Dichter einen Heiden zu nennen, der nur abwechselnd zum Islam sich kehre, aber auch von diesem wieder abfalle. — Endlich darf man nicht ganz die bunte Schaar oberflächlicher, geckenhafter Schwärzer übersehen, welche in der Universalität Göthe's einen Grund finden, seine Herolde zu werden, — ohne wahr's Gemüth und eigene Gedanken aus seinem großen Reichthume sich Worte, Bilder und Ansichten pflücken um damit ihre geistige Blöße zu bedecken, zum Dank dafür aber den hohen Greis auf das platteste loben und ihn allein erheben. Noch neuerdings hat man mit Bedauern gelesen, wie ein solcher Sarkoch sein armes Ich und wieder sein Ich zur Kagenpastete zugerichtet, mit etwas Göthischer Soja gewürzt und dem Idol, um es zu ehren, das saubere Gericht über den Kopf gegossen hat. Man verzeihe dieß Bild in der Manier des curiosen Liebhabers. Der würdige Mann muß nun entgelten, was die Unge-

schießen sündigen, die für ihn zu kämpfen mit so viel Geräusch Speer und Schild nehmen!

Aber allerdings ist der große Dichter auch von Mißwollenden, Neidern, Beschränkten und Pedanten aller Art verkannt und zum Theil unmittelbar angefeindet worden; Leuten, welche sich zur Unterhaltung des Publicums ganz interessant gruppieren und classificieren ließen. Ja, man hat sich entblödet ihm Genie abzusprechen! Die Pedanterie trivialer Moralisten hält den Darsteller der Wahrheit des Lebens für gefährlicher als das Leben selbst, und kann ihm nicht verzeihen, daß er der Heuchelei dürftige Maske verschmäh't hat. Die Pedanterie, die neben ihrem moralisierenden Grundtone noch immer etwas von der Formenlehre des guten Batteur von den Tendenzen aus den Zeiten Gellerts und von den todten, aprioristischen Classifications-Principien der Compendien über die Aesthetik in ihre Beurtheilung der Dichter überträgt; die nicht zu bedenken im Stande ist, daß vor allen Dingen die Güte des Menschen sich von selbst versteht und in den Werken des Schriftstellers bloß als etwas rein Natürliches durchscheinen, aber daß eine Absicht, moralisch zu wirken, den Aufschwung des freyen Genies zum Schönen nicht niederhalten darf; diese Pedanterie ist eigentlich die verbreitetste, eben weil sie eine gemeine ist. Jeder beschränkte oder bevorurtheilte Kopf kann sich damit das Ansehen eines Denkers und zwar eines solchen geben, welcher dem Manne von Europäischem Ruhm überlegen sey.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

118. 119. S t ü c k .

D e n 28. J u l i u s 1836.

L e i p z i g .

Beschluß der Anzeige: Gespräche mit Göthe in den letzten Jahren seines Lebens. 2c.

Es scheint ein gar zu großer Genuß, dem Heroen eine angebliche Schwäche schulmeisterisch nachzuweisen, die ihn in den Augen eines ganzen Leserkreises herunter setze. Lebten die großen Dichter der Griechen und Shakspeare heute und unter uns: so würden sie dieselbe Unbill leiden müssen; die Scheidewand der Jahrhunderte allein sichert sie meistens davor. — Wir wollen mit dieser Pedanterie jene eben so triviale, jedoch immer respectablere Ansicht nicht verwechseln, welche die Werke großer Dichter überhaupt und so auch Göthe's für die gewöhnliche Klasse bloß Unterhaltung und Zerstreuung suchender, in Bildung und Grundsätzen schwankender Leser oder Leserinnen dann für etwas gefährlich hält, wenn in den dichterischen Darstellungen die Welt, wie sie ist, sich geschildert

findet. Für diese Leser ist allerdings ein solcher Dichter der Wahrheit niemals gemacht, so bald nicht ein ziemlich entferntes Zeitalter ihm einigermaßen einen fremden Character aufgedrückt und der unbewußten Vergleichungslust entrückt hat. Homer, Sophokles, Dante, Cervantes und Shakspeare sind, aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, bloß deswegen nicht so schädlich für sie, weil die Jahrhunderte oder Jahrtausende, welche zwischen uns und ihnen liegen, schon einen Grad von Wirksamkeit der darin enthaltenen Wahrheit genommen zu haben scheint. Für diese respectablen Einseitigen gibt es freylich keine zusagendern Dichter, als diejenigen, welche, bey einer gewissen (in der That revolutionären) Unzufriedenheit über den jetzigen Zustand der Freyheit und der Gesittung, ein anderes, angeblich höheres, ideales Daseyn fortwährend verlangen und schildern, in welchem der Mensch edler, freyer, überhaupt großartiger seyn müßte als ihn der Schöpfer gemacht hat.

Auch an einer literarischen Pedanterie hat es, wie sich bey unserer zum literarischen Philistertume so geneigten Nation leicht erklären läßt, in der Beurtheilung Göthe's nicht gefehlt. Daß der Mann auf seinem Wege die Vollkommenheiten nicht zu erreichen strebte, welche unsere älteren und jüngeren Literatoren mit ihrem Stempel, als solche, erfunden, abstrahiert und ausgezeichnet haben; — daß er dagegen widerwillig von ihnen anerkannte Meisterstücke schuf, die jedesmal die Grenzen der Kunst selbst erweiterten; — daß er dadurch den Zuschnitt, mittelst dessen manche classificierenden Handlanger der Kunst und der Wissenschaft das ganze naturweite Reich des Schönen in eine übersichtliche Gartenanlage ver-

wandeln wollten und zum Theil noch wollen, als unbrauchbar, oder doch als ungenügend, mittelbar bey Seite schob; daß er das heraus gerechnete Ernte=Facit dieser guten Gärtnerleute so oft betrog, und seine Blüthen und Früchte da und dann und in solcher Gestalt immer mit derselben vollen Kraft des Genies entfaltete und wachsen ließ, wo und wann und wie es ihnen nicht dans les formes zu seyn schien; — das konnten und können sie ihm nicht vergessen; und wir müssen den neuen Aristoteles noch erwarten, der wieder mit allseitiger Unparteylichkeit die sämtlichen Kunstschöpfungen, welche in den Dichtwerken aller Nationen dem gegenwärtigen Zeitalter vorliegen, nach dem reinen und vorurtheilslosen Maßstabe des Schönen zu beurtheilen verstehe. Unglücklicherweise hat sich unter einer großen Zahl der neueren Literatoren aus einer, oder auch aus keiner Schule eine gewisse sich selbst irre machende Aburtheilung ausgebildet, eine raffinierte und parfümierte Hyperkritik, welche in der That nicht weiß, was sie will, — und abtrünnig dem rein natürlichen Gefühle für das Schöne, in welchem das unverdorrene Gemüth sein Behagen und Genügen findet, bald nach dunkel vorschwebenden, für normal angesehenen Beyspielen, bald nach verwachsenen Theorien, die Schöpfungen des Genies jetzt so und jetzt wieder anders zu tadeln und zu loben sich erlaubt; verwirrt in eine unter dem Ballast gelehrter Beziehungen und Nebenbegriffe versinkenden und vergebens dann und wann zur Erkenntniß des wahren Schönen die Flügel hebenden Speculation.

Doch meinen es diese Kritiker immer noch ehrlich. Sie wollen das, was sie als verstandes-

mäßig erschlossene Wahrheit, als Ergebnis ihrer gründlichen und nüchternen Bemühungen, gefunden zu haben meinen, wiederum mittheilen. Sie sind sehr zu unterscheiden von den theils böshaf- ten, theils bloß um das liebe Tagelohn auftre- tenden Schreyern von Profession, welche mit der getreuen Darstellung des tausendfältig gestalte- ten Wirklichen sich zu befassen nicht im Stande, in die freylich niemals endende Nega- tive sich werfen, und, da sie das Große und Vollendete in ihrer betrübten Befangenheit oder Feilheit auch nicht einmal gelten zu lassen, viel weniger zu lieben vermögen, es schlechterdings herunter zu reißen sich gedrungen fühlen. 'Zaun- könige gewinnen Stimme' auf unserm großen, viel durchkreuzten Marke der Literatur; es bleibt ihnen nichts übrig, als durch Ungezogenheit und Absurdität sich einen eben so geeigenschafteten Anhang zu erwerben, der ihre Journale und Bücher kauft, und an der Scurrilität ihrer Aus- fälle sein rohes Vergnügen hat. Wenn man be- denkt, daß gemeine Journalisten und die verwe- gene Klasse der den Pöbel belustigenden literari- schen Possentreißer (seit mehreren Jahren ein neues einträgliches Gewerbe!) — ohne Mühe und Stu- dium, durch bloße Abnormität des Urtheils und Tons sich den wohlfeilen Ruhm einer gewissen Originalität (auch Thersites war ein Ori- ginal) und, was ihnen die Hauptsache bleibt, Käu- fer und Abnehmer erwerben: so kann man, von ihrem Standpunkte aus, dieser Klasse von Handwerkern ihre Industrie gerade nicht verden- ken. Auch sind sie sich bewußt, daß nach kur- zer Zeit niemand mehr nach ihnen fragt, und können sich glücklich schätzen, wenn ihre Hantie- rung, so lange sie es bedürfen, Brot für sie abwirft.

Wenn Pietisten, die es vielleicht als Selbsttäuscher ganz ehrlich gemeint haben, — wenn patriotische Schwindler, denen Göthe die mehr oder minder democratissierende Deutschthümeley nicht nachmachte, — wenn Orthodoxen, denen er vom Pelagianismus und anderer Häresie angesteckt schien, — ihn anklagten, verspotteten und bedauerten: so wollen wir dieß Alles dahin gestellt seyn lassen, und nicht vergessen, daß es hier nur darauf ankommt, den Dichter, den Darsteller des Lebens und den Menschenkenner zu würdigen. Daß er ein Mensch war, daß er als solcher seine Fehler hatte, daß er auch als Dichter keinen höhern Grad der Vollkommenheit in seinen Werken hat erreichen können, als ein mit vielseitigstem Studium und seltenster Herrschaft über den Stoff verbündetes dichterisches Genie in seiner Zeit, welche noch zum Theil die unsrige ist, zu leisten vermochte, — das hat noch kein verständiger Freund der Göthelchen Muse in Abrede gestellt. Röhr wiederholt in seiner Trauerrede die treffenden Worte: 'an den Fehlern erkennt man den Menschen, an den Vorzügen den Einzelnen; Mängel haben wir alle gemein, die Tugenden gehören jedem besonders.'

Man dürfte auch die Urtheile und Aferurtheile der imbecillen Menge über alle die größten Erscheinungen und Leistungen unserer Zeit, ohne ein Wort zu verlieren, vorüber ziehen lassen, wenn man nicht besorgen müßte, daß besonders für die sich bildende Jugend der Wirrwar sich noch vergrößern und Mißurtheile herbeiführen möchte, deren Auflösung und Entfernung erst wieder Nachdenken und Erfahrung eines ganzen Lebens kosten könnte. Ueber Göthe, wie über alles Gleichzeitige, das nicht etwa aus einem ganz einfa-

chen Factum besteht, wird sich das Urtheil mit der Zeit von selbst berichtigen. Dazu müssen die jetzt erschienenen und demnächst noch erscheinenden, partyischen und unpartyischen Schriften über ihn, jede das ihrige, beitragen. In einigen hat er selbst von sich ein ganz unpartyisches, weil unabsichtliches, Zeugniß abgelegt, das jedoch bey weitem nicht genügt, da er darin nicht alle seine Eigenthümlichkeiten berührte; in anderen haben Freunde und Feinde, Berufene und Unberufene, Vorurtheilsvolle und Einsichtige den Heroen uns näher kennen zu lehren gesucht. — Bisher ist aber kein Buch erschienen, das nach dem unmittelbar in ihm liegenden Kriterium der Wahrheit, so wie nach dem Ausspruche der nächsten Umgebung des Dichters, — welcher man, bey allen liebevollen Vorurtheilen, redliche Wahrheitsliebe nicht absprechen kann, — den Menschen, Gelehrten und Dichter so ohne alle fremde Zuthat durch seine eigenen Worte und Handlungsweisen aus den letzten neun Jahren seines Lebens darstellt, wie das anzuzeigende Buch des Herrn Eckermann:

Von dem Inhalte dieses Buchs einigermaßen genügende Rechenschaft zu geben oder nur eine Anzeige zu machen, aus welcher man einen ungefähren Begriff seines Werthes sich bilden könne, ist bey aller Einfachheit und Kunstlosigkeit des Werkes nicht leicht. Außer einer Abspiegelung dessen, was in den letzten neun Jahren seines Lebens der Greis war, dachte und wirkte, empfangen wir in den beiden kleinen und doch mit überraschend großem Reichthum ausgestatteten Bänden, auch die wichtigsten Aufschlüsse über viele zum Theil verkannte, dichterische Leistungen

Göthe's. Die hin und her.wogende, kritisch seyn wollende Besprechung des Neuesten wird einen lang vorhaltenden Stoff daran finden, und sicherlich werden wir sehen, wie die Schreibselustigen 'auf das Büchlein ein Buch mit (nicht mehr) seltener Fertigkeit pflropfen.' Denn über dessen Inhalt umfassend, ausführlich und umständlich zu reden, ist bequem und lockend; dagegen schwierig, übersichtlich kurz davon Rechenschaft zu geben, ohne wesentliche Punkte zu übergehen. In dem Ref. daher auf die absichtlich vorausgeschickte Uebersicht des Streitens darüber, was Göthe gewesen, sich bezieht und dadurch den Standpunct gewonnen zu haben hofft, von welchem ausgegangen werden muß, will er nur versuchsweise den Inhalt des Buchs anzeigen, welcher die vollkommenste, obgleich nur mittelbare Widerlegung und Ausgleichung jenes Streitens darreicht. Was man auch wegen natürlicher Unvollständigkeit der immer nur tagebuchartigen und darum aphoristischer Mittheilung vermessen und als mangelnde Ergänzung entbehren mag; was auch eben deswegen darin widersprechend ist oder zu seyn scheint; und wie wenig Jemand sich geneigt fühlen könnte, jede erzählte Aeußerung des Greises zu unterschreiben: so wird doch im Allgemeinen, was er mit Tiefe, Klarheit, Billigkeit und Menschenkenntniß über verflochtenste Lebensrathsel, Welt, Menschenbehandlung, Kunst, Literatur und Poesie gesprächsweise seinen Freunden und Bekannten eröffnet hat, viele mitkundige oder empfängliche Gemüther erfreuen und aufrichtig Strebende belehren. Hierzu gesellen sich noch einzelne überraschende, oder doch im höchsten Grade anziehende Urtheile über Religion, Wissenschaft, Studium und Politik. Wir ver-

weilen nicht gerade bey den gleichsam polemischen Gegensätzen wider die gemeine Meinung, die sich von einigen Eigenthümlichkeiten des übrigen am wenigsten polemischen unter allen deutschen Dichtern und Kritikern ausgebildet zu haben scheint. Hierauf kommt am wenigsten an; auch deswegen, weil jene Meinung mitunter im hohen Grade einseitig und beschränkt genannt werden darf. Es versteht sich von selbst, daß er, bey seiner fast beispiellosen Billigkeit und Anerkennungslust den Herren Tiedge oder Uhland u. dgl. a. m. nicht Unrecht gethan, und daß der mit dem Maßstabe für das Höchste so vertraute Kenner einen Scott, Byron und Rückert wahrhaft geschätzt hat. Es kann hier vielmehr nur auf dasjenige ankommen, worin sich das, man möchte sagen specifisch Götthesche am klarsten manifestiert. Man muß dieß aus den verschiedensten Stellen des Buchs zusammen lesen. Der Verf. hat von Zeit zu Zeit seine Unterhaltungen mit dem Dichter aus der Erinnerung niedergeschrieben; es ist deßhalb in ihnen keine andere Ordnung möglich gewesen, als die chronologische der Aufzeichnung, und wir sagen ihm warmen Dank dafür, daß er die frisch hingezzeichnete Skizze ohne weitere Umarbeitung und Ausführung uns geschenkt hat. Aus der Frische und Gegenwärtigkeit des Erzählten erwächst dem Leser das anmuthige Gefühl eines fortschreitenden Mitlebens in jenen immer noch sehr schönen Tagen des gegen den dankbaren Jüngling väterlich gesinnten Greises. Man sieht und hört jeden der Redenden vor sich. Manches Kleine ist mitgetheilt, aber es ist feiner Zug am Großen. Anderes ist erzählt, was vielleicht ein minder Treuer besorglich weggelassen hatte. Wenn

so gar, wie uns von guter Hand kund geworden, Hr Eckermann diejenigen Stellen offen mittheilen wollte, in denen Göthe sich scharf kritisierend gegen des Verfassers eigene dichterische und kritische Arbeiten heraus gelassen hat, — Stellen, die erst von einer revidierenden andern Hand schonend gestrichen sind — so danken wir einer solchen Treue, welche durchdrungen ist von dem Gefühle dessen, was es heißt: unverkürzte Wahrheit über Göthe mittheilen. Je urkundlicher die Aeußerungen sind, die uns in dem Buche vorliegen, desto reicher und nachhaltiger muß ihre Wirkung seyn, und wir glauben diese verbürgen zu können. Oft quillt gerade aus den einfachsten Stellen eine Fülle von Weisheit hervor, wie denn zu bemerken ist, daß Göthe auch hier niemals auf Stelzen geht; z. B. 'möge ich Sie', äußert er einmal, 'in stiller Thätigkeit antreffen, aus der denn doch zuletzt am sichersten und reinsten Weltumsicht und Erfahrung hervorgeht.'

Mit welchem Fleiße, mit welcher Ausdauer Göthe die wichtigsten seiner Werke, namentlich auch seinen Faust, vollendet hat, wird man aus diesen Gesprächen vollends gewahr, und es mag den vorschuell fertigen Federhelden zur Beherzigung dienen. Hierbey erlaubt sich Ref. auszusprechen, daß, während der Dichter in allen seinen übrigen Werken für ein größeres oder kleineres Publicum gearbeitet hat, er im zweyten Theile seines Faust vorzugsweise für sich selbst einmal etwas geschaffen zu haben, sich selbst auch einmal befriedigen zu wollen scheint; und daß daher die an Dante erinnernde Schwerverständlichkeit des Gedichts, welche Manche als aus dem Bereich der Poesie heraustretend bezüchtigt ha-

ben, wohl herzuleiten und zu entschuldigen seyn möchte. Uebrigens trägt Hn Eckermanns Buch zum Verständniß der zweyten Hälfte des Faust sehr viel bey; wie es denn für viele der Göttheschen Productionen einem künftigen Commentator den Weg zeigt. Der Dichter selbst redet oft und ohne eine Spur von Affectation über seine Arbeiten. Mit Selbstkenntniß bemerkt er, daß und warum sie niemals populär werden können; doch respectiert er eine gewisse edlere Popularität, wie sie es verdient. Dem Ref. scheint er sie, vielleicht aus einer dem Greise auch sonst schon vorgeworfenen, übertriebenen Billigkeit für jede Art dichterischer Erzeugnisse, selbst zu hoch anzuschlagen, indem er ihren Werth an dem Maße der Wirkungen abzumessen geneigt ist; da doch hiernach, wie namhafte Beyspiele in unserer Literatur beweisen (gleichsam nach dem alltäglichen Verbrauche), immer nur das gemeine Bedürfniß zu beurtheilen seyn wird. Aber gerecht und billig ist Göthe sogar gegen Kosebue (Th. 1. S. 67 und 140), der es gewiß nicht persönlich um ihn verdient hatte; doch Persönlichkeit mischt sich in seine Urtheile nicht.

Jungen Schriftstellern können wir vorzugsweise das Werk mit wahrer Ueberzeugung empfehlen. Sie werden daraus viel lernen, wenn sie wollen. Göthe spricht sich nachdrücklich darüber aus, daß Niemand sein Talent forcieren, daß der Darsteller einen Gegenstand lange und von allen Seiten betrachten müsse, um ihn wahr wiederzugeben, wozu denn anhaltende Studien gehören und was Niemanden im Schlafe gegeben werde; — daß etwas Gutes nur nach freyer, ungetrübter, voller Empfängniß, bey innigem Gefühle, größtem Fleiße, genauesten Sprachstudien, neben geist-

voller Beachtung der griechischen und römischen Klassiker, und unversplitteter Thätigkeit in der Ausführung, gelingen könne; — daß der Dichter ohne Auffassung des Individuellen zum Gipfel der Kunst nicht durchdringe; — daß die Poesie, und jede andere schöne Kunst nicht aus bloßer, subjectiver Gefühlweise und Begeisterung etwas Würdigeres schaffe, sondern daß auch der einzelne Gegenstand an sich dazu geeigenschaftet seyn müsse, und daß daher die Lehre von den Gegenständen der ganzen Kunstlehre erst Anwendbarkeit verleihe; — reflectierende Poesie vollende sich mehr durch discursives Denken, objective mehr durch instinctmäßige, gleichsam organische Entwicklung; — jene componiere absichtlich und zielend, diese unbewußter und wie Naturkraft; — eine gewisse Anticipation, eine Vorahnung des Wirklichen und Wahren müsse, wie der Stempel des Genies, dem Künstler angeboren, dieser aber bescheiden und emsig genug seyn, das Geahndete in der äußern Welt aufzusuchen und ins Einzelne zergliedernd zu erkennen; — wie viel Studium zum guten, d. i. zum zweckmäßigen Styl gehöre; — revolutionärer Sinn und die damit verbundene beständige Aufregung des Gemüths lasse das Talent nicht zur gehörigen Entwicklung kommen und entziehe daher dem Schriftsteller nothwendig die Meisterschaft; — man lerne nur von dem, welchen man liebe; — jedes Talent müsse sich eben so sehr durch Kenntnisse und Studien nähren, um dadurch zum vollen Gebrauche seiner Kräfte zu gelangen, als mit einem tüchtigen sittlichen Character beharrlich verbinden, um nicht durch das bloß Geistreiche (die schädliche Puppe des Zeitalters!) sich zu verwirren und bald ins Ziellose zu verfallen. Ref.

hat von den Lehren des Meisters für noch strebende Schriftsteller nur das erste sich anbietende zusammengefaßt; doch der Leser wird gewiß kein Blatt des Buchs umwenden, ohne Lehre, Warnung, Fingerzeig zu empfangen.

Eben so könnte man für viele andere Rücksichten Blumen aus diesem reichen Beete pflücken. Von hohem Interesse ist die Erwähnung so zahlreicher großer oder doch bedeutender Namen. Wir stoßen z. B. öfters auf den gloriwürdigen Großherzog Karl August, seine unvergeßliche Mutter Amalie, Ihre Kaiserl. Hoheit die jetzt wohlthätigst wirkende Frau Großherzogin von Weimar, Ihre Königl. Hoheit die dankbar erwähnte Frau Herzogin von Cumberland; den sehr geschätzten Eugen Beauharnais Herz. v. Leuchtenberg, den unerschöpflich erquicklichen Alexander v. Humboldt, den biedern und hellen Zelter, Napoleon als das 'Compendium der Welt', und viele andere. Von Schriftstellern finden wir ebenfalls eine beträchtliche Anzahl genannt und beurtheilt, z. B. Klopstock, den unschätzbaren Lessing, Winkelmann, den auch auf Göthe einflußreichen Kant, Walter Scott, den ewigen Selbstquäler und doch so großen Byron, weltumfassenden und dabey stets unschuldig heitern Shakspeare, Calderon als höchst verständiges Genie, die immer noch des Studiums würdigen Voltaire und Moliere, den als Philosophen und als Poeten mangelhaften, sonst ehrenvoll erwähnten Friedrich Heinrich Jacobi; von den Alten besonders Homer, Sophokles, Aristoteles und Menander.

Auch von Künstlern sind viele Namen hervorgehoben, wie denn die Freunde der Malerey, der Bildhauerkunst, der Musik und der Schau-

spiellkunst reiche Ausbeute aus diesen Blättern gewinnen können. Woran es der schönen Kunst unserer Zeit fehle, hat der Kenner gar wohl gesehen und ausgesprochen, — besonders daß der Künstler sich mit persönlicher Großheit an die Natur wenden müsse, um, von ihr lernend, das Tüchtigste und Vorzüglichste darzustellen; daß aber ohne eine Rückkehr zum Männlichen die neuere Kunst immer schwach bleiben werde. Neuester bezeichnend ist, was G. von den Dilettanten in der Kunst sagt (und es paßt auf die Dilettanten in allen Fächern): ‘das ist das Wesen der Dilettanten, daß sie die Schwierigkeiten nicht kennen, die in einer Sache liegen, und daß sie immer etwas unternehmen wollen, wozu sie keine Kräfte haben.’ — Natürlich begegnen wir in dem Buche auch vielen Bemerkungen über das Theater, die eine lange Erfahrung den alten Schauspielfreund gelehrt hat. Wir überlassen andern Zeitschriften seine Winke darüber zu besprechen. — Ueber die Poesie sind seine Aeußerungen am zahlreichsten. Wir erwähnen nur seine Unterordnung des sogenannten Gesezes der drey Einheiten unter den höhern Grundsatz des Faßlichen, und die Bemerkung, daß alles opponierende Wirken in der Poesie auf die Negative, diese aber auf ein Nichts hinausgehe. — Was er von der Englischen und Französichen (auch der damals neuesten) Literatur äußert, verräth überall den Kenner. Daß der Mangel an Character, im sittlichen Sinne des Wortes, bey unsern forschenden und schreibenden Individuen jüngerer Generation die Quelle des Uebels unserer neuesten Literatur ist, hat auch schon G. klar ausgesprochen. Er macht wiederholt bemerklich, daß den meisten

die Wissenschaft nur in sofern etwas ist, als sie davon leben, und daß sie sogar den Irrthum vergöttern, wenn sie ihre Subsistenz davon haben. — Göthe will das Gesunde (in alter oder neuer Literatur) als das Klassische characterisieren, das Kranke als das Romantische. Er findet alle fortschreitenden Perioden mehr objectiv, alle rückschreitenden mehr subjectiv.

Während das definitive Schicksal der Götheschen Farbenlehre noch einige Jahrzehende abgewartet werden mag, wird Naturforschern und Meteorologen Vieles in diesen Gesprächen lieb seyn, anregend oder belehrend, wenn auch nur wegen des Ernstes und der Treue, mit denen man der Natur nachgehen muß.

Ungetheilten Beyfall wird jeder erfahrene Staatskundige der gesunden Politik Göthe's geben, der es mit Vaterland und Fürsten wahrhaft redlich meint und wie ein von Vorurtheilen freyer scharfsichtiger Mann weder rechts noch links abirrt. Er gehört durchaus zu den Conservativen, haßt jede demokratische Uebertreibung wie ein gefährliches Kinderspiel und ist der jugendlich experimentierenden Pfuscheren im Regieren auf das Entschiedenste feind, ohne liberales Rathgeben der Fähigen zu verbieten. Vortrefflich ist, was er über die Fronde der Zeit gegen alles Große sagt, und über die echte Freyheit jedes Standes in seinen historisch begründeten Schranken. Wie wahr sind die Behauptungen, daß ein großer Regent nichts, als seine Größe brauche, um bey der Nation beliebt zu seyn; daß das Regierungsgeschäft ein großes Metier sey, welches den ganzen Menschen verlange und dem Regenten keine beträcht-

liche Nebenverrichtung erlaube; desgleichen aber auch die gelegentliche Bemerkung, daß die Stumme von Portici eine wahre Satyre auf das darin im äußersten Grade absurd und lächerlich erscheinende Volk abgebe. — Auch von den religiösen Aeußerungen Göthe's muß Ref. wenigstens anführen, daß er nicht an die göttlichen Geheimnisse zu rühren rath, weil die Menschen dabey in ein ihnen nicht zugetheiltes Element gerathen, wie der ihnen unerklärliche Widerstreit zwischen der Freyheit des Willens und der Allwissenheit Gottes zeige; daß die christliche Religion über alle Philosophie erhaben und deren Stütze nicht bedürftig sey; und daß Unsterblichkeit der Seele innere Nothwendigkeit habe.

Zum Schluß hebt Referent nur noch einige zerstreute Bemerkungen hervor, die ihm der Erwähnung werth scheinen. — Die strengen Grundsätze, die Göthe über die Ehe hatte, und namentlich in den Wahlverwandtschaften an einer bekannten Stelle aussprach, wurden selbst von Reinhard bewundert; sie stehen aber mit seiner Ansicht der häuslichen Sitten, als der einzig sichern Grundlage einer richtigen Politik in erklärender Verbindung. Oftmals weist er darauf hin, wie die moralische Güte des Characters zu den unentbehrlichen Vorbedingungen jeder nachhaltigeren Wirksamkeit gehöre, und daß ein guter Mensch, mit Talent begabt, stets zum Heile der Welt sittlich wirken werde, in welcher Art es auch sey. An einer andern Stelle ist der unermessliche Werth des gesunden Menschenverstandes ausgedrückt, der ohne Schulspeculation nicht allein eins der nothwendigen Elemente wahrer Poesie sey, sondern

auch in der Philosophie selbst immer wieder zum Aufseher und Berichtiger der Speculation gebraucht werden müsse. Göthe kommt daher auf den Gedanken, es sey, der Kantischen Kritik der reinen Vernunft gegenüber, an der Zeit, eine Kritik der Sinne und des Verstandes zu schreiben. Er verwirft den Begriff einer Originalität, die Alles nur aus sich selbst haben wolle; und bey dem unendlichen Einflusse, bewußten und unbewußten, der schon vorhandenen Bildungs-Momente, ohnehin als unmöglich angesehen werden müsse. Wenn er im vertraulichen Gespräche sein Verhältniß zu Tieck offen angibt, desgleichen wenn er seine Gegner classificiert (Gegner 'aus Dummheit, aus Neid, aus Mangel eigenen Erfolgs, bloß aus abweichender Denkart, aus wahren Gründen'), wobey sich nothwendig ein gewisses Selbstgefühl zu Tage legt, welches einem solchen Heroen besser steht, als falsche Bescheidenheit: so werden ihm dieß freylich gewisse triumphierende Mückenfänger ausnehmend aufmuhen. — Doch Ref. muß hier schließen. Die Freunde der Göttheschen Muse, und daneben auch manche, wenigstens nicht persönliche, Gegner derselben werden das Büchlein mit großem Genusse lesen; aber vorzüglich muß man es in den Händen der angehenden Schriftsteller und Künstler zu sehen wünschen.

B. M.

Erstttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

120. Stück.

Den 30. Julius 1836.

Amsterdam.

Sumtibus J. Müller et Soc.: Parmenidis Eleatae Carminis Reliquiae. De vita ejus et studiis disseruit, fragmenta explicuit, philosophiam illustravit Simon Karsten, phil. theor. mag. litt. doct. instituti regii Belg. sod. corresp. gymn. Amisfurt. rect.; auch unter dem besondern Titel: Philosophorum Graecorum veterum praesertim qui ante Platonem floruerunt operum reliquiae. Vol. prim. pars altera. 1835. 298 S. in 8. Mit dem Index zum ersten Theile.

Daß wir erst nach fünf Jahren als Fortsetzung der Bearbeitung der vorplatonischen Denker diese Sammlung des Parmenideischen Gedichts erhalten, die nach dem Erscheinen der Xenophanischen Bruchstücke rasch ins Werk gesetzt und fast schon vollendet war, lag in den gestörten Verhältnissen des Verfassers, der bey dem Aufstande in Brüssel seine Stelle am Athenäum niederlegte und nach Holland zurückging, dort aber erst Ruhe für seine Studien abwarten und einen neuen Verleger für sein begonnenes Werk gewinnen mußte. Ist die Weise der Behandlung, wie sie die alte Wytttenbachsche Schule in

diesem Gebiete der Alterthumswissenschaft einschlug, auch hier dieselbe geblieben, so wollen wir durch unsere Gegenbemerkungen keineswegs ein ungünstiges Vorurtheil gegen Karstens Leistungen erregen, vielmehr vornherein den wesentlichen Fortschritt anerkennen, der dadurch in der Aufklärung des Eleatismus im Besondern und der alten Philosophie im Allgemeinen gemacht ist. Zwar sind die neu eröffneten Quellen mit den von Fülleborn und Brandis benutzten zusammengehalten kaum der Rede werth, andere freylich gleich unbedeutende übergangen, indeß ist was von den Trümmern des Parmenideischen Gedichts und sonstigen Nachrichten der Alten bekannt war, durch eine richtigere Anordnung und besonnene Auslegung mit philosophischem Geiste zu einem Ganzen verarbeitet. Freyer und weniger beyfallswerth ist die Kritik gehandhabt, da sich keine feste Norm in der Behandlung der Parmenideischen Poesie zeigt; doch ist Einzelnes trefflich gebessert, hauptsächlich durch Benutzung von Scaligers Sammlung, die durch Geels Vermittlung aus der Leydener Bibliothek herausgezogen uns jetzt erst auch für Empedokles in kritischer Hinsicht viel hoffen läßt.

Als Einleitung zu dem Werke, welches in dem ersten Theile die Bruchstücke des Parmenides nebst Commentar, in dem zweyten eine auf jene und die Zeugnisse der Alten gegründete Darstellung seiner Lehre enthält, wird eine Untersuchung über Leben und Studien des Eleaten vorausgeschickt. Die chronologischen Entwicklungen genügen uns hier nicht. Die scheinbar widersprechenden Berichte der Spätern finden zunächst in der absichtlich wiederholten Erzählung des Platonischen Sokrates ihre Anknüpfung, daß Zeno in einem Alter von etwa 40, und Parmenides als hochbejahrter Greis von wohl 65 Jahren zur

Feyer der großen Panathenäen nach Athen gekommen sey, bey welcher Gelegenheit Sokrates noch sehr jung die ergreifenden Vorträge des Parmenides gehört und dessen Tiefe und dialectischen Scharfsinn bewundert habe. Diese Erzählung, die durchaus nicht nach den Freyheiten der dramatischen Kunst beurtheilt werden darf, bildet zunächst eine Verherrlichung des jungen Sokrates, und soll auf chronologische Genauigkeit Anspruch machen. War der sehr junge Sokrates damals 15 Jahr alt, so mochte Parmenides Ol. 81, 3 in Athen gewesen, demnach in Ol. 65 geboren seyn. Für diese Olymp. entscheidet sich auch Karsten, findet aber damit die Angabe bey Diogenes (IX, 23) im Widerspruch, Parmenides habe Ol. 69 geblüht, zumal Athenäus (IX, 15) und Macrobius (Sat. I, 1) e vulgari chronologorum ratione den Cleaten für etwas älter hielten. Allein, was letztere betrifft, so bemerkt K. nicht, daß sie, zunächst Athenäus, in der einfältigen Polemik gegen Plato diesen nur durch ihn selbst widerlegen können, demnach auch auf keine anderweitige und wohl bekanntere Berechnungen von einem höhern Alter des Parmenides hinweisen, die sich überhaupt im Alterthum nicht vorfinden. Denn schwerlich hatte Theophrast (bey Diog. IX, 21) den Parmenides zum Zuhörer des Anaximander gemacht, eher jenen auf dieser in einzelnen physischen Bestimmungen zurückgeführt, was Spätere nur nach dem sehr beliebten Begriffe der Schule umzusetzen vermochten. Für die Aenderung der Zahl 69 in 79 will sich K. nicht entscheiden, weil Diogenes (IX, 29) auf Ol. 79 das *ἡνυαζε* für *Βενο* ansehe und somit Lehrer und Schüler zugleich geblühet haben mußten; darum soll man unter der *ἀκμή* des Parmenides seine Jugendblüthe verstehen. Abgesehen davon, daß man dadurch zu wider-

sprechenden Beziehungen des Ausdrucks gendthigt ist, so fixiert kein Chronolog bey irgend einem Philosophen durch ἀκμή jenes Moment, so daß Diogenes Angabe überhaupt nur dann in Betracht kommen kann, wenn man mit Scaliger jene Aenderung vornimmt. Beym Zeno gibt es Auswege, wenn man beachtet, daß er durch seine Stellung zu der Lehre vom absoluten Seyn und dem empirischen Realismus immer in die unmittelbarste Verbindung mit Parmenides tritt; welche Verbindung auch die von K. übersehene Erwähnung beym Theod. Metochita (Misc. p. 165 Müll.) andeuten soll. Beym Plato wird sie durch den Ausdruck, Zeno hätte dafür gegolten, Liebling des Parmenides gewesen zu seyn, zu einer persönlichen, die K. (S. 14) wiederum ganz verwischt, wenn er die unzweydeutige Nachricht des Apollodorus bey Diog. (IX, 25), Zeno sey Adoptivsohn des Parmenides gewesen, aus einer falschen Erklärung von πατήρ für Parmenides als Schöpfer der von Zeno verfolgten Richtung ableitet. Wir halten diese Verbindung fest und vermuthen, daß der von Diogenes benutzte Chronolog Pl. 79 als die Epoche in dem Leben beider Männer herausgehoben hatte, worein die von ihnen den Cleaten gegebene Gesetzgebung falle; denn beiden schreibt sie Strabo (VI, init.) zu; sie soll so vorzüglich gewesen seyn, daß die Magistrate Cleas in jedem Jahre die Bürger hätten schwören lassen, Parmenides Gesetze beobachten zu wollen, Plut. adv. Colot. c. 32.

Das Verhältniß des Parmenides zu der Pythagorischen Schule, in welchem er wie sein Schüler begreiflicherweise zu Anhängern derselben gemacht werden mußten, welches aber ohne Vorurtheil nicht für so unsicher und unbestimmt erklärt werden darf, können wir mit K. (S. 10)

nicht in dem Sinne auffassen, daß es mehr von Einfluß gewesen sey ad excitandum Parm. studium et ingenium promovendum. Denn wenn Gebeß den Παρμενίδειος βίος neben dem Πυθαγόρειος rühmt, so denken wir uns edlen Zustand im Aeußern, Ernst, sittliche Strenge und Characterstärke als die hervorragendsten Züge desselben, die sich zunächst nur durch den Umgang mit den gleichzeitigen Pythagoreern herausbilden konnten. Darauf ist bloß das καλὸς κάγαδὸς τὴν ὄψιν und das Homerische αἰδοῖος bey Plato (Parm. p. 127. Theaet. p. 183) berechnet, wodurch er Parmenides Persönlichkeit feyert. Pythagorische Stärke und Gesinnung bewies auch Zeno gegen den Tyrannen Demylus. Allein auch im Philosophischen, aber nur in dem Theile, wo sich der Eleat weniger selbständig zeigte, werden wir nachher ohne uns durch scheinbare Aehnlichkeiten täuschen zu lassen, fremdartige Elemente vorfinden, die mit der Pythagorischen Lehre eng verwachsen, nur durch diese ihre Aufklärung erhalten können. Indes Spuren einer mathematischen Anschauungsweise, die den echten Pythagoreer auszeichnet, sind uns bey dem Parmenides auch nicht in der leifesten Andeutung gegeben; darum erscheint uns die Nachricht bey Laurent. Lydus (de Mensib. p. 16 R.), die K. entgangen ist, um so seltsamer, wonach dem Parmenides eine eigenthümliche Anwendung der δεκάς als der vollendetsten Zahl, welche Pythagorisch die ganze Natur der Zahlen umfaßt und das höchste Entwicklungsgesetz darstellt, auf das Gebiet des Intelligibeln und Sinnlichen zugeschrieben wird. Daß hier (wie nachher p. 58) im Sinne des Platonischen Parmenides gesprochen werde, da der Artikel hinzutritt, würden wir augenblicklich abweisen; wir denken um so mehr an eine Verwechslung,

als die nach den ursprünglichen Zahlen gemachten Bestimmungen unpythagorisch und ganz im Geiste späterer Platoniker ausgefallen sind.

Was Karsten §. 4 über Parmenides mündliche und schriftliche Darstellung und nächst dem im Besondern über die Schicksale seines Gedichts mittheilt, erhält im Allgemeinen durchaus unsern Beyfall. Einheit der Schrift bedingt auch hier noch richtig verstanden Einheit der Lehre. Der Glaube an profaische Schriften, der durch die bekannte eingeschobene Glosse bey Simplicius genährt wurde, entstand aus den falsch gedeuteten Worten des Plato im Sophist (p. 237 A), die offenbar auf Parmenides mündliche Vorträge in Athen, wobey Stellen seiner Schrift mit einspielten, zurückzuführen sind, und erst von K. in dieser zwiefachen Beziehung richtig aufgefaßt und in die Fragmente eingetragen werden. Um hier jeden Zweifel zu heben, wollen wir noch das von K. unbeachtet gelassene Zeugniß des unbekanntem Biographen des Plato (Bibl. d. alt. Lit. u. Kunst St. 5 Ined. p. 18) berichtigen, der die dialogische Form zwar vom Plato erfunden seyn läßt, aber doch meint: *εἰ γὰρ τις εἶποι ὅτι καὶ Ζήνων πρὸ αὐτοῦ διαλόγους ἔγραψε καὶ Παρμενίδης, ἐροῦμεν ὅτι οὗτος μάλιστα αὐτῷ ἐχρήσατο.* Bey letzterm halten wir uns nicht auf und dürfen auch nicht, da Zenos dialogische Schriften erwähnt werden, den Alexamenus an Parmenides Stelle einschieben (Diog. III, 48), um dem Biographen besser aufzuhelfen, sondern die erotematisch = dialectische Methode des Parm. im Mündlichen ist nach Platos Sophist (p. 217 C) von jenem Verfasser mißverstanden und in schriftliche Darstellungen umgesetzt. Wie weit die Freyheit der Spätern hierin ging, beweist auch Olympiodor dadurch, daß er den Parm. selbst zum

Lehrer des Plato macht, wobey wir es jedem anheimstellen wollen zu wählen, ob dieser Commentator dazu veranlaßt worden sey entweder durch das Verhältniß, in welches die Platonische Lehre zu der des Parm. im gleichnamigen Dialog oder allgemeiner in dem Eleatischen Gedichte tritt, oder dadurch, daß er die dem Socrates geliebten Worte von dem Umgange mit dem Eleaten auf Plato selbst zurückbezogen hatte. Uns liegt es jetzt daran, Karsten zu p. 8. not. 15 auf diese Nachricht hinzuweisen, s. Olymp. Schol. in Alcib. pr. bey Creuzer Init. phil. etc. T. II. p. 199. 200.

Indem wir von hier aus auf den ersten Theil des Werkes eingehen, betrachten wir die jetzige Sammlung der Bruchstücke in ihrem Verhältniß zu der bisherigen. Jene kann sich vor dieser nur eines kleinen Zuwachses rühmen, indem eigentlich bloß ein Uebergang zur Betrachtung des Seyns, daß es ist, zwischen B. 46 und 47 bey Brandis aus Proklus gestellt worden ist. Denn die eine Hälfte, wodurch B. 46, bey K. B. 40, ausgefüllt ist, war bereits bekannt aber nicht als Verstheil erkannt, nämlich die Worte bey Plotin und Clemens τὸ γὰρ αὐτὸ νοεῖν ἐστὶ τε καὶ εἶναι. Allein durchaus verwerflich ist die Stellung derselben, da die hier ausgesprochene Identität des Seyns und Denkens bey Beschreibung des doppelten Weges der Forschung ganz unzeitig einschreitet. Der Sinn der Stelle ist verkannt; man mußte vielmehr annehmen, daß Parm. anfangs wie das Nichtseyn so daß Seyn von Seiten des Denkens und Erkennens vorgenommen und hierbey jenen Gedanken angefügt hätte. Indes erfolgte letzteres erst sehr spät im Gedichte, nachdem die μάλα πολλά σήματα für das ἔον durch die einfache Dialectik bestimmt waren. Darum knüpft auch

Simplicius (ad Phys. fol. 19 A. 31 A) die Identität erst an B. 93 ff., nur daß er dabey zu stark aristotelisiert. Die sonstigen Verknüpfungen und Umstellungen entsprechen weit richtiger der Abfolge der Gedanken. Zunächst verliert die Stelle aus Sextus ihren alten Platz bey Brandis B. 33 — 38, und tritt nach Simplicius Anleitung hinter B. 55 ein, durch welche Verbindung zugleich die Worte *μόνος* — *λείπεται* B. 37 und 38 ausfallen müssen. Dafür entschied sich schon Scaliger. Ueber B. 56 und 57, denken wir, wird jetzt kein Zweifel mehr obwalten, wenn man bey Plato scheidet, was Parmenides im Mündlichen eingeschärft, daß das Nichtseyende nicht sey, und darauf mit Hindeutung auf die Polemik im Gedichte den Vers aushebt, in welchem er den Geist von dem Wege der Forschung abhält, worauf man das Seyn läugnend nur das Nichtseyende festhalte. Der mündliche Satz, zumal die Worte Platonisch sind, man mag ihn drehen wie man will, läßt sich metrisch nicht einzwängen; von dem wirklichen Verse vermuthen wir aber, daß er nach epischer Weise im Gedichte öfters wiederkehrte, und schlagen darnach die einfache Verbesserung des B. 49 vor: *πρῶτον σὺ τῆσδ' ἀφ' ὁδοῦ διζήσιος εἶργε νόημα*, der sich bey Brandis metrisch nicht halten läßt. Weiter bilden jetzt die bey B. 72 abgebrochenen Worte eine natürliche Reihe, da Karsten mit Scaliger den Bericht des Simplicius nicht unterbricht, sondern Alles mit Recht als Parmenideisch aufnimmt. Dadurch haben denn auch die eingeschobenen Verse 73 — 76 aus Clemens und Theodoret weichen und erst zwischen B. 94 und 95 ihren Platz finden müssen. In der andern Hälfte des Gedichts, die wir nur durch die moderne wenn gleich die Uebersicht fördernde Aufschrift *τὰ πρὸς δόξαν* un-

angenehm gesondert sehen, ist zunächst die von Simplicius selbst angezweifelte Glosse, welche indeß nicht gegen die Bedeutung der beiden Weltprincipe deren Eigenschaften zusammenzufassen sucht, passend ausgeschieden und für sich abgesetzt; sodann, worauf nichts ankommt, die Stelle der Verse 145 und 146 gewechselt, aber nach B. 150 der Satz bey Galen (von Brandis S. 170 Note q bemerkt) als Vers eingeschaltet, der vielleicht, wer weiß es, erst nach B. 156 folgte. Zuletzt merzt K. die drey Worte (B. 157) bey Suidas aus, die zweifelsohne dem Platonischen Parmenides angehören, gedenkt indeß nirgends der beiden Verse bey Stobäus I. p. 354, die, weil auch Proklus (in Tim. p. 160) den zweyten Theil des letzten Verses dem Parmenides zuspricht, nach Brandis Urtheil ursprünglich dem Eleaten und zwar dem physischen Theile seiner Lehre angehören, nachher aber vom Empedokles nachgeahmt seyn sollen, dem zunächst der zweyte Vers vom Simplicius bestimmt beygelegt wird. Allein, wiewohl wir den starken Einfluß anerkennen, den Empedokles von dieser Seite in sich aufnahm, so ist doch dort dem Eleaten mehr geliehet, als seine Lehre zuläßt. Dieser gibt seinem Seyenden, in sofern es sich auf sich selbst bezieht (dafür kommt jetzt noch die von K. übersehene Stelle bey Procl. in Alcib. I. p. 20 Cr. in Betracht), nach allen Seiten gleich und dadurch vollendet ist, Aehnlichkeit mit einer wohlgerundeten Kugel, aber nur als Bild seiner vollendeten Gleichheit; in dieser Hinsicht könnte auf ihn aus beiden Versen nur das πάντοθεν ἴσος bezogen werden, während der unendliche rund gedrehte Sphairos, der vergnüglicher Ruhe sich freut (nach Peyron), allein dem Empedokles angehört. Bey beiden tritt aber die Beziehung zur sinnlichen Welt

durchaus zurück. Alles dürfte hier wohl bloß auf einer Verwechslung beruhen, bey Stobäus in der Ueberschrift, zumal er kurz vorher dem Parmenides das Richtige geliehen hatte, bey Proklus darin, daß er die Aehnlichkeit zweyer Lehren festhaltend das Empedokleische von dem Parmenideischen nicht schied, da er dem εὖν das χαίρων gibt, welches dem Σφαῖρος zukommt.

Wir verzichten hier wiewohl ungern darauf, dasjenige mit unsern Bemerkungen zu begleiten, was K. außerdem durch consequente Wiederherstellung des Ionischen Dialects, durch verschiedene Interpunctionen und kritische Versuche, endlich durch gründliche Exegese für die Bruchstücke geleistet hat. Auch die ganze Darstellung des Seyns im zweyten Abschnitte des Werkes, wobey sich selbst Manches nachtragen ließe, übergehen wir, lediglich aus dem Grunde, um die verhältnißmäßig weit dunklern Hauptpuncte in Parmenides Weltconstruction herauszuheben, die nach den dürftigen Ueberresten und den verworrenen Berichten aufgefaßt eine ganz andere Entwicklung zu fordern scheinen, als sie K. hier zu stark getäuscht, gegeben hat. Ueber das Wesen der beiden Principien kann zuvörderst kein Zweifel obwalten, da die Bezeichnungen derselben in den Fragmenten bestimmt hervortreten, die zunächst Aristoteles, um einen schulgemäßen Ausdruck für das Elementarische und dessen Bedeutung zu erhalten, in den Gegensatz von Feuer und Erde oder des Bewegenden und Materiellen umsetzt. Nur beziehe man die Stelle der Met. I, 3. p. 12, 15 Br. mit K. nicht auf Parmenides, sondern auf Empedokles, wie c. 4. p. 14, 27 lehrt. Wir sind damit einverstanden, daß sich der Cleat B. 113 gegen die Einheit des Grundstoffs erklärt; um so mehr verlangen wir aber von der andern Seite,

seine Richtung auf die Pythagoreer zurückzuführen, je schärfer er nach ihrem Vorbilde die Gegensätze, wiewohl mehr physisch, ausprägt. Allein das Abgeborgte mußte hier auf diesem eigenthümlichen Standpuncte etwas besonderes annehmen, welches Karsten (S. 223) vermöge einer durchaus falschen Auslegung abzuläugnen sucht. Wenn nämlich Aristoteles (Met. I, 5. p. 18, 29) von jenen beiden Principien sagt: *‘τούτων δὲ κατὰ μὲν τὸ ὄν τὸ θερμὸν τάρτει, δάτερον δὲ κατὰ τὸ μὴ ὄν’*, so soll darin nach K., der aber auch hier (wie bey dem Theophrast) nur die alten Texte kennt, das Positive und Negative oder das Wirkende und Leidende der Elemente nach Aristotelischer Sprach- und Denkweise ausgedrückt seyn. Ja, nimmt man wie hier einen Ausdruck des Aristoteles an und für sich, so wird auch niemand etwas dagegen haben, seinem Systeme gemäß das *ὄν* als Energie und das *μὴ ὄν* als Dynamis in gleicher Entgegenstellung anzusehen, wohl aber jeder dem Verfasser einwenden, daß er das *μὴ ὄν* unaristotelisch als *στέρησις* ansieht, welche nie das mit der Negation behaftete Seyn der Materie, sondern der Form bezeichnet, also auch den einen Gegensatz des Materiellen nicht bildet. Aristoteles Andeutung ist für Parmenides bedeutsamer, wenn man die ganze Verknüpfung begreift und besonders das *κατὰ τάρτει* festhält. Nicht etwa soll der Eleat das Warme das Seyende und das Kalte das Nichtseyende genannt, sondern ein jedes dem andern zugeordnet, also nach Aristoteles Auffassung die Principien ihrer Bedeutung nach in das Verhältniß des Seyenden und Nichtseyenden, wie sich dieses so zu sagen metaphysisch herausstellt, gebracht haben. Wie Aristoteles hierbey nur an den Eleatischen Begriff denkt, ebenso vorher

bey den Atomisten (Met. c. 4), was Karsten schon früher (S. 155. 56) selbst gegen Simplicius Worte deutet.

Die Vereinigung beider elementarischer Stoffe machte Parmenides dadurch möglich, daß er eine allgemeine Grundkraft nachwies, welche durch Mischung das Gegensätzliche in Liebe einigte und Alles beherrschte. Er beschreibt sie als ἀρχὴ μίξις B. 127 flg., und darnach betrachtet sie Karsten (S. 230) ganz richtig als Genitalis vis, schiebt aber dabey dem Alterthume eine Verwechslung der vereinigenden Kräfte unter, deren es sich in dieser Hinsicht nicht schuldig gemacht hat. Wir fassen den Denker so auf: jener ἀρχὴ gibt er, weil er sie als allgemeine erzeugende Grundkraft ansieht, die allgemeine Benennung einer Δαίμων, scheidet sie aber, wie natürlich, von der Göttinn, aus deren Munde er die Lehren der Wahrheit und die menschlichen Meinungen vernimmt; diese Δαίμων (B. 3) oder Θεὰ (B. 22) konnte er sich unserer Vermuthung nach nur als Ἀλήθεια denken. Beide vermischt zu haben, müssen wir dem Berichte bey Stob. I. p. 482 flg. vorwerfen, wornach die physische Gottheit anfangs richtig als Grund der Bewegung und Erzeugung, die Alles regiere (κυβερνήτης s. B. 127), beschrieben, darauf aber durch die Benennungen κληδοῦχος (wie mit Rücksicht auf B. 14 ἔχει κληίδας ἀμοιβοῦς zu ändern ist), δίκη und ἀνάγκη mit unserer Ἀλήθεια verwechselt wird, der Parmenides die Δίκη als Vorsteherinn ihres Tempels beyordnet, aber zugleich die absolute Nothwendigkeit, die er wie alle ältere Denker nicht aufgeben konnte, überordnet. Bezeichnet Plutarch (Erot. c. 12) dieses kosmogonische Wesen bestimmt als Aphrodite, so ist er hier, da er das Fragment sichtbar bloß aus Plato entlehnt, entweder durch die Empe-

dokleische Ehre, oder überhaupt durch das Ver-
 hältniß des Groß zu jenem Wesen verleitet wor-
 den. Als der erste Act nämlich, wodurch sich
 die Gottheit im Weltbilden wirksam zeigte, wird
 hier die Erzeugung des Groß dargestellt; er er-
 scheint in seiner secundären Stellung zur Mut-
 ter als die bewegende und zusammenführende
 Kraft im Einzelnen. Groß ist ein Ueberbleibsel
 alter kosmogonischer Vorstellungen, wie schon Plato
 und Aristoteles andeuten, wenn sie den Parm. hier
 mit Hesiod zusammenstellen. Der bekannte Vers
 von Groß Geburt: *‘πρώτιστον (πρώτον der beste
 Cod. bey Nr.) μὲν Ἐρώτα θεῶν μητίσαστο πάν-
 των’* ist dadurch, daß man um das Subject ver-
 legen war, vielfach mißdeutet worden. Die früheren
 Auslegungen sind durch das Bisherige widerlegt,
 so daß wir es bloß mit K. (S. 120) zu thun ha-
 ben, der jetzt ohne sein Wissen mit Hommel zu-
 sammen trifft und durch diesen schon von zwey Seiten
 (Fr. Hermann und Winckelmann) Beystimmung er-
 halten hat. K. findet bey Plato (Symp. p. 178 B)
 das Schaffende bey *μητίσαστο* in *τὴν γένεσιν*
λέγει, und erhebt dadurch die Göttinn zu einer
Γένεσις, aus der zunächst die übrigen Götter
 hervorgehen. Dasselbe soll, wie man jetzt meint,
 auch Arist. (Met. I, 4.) an die Hand geben.
 Ohne zu läugnen, daß dieses dem weiten Be-
 griffe von physiologischen Hymnen zusagt, wie
 der Rhetor Menander Parm. Gedicht nennt, so
 müssen wir uns durchaus gegen die Auffindungs-
 weise erklären. Denn bey Plato soll Groß als
 der Erstgeborne geschildert werden; die *γένεσις*
 ist seine Geburt, nicht das ihn Erzeugende, da
 die Worte *τὴν γένεσιν λέγει* auf das ankündi-
 gende *οὐχ ἥκιστα δὲ κατὰ τὴν γένεσιν* zurück-
 gehen. Bey Aristoteles liegt aber die Vorstellung
 von einer dynamischen Grundkraft so fern, daß
 er vielmehr bloß von einer Welterzeugung (*τὴν*

τοῦ παντός γένεσιν) spricht, er selbst aber wie Plato den kundigen Leser hinzudenken läßt, wer bey Parmenides den Eros zuerst unter allen Göttern schuf. Bestimmte Aushülfe gibt, wenn nicht schon die allgemeine Anschauung helfen sollte, Simplicius (ad Phys. fol. 9. A.), der uns an die im Mittelpunct wohnende *Δαίμων* erinnert, die durchaus der Pythagorischen Gottheit als *μητέρα θεῶν* vergleichbar ist. Allein ob man bey ihrem Sitze an den Mittelpunct im All oder in den gemischten Kugelkronen zu denken habe, darüber möchten wir uns hier mit K. in Berücksichtigung seiner Vorstellung von dem Parmenideischen Weltgebäude zu verständigen suchen.

Den Bericht bey Stobäus I. p. 482 seqq. versteht K. p. 241 seqq. in der Weise, daß der Eleat übereinandergeslochtene Kronen gesetzt, die eine aus dem Dünnen, die andere aus dem Dichten, zwischen diesen wieder andere aus beiden Principien gemischte, und zwar soll darin schon eine Anordnung gegeben seyn, der das Folgende entspreche, indem die äußerste die gesammten umschließende Krone jene aus dem dünnen Stoffe sey, unter welcher eine feurige, nämlich die gemischten, liege, während die entgegengesetzte mittlere, also die aus dem Dichten, (wie man supplieren müsse) das Centrum bilde, an welche sich dann von dieser Seite die gemischten anknüpfen. Mitten in diesen gemischten thront dann nach dem Excerpt, dem K. Glauben schenkt, die Gottheit. Diese erzwungene Ansicht durchdringt der Grundirrtum, daß ihr Vertheidiger meint, durch die Anfangsworte bei Stob. sollte schon eine bestimmte Lage der Kronen und nicht vielmehr erst ihre Natur im Allgemeinen beschrieben werden. Darum muß die äußerste *στεφάνη* der *ἐκ τοῦ ἀραιοῦ* entsprechen, während es doch nachher bey der wirk-

lichen Anordnung heißt: *καὶ τὸ περιέχον δὲ πάσας τείχους δίκην στερεὸν ὑπάρχειν, ὅφ' ᾧ πυρώδης στεφάνη.* Diese Worte werden durch eine gewaltsame Erklärung bloß für die Feuerkrone gewonnen, um nur das dunkle Princip aus dem obersten Diakosmos wegzubannen, da sie doch wie unmanuirt seyn soll durch das Dichte; denn das *στερεὸν* lassen wir uns nicht nehmen für die äußere Krone aus dem dichten Princip, weil es der alterthümlichen Ansicht von dem Fixsternhimmel recht zusagt und weil Parmenides, wiewohl der Vorstellung von den concentrischen Kreisen folgend, dennoch keine Bewegung um den Heerd des Alls kennt. Und wie hätte er die Milchstraße aus dem Feuer oder bestimmter aus dem Dichten und Dünnen ableiten können (Stob. I. p. 574.), wenn er nicht schon das *πυκνὸν* nach Oben verwendet hätte! Nun aber fährt der Bericht fort: *καὶ τὸ μεσαίτατον πασῶν περὶ ὃν* (Cod.) *πάλιν πυρώδης.* Nach *πασῶν* soll eine Lücke angenommen und ganz gegen die Folge des Gedankens etwa *κέντρον τάξιν ἔχειν* ergänzt werden, was schon darin liegt; vielmehr erinnert das *πάλιν*, daß auch die mittlere Krone fest ist und darum wieder Feuer liegt; denn dem Parm. erscheint auch hier sein dichter Stoff brauchbar, um die Mitte festzustellen. Das verdorbene *περὶ ὃν* hat Boeckh längst in *περὶ ὃ* gebessert und zur richtigen Ergänzung angeleitet. Allein jetzt heißt es weiter: *τῶν δὲ συμμιγῶν τὴν μεταίτατην ἀπάταις τοκέα* (Dav.) *πάσης κινήσεως καὶ γενέσεως ὑπάρχειν* etc. Wie dieser Sitz mitten in den gemischten Kronen, also in dem mittlern Diakosmos oder dem ätherischen Gebiete, in welches die Gestirne versetzt werden, für die Gottheit recht passend gewählt sey, wie K. behauptet, ist uns wahrlich nicht einleuchtend;

wir hätten davon ein Analogon aus der alten Physik gewünscht. Da diese Stelle des Compilator offenbar aus B. 127 geflossen ist, so vermuthen wir eine falsche Beziehung von τούτων daselbst, um so mehr als der weit besonnere Simplicius (ad Phys. fol. 8. A.), dem wir die Erhaltung jenes Verses verdanken, nicht wie Stobäus von den gemischten, sondern von τούτων als von allen Kronen redet, dadurch also der thätigen Ursache den mittlern Sitz im All einräumen durfte. Schon Boeckh nimmt hier sehr treffend die Pythagorische Hestia zu Hülfe, zumal Parmenides wie Philolaus den obersten Kreis als Olymp ansieht. Daß der Alles mißverstehende Cicero (de Nat. D. I, 11.) von diesem mittlern Kreise gelesen, denselben aber durch seinen die στεφάνη erläuternden Beysatz zu dem ihm geläufigeren (de Rep. VI, 17.) umschließenden gemacht, und dann das ihm etwa vorliegende ἤντινα δαίμονα ἐπονομάζει durch quem appellat deum wiedergegeben habe, wollen wir hier bloß andeuten, um die Entwicklung einer andern Zeit zu überlassen. Nur noch dieses gegen K. (p. 274.), daß man dem Eleaten die Paliggenese nicht aufdringen kann, sondern daß die Worte bey Simplicius (ad Phys. fol. 9. A.), die physische Gottheit sende die Seelen bald aus dem Lichten in das Dunkle, bald aber umgekehrt, nur die Annahme zulassen, daß die Seele durch das Einlassen mit der Körperwelt ihren Ursitz verlassen habe und dadurch in ein Scheinleben versetzt sey, welches hier im Sinnlichen herrscht. Freyheit des Seelenlebens ist dann durch den Rückschritt in das Ursprüngliche gegeben. Von einer Buße oder Reinigung, die nach der echt griechischen Idee der Wanderrung stets zum Grunde liegt, ist nicht die Rede.

Krische, Dr.

G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

121. Stück.

Den 1. August 1836.

G ö t t i n g e n.

In der Sitzung der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften am 9ten Julius hielt der Professor Marx die Vorlesung de Herophili celeberrimi medici vita, scriptis atque in medicina meritis.

Der Name Herophilus bezeichnet für das Alterthum den Beginn einer neuen Aera der Medicin. Zwar besaß sie bereits eine reiche und bedeutungsvolle Vergangenheit. Hippocrates und die Reihe seiner nächsten Nachfolger hatten die Bahn gebrochen; aber ihre Bemühungen waren doch nur Anfänge, glückliche Blicke und Griffe in das große Gebiet der Wissenschaft, dessen Umfang sie selbst kaum ahneten, oder wovon sie nur einzelne Abschnitte bearbeiteten. Erst mit dem Auftreten von Herophilus ward ihr eine universelle Behandlung und eine festere Begrenzung und Begründung zu Theil.

Die selbständigen Werke dieses Mannes haben die Unbilden der Jahrhunderte nicht überdauert;

nur Bruchstücke derselben finden sich in anderen Schriften aufbewahrt. Was jedoch von ihnen noch übrig ist, verbunden mit den wohlverstandenen Zeugnissen des Alterthums, müssen den Gedanken erwecken, daß ein großer Theil der wissenschaftlichen Arzneykunde der Griechen und Römer in den Lehren, Anregungen und Entdeckungen bestand, die von ihm ausgingen, und daß sehr oft auch da, wo er nicht genannt ist, seine Arbeiten benutzt und ausgezogen wurden.

Von den äußeren Lebensverhältnissen des Herophilus ist sehr wenig bekannt. Er war in Chalcedon, einer kleinen Stadt Bithyniens, in Kleinasien, Byzant gegenüber, geboren, weshalb er der Chalcedonier heißt. Wo er seine ersten Studien gemacht, wird nirgends angegeben. Möglich daß er sie bey Aristoteles, der auch im nördlichen Griechenland zu Hause war, zum Theil wenigstens, begann, und von diesem den Eifer für anatomische Forschungen überkam. In der eigentlichen Medicin hatte er zum Lehrer den Praxagoras, einen unmittelbaren Nachfolger des Hippocrates, der auch wie dieser auf der Insel Kos zu Hause war, wo damals der Hauptsitz für das ärztliche Studium gewesen zu seyn scheint. Sein Mitschüler war Philotimus, der sich späterhin durch mehrere anatomische Entdeckungen und Paradoxien bekannt machte.

Die Ansichten und Verordnungen des Praxagoras, des letzten von der Familie der Aesclepiaden, besaßen lange bey den Griechen Ansehen und Gewicht; wenigstens werden sie oft als Auctorität angeführt. Es konnte jedoch nicht anders seyn, als daß Herophilus allmählich viele Behauptungen seines früheren Lehrers als unstatthaft verwerfen oder widerlegen mußte. Aber er that dieses mit Zurückhaltung, mehr andeu-

tend als ausführlich, so daß er lieber in den Fehler einer dunkeln Schreibart verfallen, als durch deutliche Entwicklung dem Ruhme seines Lehrers zu nahe treten wollte.

Später nahm er seinen Wohnsitz in Alexandria, wo er, unter dem Schutze und wohl auch unter der Begünstigung der Aegyptischen Könige, in diesem neu aufblühenden Sitze der Wissenschaft und Literatur eine Reihe von Jahren als Arzt und Lehrer thätig war. Ptolemäus, mit dem Beynamen der Erretter, der Halbbruder Alexanders des Großen, hatte nach dessen Tode Aegypten zugetheilt erhalten und die von diesem angelegte Stadt zu einem Vereinigungsorte der Gelehrten aller Fächer erhoben. Unter diesen befand sich auch Diodorus, genannt Kronos, der sich durch sophistisch-verfängliche Fragen und Trugschlüsse hervorthat. Dieser hatte sich einmal die Schulter ausgefetzt, und wandte sich, um geheilt zu werden, an Herophilus. Scherzend hielt ihm dieser seine Argumentation, daß es keine Bewegung gebe, entgegen, indem er sagte: entweder ist deine Schulter an dem Orte heraus getreten, wo sie war, oder wo sie nicht war; sie ist es aber weder in dem, wo sie war, noch in dem, wo sie nicht war, also ist sie gar nicht heraus getreten. Da bat ihn der Sophist inständig, er möge doch solche Redensarten lassen und Sorge tragen, daß ihm die nach den Regeln der Kunst passende Behandlung zu Theil werde.

Bald versammelte sich um Herophilus eine große Zahl von Zuhörern aus allen Gegenden. Anfangs lehrte er mehr in dem Sinne seiner Vorgänger, welche als Stifter und Anhänger der dogmatischen oder rationalen Secte bezeichnet werden. Durch Aufstellung bestimmter Sätze

und Erfahrungen ward er aber der Begründer der empirischen Schule, welche von seinem Schüler Rhilinus aus Kos mehr ausgebildet und zur eigenen Secte erhoben wurde. Galen nennt deswegen auch den Herophilus nur zur Hälfte einen Dogmatiker. Am besten würde er nicht mit dem Beynamen 'der empirische, sondern mit dem der beobachtende' belegt.

Von weiteren Ereignissen seines Lebens ist keine Angabe vorhanden, und eben so wenig wie lange er gelebt und in welchem Jahre er gestorben. Nach seinem Tode wurde der Ruhm seiner Verdienste durch zahlreiche Schüler weit verbreitet und seine Lehre durch viele Nachfolger bis in die spätesten Zeiten hinab fortgepflanzt.

Auch von einem Frauenzimmer geschieht Erwähnung, welches in einem Mannes-Anzuge verkleidet sich zu ihm begab, um von ihm in der Geburtshülfe, welche früher nicht von gelernten Hebammen ausgeübt werden durfte, Unterricht zu erhalten.

Dem Herophilus hauptsächlich verdankte Alexandrien die Auszeichnung, daß es einem Arzte zur größten Empfehlung galt, daselbst unterrichtet worden zu seyn. Eine Abzweigung seiner Schule ward späterhin nach Kleinasien versetzt, in die Gegend von Laodicea, welches bey dem großen Verkehre, der zwischen beiden Städten bestand, nicht zu verwundern ist. Die Arzneykunde behielt auch großes Ansehen in Laodicea, und noch jetzt sind Münzen dieser Stadt vorhanden, worauf Herophileische Arzte als Magistratspersonen bezeichnet sind. Jedoch blieb Alexandrien der Hauptsitz medicinischer Studien; Galenus selbst hatte sich eine Zeitlang dort aufgehalten und den Rath ertheilt, daß Studierende dorthin sich begeben möchten, weil

die Lehrer daselbst so großen Werth auf anatomische Selbstanschauung legten.

Herophilus theilte die Resultate seiner Forschungen nicht bloß mündlich in seinem näheren Kreiße mit, sondern legte sie auch in besonders abgefaßten Werken nieder. Diese gewannen ein großes Ansehen bey den Griechen, das sich bis in die späten Jahrhunderte behauptete; wenigstens finden wir Anführungen daraus auch bey Scribenten aus den Zeiten des Verfalls der Wissenschaften. Deshalb ist zu verwundern, daß bey Erhaltung so vieler anderen medicinischen Werke keine seiner Originalschriften sich bis in das Mittelalter durchgerettet hat. Es ist jedoch nicht unwahrscheinlich oder unmöglich, daß man bey sorgfältiger Durchsuhung Manuscripten-reicher Bibliotheken entweder einzelne Abhandlungen oder doch größere Bruchstücke von ihm wieder an das Tageslicht ziehen könnte.

Die Titel der von ihm verfaßten Schriften, aus welchen bey den Alten einzelne Stellen citiert, oder welche sonst genannt werden, sind folgende:

1) Von den Ursachen, wahrscheinlich ein umfassendes ätiologisches Werk, das die anatomischen und physiologischen Gründe der Krankheiten mit Nebenbemerkungen über ihre Behandlung nach seinen eigenthümlichen Beobachtungen entwickelte. Hieraus ist vor nicht langer Zeit ein beträchtliches Fragment von Antonio Cocchi mitgetheilt worden, aus einem handschriftlichen Commentar des Apollonius von Citium (eines Zeitgenossen des Mithridates) zu einem Buche des Hippocrates über die Gelenke, der sich in der Sammlung Griechischer Chirurgen in der Mediceischen Bibliothek von S. Lorenzo zu Florenz befindet. Dieses Fragment ist sowohl seit

nes Inhaltes wegen, als auch weil es eine Probe der Darstellung und Schreibart des Herophilus gewährt, interessant.

2) Die Anatomie, nach allem Vermuthen das Hauptwerk des Herophilus, woraus Galen das zweyte und dritte Buch und zugleich mehrere große Stellen anführt, und gewiß durchgehends in seiner Schrift: von der Handhabung der Anatomie, benützt hat.

3) Untersuchungen über den Puls, woraus Galen namentlich das erste und dritte Buch anführt, manche darin enthaltene Lehrsätze bekämpft und auf eine (nicht erschienene oder nicht mehr vorhandene) eigene Schrift darüber von sich selbst verweist.

Auch der Tarentiner Heraclidēs hatte eine Gesangsschrift verfaßt.

Der Abschnitt von den Rhythmen bildete vermuthlich einen besonderen Theil der allgemeinen Pulslehre des Herophilus.

4) Die Heilungen, deren erstes Buch von Cælius Aurelianus genannt wird, der wahrscheinlich einen großen Theil seiner Vorschriften daraus geschöpft hat. Auch pflegt dieser bey vielen Krankheiten ausdrücklich zu bemerken, wenn er darüber bey Herophilus nichts gefunden.

Wahrscheinlich ist das hier genannte Werk dasselbe, welches Galen unter dem Namen der 'therapeutischen Abhandlungen' erwähnt, und worin auch von der Anwendung der Arzneymittel die Rede ist.

5) Commentar über die Prognostica des Hippocrates. Diese Schrift enthielt theils Erläuterungen, theils Darlegung von Ansichten, welche denen des alten Meisters entgegen gesetzt waren.

6) Von den Augen, eine Schrift, welche, wie zu vermuthen, dieses Organ anatomisch und nach seinen Krankheiten pathologisch, therapeutisch behandelte.

7) Diätetik, woraus uns eine schöne Stelle aufbewahrt wurde. Möglich, daß diese Schrift es ist, welche als von Herophilus herrührend, unter dem Titel: über die Lebensweise, wie über die Kräfte der Nahrungsmittel als Handschrift in der Kaiserlichen Bibliothek zu Wien existiert.

8) Erklärung der bey Hippocrates vorkommenden dunkeln Ausdrücke. Dieser Abhandlung gedenkt Galen. Erotian in seiner Erläuterung Hippocratischer Wörter führt im Eingange mehrere Herophileer an (die er von den Empirikern, z. B. dem Philinus unterscheidet), welche eben solche Erläuterungen geliefert hätten. Den Herophilus selbst nennt er späterhin bey einem Worte, das 'ängstlich seyn' bedeute, und daß er unrichtig durch 'irren' erklärt habe.

9) Commentar über die Aphorismen des Hippocrates. Diese Schrift kömmt bey den Alten nicht vor; sie findet sich aber als noch vorhanden unter der Sammlung von Manuscripten in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand verzeichnet.

Die Anhänger und Nachfolger des Herophilus baueten nicht das Feld der vorbereitenden anatomischen und physiologischen Studien, dem er den besten Theil seiner Kraft gewidmet hatte, weiter fort; sondern sie hielten sich mehr an die streitigen prognostischen und therapeutischen Sätze desselben, wodurch sie leicht in allzu subtile Unterscheidungen und Definitionen geriethen. Jedoch mag Galen zu weit gehen, wenn er, im Eifer über einige von ihnen aufgestellte ihm nicht zusagende Behauptungen, sie fast alle Sophisten

und Schwäger nennt und ihnen vorwirft, sie hätten keines der Theoreme ihres Meisters auf practischem Wege geprüft und weiter geführt.

Auch von ihren zahlreichen Schriften sind nur fragmentarische Anführungen uns aufbehalten. Einige derselben, wie die von Zeuxis, waren schon zu Galen's Zeit selten geworden. Deshalb ist ebenso zu begreifen als zu bedauern, daß ein Werk dieses Zeuxis, betitelt: Denkwürdigkeiten von Herophilus und seinen Anhängern, sich nicht bis auf unsere Tage hat erhalten können; so wenig als die Schriften des Apollonius Mys, des Heraclides Eruthraus und des Aristorenius über denselben Gegenstand. Diese Schriften enthielten wiederum an 20 bis 30 einzelne Bücher, und schon daraus ist zu ersehen, welche Bedeutung die Schule des Herophilus im Alterthume haben mußte.

Zuweilen werden die Herophiler in solche unterschieden, welche die reine, unveränderte Lehre des Gründers ihrer Schule vortrugen, und in solche, welche nach der systematischen Ausbildung derselben durch Philinus den Namen Empiriker angenommen hatten.

Bei seinen Lebzeiten mag Herophilus, mit anstrengenden und vielseitigen Untersuchungen beschäftigt, wenige Gegner und noch weniger Streitigkeiten gehabt haben. Eine Rivalität bestand zwischen ihm und seinem Kunstgenossen Erasistratus, die aber mehr in der Verschiedenheit bestimmter medicinischer Ansichten, als in persönlichen Berwürfnissen sich aussprach.

(Die Fortsetzung im nächsten Stück.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

122. 123. S t ü c k.

D e n 4. A u g u s t 1 8 3 6.

G ö t t i n g e n.

Fortsetzung der Anzeige der Vorlesung des Prof. Marr: *de Herophili celeberrimi medici vita, scriptis atque in medicina meritis.*

Anders aber ward es nach seinem Tode, wo sofort die nach beiden Männern benannten Schulen sich gestalteten und bis in späte Zeiten herab, wegen abweichender Erklärungen und Hypothesen, sich gegenseitig anfeindeten. Die Wissenschaft wurde dadurch nicht gefördert und der Streit nicht selten auf Unkosten der Wahrheit und des ursprünglichen Sinnes, namentlich des Herophilus, durchgefochten.

Wenn zugegeben werden muß, daß wir das Meiste, was wir noch von Herophilus besitzen, dem Fleiße und der Gewissenhaftigkeit des trefflichen Galen's verdanken, so finden wir doch gerade in diesem nicht selten den strengsten Beurtheiler und Gegner desselben. In anatomischen Lehren wagt er ihm zwar kaum zu widersprechen,

und äußert sich stets mit bescheidener Zurückhaltung über das, was er selbst Neues und Eigenthümliches glaubt bemerkt zu haben. Um so entschiedener tritt er ihm aber in anderen Gebieten, besonders in der Aufstellung und Entwicklung theoretischer Definitionen entgegen, und wird alsdann leicht heftig und ungerecht. Dieses scheint wenigstens aus den von ihm angefochtenen Sätzen hie und da hervorzugehen. In seinem Streite mit den Herophilicern wendet er die Argumente, die jenen gelten, gegen ihn selbst. So sagt er einmal: 'Ihrem Meister und Vorstande widerfährt gerade das Entgegengesetzte als ihnen, denn er ist zweifelhaft in sehr Vielem, was einen leichten Beweis zuläßt und erklärt sich bestimmt in Anderem, wovon die Beweise unmöglich sind und die Annahme falsch.'

Auch die Sprache des Herophilus tadelt er als nicht schön Griechisch, ja in einzelnen Ausdrücken als barbarisch. So weit jedoch aus den erhaltenen Bruchstücken geurtheilt werden darf, so hat Herophilus in dem zu seiner Zeit zur Sprache der Gelehrten ausgebildeten Alexandrinischen Griechisch geschrieben, welches bestimmt und deutlich, keine Ansprüche machte an Attische Eleganz, welche indessen auch der Galenischen Schreibart fremd ist. Seine Darstellungsweise war einfach, mehr nach der natürlichen als einer streng-systematischen Folge der Gegenstände. So ist ein Wort von ihm aufbewahrt: 'Dieses soll nun das erste seyn, auch wenn es nicht das erste ist.' Er selbst rieth, man möge sich von dialectischen Beweisführungen ferne halten.

Den Unterschied, welchen Herophilus zwischen Vorhersagung und Vorherverkündigung aufstellte, findet Galen nicht nur überflüssig, sondern er nennt ihn auch unnütz, ungereimt, ja sophistisch

und lügenhaft. Seine Ansichten vom Pulse hingegen bestreitet er, weil Herophilus mehr eine Reihe von Beobachtungen und eine Empirie darlege, als eine logische Methode entwickle. Bey der Lehre vom Zittern, welches Herophilus als ein Nervenleiden betrachtete, hält er ihm vor, er habe die Kraft mit dem Organe verwechselt. Auch macht er ihm einen Vorwurf daraus, daß er, da er doch die übrigen Krankheiten der einzelnen Theile rationell behandle, die Heilung der Geschwüre empirisch vornehme.

Obgleich nicht zu verkennen ist, daß Galen aus einer gewissen Empfindlichkeit und Vorliebe für sein eigenes System manchen Tadel zu einseitig und hart ausspricht, so ist es doch nicht möglich, ein bestimmtes Urtheil darüber zu fassen, da ihm die vollständigen Acten der streitigen Fragen zu Gebote standen, welche uns fehlen. Daß aber neuere Schriftsteller, aus halb- oder mißverstandenen Stellen der Alten, Veranlassung nehmen den Herophilus mit herabwürdigenden Ausdrücken zu belegen, dieses Verfahren ist in keiner Art zu rechtfertigen.

Wenn bey der ausgebildeten Höhe, auf der jetzt die Medicin sich befindet, es schwierig ist, ihre einzelnen Theile, die vorbereitenden und die practischen, bey ihrem Studium oder bey ihrer Ausübung von einander scharf zu sondern oder getrennt zu erhalten, wie viel mehr in jener Zeit, wo das Zimmerwerk der ganzen Lehre sich erst aufzurichten und zu befestigen begann. Deshalb findet man ihre ersten und vornehmsten Bearbeiter in allen Zweigen und Richtungen derselben thätig und nur nach der Eigenthümlichkeit eines jeden in diesem oder in jenem Theile besonders ausgezeichnet.

Herophilus scheint keine Seite der Mediz

cin von seinen Bemühungen ausgeschlossen, jedoch ihre Begründung durch anatomische und sezmiotische Untersuchungen zu seiner hauptsächlichen Aufgabe gemacht zu haben. Selten wird er von den Alten anders genannt als der große, der berühmte Arzt, der Priester der Arzneykunde; nicht selten wird er mit Hippocrates zusammengestellt; aber am meisten wird von ihm gerühmt, daß er die Bergliederungskunst in ihren rechten Besitz eingesetzt habe. Galenus sagt mit bestimmten Worten: 'Herophilus sey zwar in allen andern Theilen seiner Kunst tüchtig gewesen, aber in dem, was durch Anatomie erkannt werde, habe er die genaueste Einsicht erreicht.' Es lag jedoch keiner der andern medicinischen Theile außer dem Bereiche seiner Bestrebungen, und so wird er mit Wahrheit zu den Männern des Alterthums gerechnet, welche die volle und ganze Heilkunde inne hatten. Seine scharfsinnigen, epochemachenden Leistungen in der Pulslehre werden als ein Denkmal bewunderungswürdiger Beobachtungsgabe genannt. Seine practischen Vorschriften zeugen von einem allseitigen und tiefen Studium der Natur. Es ist dieses überhaupt von den Alten anerkannt worden, daß er die Welt der Erscheinungen mit sicherem, prüfendem Blicke aufgefaßt und verfolgt habe, und weder durch Analogie noch durch Induction verleitet weiter gegangen sey, als das unmittelbare Object der Beobachtung oder der sinnlichen Anschauung gestatte. In dieser Beziehung bietet er manche Vergleichungspuncte dar mit dem scharf und bestimmt beobachtenden Aristoteles, und es wird auch ausdrücklich bemerkt, daß, wenn er gleich nicht so viel als dieser geschrieben, er es doch mit nicht geringerer Gewissenhaftigkeit gethan habe.

Das Bestreben des Herophilus ging dahin, die Natur zur Leiterin zu haben, und, obgleich er selbst Gründer einer Schule wurde, von Schulmeinungen und künstlichen Systemen sich frey zu halten. Hierauf geht eine Aeußerung des Plinius, nachdem er die Secte des Chrysippus, Erasistratus und Akron genannt: 'diese waren lange in Zwiespalt mit einander und sie alle hat Herophilus verworfen.' Wäre auf dem Wege, den er betrat, fortgeschritten und der Versuch gemacht worden, seine reine Naturbeobachtung und Analyse mit dem tiefgreifenden Blick und Tact Hippocratischer Weisheit zu verbinden, so würde die Medicin sich rascher und glücklicher entfaltet und bereits im Alterthume mehr Umfang und Sicherheit erlangt haben.

Den Werth der Schriften des Herophilus haben auch Manche der Neueren erkannt und das Bedauern ausgesprochen, daß nur so wenige Ueberreste und diese wenige nicht gesammelt und geordnet vorhanden seyen. Auch hat sich Manchem bey dem genaueren Studium der alten Aerzte, namentlich des Galen's, die Ueberzeugung aufgedrängt, daß sie ihr Bestes aus dem Herophilus geschöpft haben.

Als eine der wesentlichsten und fruchtbringendsten Neuerungen wird von Herophilus gerühmt, daß er zuerst, nicht wie bis dahin geschah, nur Thiere, sondern menschliche Leichname zergliederte. Welcher Fortschritt dadurch bedingt wurde, springt von selbst in die Augen. Das Licht, welches hievon auf die Erkenntniß der Krankheiten fiel, ward so auffallend, daß sogar angegeben wird, die Aegyptischen Könige hätten sich mit der Zergliederung todter Menschen beschäftigt. Ob jedoch der Eifer der damaligen Anatomen so weit ging, auch lebende Verbrecher,

welche dem Tode anheim gefallen waren, ihrem Messer zu unterwerfen, läßt sich weder behaupten noch verneinen. Die Sage davon war im Alterthume verbreitet. Galen erwähnt ihrer nicht, wohl aber Celsus, wo er angibt: 'Es sey nothwendig die Körper der Gestorbenen zu zerlegen und ihre inneren Theile und Eingeweide zu untersuchen. Weitauß am besten habe Herophilus gehandelt, da er Verbrecher, die er von den Königen aus den Gefängnissen erhielt, lebendig zergliederte; so habe er, bey noch verharrendem Athem, die Theile beobachten können, welche die Natur vorher verschlossen gehalten, so wie ihre Lage, Farbe, Form, Größe, Ordnung, Härte, Weichheit, Glätte, Berührung; sodann die Verlängerungen und Verkürzungen der einzelnen Theile.' Viel lebhafter malt dieses Bild der Kirchenvater Tertullian aus, mit den Worten: 'Herophilus, jener Arzt oder vielmehr Metzger, hat unzählige zerschnitten, damit er die Natur untersuche; er haßte den Menschen, damit er ihn kennen lernte. Und doch zweifle ich, ob er sein ganzes Innere mit Sicherheit erforschen konnte, da ja der Tod veränderte, was kurz zuvor lebendig war, und nicht ein einfacher Tod, sondern einer, der unter den Kunststücken der Zergliederung herumirrte.' Das Wahre an der Sache möchte bey dem Mangel anderer Quellen nicht mehr zu ermitteln seyn. Möglich, daß die Zergliederung menschlicher Todten, welche an sich schon den Aegyptern und Griechen ein Gräuel war, Veranlassung zu noch schlimmeren Gerüchten gab; möglich auch, daß in einem oder dem anderen Falle die Wißbegierde die Gelegenheit benutzte, Versuche auch an lebenden menschlichen Körpern anzustellen. Sicher ist es, daß Aristot-

teles lebende Thiere zergliederte, um ihren Bau und ihre Functionen kennen zu lernen.

Obgleich es nicht mehr möglich ist, den Gang und Umfang der anatomischen Untersuchungen des Herophilus genau anzugeben, so wird die Uebersicht der aufbewahrten Bruchstücke doch geeignet seyn, einigen Begriff von ihrem Gehalte und ihrer Bedeutung zu erwecken.

Was zunächst die Hülfsmittel der anatomischen Untersuchung betrifft, so scheint er nicht bloß, wie seine Vorgänger, die einzelnen Gebilde mit dem Messer getrennt, sondern sie noch auf andere Weise präpariert zu haben. Galen gibt an: 'man müsse bey der Zergliederung eines Körpertheils zuerst die obere Haut entfernen, aber nicht auß Gerathewohl, wie die Gerber, welche zugleich damit die unten befindliche, durch welche die Adern gehen, welche die obere ernähren, abziehen. Die Operation, wodurch eine Haut von den unter ihr befindlichen Theilen abgelöst werde, nenne Herophilus Abhäutung oder Darfis.'

Von dem Nervensysteme hatte Herophilus bereits umfassende Kenntnisse; Galen nennt ihn als denjenigen, welcher hauptsächlich, nach Hippocrates, die Anatomie der Nerven sorgfältig beschrieben habe.

Er lehrte, daß diejenigen, welche aus dem Gehirne und Rückenmarke entspringen, entweder der Empfindung oder der Willensthätigkeit dienen.

Galenus sagt: 'Die das Gehirn einschließenden, mit mannigfachen Gefäßen durchwebten Hirnhäute, nannte er Chorion-artige Umbüllungen, nach der Aehnlichkeit der Chorion-Häute, welche den Fötus rings umschließen, als ein Ge-

flechte von Arterien und Venen zusammengehalten durch zarte Membranen.'

'An dem Scheitel des Kopfs treffen die Verdoppelungen der Meninx, welche das Blut führen, in eine leere Stelle, wie in eine Cisterne, zusammen, die deshalb Herophilus die Kelter zu nennen pflegt.'

'Von hoher Bedeutung ist das Geflecht, welches Herophilus das netzförmige nannte; die Halsschlagadern, welche zu dem Gehirne gehen, spalten sich, ehe sie die harte Hirnhaut durchdringen, vielgestaltig unter derselben, indem sie sich in viele Reihen herumflechten, als wenn man sich dächte, es lägen viele Netze über einander.'

'Herophilus nannte das große Gehirn "Gehirn", das kleine "Nebengehirn", indem er jenem wegen seiner Größe den Namen des Ganzen beylegte. Denn da dieses zweyfach ist, so ist von seinen beiden Hälften jede größer als das ganze Nebengehirn.'

Auf die Untersuchung der Hirnhöhlen verwandte Herophilus besondere Mühe, da er in ihnen den Sitz der Kraft suchte, welche das animalische und geistige Leben beherrscht. Als die bedeutungsvollste Höhle betrachtete er die vierte, im kleinen Gehirne befindliche.

'In der Mitte des Bodens der vierten Hirnhöhle, bemerkt Galen, geht eine schmale Furche herab, die sich am unteren Ende derselben im verlängerten Marke in ein hohles rinnenförmiges Ende zuspitzt. Diese nannte Herophilus, wegen ihrer auffallenden Aehnlichkeit, die Schreibfeder.'

‘Dem vom Gehirne nach dem Auge gehenden Sehnerven gab Herophilus den Namen Gang.’ Es scheint jedoch, als habe er alle Nerven, welche zu den Sinneswerkzeugen gehen, Gänge oder Wege genannt. Eine schöne Beschreibung der beiden Sehnerven, die erst als zwey verbundene von einer Wurzel ausgehende Pfade, dann getrennt zu den Augenhöhlen gelangen, nach Herophilus, findet sich bey einem späteren lateinischen Schriftsteller, bey Chalcidius. Galen sagt: ‘die empfindenden Nerven, welche von dem Gehirne in die Augen treten, nenne Herophilus Gänge, weil in ihnen allein die Wege des Nervenleistes erkennbar und deutlich seyen.

Die Häute des Auges beschrieb er sehr genau und belegte sie zum Theil zuerst mit besonderen Benennungen. Von der Aderhaut gibt er an: ‘sie sey glatt nach Außen hin, da wo sie mit der Hornhaut zusammenhänge, aber rauh auf der abgekehrten Seite, ähnlich dem Fell eines Traubenkerns und mit Gefäßen durchflochten.’ ‘Die höchst zarte Haut, welche die gläserne Feuchtigkeit umschließt, hieß er Spinnenwebhaut und verglich sie mit einem in die Höhe gezogenen Zuggarne, weshalb sie später als netzförmige, oder nach ihrem Inhalte als glasartige aufgeführt wird.’

In Betreff des Gefäßsystems unterschied er Schlag- und Blutadern schon so gut, daß er sogar die Verschiedenheit in der Dicke ihrer Häute bestimmte, die er bey den Arterien sechs- fach so stark annahm, als bey den Venen. Die sehr große und dicke Blutader, welche von dem Herzen nach der Lunge geht, nannte er arterielle Vene, wegen ihrer von andern Venen abweichenden Structur.

Ob das Herz Nerven habe, welches Aristoteles behauptete, der in ihnen den Ursprung der Herzthätigkeit suchte, ist durch Herophilus nicht ausgemacht worden. Er fand in ihm nur 'nervenartige Fäden', wovon aber Galen behauptete, daß es nur die Enden der Häute seyen, welche an den Mündungen des Herzens sich befänden, die Erasistratus sorgfältig, Herophilus aber nachlässig beschrieben habe. Daß die Arterien am Herzen ihre Wurzeln haben, galt bey den Alten als eine ausgemachte Sache; ebenso bey den Meisten, daß die Venen aus der Leber entspringen. Darüber hatte jedoch Herophilus manches Bedenken. Die Herzohren rechnete er zum Herzen und nicht zu den Gefäßen.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die einfache aber strenge anatomische Betrachtung den Herophilus ganz nahe an die Entdeckung der Milchgefäße geführt habe. Galen sucht zu zeigen, 'die Natur habe bewunderungswürdig für die Ernährung des Magens und der Gedärme gesorgt, und namentlich dem Gekröse einen eigenthümlichen Venen-Apparat, der nicht in die Leber überginge, gegeben. Denn, wie auch Herophilus sage, endigen sich diese Venen in drüsenartige Körper, während alle andern in die Thore (da wo die Pfortader in die Leber einströme) sich verlören.'

Hieraus geht hervor, daß auch eine andere diesen Gegenstand betreffende Angabe von Galen, daß nämlich Venen in das Gekröse dringen, welche sich daselbst in Drüsen verlieren, aus Herophilus entnommen ist, obgleich dessen Name nicht genannt wird.

Von den Drüsen, namentlich den Speicheldrüsen und dem Pankreas stellte er zuerst be-

stimmte Ansichten auf, welche den späteren Anatomen Stoff zu vielen Discussionen lieferten.

Dem Anfange der Gedärme, ehe sie sich in Windungen zusammenschlagen, ertheilte er den Namen 'Zwölffingerdarm.'

'Ueber die Leber, bemerkt Galen, hat Herophilus am genauesten gehandelt und zwar mit folgenden seinen eigenen Worten:

'Die Leber des Menschen ist sehr ansehnlich und groß gegen die in andern Thieren, welche gleichen Umfang mit dem Menschen haben. Da wo sie das Zwerchfell berührt, ist sie erhaben und glatt; wo sie aber den Magen und dessen Wölbung berührt, ist sie einwärts gebogen und uneben. Sie hat das Ansehen einer Kluft da, wo beym Fötus die Nabelvene in sie eindringt. Sie ist nicht bey allen ähnlich, sondern an Breite, Länge, Dicke und Höhe, an Zahl der Loben, an der Unebenheit nach vorn, wo sie am dicksten ist, an den Erhabenheiten ihres Umfangs, wo sie sich verdünnt, bey dem einen so, bey dem andern anders. Bey dem einen hat sie keine Loben, sondern ist ganz rund und gerade, bey einigen hat sie zwey, bey andern drey, bey vielen auch vier.'

Dieses hat Herophilus richtig gesagt und noch dazu, daß bey wenigen Menschen, aber nicht weniger Thieren, namentlich beym Hasen, sie einen Theil der linken Seite einnehme.'

Die Ermittlung, wo und wie der Same beym Manne gebildet und wohin er gebracht wird, beschäftigte Herophilus viel. In den Blutgefäßen, welche zu den Hoden gehen, sey der Same vorgebildet; von den Hoden gelange er

zu den Nebenhoden; von diesen in den Samengang und von da in die Samenbläschen. Mehrere dieser Gebilde belegte er mit neuen Benennungen.

Hinsichtlich der Genitalien des Weibes stützte sich Herophilus bey seinen Angaben nicht bloß auf Untersuchungen bey Thieren, sondern, wie Galen ausdrücklich hervorhebt, auch auf die bey dem Menschen. Er unterschied die Gestalt des Halses des Uterus und die des Muttermundes, je nachdem eine Frau noch nicht oder schon mehrere Male schwanger war. Er vergleicht jenen dann mit dem Kopfe eines Polypen oder mit dem Kehlkopfe. 'Bevor das Weib geboren habe, wäre man nicht im Stande die Spitze einer Sonde in den Muttermund zu bringen.' 'Vor der Geburt stehe er durchaus nicht offen; allein während des Herbeyströmens des Monatsflusses öffne er sich etwas.' 'Merkwürdig sey es, wie weit diese Deffnung, welche während der Schwangerschaft vollkommen geschlossen sey, bey der Niederkunft ausgedehnt werden könne.' Die Gefäße, welche in den Uterus gehen, beschrieb er ausführlich, so daß er selbst auf die Ausnahmen bey dem Verlaufe aufmerksam machte. Die Fallopischen Röhren scheint er gekannt zu haben.

Von den Ovarien liefert er eine ausführliche Beschreibung; er sagt, wo sie liegen, von welcher Membran sie umgeben werden und wie ihre Structur beschaffen ist. Und wie er überhaupt die männlichen und weiblichen Geschlechtsorgane zu parallelisieren sucht, so nennt er die Eierstöcke Hoden oder Zwillinge. Seine eigenen Worte sind:

'An den Uterus sind die Hoden angewachsen, auf beiden Seiten und wenig von denen des

Mannes verschieden. Sie befinden sich an jeder Seite der Mutter, der auf der rechten, jener auf der linken; nicht beide in Einem Hodensack, sondern jeder getrennt, umgeben von einer dünnen, häutigen Membran, klein und etwas breit zulaufend, den Drüsen ähnlich; gegen die umschließende Haut hin nervig; ihrer Substanz nach nicht zerreiblich, wie auch die der Männer. Bey den Stuten sind sie sehr bedeutend. Sie sind angeheftet mit nicht wenigen Häuten an den Uterus, auch mit einer Arterie und Vene, die aus dem Uterus in sie eindringen, die Vene von der Vene, die Arterie von der Arterie. Der Samengang ist an jedem nicht sehr sichtbar; er hängt von Außen her mit dem Uterus zusammen, der eine von der rechten, der andere von der linken Seite; sein vorderer Theil hat Windungen ähnlich wie bey'm Manne, und das übrige ist bis ans Ende aufgetrieben. Von jedem der beiden Hoden ist er, ähnlich wie bey'm Manne, in das Fleischige des Halses der Blase (?) verwachsen, dünn und gekrümmt am vordern Theil, wo er die Hüftknochen berührt, wo er auch endet, an die Scham von beiden Seiten nach Innen zu eingefügt.

Aus der Osteologie wird von ihm angegeben, er habe das Zungenbein, weil es bey den Mandeln sich befinde, den Bepsteher und das Wadenbein die Röhre genannt.

Bey der innigen Verbindung, welche besonders in den früheren Zeiten zwischen anatomischen und physiologischen Forschungen Statt fand, läßt sich kaum annehmen, daß Herophilus beide Lehren getrennt abgehandelt habe. Doch mögen, der leichteren Auffassung wegen, seine mehr-der

Physiologie angehörenden Sätze hier zusammengefaßt werden.

Den Sitz der Seele nahm er im Gehirne, und zwar, wie zu vermuthen, in der vierten Hirnhöhle an.

Auch auf die Seelenthätigkeiten während des Schlafzustandes dehnte er seine Beobachtungen aus. Von den Träumen glaubte er, daß sie dreysacher Art wären. 'Die einen seyen Gottgesandte und kämen nach einer höheren Nothwendigkeit; die andern wären physisch, indem die Seele das, was ihr zuträglich sey, oder künftig ihr begegnen könnte, in Schattenbildern sich darstellte; wieder andere wären gemischter Natur, durch zufälliges Zusammentreffen von Bildern entstanden, wenn wir das sähen, was wir wünschten, wie das bey Liebenden der Fall sey, die den Gegenstand ihres Verlangens im Traume zu umfassen wäñnen.'

Die Nerven seyen die Leiter der Empfindungs- und Willenskraft. Bey der bewegenden Kraft seyen Nerven, Arterien und Muskeln thätig.

Von vier Kräften läßt er das Leben regieren, von der ernährenden, welche ihre Wurzel in der Leber, von der animalischen oder erwärmenden, welche ihre Quelle im Herzen, von der denkenden, welche ihren Sitz im Gehirne und von der empfindenden wie bewegenden, welche ihren Grund in den Nerven habe.

Von dem Athmen hatte er sich, wie Plutarch angibt, eine eigenthümliche Vorstellung gebildet: 'Die Lunge hat von Natur ein Begehren nach Ausdehnung und Zusammenziehung; das Andere folgt hieraus. Die Wirksamkeit der Lunge besteht in dem Anziehen der Luft von Außen her.

Sie zieht aber an sich, weil Alles von Außen angefüllt ist. Auf eine entsprechende Art leitet, nach einem zweyten Begehren, der Thorax den Athem in sich; ist er aber voll und nicht mehr zu ziehen vermögend, so ergießt er das Ueberflüssige wieder in die Lunge, aus welcher, nach der Wechselbeziehung der Körper, die Abscheidung nach Außen geschieht. So entstünden vier Bewegungen bey der Lunge; die erste, wo sie die äußere Luft aufnimmt; die zweyte, wenn sie das Aufgenommene nach Innen in den Thorax ausgießt; die dritte, wo sie das vom Thorax Ausgetriebene wieder in sich aufnimmt; die vierte, wo sie das bey der Wiederkehr in ihr Gesammelte nach Außen stößt. Von diesen Bewegungen seyen zwey Ausdehnungen, nämlich wenn die Lunge den Athem von Außen her und vom Thorax erhält, und zwey Zusammenziehungen; die eine, wenn der Thorax das Lustige in sich zieht; die andere, wenn er es wieder in die Lunge ausgießt.

Diese Ansicht des Herophilus vom Athmen hat sich mit einigen Modificationen lange erhalten.

In Hinsicht des Blutlaufs möchte man glauben, daß er den Zusammenhang der Bewegung in den Arterien mit der des Herzens erkannt und das Vorhandenseyn des bewegten Blutes in ihnen vorausgesetzt habe, ohne jedoch der alten Meinung, als fände sich auch noch ein luftiges Wesen in ihnen, ganz zu entsagen. 'Das Blut erhielten sie vom Herzen, und wenn man auch noch die Gegenwart des Luftgeistes in ihnen anzunehmen hätte, so müßten sie diesen aus den übrigen Körpertheilen an sich ziehen.' Dann lehrte er von den Schlagadern,

daß sie wirklich pulsierten, indem sich ihre Häute ausdehnten und zusammenzögen, wie bey dem Herzen, daß aber diese Kraft ihnen nicht ursprünglich und unbedingt zukäme, sondern daß sie dieselbe von dem Herzen empfingen; daß aber außerdem noch andere Umstände zur Bildung des Pulses beytrügen.

Was Herophilus über die Function der zum Zeugungsapparate gehörenden Organe, so wie über die Bereitung des Samens annahm, ist bey seiner anatomischen Beschreibung dieser Theile mit angegeben. Doch findet sich auch außerdem eine Stelle, woraus hervorgeht, daß er die Umwandlung des Blutes in Samen theils anatomisch zu erhärten suchte, indem der innerste Theil der Samengefäße vom Blute geröthet, der äußere vom ausgebildeten Samen schon weißlich sey; theils physiologisch, da auf analoge Art sich bey den Frauen nach der Geburt das Blut, welches nun nicht mehr zur Ernährung des Uterus verwandt würde, nach den Brüsten bringe und daselbst die weißliche Beschaffenheit der Milch annehme.

Von dem Fötus äußerte er, daß dieser eine mehr allgemeine physische, nicht durch das Athmen bedingte Bewegung besitze. Die Nerven aber seyen Ursache der Bewegung. Jener werde erst dann zu einem lebendigen Geschöpfe, wenn er zur Welt gebracht etwas Luft in sich aufgenommen.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

124. Stück.

Den 6. August 1836.

G ö t t i n g e n.

Beschluß der Anzeige der Vorlesung des Prof. Marx: de Herophili celeberrimi medici vita, scriptis atque in medicina meritis.

So wie Herophilus von dem Bau, der Gestalt, Lage und Verrihtung der Körpertheile gründliche Einsichten zu erlangen strebte, so ging er auch in Untersuchungen ein über die Ursachen und das Wesen der Krankheiten, ihren Verlauf, ihre Erscheinungen und über die Mittel, welche der Mensch besitzt sie zu vermeiden, oder welche die Natur ihm darbietet, sie zu entfernen.

Von diesen seinen Bemühungen im Gebiete der allgemeinen und angewandten Medicin sind mehrere Bruchstücke vorhanden.

Alle ärztliche Thätigkeit kann nur zum Zweck die Erhaltung oder Wiederherstellung des gesunden Zustandes haben. Welchen Werth aber ein solcher besäße, drückte Herophilus also aus:

‘Keine Weisheit kann sich entfalten, keine Kunst sich offenbaren, keine Stärke in den

Kampf treten, kein Reichthum Genuß gewähren, keine Rednergewalt sich geltend machen, wenn Gesundheit fehlt.'

Seine Definition der Arzneykunde war: 'sie sey die Kunst, die Gesundheit zu bewirken.' Eine andere mehr ins Einzelne gehende war diese: 'Sie sey die Wissenschaft von den gesunden, kranken und gleichgültigen Dingen. Von diesen dreyen habe sie Einsicht; von den gesunden, in sofern sie die Zustände im Menschen so bedingen, daß aus ihrem gegenseitigen passenden Ineinandergreifen das Gesundseyn hervorgeht; von den kranken, als denjenigen, welche die gesunde Harmonie zerstören. Zu den an sich gleichgültigen gehöre Alles, was in Krankheiten Hülfe bringe, dem Stoffe nach: Denn das Hülfsmittel sey, bevor es von dem Arzte angewandt werde, ein Gleichgültiges, weder gesundes noch krankes.'

Die dreyfache Eintheilung scheint Herophilus überhaupt geliebt zu haben, und sie wird als etwas seine Darstellung Bezeichnendes ausdrücklich hervor gehoben. So unterschied er eine kräftige, schwächliche und eine dazwischen inneliegende Körperbeschaffenheit, wie sie namentlich nach überstandenen starken Fiebern zur Zeit der Reconvalescenz und im Greisenalter sich zeige. So nahm er bey den Klassen der Arzneystoffe immer die Dreytheilung an: warme, kalte; saure, süße und was dazwischen liegt.

Die Krankheit definierte er als ein Leiden der Säfte; oder, wie Galen es ausdrückt, er nahm an, daß die Bedingung der natürlichen wie der widernatürlichen Zustände in den Säften enthalten sey; welches humoral-pathologische Dogma lange sein Ansehen behauptete.

Herophilus legte übrigens, seiner ganzen wissenschaftlichen Richtung nach, weniger Werth auf

die Auffuchung der Ursachen, als auf die reine Beobachtung der Thatsachen. So bedauert Galen, daß derselbe nicht die Erklärung seiner so wichtigen Beobachtung aufgesucht habe, warum bey gewissen Lähmungen bloß die Empfindung, bey andern die willkührliche Bewegung, bey andern beide aufgehoben werden.

Die Sucht, Alles nach theoretischen Voraussetzungen deuten zu wollen, welche gerade damals überhand nahm, mag Herophilus gerade auf die entgegen gesetzte Bahn getrieben haben. Er erklärte sich gegen jedes Eingehen in die zu fern liegenden veranlassenden Momente, namentlich gegen die Sitte, beym Kommen zu einem Fieberkranken sofort zu fragen, ob das Fieber von der Wärme oder der Kälte oder der Ueberfüllung herrühre.

Ein um so größeres Gewicht legte er auf die genauere Unterscheidung der wahrnehmbaren Zeichen der Krankheiten. Hieraus ergebe sich eben so sehr die Erkenntniß ihrer Natur als die Vorauskenntniß ihres Verlaufes und Ausganges. 'Von der Vorauskenntniß sey die Vorhersagung zu unterscheiden, welche von äußeren Einflüssen bedingt, äußerst oft der Zuverlässigkeit ermangele.' Er behauptete, 'hiermit einen in Thatsachen begründeten Unterschied, nicht willkührliche Angaben aufzustellen.'

Als eine seiner prognostischen Bemerkungen wird angeführt, daß das Weggehen todter oder lebendiger Spulwürmer kein schlimmes Zeichen sey.

Die wichtigste Bereicherung jedoch, welche die Semiotik und somit eine Hauptstütze der theoretischen wie practischen Medicin durch Herophilus erhielt, war die Begründung der Pulslehre.

Wohl mag man vor ihm das Phänomen des

Pulsess schon beobachtet und namentlich Praxagoras ihn als ein Attribut der Arterien angesprochen haben; aber wie konnte dieser, da er annahm, in den Arterien seyen keine Säfte enthalten, einen Zusammenhang zwischen dem Phänomen ihres Pulsierens und den andern organischen Vorgängen ahnen?

Als einen bestimmten Ausdruck des individuellen inneren Zustandes, als ein physiologisches und pathognomisches Zeichen, als ein Maß der Kräfte, als einen Führer bey den wechselnden Krankheitserscheinungen erkannte ihn zuerst Herophilus. Er gab ihm den Werth und die Stellung, welche ihm in der Reihe der medicinischen Hülfsmittel gebührt und wandte auf seine Beobachtung eine große Sorgfalt. Wenn wir die von ihm hiezüber verfaßte Schrift besäßen, würden wir wahrscheinlich die Ueberzeugung gewinnen, daß die Hauptsätze der Pulslehre von ihm aufgefunden und von späteren Griechen wenig Wesentliches hinzugefügt worden sey.

Dieses läßt sich aus den ausführlichen Abhandlungen des Galens über den Puls schließen, wo er indessen seine und des Herophilus Ansichten so durch einander gemischt hat, daß die Abtrennung dessen, was dem letzteren allein gehört, sehr schwierig ist. Einzelne daraus ablösbare Stellen sind folgende:

Das Wort Puls ist in dem auch jetzt noch geltenden Sinne zuerst, nächst Praxagoras, von Herophilus gebraucht worden.

Der Puls, so lehrte Herophilus, 'sey eine dynamische Oseillation, welche aus der natürlichen Thätigkeit des Herzens und der Arterien entspringe und durchaus der Art nach von den Bewegungen verschieden, welche ihren Ursprung in andern Systemen hätten, sich als Zittern und

Krampf darstellten, und denen auch wohl das Herz mit seinen Gefäßen unterworfen seyn könnten. Hierin müsse er natürlich seinem Lehrer Praxagoras widersprechen, welcher der Meinung gewesen, beide Erscheinungen seyen nicht der Art oder dem Wesen nach, sondern bloß dem Grade nach verschieden.'

Unter der Benennung Puls begriff Herophilus jede fühlbare Bewegung der Arterien. 'Man findet, äußert Galen, daß Herophilus im Anfange seiner Schrift über die Pulse, den Puls von dem Bittern unterscheidet. Es scheint dieser Mann jegliche Bewegung der Arterien, welche wir an uns von Anfang bis zu Ende wahrnehmen, Puls zu nennen, woraus wir die Diagnose der gegenwärtigen und die Prognose der künftigen Zustände feststellen, ohne daß wir dabey des Pulses am Herzen oder dem Gehirne oder den Hirnhäuten bedürfen.' 'Nach der Ansicht des Herophilus, bemerkt derselbe an einem andern Orte, ist die Zusammenziehung die wahre Energie der Arterien und die Ausdehnung ist auf das gewöhnliche und natürliche Verhalten des Körpers zu beziehen. Denn er will, daß wie bey den Todten die Haut der Arterie auseinanderstehend gesehen wird, so auch, so viel an ihr ist, sie bey dem Lebenden auseinanderstehe.'

'Herophilus, wo er die verschiedenen Pulsarten auseinandersetzt, zählt als Unterscheidungs-Momente auf: die Größe, Schnelligkeit, Heftigkeit und den Rhythmus, und erwähnt sodann noch besonders der Ordnung und Störung, der Gleichförmigkeit und der Ungleichheit.'

'Der gemsenartige oder hüpfende Puls, wie ihn Herophilus nannte, ist von der Classe derjenigen, welche nach einer Diastole ungleich sind, wenn nach der Ruhe die zweyte Bewegung schnell-

ler und heftiger als die vorhergehende ist; hiervon allein ist auch der Name genommen nach einer Aehnlichkeit des Springens bey den Gemsen oder Ziegen.'

Den Unterschied des hüpfenden oder doppelt-schlägigen Pulses so wie des wellenförmigen und wurmartigen entwickelt Galen, wie es scheint, nach Herophilus.

'Herophilus sagt, die Stärke der in den Arterien befindlichen animalischen Kraft sey die Ursache des heftigen Pulses.'

'Den Puls der Knaben nannte er den großen.' 'Den ameisenartigen hielt er nicht für schnell.'

Einen vollen Puls, wie ihn Spätere definieren, nahm er nicht an.

Höchst eigenthümlich war seine Betrachtung derjenigen Eigenschaft des Pulses, die er den Rhythmus nannte.

Da er nämlich von dem Principe ausging, daß die Arterien, obgleich sie ihren Hauptimpuls vom Herzen erhielten, mit einer besonderen Kraft begabt, sich auszudehnen und zusammen zu ziehen vermöchten, so setzte er das Wesen des arteriellen Pulses in die regelmäßige Folge dieser Thätigkeiten. Immer erscheine zuerst eine Ausdehnung, welche einen Moment dauere; dann komme die Zusammenziehung, welche wieder einen Moment anhalte. So entstünden zwey Zwischenmomente, die er mit dem Ausdrucke Intervalle oder Pausen belegte. Die beiden Hauptmomente der gerade eintretenden Expansion und Contraction verglich er mit dem Aufschlag und Niederschlag in der Musik. Die vier Momente zusammen nannte er Zeiten (Längen und Kürzen) oder Maße.

Indem er nun den Puls durch alle Lebensalter

und viele Krankheitsformen hindurch beobachtete, kam er auf die Entdeckung des verschiedenen Verhaltens jener vier Momente, je nach Verschiedenheit der Körperzustände, so daß der natürliche Rhythmus einen vierzeitigen Tact hält, und nach dem Vorherrschenden des einen oder andern Moments, ganz andere Abtheilungen zeigt. Diese Ansicht geht aus der Relation Galens hervor; doch führt dieser ihn namentlich nur dann an, wenn er eine seiner Behauptungen für unklar oder unhaltbar hält, während er sonst alle Ergebnisse der mühsamen Beobachtungen des Herophilus als ein bekanntes Gemeingut hinnimmt. So sagt er: 'Obgleich Herophilus vielfach der Rhythmen für die Prognose erwähnt, so ist doch nicht ganz leicht herauszufinden, was er unter Rhythmus versteht; ob bloß das Verhältniß der Dauer der Diastole zur bloßen Systole, oder ob er auch noch die Dauer der einer jeden dieser Bewegungen folgende Ruhe hinzufügt.'

'Herophilus bestimmt zuerst eine für die Wahrnehmung mit der Hand merkbare Zeit oder Länge, nach welcher er die andern mißt, und nun äußert er, die letzteren enthielten von jener zwey oder drey oder auch mehrere, wie wenn er bey allen Pulsarten ganz genau die Zeiten erkannte, so wohl von den bloßen Bewegungen als auch von den auf sie folgenden Pausen.' Ferner:

'Herophilus hat in seiner Zeitmessung bey der Zusammenziehung und Ausdehnung das, was die verschiedenen Lebensalter betrifft, in Rhythmen oder Tacte gebracht. Denn so wie die Musiker sie nach bestimmten Zeitverhältnissen zusammenstellen, indem sie Hebung und Senkung oder Anschlag und Niederschlag mit einander vergleichen, so hat Herophilus angenommen, es sey dem Anschlage die Diastole, dem Niederschlag

die Systole der Arterie analog. Er stellte nun seine Beobachtungen so an, daß er mit dem neugebornen Kinde begann und als erstes wahrnehmbares Zeitmoment das annahm, wo er die Arterie ausgedehnt fand; ganz gleich sey hier für sie auch die Zeitdauer der Zusammenziehung.' In wiefern nun Herophilus den Puls-Rhythmus bey Neugebornen gleichförmig annimmt, darin (fährt Galen fort) scheine er ganz Recht zu haben; wenn er aber die Ausdehnung bey der Arterie der Greise so weit hinauszieht, daß sie bis zum zehnfachen der Zeitdauer der vorangegangenen anhalte, so täusche er sich, indem er die Ausdehnung nach den wahrnehmbaren Bewegungen beurtheilt, welche wir aus dem Schläge gegen die Finger erkennen, die Zusammenziehung aber auf die ganze übrige Zeit verlegt, wo er die Bewegung nicht wahrnahm.' 'Die Zusammenziehung ist zuweilen von kürzerer Dauer, zuweilen von gleicher, zuweilen auch, wie Herophilus schreibt, von längerer als die Ausdehnung; aber nicht, wie er meint, um das fünffache, sondern nur um ein wenig größer.'

Es steht uns nicht mehr zu die Kritik des Galens im Einzelnen zu beleuchten; gewiß aber ist, daß der metrische Theil der Pulslehre des Herophilus zwar im Alterthume bewundert, aber wenig gekannt oder verstanden war.

So sagt Plinius: 'Der Puls der Arterien, welcher besonders an den äußeren Theilen der Glieder erkennbar und fast ein Anzeiger der Krankheiten ist, wird nach gewissen Weisen und metrischen Gesetzen, je nach den Lebens-Altern (ob er gleichförmig oder beschleunigt oder langsam) beschrieben von Herophilus, einem berühmten Arzte, mit bewunderungswürdiger Kunst, die man aber wegen ihrer zu großen Feinheit

verlassen hat.' Da, wo er an einem andern Orte dieses wiederholt, setzt er hinzu: 'diese Lehre des Herophilus sey verlassen worden; weil man, um sie zu verstehen, eine mehr als gewöhnliche Bildung besitzen müsse.'

Indessen war eine allgemeine Vorstellung von seiner Lehre sehr verbreitet, und bey verschiedenen Autoren finden sich Anführungen und Andeutungen von seinem Verfahren, die musikalischen Bezeichnungen auf die fühlbaren Bewegungen der Schlagadern anzuwenden.

Vielfach waren auch die Bemühungen des Herophilus in der Erweiterung der Arzneymittel-Lehre.

Der Beruf dazu lag nahe. Durch die Untersuchungen und Entdeckungen des Aristoteles, durch die Eroberungen Alexanders des Großen waren neue Welten gewonnen worden. Die Schätze Indiens aus allen drey Reichen der Natur, die Wunder der bis dahin verschlossenen Barbaren-Länder strömten herüber zu den erstaunten Griechen. Herophilus befand sich zu Alexandrien, im Mittelpuncte dieser Zuflüsse; hier hatte er die günstigste Gelegenheit die neuen Formen der Thiere, Pflanzen und Gesteine, die neuen daraus gewonnenen natürlichen und verarbeiteten Producte, so wie die kräftige Wirkung, welche viele derselben auf den menschlichen Körper ausübten, kennen zu lernen. Einem so erfahrenen Beobachter entging die Bereicherung nicht, welche hierdurch dem Arzneyschatze zu Theil wurde oder doch werden konnte. Der bisherige Medicamenten-Vorrath der Griechen, wie wir ihn aus den Hippokratishen Schriften kennen, war klein beyammen, und näherte sich in Manchem den simplen Hausmitteln, so wie der einfachen Kost, womit die Alten sich begnügten. Nun

entfaltete sich eine Fülle von Gewürzen, Salzen, ja sogar Giften, die alle, mit Vorsicht angewandt, dem Wohle der Kranken und der Erweiterung der Medicin dienen zu können schienen. Welch eine hohe Meinung Herophilus von ihrem Werthe und ihrer Bedeutung hatte, darüber ist bey den alten Schriftstellern nur Eine Stimme. Er pries sie als eine Gabe des Himmels. Er glaubte, daß es kaum eine Krankheit gebe, die nicht mit ihrer Hülfe bezwungen werden könnte. Namentlich hielt er viel von den Eigenschaften der Pflanzen, von welchen die wirksamsten noch lange nicht hinreichend erkannt wären, obgleich manche solche Heilkräfte besäßen, daß man sie fast empfände, wenn man nur mit dem Fuße über sie hintrete. Bemerkenswerth ist in dieser Hinsicht eine Stelle des Plinius: 'Dieses waren nun bey den Alten die Heilmittel, da die Natur selbst gewissermaßen den Arzt machte, und sie blieben es lange. Wenigstens finden wir die Schriften des Hippocrates erfüllt mit Erwähnung von Kräutern; dann auch die des Diocles Carystius; eben so des Praxagoras und Chrysippus und dann des Erasistratus. Auch Herophilus, obgleich Gründer einer Schule, die sich mit feineren Untersuchungen beschäftigte, vertheidigte vor allen jene herrliche Methode durch eine wirksame Erfahrung (die Meisterin aller Dinge, besonders in der Medicin) gegen Wortgepränge und Schulgeschwätz seiner Zeit; denn in diesen Schulen zu sitzen, nur mit dem Zuhören beschäftigt, behagte weit mehr, als in die Wildnisse zu gehen und Pflanzen zu suchen, einige zu dieser, andere zu einer andern Zeit des Jahrs.'

Derselbe führt auch an, 'daß obgleich andere Aerzte die Nießewurz zu zwey Drachmen gege-

ben, Herophilus diese zu vier Drachmen verordnet und dieses Mittel mit einem tapfern Feldherrn verglichen hätte, der, wenn innen Alles in der größten Aufregung sich befände, selbst unter den ersten heraustrete.

Wie Herophilus jedoch von den Arzneymitteln an sich dachte, ist aus einer uns aufbewahrten Aeußerung von ihm ersichtlich: 'Wenn du behaupten wolltest, die Mittel seyen einzeln und für sich betrachtet nichts nütze, so möchtest du ganz schicklich reden; denn nichts sind sie, wenn der, so sich ihrer bedient, sie nicht recht anwendet; ist es aber anders, dann mag man sie füglich Hände der Götter nennen.'

Weit anderer Meinung war auch hier wieder Erasistratus, welcher behauptete, der Körper dürfe nicht durch heftig wirkende, starke Mittel, sondern durch Diät, schmale Kost, Bewegung und milde Arzneystoffe der Gesundheit zugeführt werden. 'Es sey eine übel verstandene Neuerung und Überwichtigkeit gewisser Leute (daß er Herophilus darunter versteht, ist nicht zu verkennen), welche metallische und vegetabilische Stoffe, ja solche, die aus giftigen Thieren genommen, aus den Eingeweiden der Erde gegraben oder von dem Grunde des Meeres hergeholt worden, in Eins zusammen mische. Viel besser würde man handeln, wenn man dieses Alles fahren ließe und sich begnügte die Medicin in dem Kreise von Zisfanen, Gurken und einer Mischung von Del mit Wasser zu lassen.' Hieraus ist auch erklärbar, warum er den Gebrauch des Opiums als todbringend verbot.

So ergibt sich, daß in jener frühen Zeit, wo eine wissenschaftliche Medicin sich erst gestaltete, die wichtigsten Wahrheiten schon in Frage gestellt wurden und ein Zwiespalt sich bildete, der

unter mannigfachen Formen verlarvt sich auch in den jüngsten Tagen wiederholte.

Von den zusammengesetzten Mitteln des Herophilus werden noch zwey aufgeführt, eines gegen die Tagblindheit und dann ein Pflaster.

Uebrigens wird von Galen ausdrücklich bemerkt, daß Herophilus, wie manche der Alten, seine Anweisung über den Gebrauch der Arzneymittel in seinen therapeutischen Schriften selbst niederlegte.

Seinem Beyspiele folgend haben seine Schüler sich mit diesem Theile der Arzneywissenschaft viel beschäftigt, und wie zu vermuthen, hierin am meisten practisch Brauchbares geleistet und geliefert. Sehr viel, vielleicht der größte Theil vom Inhalte seiner pharmacologischen Schriften hat Galen aus denen des Mantias und Heraklides geschöpft. Von jenem sagt er: 'Mantias, wie er von Anfang an ein Herophileer war, blieb er es durchweg; Heraklides aber neigte mehr hin zur Richtung der empirischen Aerzte, er der in allem übrigen der trefflichste Arzt war und kundig der meisten Arzneymittel.'

Daß übrigens Herophilus nicht einzig und allein die Arzneymittel als Waffe führte, sondern jede Hülfe, welche Einsicht und Erfahrung darboten, geht daraus hervor, daß er von den Alten unter die gründlichsten Kenner der Gymnastik gerechnet wurde, und daß er eine eigene Schrift über die Diätetik heraus gab.

Von der Betrachtungsweise und der Behandlungsmethode der speciellen Pathologie und Therapie finden sich nur noch wenige Nachrichten.

Wie wir Herophilus als Empfehler kräftiger Arzneymittel kennen gelernt haben, so kann es uns nicht verwundern, ihn im Alterthume unter

denen Aerzten aufgezählt zu finden, welche das Aderlassen in vielen Fällen für angezeigt und wohlthätig hielten; wiederum im Gegensatze mit Erasistratus und dessen Schule, welche durchaus gegen alle Blutentziehungen sich erklärten.

Wie von physiologischer Seite, so verwandte er auch von pathologischer auf die Krankheiten der bewegenden und empfindenden Organe seine Aufmerksamkeit. Von der Lähmung wußte er, daß sie zuweilen nur die Kraft der Empfindung, zuweilen nur die der Bewegung, zuweilen beide zerstöre.

Den plötzlich eintretenden Tod, ohne deutliche Ursache, leitete er von einer Lähmung des Herzens ab.

Das Zittern erklärte er für ein Leiden der Muskeln, den Krampf hingegen für eine Affection der Nerven.

In Bezug auf den Starrkrampf sagte Herophilus, 'daß ein heftiger Dysthotonus das mehr gerade mache, was durch die Verknüpfung der Rückgrathswirbel gekrümmt erscheint, und daß ein leichtes hinzukommendes Fieber jenes Uebel hebe.' Auch beobachtete er, daß Manche durch das Ausziehen eines Zahnes gestorben seyen.

Von seiner Behandlung der Augenkrankheiten ist uns bloß ein Recept gegen die Tagblindheit aufbewahrt.

In der Lungensucht und beym Blutspenen gab schon Herophilus, ohne etwas Anderes, Gefalzenes mit Brot, und ließ Wasser nachtrinken. Bey Blutflüssen war er für die Unterbindung am Kopfe, an den Armen und Schenkeln.

Auch die Wunderarzneykunst verdankt ihm einige eigenthümliche Beobachtungen. Daß er sie selbst practisch geübt, geht aus der bereits erzählten Geschichte von der Wiedereinrichtung der

verrenkten Schulter des Diodorus hervor. Auch ist ein bedeutendes Fragment von einer Schrift des Herophilus uns erhalten, worin von der Wiedereinrichtung des ausgewichenen Schenkelkopfs die Rede ist. Seine eigenen Worte lauten:

‘Wartim versucht man nicht eine andere Einrichtung des Schenkelkopfs neben denen, die bis jetzt fehlgeschlagen sind; eine, woben, wenn er verrenkt war, er nachher fest bleibt? Denn gewöhnlich folgt man der Analogie, daß Ausrenkungen sich bleibend wieder einrenken lassen, bey der unteren Kinnlade und dem Schulterkopf; dann beym Arme, Knie und den einzelnen Fingern, ja bey fast allen den Gliedern, die sich zu verrenken pflegen. Auch wissen die Wundärzte keinen Grund anzugeben, warum gerade bey diesem Gliede die Einsetzung nicht haften will. Sie würden ihn aber aus der Anatomie erkannt haben. Denn es trifft sich, daß in dem Kopfe des Schenkelknochens ein Band angewachsen ist, das mitten in die Gelenkhöhle hineinwächst. So lange dieses bleibt, kann der Schenkelknochen nicht herausfallen. Ist dasselbe aber zerrissen, so geht es nicht an, daß es eine Zusammensetzung erhält. Findet aber diese nicht Statt, so kann auch das Glied nicht in seiner früheren Lage verharren. Da also hier die Ursache offenbar geworden, so sollte man in diesem Falle ganz von dem Wiedereinbringen des herausgefallenen Schenkels abstehen und nicht viel mit fruchtlosen Versuchen sich abmühen.’

Daß Herophilus sich mit der Heilung der Geschwüre beschäftigte, erwähnt Galen; aber er ist mit seiner Behandlung, die er indessen nicht näher angibt, unzufrieden, weil er dabey nicht auf die Naturen, ob sie feucht oder trocken, Rücksicht

genommen. 'Bey den Geschwüren (erwähnt Cassius Tatrosophista) beobachtete Herophilus, daß die runden viel schwerer zur Heilung zu bringen seyen, als die von andern Formen. Als Grund gab er an, daß sie wegen ihres kreisförmigen Umfangs einen größeren Raum einnahmen, als es dem Auge schiene, und daß sie deshalb mehr Zeit zur Vernarbung bedürften als andere.'

Sogar die Geburtshülfe hatte Herophilus von seinen ärztlichen Bemühungen nicht ausgeschlossen. Früher wurde bemerkt, daß er darin Unterricht erteilt und daß er die weiblichen Geburtsorgane, namentlich den Wechsel der Gestalt des Mutterhalses, das verschiedene Verhalten des Muttermundes, im schwangern und nicht schwangern Zustande, die Bewegung des Fötus, die Bildung der Milch in den Brüsten etc. beschrieben habe. Alles dieses scheint anzudeuten, daß er auch practischer Geburtshelfer war, wozu noch kommt, daß er unter denen genannt wird, welche in gewissen Fällen den Fötus tödteten und sich dazu eines eigenen Instruments bedienten.

Wenn aus den vereinzeltten Ueberresten auf den ganzen Mann geschlossen werden darf, so kann man wohl von Herophilus behaupten, daß er in allen Theilen der Arzneywissenschaft erfahren und thätig erfunden werde, und man darf ihn als ein Muster seiner Kunst aussprechen, wenn anders das Wort Galen's wahr ist, daß jener Arzt nur vollendet sey, der in der Theorie wie in der Praxis sich gleich vollkommen erweist.

U t r e c h t.

Ex officina van der Monde: Specimen anatomico-pathologicum de Otorrhoea, at-

que de variis modis, quibus pus profluere, et quorsum delabi soleat, auctore G. A. F. Quarin Willemier, Chirurgo Militari Secundi Ordinis. 1835. IV u. 73, S. in 8.

Diese Erstlingsarbeit des Verfassers, woran Schröder van der Kolk einigen Antheil hat, ist schon wegen des Gegenstandes, der noch wenig bearbeitet wurde, beachtungswerth. Der Ausfluß aus den Ohren, der in Folge einer Reizung der auskleidenden Schleimhaut idiopathisch, oder nach Unterdrückung einer catarrhalischen Affection sympathisch erscheint, kommt mit und ohne Knochenfraß oder Polypen vor. Die krankhafte Absonderung wird entweder durch den äußeren Gehörgang, nach Durchbohrung des Paukenfells, ergossen; oder durch die Eustachische Röhre in den Mund, in die Nase, in die Speise- oder Luftröhre; oder nach Zerstörung der Knochenwände in die Gehirn- und Rückenmarkshöhle; oder nach erfolgtem Knochenfraß des processus mastoideus in die unten liegenden benachbarten Theile. Diese Fälle werden vom Verfasser entwickelt und zur Erläuterung 16 Fälle mit beigefügten Leichenuntersuchungen mitgetheilt. Die Symptome werden kurz erläutert. Da das deutlichste Zeichen dieses krankhaften Zustandes, nämlich der Ausfluß, fehlen kann, wenn der Schleim oder Eiter bey Verschließung der Eustachischen Röhre oder bey nicht erfolglicher Zerreißung der membrana tympani in der Paukenhöhle zurückbleibt, so wird die Diagnose durch Hervorheben der wesentlichen Symptome näher bezeichnet.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

125. Stück,

Den 8. August 1836.

W i e n.

Bey F. Beck: Catalogus codicum manuscriptorum bibliothecae palatinae vindobonensis Pars I. Codices philologici latini. Digessit Stephanus Endlicher. 1836. X und 402 Seiten in Hochquart.

Seit dem Erscheinen der früher gedruckten Verzeichnisse von Lambek, Nessel, Kollar und Denis, hat es der Wiener Hofbibliothek nicht an thätigen Beamten gefehlt, welche auf Bervollständigung und Fortsetzung jener Arbeiten bedacht waren. So entstanden neue Cataloge von Heyrenbach und Schwandtner (aus welchen wir auch schon durch Perz, im dritten Bande des Archivs für deutsche Geschichte, Auszüge erhalten haben), ferner Auszüge und Notizensammlungen von Gentilotti, Forlosia, Kopitar und Eichenfeld. Die Ungleichheit dieser Materialien veranlaßte den obersten Beamten der Bibliothek, Grafen Moriz von

Dietrichstein; unsern Verf. mit der Herausgabe eines neuen Catalogs, zunächst über die Handschriften der römischen Literatur, zu beauftragen; und es bedarf nur eines Blickes auf das glänzende Aeußere des Buches, um sich zu überzeugen, daß dabey nur an die Ehre der Bibliothek, und nicht an buchhändlerischen Gewinn gedacht worden ist. Es sind 632 Handschriften, welche hier mit angemessener, nicht übertriebener Ausführlichkeit beschrieben werden, worauf dann sämtliche Auctoren und anonyme Werke noch wieder in alphabetischer Ordnung zusammengestellt sind. Drey sehr saubere Schriftproben — über das S. C. de Bacchanalibus, die älteste Handschrift des Livius, und über die neuerdings entdeckten Fragmente von Ulpian's Institutionen beschließen den Band.

Wenn nun die gegenwärtige Anzeige bestimmt wäre, dem Urtheil der Philologen über den Hauptinhalt des Buches vorzugreifen, so würde vor Allem der hier S. 125—131 zuerst abgedruckten Fragmente des Plinius (Hist. nat. 33, 50—34, 29) zu gedenken seyn, deren Werth zwar der Verf. nur gering anschlägt, von denen wir aber doch eine Schriftprobe noch lieber gesehen hätten, als von dem ohnehin schon mehrfach verbreiteten S. C. de Bacchanalibus. Allein es soll zunächst nur der Umstand herausgehoben werden, daß dieser Catalog noch mehr darbietet, als die sogenannte classische Literatur, an welche wir zunächst bey philologischen Handschriften zu denken pflegen. Denn so wie dem Theologen die Handschriften des Tertullianus, Augustinus, Martinus von Braga; dem Historiker die historia miscella und manche An-

dere in Betracht kommen werden, so ist für den Juristen zunächst die vorhin gedachte Schriftprobe von Ulpian's Institutionen sehr erheblich. Herr Endlicher hatte den Text bereits im vorigen Jahre in einem Sendschreiben an Savigny abdrucken lassen (s. G. g. U. St. 10. 11. von diesem Jahre, und die beiden ersten Abhandlungen von Savigny und Rudorff im neunten Bande der Zeitschr. f. geschichtl. Rechtswissenschaft); es waren aber damals einige critische Zweifel und Bedenken entstanden, deren Lösung nun theils durch die Schriftprobe, theils durch einen verbesserten Abdruck des Textes (S. 402) gewährt worden ist. Nur einmal ist Hr Endlicher noch bey einer mindestens gewagten Lesart geblieben, indem er den Buchstaben q durch quod, nicht durch quae auflöset (reddis quod accepisti), obwohl die Schriftprobe jetzt deutlich zeigt, daß es die ganz gewöhnliche Sigle für quae, und namentlich kein ungewöhnlich gekrümmtes q ist, wie das Siglenverzeichnis des früheren Abdrucks es darstellte (vgl. Savigny a. a. D. S. 5).

Auch ein Bartolus de insigniis et armis kommt in diesem Cataloge vor (S. 207), jedoch nur wegen seiner zufälligen Verbindung mit einem Vegetius. Dagegen finden sich für Böcking's Abhandlung über die Notitia dignitatum (1834) noch zwey, aus Trient stammende Handschriften derselben (S. 232. 33), welche freylich, so wie alle anderen, lediglich auf die Urschrift aus Speyer zurückweisen. Erheblicher dürfte der Gewinn für die Agrimensoren seyn, indem der Catalog unter den Handschriften der Arithmetik und Geometrie des Boethius we-

nigstens zwey nennt (S. 254. 260 — 62) welche nach der vom Ref. neuerdings aufgestellten Eintheilung (Rhein. Museum für Jurisprudenz Bd. 7) zu der etwas räthselhaften vierten Classe der Agrimensorenhandschriften gehören, und deren Eine mit den beiden Berner Handschriften (Rhein. Mus. a. a. D. S. 232) manche Uebereinstimmung bietet. Dagegen vermissen ich die von Pez benutzte Salzburger Handschrift des Gerbertus de geometria (Rh. Mus. S. 236) in diesem Catalog, obwohl sie wahrscheinlich nach Wien gekommen ist.

Auch für das, eben jetzt mit dem vierten Bande beschlossene Iter italicum des Ref. findet sich hier schon etwas nachzutragen: eine sichere Spur über die späteren Schicksale der Dombibliothek zu Trient (Iter Bd. I. S. 197. Bd. IV. S. 163. 64). In Endlicher's Catalog nennt nämlich öfters Handschriften, welche von dorthier stammen, wie namentlich die zwey vorhin erwähnten der Notitia dignitatum, die des Vegetius und Bartolus (deren auch schon von Gentilotti monum. Trident. T. III. p. 376 gedacht worden ist), und zwey Handschriften der Historia miscella von Paul Barnefried (p. 307. 311).

Mit Bedauern haben wir in der Dedication wie in der Vorrede des Verf. das Lebewohl gefunden, welches er seinem seit sieben Jahren bekleideten Amte an der Hofbibliothek zuruft. Seine Entdeckung der Fragmente Ulpian's hatte uns zu der Hoffnung berechtigt, daß wir ihm noch Manches ähnlicher Art künftig zu verdanken haben würden.

B o n n.

Hey Adolph Marcus: Beyträge zur Lehre von den Eyhüllen des menschlichen Fötus von Theodor Ludwig Wilhelm Bischoff, Doctor der Philosophie und Medicin, Privatdocenten an der Universität zu Bonn. Mit zwey Stein- tafeln. 112 S. in 8.

Bey der Durchlesung dieser Schrift könnte man die Ansicht gewinnen, daß der Verf. zur Ausarbeitung derselben besonders durch das bekannte Werk von Belpeau veranlaßt worden sey, und seine Arbeit sich auch zum Theil auf des Französischen Naturforschers Werk stütze. Doch verwahrt sich Herr B. gegen diese Ansicht ausdrücklich durch die Bemerkung, daß er, bevor ihm jenes Werk zu Gesicht gekommen, seine eigene Arbeit schon ganz vollendet gehabt und nur nachher die Belpeausche Schrift mit der seinigen verglichen habe; auch sey er durch seine frühere Stellung als Assistenz- Arzt der Universitäts- Entbindungsanstalt in Berlin genugsam im Stande gewesen eigene Untersuchungen über den vorliegenden Gegenstand anzustellen. Die häufige Uebereinstimmung mit dem Werke des Herrn Belpeau kann unserm Verfasser um so weniger zum Vorwurf gemacht werden, da er bey seinen Untersuchungen einen ganz verschiedenen Weg eingeschlagen hat. Während nämlich Belpeau seine schätzbaren Beobachtungen an Ethern aus einer frühen und zum Theil sehr frühen Periode gemacht, hat Herr B. sich auf die Untersuchung ausgezogener Eyhüllen beschränkt.

Das Werkchen zerfällt in drey Kapitel und einen Anhang. Das erste Kapitel handelt von

der Decidua Hunteri. Die neuerlich von verschiedenen Seiten ausgesprochene Ansicht, daß diese Membran nichts anderes als die entwickelte Schleimhaut der Gebärmutter sey, glaubt der Verfasser verwerfen zu müssen, und neigt sich statt dessen zu der älteren Meinung hin, nach welcher dieselbe ihre Entstehung einem entzündungsähnlichen Vorgange im Uterus verdankt. Es gelang ihm in dieser Haut, gleich nach Entfernung der Nachgeburt aus dem Uterus, zahlreiche Gefäße, als abgerissene kurze Stämme, die sich fingerförmig und auf eigenthümliche Weise gekräuselt in ihr verbreiteten, wahrzunehmen, und dieselben zu wiederholten Malen mit Quecksilber und andern Materien anzufüllen. Bey der auch gegenwärtig noch Statt findenden Meinungsverschiedenheit über das Vorhandenseyn solcher Gefäße würde eine Mittheilung der Injectionsweise des Verfassers nicht unwillkommen gewesen seyn. Die decidua reflexa läßt er durch Einwärtsstülpung der d. vera entstehen. Da er aber nicht Gelegenheit hatte Eyer aus einer frühen Periode, wo vera und reflexa weniger fest mit einander vereinigt sind, im frischen Zustande zu untersuchen, so war es ihm nicht möglich bestimmt zu entscheiden ob jene Gefäße einer oder beider Lagen der decidua angehören, doch hält er es für wahrscheinlich daß auch die d. reflexa Gefäße besitzt, so wie er auch den Zweck der letztern Haut nicht auf die Befestigung des Eyes beschränkt, sondern das Ey soll auch seinen Nahrungstoff, bis zur vollständigen Entwicklung des Mutterkuchens, aus derselben entnehmen.

Das zweyte Kapitel handelt von dem Chorion. Hinsichtlich dieser Haut ist der Verfasser

in sofern den neueren Beobachtungen gefolgt, daß er dieselbe für eine, die Keimflüssigkeit schon im Eyerstock umgebende, völlig geschlossene Blase ansieht. Er läßt sie aus zwey Blättern bestehen, von denen das innere ganz besonders fein ist. Das äußere Blatt sey zu allen Seiten mit Flocken besetzt, die dadurch entstehen, daß die zwischen den beiden Blättern fortlaufenden Umbilicalgefäße die äußere Lamelle nach außen drücken und als Scheide vor sich her treiben. Nette der Nabelgefäße, so wohl Arterien als Venen, läßt er zu allen Flocken des Chorion treten, obgleich er weder im Stande war selbige durch Injectionen deutlich darzustellen, noch mittelst des Mikroscoops überhaupt genau zu unterscheiden. Das an und für sich ganz gefäßlose Chorion sey weder zellig noch faserig, am meisten aber noch den serösen Membranen ähnlich. Die übrigen Theile des Eies sind im dritten und vierten Kapitel abgehandelt. An der inneren Fläche des Chorion, nämlich zwischen Chorion und Amnion nimmt Herr B. eine sehr feine Membran an, welche er die mittlere Eyhaut nennt. Zur Untersuchung ließ sich diese Haut dadurch darstellen, daß die Fläche des Amnion oder Chorion, an welchem selbige sitzen geblieben war, über einer Glasplatte ausgebreitet und hierauf Amnion oder Chorion vorsichtig entfernt wurde, so daß jene mittlere Haut auf der Glasplatte ausgespannt zurück blieb. In Wasser schwillt sie auf, nimmt eine gallertartige, schleimige Beschaffenheit an, in Weingeist wird sie fester, und bey einer 250 — 300maligen Vergrößerung sah der Verfasser viele in den verschiedensten Richtungen laufende Streifchen, die er

für Blutgefäße zu halten geneigt ist. * Das Nabelbläschen läßt er durch einen offenen Gang mit dem Embryo in Verbindung stehen, und leitet, nach Burdach's Vorgange, die Entstehung desselben von der Keimhaut ab. Weniger entschieden spricht sich der Verfasser über das Vorhandenseyn der Allantois bey'm Menschen aus; er selbst fand in dem Zwischenraum zwischen Amnion und Chorion außer dem Nabelbläschen niemals ein anderes blasenartiges Gebilde. Bey der Untersuchung des Amnion zeigte sich keine Spur von Gefäßen. In dem Anhang theilt der Verfasser seine Ansichten über die erste Ernährung des Fötus mit, wobey er die Analogie zwischen der Bildung des Vogeleys und der Eyer der Säugethiere hervorhebt, hieraus eine Aehnlichkeit in der Entwickelungsweise folgert und seine Vermuthung von der bedeutenden Wichtigkeit des gefäßreichen Gewebes der mittleren Eyhaut in Beziehung auf die Bildung der Placenta und die Hervorbringung eines mittelbaren Zusammenhanges zwischen Mutter und Kind ausführlich erörtert.

Die Untersuchungen über die früheste Entwickelung des thierischen Organismus unterliegen überaus großen Schwierigkeiten; um so mehr verdient deshalb jeder, auf eigene mit Sorgfalt angestellte Beobachtungen sich stützende Beytrag mit Anerkennung aufgenommen zu werden.

S . . . ft.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

126. 127. S t ü c k.

Den 11. August 1836.

G ö t t i n g e n.

Geschichte der Italiänisch-Französischen Kriege von 1494 bis 1515, von Wilhelm Havemann, Lehrer am K. Pädagogium zu Giefeld. Zweyter Band (auch unter dem Titel: Geschichte der Kämpfe Frankreichs in Italien unter Ludwig XII.). 1835. VIII u. 483 Seiten in 8. (bey Wandenhoeck u. Ruprecht).

Es ist der erste Theil dieses Werks, der die Geschichte der Kriege unter Carl VIII. umfaßt, in diesen Blättern 1833. St. 168 von anderer Hand angezeigt worden. Dieser zweyte Band, der jedoch unter dem zuletzt bemerkten Titel auch einzeln verkauft wird, umfaßt den größten Theil des Zeitraums, den der Verfasser behandelt, von 1498 an, wo Ludwig XII. zur Regierung kam. Der Stoff den der Verf. sich wählte ist nicht leicht zu behandeln. Es ist nicht der Mangel an Quellen, es ist eher der Ueberfluß daran, der die Vergleichung erfordert und die Critik erschwert;

aber auch in dem Stoff selbst liegen große Schwierigkeiten. Wenn gleich der Verfasser nur die Geschichte der Kriege zu geben verspricht, so war es doch nicht möglich dieß ohne eine Geschichte der Politik zu thun. Die Politik aber trägt in diesem Zeitraum noch keinen festen Character. Es war der Zeitraum wo das Europäische Staatensystem sich anfang zu bilden, und Eroberungen und Vergrößerungen das allgemeine Ziel der Staaten des westlichen Europas wurden, durch welche Mittel man auch glaubte dazu gelangen zu können. Italien selber aber war in sich zerfallen; da es nicht möglich war ein Nationalinteresse hier ins Leben zu rufen, da jeder Staat auf Kosten des Nachbarn sich hier zu vergrößern strebte, und es nicht an Fürsten fehlte, die selber die Fremden ins Land riefen. Die natürliche Folge davon war der häufige Wechsel der Parteyen; je nachdem jeder glaubte seinen besondern Vortheil dadurch zu erlangen. Dazu kam der gänzliche Mangel der Moral in der Politik, da nicht bloß das Schwert sondern auch der Dolch und der Giftbecher gewöhnliche Waffen waren. Indes sind es zweyerley Ursachen, welche dem hier zu entwerfenden Gemälde sein Leben geben. Theils nämlich einzelne hervorragende Charactere im Guten wie im Bösen; theils die Verschiedenheit der auftretenden Völker, Italiäner, Franzosen, Deutsche, Spanier, und Schweizer. 'Es war erforderlich, sagt der Verf., daß die Eigenthümlichkeiten dieser sich feindlich berührenden Völker hervortraten; daß einer jeden Erscheinung die Farbe blieb, die sie im Leben trug; daß ihre Verhältnisse und die Grenzen ihrer Wirksamkeit kenntlich sich unsern Blicken zeigten.' Man wird daraus sehen, daß der Verfasser seine Aufgabe sich nicht zu leicht

gemacht, aber auch dadurch es vermieden hat, daß seine Geschichte nicht eine bloße Kriegsgeschichte wurde.

Der ganze starke Band umfaßt nur einen Zeitraum von sechzehn Jahren, woraus sich also von selbst ergibt, daß die Erzählung des Verf. sehr ausführlich ist. Dieß mußte sie werden, wenn sie nicht bloß compendiarisch seyn sollte. Sie ist aber deshalb nicht weitschweifig und ermüdend; denn gerade in der Ausführlichkeit lag hier das Interesse. Der Verf. hatte hier in den Quellen aus denen er schöpfte, den Italiänischen Geschichtschreibern, unter denen bey ihm, wie man leicht erwarten wird, Guicciardini oben an steht, die besten Muster vor sich, und daß er nach diesen sich hauptsächlich gebildet hat, fällt in die Augen. Aber nicht bloß Italiänische, sondern auch deutsche und Spanische Schriftsteller, so weit der Verf. sie sich verschaffen konnte, sind mit Fleiß und Kritik benutzt.

Er hat das Ganze in Kapitel abgetheilt, 31 an der Zahl. Die Geschichte beginnt mit dem Eroberungszuge Ludwigs gegen Mailand, und dem Sturz und der Gefangenschaft seines Herzogs Ludovico, in den ersten 7 Kapiteln. Seine Gefangennehmung wird auch hier so berichtet, daß er bey dem Auszuge in dem er unerkannt zu entkommen hoffte, durch einen Schweizer aus Uri verrathen wurde. Wir lernen in diesen ersten Kapiteln schon mehrere der nachmaligen Hauptpersonen kennen, und werden überhaupt schon in dem damaligen Italien einheimisch. Bekanntlich war es Ludovico, der in dem vorigen Zeitraum unter Carl VIII. die Fremden ins Land gerufen hatte, um unter ihrem Beystande die usurpierte Herrschaft zu behaupten, und jetzt dafür den verdienten Lohn

erntete, durch eben diese Thron und Freyheit zu verlieren. So hatten sich durch die Eroberung Mailands die Franzosen in Italien festgesetzt, und ihre Vertreibung wäre wohl bald das allgemeine Ziel der Politik in Italien geworden, wenn bey der politischen Zerstückelung und den daraus hervorgehenden Verhältnissen ein solches allgemeines Ziel hätte Statt finden können. Aber an den glücklichen Erfolg in Mailand knüpfte sich nun bey König Ludwig das Project die Ansprüche seines Vorgängers auf Neapel geltend zu machen, die diesen zu einem misslungenen Versuch bewogen hatten. Die Ausführung dieses Projects war aber eine Aufgabe nicht bloß für die Waffen, sondern fast noch mehr für die Politik, da das Interesse nicht bloß der Italiänischen, sondern auch der auswärtigen Staaten, besonders Spaniens, dessen König Ferdinand der Catholische der nahe Verwandte des Königs Friedrich von Neapel war, dadurch berührt ward. Kap. 8 — 13. Die Politik zeigt sich hier in ihrer tiefsten Ausartung; da bey den geschlossenen Verträgen stets der Betrug im Hinterhalte lag. Es war nicht schwer Ferdinand zu einem, im tiefsten Geheim abgeschlossenen, Vertrage zu bringen, dem zufolge nach der Eroberung das Reich getheilt werden sollte. Auch der Pappst Alexander VI. trug kein Bedenken, unter dem Vorbehalt der Oberlehnherrschaft, der ungerechten Verbindung beyzutreten; da er dadurch sein Lieblingsproject, seinem nichtswürdigen Sohne Cesar Borgia ein Fürstenthum in der Romagna zu verschaffen, der Ausführung näher zu bringen hoffte. Am schwarzesten erscheint bey diesen Verhandlungen König Ferdinand, durch den Betrug seines Betters des zu gutmüthigen Königs Friedrich, den er

durch vorgespiegelte Freundschaft so lange sicher machte, bis es ihm gelegen war die Maske abzuwerfen. Es ist bekannt wie Neapel fast ohne Widerstand eingenommen ward, und der unglückliche Friedrich sich dem König Ludwig ergab, und von diesem nach Frankreich geführt ward, wo er sein Leben halb als Gefangener beschloß. Aber es ist auch bekannt, wie die Eroberer sofort über die Theilung ihrer Beute zerfielen, und nach den Niederlagen der Franzosen bey Seminara und am Garigliano König Ludwig seine Hoffnungen auf Neapel aufgeben mußte. Die Geschichte dieses Krieges erhält ein höheres Interesse, weil an der Spitze der Spanier ein ausgezeichneteter Feldherr stand, Gonzalvo von Cordua, der große Capitano. Wenn auch bey der Französischen Armee der gefeyerte Bayard sich befand, so glänzt dieser doch nur als Ritter, nicht als Heerführer. Uebrigens verdankte Ferdinand auch hier seiner Falschheit und seiner Hinterlist, durch die er unter der Vorspiegelung von Unterhandlungen, wobey er seinen eigenen damit beauftragten Schwiegersohn Philipp von Oesterreich compromittierte, Zeit gewann seine Armee zu verstärken, einen Theil des Erfolges. So hatten sich also nur zwey fremde Herrscher in Italien festgesetzt, die Franzosen im Norden, die Spanier im Süden.

Papst Alexander erlebte diese Entwicklung nicht; er starb am 18. August 1503 an dem für andere bereiteten Gifte, das er durch eine Verwechselung nahm. Dasselbe Schicksal würde auch sein Sohn Cesar Borgia gehabt haben, wenn nicht seine starke Natur ihn gerettet hätte. Der Verf. hat sowohl diesen Unmenschen als auch seinen Vater in ihrer ganzen Scheußlichkeit dargestellt, Kap. 14, was wir nicht unbemerkt las-

sen dürfen, da neuere Schriftsteller auch sie zu entschuldigen versucht haben.

Noch in demselben Jahre, nach der kurzen Regierung von Pius III. bestieg Julius II. den päpstlichen Stuhl. Mit ihm beginnt ein neuer Abschnitt in der Geschichte Italiens, da seine zehnjährige Regierung hindurch die dortige Politik hauptsächlich durch ihn geleitet wurde. 'Unbeschreiblich, heißt es, war das Erstaunen in allen Länden über die Wahl eines Mannes, der, von allen gefürchtet, von vielen gehaßt, mit seinem unsteten ränkevollen Geiste auch den mächtigsten Herrn bisher entgegen getreten war. Das Ansehn, in welchem er gestanden hatte, so lange er Cardinal gewesen war, seine Alles überrtreffende Prachtliebe, die sich besonders in den kostbarsten Bauten kund gab, eine gewisse Größe der Seele, die seine Freunde zur Bewunderung hinriß, und selbst von Feinden anerkannt werden mußte, die Ungebeugtheit seines Geistes im Unglück, die unversöhnliche Strenge, mit welcher er die Feinde der Kirche verfolgte, die Freyheit von jeder Beschuldigung des Nepotismus, der furchtbare Ernst, mit welchem er die geistliche Würde aufrecht zu erhalten bemüht gewesen war; vor allen Dingen aber die ungemessenen Verheißungen, durch welche er die Wähler zu gewinnen verstand, bewirkten daß er über alle Nebenbuhler den Sieg davon trug.' Freylich, setzen wir hinzu, konnte kein Friede werden, so lange ein solcher Papst die Christenheit regierte. Sein nächstes Ziel, die ursprünglich dem päpstlichen Stuhl unterworfenen Länderteile in der Romagna wieder an denselben zu bringen, mußte ihn mit Venedig, das darnach nicht weniger lüstern war, entzweyen; das entfernte größere, die Franzosen aus Italien zu vertrei-

ben, blieb noch fürs erste im Hintergrunde. — Der im Jahre 1504 erfolgte Tod der Königin Isabella in Spanien, und die daraus hervorgegangenen Familienhändel zwischen Ferdinand und seinem Schwiegersohne Philipp von Oesterreich beschäftigen den Verf. im 17ten Kapitel, bis den letztern in der Blüthe des Lebens am 25. Sept. 1506 der Tod unerwartet abrief, und Ferdinand im Besitz von Castilien ließ, dessen Herrschaft er an den Schwiegersohn hatte abtreten müssen. Der Volksaufstand in Genua gegen die Nobili, welchen der Verf. im 18. Kapitel erzählt, führte König Ludwig 1507 wieder nach Italien, um den Nobili Beystand zu leisten, und die demokratische Partey, welcher der Papst den Sieg gewünscht hätte, zu unterdrücken. Nach verzweifelter Gegenwehr zog der König am 28. April in die Stadt ein. Auf ein hohes Gerüst wurden die Urkunden gelegt, welche die Privilegien der Stadt enthielten, und zu Asche verbrannt. Seit dieser Zeit wurden die Genuesischen Münzen mit dem Bilde des Königs geprägt, und das alte Wapen der Stadt verschwand. Die folgenden Kapitel, vom 19ten an bis 23sten, sind nun dem merkwürdigen Resultate gewidmet, der Ligue von Cambrai, welche die Beraubung des Gebiets des Venezianischen Staats zum Zweck hatte; ein wahres Gegenstück zu der ersten Polnischen Theilung; nur daß der Ausgang verschieden war. Der Verf. hat diese Geschichte mit großer Genauigkeit und Ausführlichkeit behandelt, wie sie es auch verdiente. Allerdings hatte Venedig, da es die Vergrößerung seines Gebiets auf dem Festlande Italiens zu dem Hauptziel seiner Politik machte, dazu beygetragen die Eifersucht der Landmächte gegen sich zu reizen; aber die unersättliche Ver-

größerungssucht von diesen war doch der Hauptgrund; zumal da das stolze Benehmen der Republik auch den persönlichen Haß der Herrscher erregt hatte. Der erste Ursprung des Projectes liegt im Dunkeln, wie es ja auch mit dem der ersten Polnischen Theilung lange Zeit der Fall war. Bekanntlich sieht man gewöhnlich Papst Julius II. als ersten Stifter an, um sich der Plätze in der Romagna, deren sich die Venetianer bemächtigt hatten, als zu dem Kirchenstaat gehörend wieder zu bemächtigen. Der Verfasser glaubt die ersten Spuren davon in der persönlichen Zusammenkunft, dem Besuche den König Ferdinand Ludwig XII. in Savona abstattete, zu entdecken. Es war eine glänzende Zusammenkunft. Die Könige kamen im Gefolge ihrer Großen. Aus dem von Ferdinand strahlte vor allen der große Capitano, der berühmteste Feldherr seiner Zeit, hervor. Mehr noch als auf die beiden Herrscher richteten sich des Volkes Augen auf ihn. Seine ruhige Tapferkeit, die heißen Siege die er erstritten, und durch welche er den Ruhm der Französischen Waffen so oft gebrochen hatte, bewirkten daß man mit heiliger Scheu und Ehrfurcht zu ihm hinaufblickte. Von der Schnelligkeit in seinen kriegerischen Bewegungen, von seiner List und Kühnheit, kalten Todesverachtung und Ausdauer in Gefahr, von seiner Gewandtheit Führer und Heere bis zur Anbetung an sich zu fesseln, wußte man sich stets neues zu erzählen. Und wie man im tiefen Frieden ihn nun vor sich erblickte, eine schöne hohe Gestalt, Besonnenheit im Blick, bezeichnende Kürze und Ausdruck in seinen Worten, im Gange Adel, in allen Bewegungen und Mienen Ernst und herablassende Milde, da ward jeder von höchstem Erstaunen über diese seltene

Erscheinung ergriffen. Selbst Ludwig, der ihm an seiner Seite den Platz an der Tafel anwies, fühlte sich durch des Mannes Nähe gedrückt, und mehrte durch sein scheues Benehmen gegen den Feldherrn des letztern Ruf in den Augen des Volks.' Freylich waren es die letzten glücklichen Tage des großen Mannes; Ferdinand konnte einen solchen nicht neben sich ertragen, und an seine Stelle trat in die Gunst des Königs der Herzog von Alba. — Die von dem Verfasser angeführten Autoritäten machen es allerdings sehr wahrscheinlich, daß hier der erste Grund zu der nachmaligen Ligue gelegt ward, wenn sie auch noch nicht in ihrem ganzen Umfange beschlossen ward. In Einem Puncte, dem Haß gegen Venedig, kamen die nachmaligen Verbündeten, auch der Papst und Maximilian, überein, wenn auch jeder seine besondern Absichten dabey hatte. Solche Verbindungen schließen sich leicht, hängen aber auch schwach zusammen, und lösen sich auf, so bald Einzelne ihre Zwecke erreicht haben. Die Ligue von Cambrais, in der sich Ferdinand, Ludwig, Maximilian und Julius II. verbanden, war das, was man in unsern Tagen eine Coalition genannt hat; mit gleich schlechtem Erfolge, in sofern von der Erreichung des Hauptzwecks die Rede war. Venedig ging aus derselben triumphierend hervor, theils durch seinen Heldenmuth, der in der Vertheidigung von Padua sich zeigte; theils durch seine Politik, indem es, wenn auch durch scheinbare Demüthigungen, zuerst den Gegner zu gewinnen wußte, der — wenn auch an materiellen Mitteln der schwächste, doch durch seinen Bannfluch am meisten auf den Geist seines Zeitalters wirkte — den Papst. Aber eben dieses machte es auch dem letztern möglich, aus der

aufgelöseten Ligue von Cambrais eine zweyte gegen Ludwig zu bilden, die angeblich zum Schutze des päpstlichen Stuhls bestimmt, den Namen der heiligen Ligue trug. Ihr Zweck war die Vertreibung der Franzosen aus Italien, deren Nähe für den Papst, als weltlichen Herrscher, zu drückend geworden war. Es gelang Julius II. nicht bloß Venedig, und Ferdinand, der bey der Gelegenheit sich des Spanischen Navarras bemächtigen wollte, und durch diesen selbst seinen Schwiegersohn Heinrich VIII. von England, sondern was die Hauptsache war, die Schweizer, durch deren Fußvolk der Besitz des nahen Mailands am ersten erreicht werden konnte, für sich zu gewinnen, und Maximilian wenigstens durch einen Waffenstillstand mit Venedig unthätig zu machen. Die Geschichte der Auflösung des vorigen, und des Abschlusses dieses neuen Bundes gehört zu den interessantesten Theilen dieses Werks. Julius II. erlebte es noch Mailand durch die Schweizer eingenommen zu sehen; doch wäre er vielleicht unterlegen, hätte nicht der Heldenjüngling Gaston de Foix in der Schlacht von Ravenna, schon Sieger, den Tod gefunden. Er selber aber folgte ihm bereits nach neun Monaten im Februar 1513. Sein Nachfolger Leo X. hatte eine andere Politik. Die Ligue fiel auseinander, und König Ludwig kam durch Verträge mit einzelnen seiner Feinde aus der Verlegenheit; aber Mailand blieb für ihn verloren, da der Sieg der Schweizer bey Novara auch den letzten Versuch vereitelte, den er zu seiner Wiedereroberung machte.

Das Werk des Verf. ruft Betrachtungen mancherley Art in uns hervor. Welche Ströme von Blut, und welche Schätze verschwendete Frankreich um den Besitz von Mailand! Hatte dieß

Land eine solche Wichtigkeit daß sein Besitz dafür Ersatz gegeben hätte? Es ist aber nicht das einzige Beyspiel in der Geschichte, daß unter einem Zusammenfluß von Umständen Ländern ein übertriebener Werth beygelegt wird. Frankreich knüpfte daran die Idee eines großen politischen Einflusses in Italien. Trug dieser zum Glück des Staats und des Volkes bey? Ludwig XII., den seine Nation in Beziehung auf die Verwaltung des Innern unter seine besten Könige zählt, erscheint bey seiner auswärtigen Politik in keinem so glänzenden Lichte. Sie ward durch die Leidenschaft geleitet, welche ihn in Unternehmungen verwickelte, die er nur zu sehr Ursache hatte zu bereuen, und welche, wie die gegen Venedig, keine ruhige Ueberlegung billigen konnte. Er erscheint nicht als großer Feldherr; die Kriegskunst hat durch ihn keine bedeutende Fortschritte gemacht. Auch Kaiser Maximilian zeigt sich uns hier gerade von seiner schwachen Seite. Bereit sich in große und kostspielige Unternehmungen einzulassen, berechnete er nicht vorher die Mittel die ihm zu Gebote standen; seine Geldverlegenheiten verhinderten ihn gewöhnlich zu der rechten Zeit aufzutreten. Seine Italiänischen Handel kamen Deutschland theuer zu stehen; sie verhinderten daß seine heilsamen Einrichtungen in demselben nicht ganz zur Ausführung kamen. Von Ferdinand wäre es überflüssig zu sprechen. Seine schlechten Eigenschaften wurden durch keine einzige gute ersetzt. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen ist unstreitig Papsst Julius II. Er paßte mehr auf einen weltlichen als auf einen geistlichen Thron. Zwar lassen bey dem Beherrscher des Kirchenstaats sich beide nicht gänzlich trennen. Auch

vergab er der geistlichen Würde nichts, wie sein Benehmen gegen Venedig vor der bewilligten Freysprechung von dem Bann zeigt. Aber das weltliche Interesse stand doch so bey ihm voran, daß die Erhaltung oder Wiederherstellung des Friedens, welches die eigentliche Aufgabe für den Kirchenfürsten hätte seyn sollen, nicht damit zu vereinigen war.

Wir glauben genug gesagt zu haben, um die Aufmerksamkeit der Leser auf dieß ausgezeichnete Werk des Vf. zu richten. Die hier beschriebenen Italiänischen Handel sind der Anfang der neueren Geschichte unsers Welttheils; und wir können es als eine vortreffliche Einleitung dazu, besonders den jüngern Freunden der Geschichte empfehlen. Die Behandlung des Verf. ist eben so geistreich als gründlich. Er hat die Gefahr durch eine bloße Kriegsgeschichte zu ermüden, glücklich zu vermeiden gewußt, und seiner Ausführlichkeit die gehörigen Grenzen gesetzt. Er endet mit dem Jahre 1513, wo freylich die durch die h. Ligue entstandenen Kriege endeten; doch hätten wir gewünscht daß er sie noch durch das folgende Jahr, bis auf den Tod von Ludwig XII., der bereits am 1. Januar 1515 erfolgte, fortgeführt hätte.

Hn.

L o n d o n.

For Burgess and Hill: Observations on Injuries and Diseases of the Rectum. By Herbert Mayo, Surgeon to the Middlesex hospital. 1833. VII und 220 Seiten in Octav.

Die krankhaften Zustände des untersten Theils des Darmcanals, namentlich die Risse und Stricturen, sind erst in der neuesten Zeit einer sorgfältigen Untersuchung gewürdigt worden. Sie finden sich weit mehr in den höheren, als in den unteren Ständen. Der Verf. spricht zuerst von der Fissur der Schleimhaut des Mastdarms. Diese komme gewöhnlich unmittelbar hinter dem Sphinkter an der hintern Seite vor. Unhaltende Hitze und Schmerz daselbst müßten Verdacht erwecken. Bey großer Reinlichkeit heile die Natur. Wie die Zerreißung mehr mechanisch entstehe, so auch der Vorfall des Afters. Bey zarten und zur Verstopfung neigenden Kindern, bey welchem Alter die Beweglichkeit der Gedärme überhaupt sehr stark sey, weswegen sich auch öfters Invagination bilde, sey der Vorfall eine bekannte Erscheinung. Müßte bey Erwachsenen eine Operation vorgenommen werden, so würde diese von dem Kranken kaum gefühlt; so gering verhalte sich die Sensibilität der inneren Theile (S. 41). Bey einem Vorfall, der mit Schmerz verbunden keinen großen Umfang habe, denke man zu schnell an Hämorrhoidalgeschwülste. Diese letzteren betrachtet der Verf. als den Ausdruck einer allgemeinen Krankheit (S. 48 substantive disorder), insonderheit als einer zu starken Blutanhäufung im Unterleibe. Gegen die Knoten (piles) empfiehlt er das Waschen mit Seifenwasser (S. 65) und innerlich die *confectio piperis composita* (Ward's paste). Die Anwendung der Ligatur wäre der Excision vorzuziehen, nicht des Schmerzes wegen, denn der sey in beiden Fällen gleich, sondern weil bey dem letzteren Verfahren eine starke Blutung erfolgen könne. Elastische, gespannte, klopfende

Knoten punctiere er (S. 91). — Abscesse am Rectum könnten nie frühe genug geöffnet werden. — Die anhaltende Stricture des Mastdarms bestehe in einer theilweisen Verdickung der submucösen Darmhaut und des naheliegenden Zellgewebes, wodurch ein Ring sich bilde, der den Canal verengere. Die Diagnose bleibe schon deswegen selten zweifelhaft, weil man in der Regel die Stelle mit dem Finger erreichen könne. Als die besten Mittel dagegen werden genannt: eine regelmäßige Diät, sanfte Laxanzien, wie Ricinusöl, und Klystiere von lauwarmem Wasser. Uebrigens sey die Unterscheidung der Stricture von beginnendem Carcinom nicht so leicht. Carcinom gebe sich kund durch schießende Schmerzen im Mastdarne, Schmerz am Kreuzbeine beym Beugen oder Sitzen, durch ein Gefühl von Zusammenschnürung und inwendigem Geschwollenseyn, durch häufiges Drängen zur Ausleerung, durch beschwerliches Hervorbringen dünner faeces, denen oft etwas Blut oder eine ehweißartige Feuchtigkeit vorhergehe. Dieses schlimme Uebel habe er schon im 12ten Lebensjahre beobachtet, am häufigsten zwischen dem 20sten und 40sten. Frauen seyen ihm mehr als Männer unterworfen. Er empfiehlt dagegen Bougies, Opium, die Operation.

Am Schlusse dieser bloß practischen Schrift bemerkt der Verfasser selbst, daß es besser gewesen wäre, wenn er den Gegenstand als einfaches Geschwür nach Zerreißung und als Folliculargeschwür des Rectums und Colons mit phagedänischem Character so wie in Folge der Ruhr abgehandelt hätte.

H a l l e.

Von den neuen Mittheilungen aus dem Gebiete historisch = antiquarischer Forschungen des Thüringisch = Sächsischen Vereins, herausgegeben von Dr. Förstemann, haben wir das zweyte Heft des zweyten Bandes erhalten. 1835. S. 168 — 352. Es enthält 1. Bericht über die Wahl und Einführung des Nicolaus von Ambsdorf als Bischof zu Naumburg durch Dr. Martin Luther im Jahre 1542. S. 156 — 228. Ein ausführlicher und interessanter Beytrag zur Reformations = Geschichte, mitgetheilt aus dem Archive in Naumburg durch den Herrn Landrath Lepsius. 2. Calendarium Merseburgense S. XIV. Aus dem Jahre 1223. Nur für das Stift wichtig. 3. Verzeichniß der untergegangenen Dörfer &c. im Regierungsbezirk Erfurt, von Dr. Förstemann wie das vorige mitgetheilt. Nicht weniger als 236 an der Zahl. Von den meisten werden auch historische Nachrichten mitgetheilt. 4. Vermischte Urkunden, 17 an der Zahl. Sie betreffen theils Besitzungen des Klosters Ilsenburg; theils der Stadt Kroppenstedt; wozu noch zehn aus dem Archive der Stadt Halle kommen. Correspondenz = Nachrichten und Miscellen. Unter diesen bemerken wir das Album der vormaligen Universität Erfurt, in fünf starken Folioebänden, beginnend mit dem Jahre 1392. Auch wegen der vielen in demselben befindlichen Malereyen, unter denen vor allen eine Madonna sich auszeichnet. Ferner die Nachricht über das archäologische Museum zu Leyden, welches unter der Aufsicht des verstor-

benen Professor Reubens an Aegyptischen Alterthümern, besonders der 1828 angekauften Sammlung des Schwedischen Consuls Anastasius in Alexandrien so gewonnen hat, daß es in linguistischer Hinsicht als das erste in Europa betrachtet werden muß. Es enthält über 140 Papyrus-Rollen, und 25 Mumien mit und ohne Inschriften.

Indem diese Anzeige dem Druck übergeben werden sollte, erhalten wir auch das dritte und vierte Heft, welche 16 Artikel (von N^o XIV — XXX) enthalten. Auch diese beiden Hefte zeichnen sich durch die Mannigfaltigkeit ihres Inhalts aus. Wir machen aufmerksam auf N^o XVI: Beitrag zur Geschichte der Stadt Merseburg von Herrn v. Meden; N^o XXI: der erste Landfrieden in deutscher Sprache vom Jahre 1236, von Herrn Doctor Bernhard Thiersch; auf N^o XXII drey ungedruckte Briefe Melanchthon's; und auf die Aufsätze N^o XXIV — XXX über veranstaltete Ausgrabungen und ihre Ergebnisse von Herrn Friedrich Krug von Nidda, Herrn Prof. Danneil zu Salzwedel und Herrn Prof. Wiggert in Magdeburg.

Hn.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

128. Stück.

D e n 13. A u g u s t 1 8 3 6.

G ö t t i n g e n.

Der Liberalität der Commission, welche mit der Herausgabe desselben beauftragt ist, verdanke unsere öffentliche Bibliothek das folgende Werk:

State Papers, published under the authority of His Majesty's Commission. Volume I. King Henry the Eight. Parts I. and II. XXXIII u. 901 S. Vol. II. 572 S. Vol. III. Part III. 596 S. in 4. 1831 — 1834. (bey John Murray).

Noch unter der Regierung König Georg IV. ward bereits 1825 eine Commission errichtet, mit dem Auftrage die in dem Staats-Archive (States Papers Office) befindlichen Papiere seit dem Anfange der Regierung König Heinrich VIII. bekannt zu machen. Die Commission besteht aus folgenden Mitgliedern: the R. honorable Charles Manner Sutton; the R. H. Robert Peel; the R. H. Charles Watkin Williams Wynn; the R. H. John William Kroker; and the R. H. Henry Hobhouse. Die vorliegenden

drey Bände umfassen die Regierung K. Heinrich VIII. und enthalten folgendes. Der erste Band: die Correspondenz des Königs und seiner Minister, betreffend die Englischen, Schottischen und auswärtigen Angelegenheiten, Part I. in CCXLVI und Part II. in CCLXVI Nummern. Die beiden folgenden Bände sind bloß Irland gewidmet, und enthalten die dasselbe betreffende Correspondenz in CCCXLVIII Nummern. In dem wir unsern Dank für dieß ehrenwerthe Geschenk aussprechen, brauchen wir nicht hinzuzusetzen, welche mannigfaltige Aufklärungen die Britische Geschichte unter der Regierung dieses Königs dadurch erhält. Wir hoffen und wünschen daß das Werk auch durch die nachfolgenden Regierungen werde fortgesetzt werden.

Mit der Anzeige dieses Werks verbinden wir die der Fortsetzung eines ähnlichen zweyten, das wir gleichfalls höherer Liberalität verdanken, dessen erste beiden Theile bereits von uns angezeigt sind (S. g. N. 1835. St. 187), worauf wir uns, was die Einrichtung und die Wichtigkeit desselben betrifft, beziehen:

L e y d e n .

Archives ou correspondance inédite de la maison d'Orange Nassau; Recueil publié avec autorisation de S. M. le Roi par Mr G. Groen van Prinsteren, Conseiller d'Etat etc. Première Serie T. III. 1567 — 1572 avec des Facsimile. 1836. CII u. 512 S. in 8. (bey Luchtmans).

Dieser dritte Theil enthält die Fortsetzung durch die auf dem Titel bemerkten sechs Jahre in fortlaufenden Nummern von CCLIII bis CCCLXXXVIII, also 135 Stück, lauter Brie-

fe, meist von Wilhelm von Oranien und den Mitgliedern seines Hauses, theils aber auch von andern an den Verhandlungen der Zeit theilnehmenden Personen. Wer sich aus der Entstehung der Republik der vereinten Niederlande der Begebenheiten jener sechs verhängnißvollen Jahre erinnert, wovon nun die eigenhändigen Belege der Haupttheilnehmer (nur mit Ausnahme des Herzogs von Alba, von dem sich nichts vorfand) hier geliefert werden, wird auch die Wichtigkeit dieses Bandes leicht zu schätzen wissen. Vorgesetzt ist eine Einleitung, an deren Schluß der Herausgeber den Prinzen von Oranien gegen die ihm von Hn Prof. Leo in der Geschichte der Niederlande gemachten Vorwürfe rechtfertigt; wozu unstreitig die hier bekannt gemachten urkundlichen Belege die besten Hülfsmittel darbieten.

Hn.

L e i p z i g.

Bey Leopold Voss: Neue Darstellung der Logik nach ihren einfachsten Verhältnissen. Nebst einem logisch-mathematischen Anhang. Von M. W. Drobisch, Prof. an der Universität zu Leipzig. 1836. XVI u. 167 S. in Octav.

Bekanntlich war Kant der Meinung, die Logik habe seit Aristoteles keinen Schritt rückwärts gethan, aber auch keinen vorwärts thun können. An dem letzten Theile des Satzes möchte man beym Anblicke dieser zwar kleinen, aber äußerst gehaltreichen Schrift wohl zweifeln. Sie hat einen logisch-mathematischen Anhang; schon dieser einzige Umstand kann bemerklich machen, die Logik müsse doch wohl nicht so ganz abgeschlossen und isoliert dastehen, als ob sie keiner Verbin-

dungen fähig sey, wodurch sie selbst einen Zuwachs erlangen würde. Aber auch abgesehen hiervon hat sie von den scharfen Augen eines Mathematikers eine solche Musterung sich müssen gefallen lassen, daß schwerlich ein Fleckchen in ihrem Bezirke übrig geblieben ist, welches nicht wäre von neuem besichtigt worden. Gleichwohl ist der Hr Bf. von Ueberschätzung der Logik sehr weit entfernt. Er sagt in der Vorrede: 'Man rühmt die Logik wie einen tüchtigen Elementarlehrer, der zwar nur einen beschränkten Gesichtskreis übersieht, aber darin vollkommen zu Hause ist, und überdieß Zucht und Ordnung zu halten versteht. Und man hat gar nicht Unrecht daran. Die Logik ist viel zu arm, um auf unmittelbare Weise zur Erweiterung menschlicher Wissenschaft etwas Wesentliches beytragen zu können. Sie ist bloßer Formalismus, — aber: wer sein Denken vollständig auszubilden beabsichtigt, der kann eine exacte Kenntniß dieser Formen nicht entbehren, so wenig wie sich der Maler dem Studium der Anatomie, der Componist dem Studium des Generalbasses entziehen darf.' Wir können hinzufügen: die Verächter der Logik richten nicht mehr aus, als die Verächter der Grammatik. Beide bewirken bloß, daß diejenigen Männer, welche die Unentbehrlichkeit dieser Studien kennen, sich die Mühe nehmen, durch verbesserte Darstellungen der Geringschätzung zu begegnen, welche, wenn sie weiter um sich griffe, gemeinschädlich werden würde.

Die Einrichtung des Buchs ist zwar im Ganzen die gewöhnliche; nach der Einleitung (über das Verhältniß der Logik zu den andern Theilen der Philosophie, worüber der Hr Bf. mit dem Unterz. durchgehends übereinstimmt) folgen vier

Abschnitte über Begriffe, Urtheile, Schlüsse, und systematische Formen; im letztern wird von Erklärungen, Eintheilungen, und Beweisen gehandelt. Im Einzelnen aber wird vielleicht jeder bisherige Logiker bedeutende Abweichungen von seiner gewohnten Darstellungsweise finden, deren Gewicht jedoch schwerlich von Allen gleichmäßig möchte geschätzt werden. Es ist zu bedauern, daß der Vf. nicht mehr von den Beyspielen und Anwendungen, die ihm ohne Zweifel vorschwebten, mitgetheilt hat; durch solche möchte z. B. gleich die Unterscheidung von Aggregation, Separation, Determination und Abstraction (welche mit Addition, Subtraction, Multiplication und Division verglichen werden) mehr Licht erhalten haben, und die Bemerkung: es sey nicht genau richtig, den Inhalt eines Begriffs die Summe seiner Merkmale zu nennen, vor der Frage geschützt seyn, ob es überall möglich sey, die Verbindung dieser Merkmale in der Logik für alle Begriffe gültig zu bestimmen? Daß es Fälle gibt, wo sehr nothwendig die Merkmale eines Begriffs als dessen Factoren betrachtet werden, ist gewiß; dennoch sind die Merkmale des Sollens und Müßens im Begriffe eines Staats, anders verbunden als Geschwindigkeit und Zeit in der Bewegung; und Asymptoten, Axen, Brennpuncte der Hyperbel anders als die practischen Ideen im Begriffe der Tugend. Uebrigens hat der Hr Vf. wohl nur sagen wollen, daß wenn ein Merkmal eines Begriffs = 0 gesetzt wird, der Begriff verschwindet (so bey Schlüssen *modo tollente*), welches allerdings der Multiplication entspricht, nicht aber der Addition. Sollte sich indessen durch Sonderung verschiedener Fälle etwas Näheres über die möglichen Verbindungen der Merkmale in den Begriffen festsetzen lassen,

so würde dieß zu dem Wichtigsten gehören, was die Logik darbringen könnte, und wir erwähnen dieses Gegenstandes absichtlich hier, weil Hr Prof. Drobisch Einer von den Wenigen ist, die Umsicht genug in den verschiedensten Zweigen der Wissenschaften besitzen, um mit einer solchen Frage sich überall nur beschäftigen zu können. Es wäre am Ende wohl möglich, daß die Logik darum keine Fortschritte macht, weil Männer von dem universellen Geiste des Aristoteles so äußerst selten sind. Schwärmerereyen über das Universum haben wir genug; aber diese führen bekanntlich nicht zur Logik.

Verwandt mit dem Vorigen ist es, daß der Vf. in der Logik auch der Beziehungen erwähnt, welches der Unterz. nicht gewagt hatte. Hier hilft ein kurzes Beispiel zur Klarheit. 'Verbinde ich mit dem Begriffe des gleichschenkligen Dreyecks den der Rechtwinklichkeit, so determinire, beschränke ich den erstern; steige von der Gattung zur Art herab und bilde hiemit einen neuen Begriff. Bezeichne ich dagegen das gleichseitige Dreyeck als gleichwinklich, so findet durchaus nichts Aehnliches statt: denn das gleichwinkliche und gleichseitige Dreyeck ist nicht mehr und nicht weniger als das gleichseitige ohne den Zusatz der Gleichwinklichkeit.' Solcher Beispiele hätten wir viele gewünscht. Der Vf. nennt die Synthesis eine Thatsache, welche die Logik nicht unberücksichtigt lassen dürfe. Das ist wirklich so; und nicht mehr noch minder ist auch der conträre Gegensatz, welcher von jeher in der Logik behandelt wurde, eine Thatsache. Die Frage ist, ob man dergleichen im Gebiete der Begriffe vorkommende Thatsachen nicht vollständiger, als bisher, in der Logik verzeichnen können? — Als Folge aus dem Angegebenen findet sich nun schon (§. 30)

ein mittelbarer conträrer Gegensatz, dessen man sonst auch nicht zu erwähnen pflegte; desgleichen die Unterscheidung des Widerstreits vom eigentlichen Widerspruch; wozu die Beispiele: gleichseitiges und zugleich rechtwinkliches Dreieck, durchsichtiger Geist, angeführt sind; und die Unterscheidung der Einstimmung von der Vereinbarkeit, indem jene dem Decken zweyer Figuren, diese dem Aneinander-Passen verglichen wird.

Der Kürze wegen übergehen wir den Gebrauch, welchen der Vf. von der Bemerkung des Unterz. über hypothetische und categorische Urtheile gemacht hat; und erwähnen nur im Vorbeygehen, daß zwar nicht die Ansicht, aber der Ausdruck über Existentialsätze sich doch etwas verändern möchte, wenn man bey der Formel $A = A$ die Betrachtung des §. 59 nicht abbräche, sondern anfinge. Denn dieser Satz hat noch volle Beschränkung des Prädicats auf das ihm gleiche Subject; gerade der Umstand aber, daß von nun an, falls man den Inhalt des Subjects vermindert, eine Quantitätsbeschränkung in die Form des Urtheils eintritt, erinnert daran, daß der Begriff des Subjects, für sich genommen, diese Beschränkung nicht mehr so auszuüben vermag, wie verlangt wird. Dabey darf wohl auch an die letzte Zeile der Anmerkung zum §. 41 erinnert werden. — Doch wir müssen den Raum sparen, und Vieles übergehen, um nicht gerade in Ansehung des Wichtigsten unsern Bericht abkürzen zu müssen.

Das Ausgezeichnetste dieser Logik nämlich besteht in zweyen, mit ganz ungewohnter Sorgfalt ausgeführten Untersuchungen; zu welchen zwar der Unterz. vor vielen Jahren Anlaß gegeben hatte, aber ohne eine solche Entwicklung zu er-

warten. Eine davon betrifft die Classificationen, die andre die Kettenchlüsse. Auch hier mit der Theorie fast allein beschäftigt, ist der Vf. sparsam mit Beispielen und Anwendungen; daher mag erlaubt seyn, einige Worte voranzuschicken. Als der Unterz. zuerst mit der Combinationslehre sich bekannt machte, fiel ihm sogleich auf, daß diejenige Operation, welche man Barrieren mehrerer Reihen nennt, auf Begriffsreihen bezogen, nämlich auf Reihen von Merkmalen vorliegender Gegenstände, zu Classificationen dieser Gegenstände führe; und zwar so, daß man zwischen mehreren Classificationen die Wahl habe, je nachdem man die erwähnten Reihen unter einander versehe. Bald darauf mit practischer Philosophie, und insbesondere mit systematischer Aufstellung der Pädagogik, daher häufig auch mit den berühmten Niemeyerschen Grundsätzen beschäftigt, bemerkte er, daß in diesem Werke unzählige rhetorische Dispositionen vorkommen, die eigentlich logische Eintheilungen seyn sollten; so daß in der Pädagogik, deren Ganzes der Practiker so leicht und so sicher als möglich muß übersehen können, um nicht Eins über dem Andern zu vernachlässigen, sehr viel an Klarheit würde gewonnen werden, wenn eine mäßige Anzahl genau bestimmter Begriffsreihen zur combinatorischen Verbindung, ähnlich den Classificationen, bereit gelegt würde. Ohne Zweifel paßt dieß auf alle practischen Wissenschaften gerade um desto mehr, je mehr sie ganz eigentlich practische Anleitungen geben sollen; es paßt aber auch auf die vorgängige theoretische Untersuchung der Begriffsreihen selbst, die man nicht leicht aus einem Vorrath gegebener Kenntnisse richtig herausfinden wird, wenn man nicht schon im Voraus auf die Vortheile rechnet, welche die combinatorische Form hinten-

nach von selbst darbietet. Als nun diese Uebersetzungen an die Logik sollten geknüpft werden, fand sich eine leichte Vorfrage: wie vielfach kann ein Begriff unter seine logisch höheren subsumiert werden? Hier beginnt Hr Prof. Drobisch seine Rechnungen. Der erste Artikel seines Anhangs betrifft die Lehre von der Unterordnung der Begriffe. Damit steht der vierte in Verbindung: zur Theorie der Eintheilungen und Classificationen. Jener erste löset vier Aufgaben: 1) die Anzahl der Begriffe zu bestimmen, denen ein aus m Merkmalen zusammengesetzter Begriff kann untergeordnet werden. 2) Die Anzahl der zwischen einem gegebenen Begriffe und irgend einem seiner m Merkmale möglichen Reihen einander untergeordneter Begriffe zu bestimmen. 3) Die Anzahl der zwischen dem gegebenen und einem bestimmten höheren Begriffe der n ten Ordnung möglichen Reihen aufzufinden. 4) Unter gleicher Voraussetzung wie vorhin, die Anzahl der Uebergänge von irgend einer Ordnung höherer Begriffe zur nächst höheren, so wie die Summe sämtlicher Uebergänge von jeder Ordnung zur nächst höheren zu finden. — Auf Plouquet und Lambert wird im zweyten Artikel: Algebraische Construction der einfachsten Urtheilsformen und Ableitung der Schlüsse, Rücksicht genommen. Auf Twisten im dritten Artikel: zur Theorie der Schlußketten; nachdem schon vorher dem Unterz. war nachgewiesen worden, daß seine Aufstellung von vier Formen derselben noch nicht vollständig sey. Auf Fries, der vielfältig im Buche benutzt ist, scheint insbesondere der fünfte Artikel sich zu beziehen: zur Theorie der Beweise; hier findet sich auch ein interessanter Satz von Hauber über Umkehrbarkeit allgemein bejahender Urtheile beleuchtet. Von dem außerordentlichen Fleiße,

den der Verf. an die Syllogistik gewendet hat, wäre nun noch viel zu sagen, wenn man es unternehmen könnte, über einen solchen Gegenstand ohne große Weitläufigkeit deutlich zu berichten. Das ganze Buch will studiert seyn; und vielleicht muß man es gebrauchen, um es gehödig studieren zu können; welches wenigstens von der Logik selbst Niemand bezweifeln wird, der sie wirklich kennt.

Herbart.

Queblinburg und Leipzig.

Plautus und seine neuesten Diorthosen. Philologisch-kritische Abhandlung von Karl Herm. Weise. 1836. IV u. 108 S. in 8.

Schon sehr früh vorgenommene Aenderungen, die theilweise lange Vernachlässigung im Mittelalter und die nach dem Wiederauffinden der letzten zwölf Plautinischen Stücke in der Zeit der neuerwachten Liebe zum classischen Alterthum desto eifrigern Bemühungen, den alten Komiker lesbar zu machen und sich in der Ergänzung der Lücken selbst zu üben, haben dem Texte des Plautus eine ganz fremdartige Gestalt gegeben. Die neuesten Herausgeber einzelner Stücke sind — besonders seit Schneiders Bearbeitung des Reizischen Rudens — darin im Allgemeinen einig, daß nur durch enges Anschließen an die Lesarten der besten Handschriften dem unsichern Schwanken in der Kritik ein Ziel gesteckt werden könne. Auch waltet darüber im Ganzen kein Zweifel, daß mit Ausnahme des Ambrosianischen Palimpsestes, den Mai gar ins fünfte Jahrhundert hinaufrückt, unter den bekannten Handschriften der erste Rang den beiden Codd. Camerarii gebühre: unter ihnen dem Vetus Codex mehr,

als dem in Heidelberg noch vorhandenen Decur-
tatus. Sehr verzeihlich ist es, daß der wackere
Lindemann auf den von ihm zuerst vollständig
benutzten codex Suritanus aus Leipzig ein un-
gehörliches Gewicht gelegt hat, da diese Hand-
schrift in den unzweideutigsten Spuren die küh-
ne Hand späterer Emendatoren verräth. Wei-
ter als Lindemann in dem Streben, einen mög-
lichst urkundlichen Text durch festes Anschmie-
gen an die nicht-interpolierten genannten Hand-
schriften aufzustellen, gehen zwey ausgezeichnete
Alterthumsforscher, Jacob in Lübeck, dessen
Epidicus, und Ritschl in Breslau, dessen
Bacchides in einer größeren und kleineren Aus-
gabe im verwichenen Jahre erschienen. Beide
lassen meistens die offenbaren Schreibfehler der
Palatinischen Handschriften im Texte stehen, ohne
auf der andern Seite der verführerischen Lockung
zu widerstehen, in den schwierigen Fällen ihre
Emendationen in den Text zu setzen. Hr Ritschl
hat die Richtigkeit seines Verfahrens darzulegen
gesucht in einer sehr genau gearbeiteten Ueber-
sicht sämmtlicher bekannter Handschriften, der
alten Ausgaben und ihrer Quellen und Schick-
sale, s. Rhein. Mus. 1836.

Diese Bestrebungen haben einen entschiedenen
Gegner gefunden in Hn Weise. Er behauptet
im Uerger über jenes Verfahren, die gedruckten
Bücher seyen gleich den geschriebenen: von Fa-
milien der Handschriften dürfe man nicht viel
reden, sondern müsse froh seyn, wenn sie in der
Mehrzahl vorhanden seyen. In dem Maße ver-
kennt Herr W. die glänzenden Resultate, die
auf dem von ihm verworfenen Wege in neuerer
Zeit im Pindar, den lateinischen Elegikern, in
manchen Ciceronianischen Werken, im Varro und
andern Auctoren erzielt wurden. Da er auf

diese Weise das Princip der obigen Gelehrten angreift, kann ein eigentlicher Streit kaum Statt finden.

Auch mit Hn Lindemann ist Hr W. nicht zufrieden, da jener im Fortgange seiner Plautinischen Studien zu hohe Anforderungen an sich gemacht und angefangen habe, über Principien zu philosophieren. Allein man müsse den Nachkommen auch etwas zu thun übrig lassen. Lindemanns neueste Stücke haben sich nicht unrecht ausgenommen, nur daß sie zu viel des kritischen Zeuges an sich hätten. Diese Ausgabe aber gerieth in ein bedenkliches Stocken. 'Dazu' — hören wir Herrn W. selbst — 'machte der alte Sarsinas im Himmel ein halb grämliches, halb lächerliches Gesicht. Er lief mit seinem großen Kopfe und breiten Füßen eiligen Schritts zu den Andern und erzählte ihnen die vielen mißlungenen Versuche deutscher Gelehrten, ihn von den Schlacken des medii aevi zu befreien und in möglich ursprüngliche Gestalt herzustellen.' Da wird noch gar ergeßlich von 'den gräulichen Fehlschüssen, die die Conjecturalkritik in neuerer Zeit gemacht', geredet, bis endlich 'der würdige und gelehrte Quinctilian' das Wort nahm und folgendermaßen sprach:

'Die Sache ist die Hauptsache: an ihr ist dem menschlichen Geschlechte gelegen. Die Form, die Antiquität, die Authenticität sind zwar auch wichtige Dinge, aber sie müssen doch alle der Sache selbst weichen.' Und so fort. Und doch ist ja gerade die vollkommenste Harmonie der Form und des Inhalts das, was wir an den Classikern bewundern. Seite 7 nennt Quinctilian den alten Plautus: 'treuer, Marcus aus dem heerdenreichen Umbrien.' Ein wissenschaftlicher Gegenstand sollte mit größerm Ernst und

würdigerer Haltung besprochen werden. Und das Resultat des langen Geredes? Niemand möge erwarten, die Hand des Autors selbst durchgängig herstellen zu können, sondern man müsse sich mit dem approximativ Richtigen begnügen. Wie sollte das aber ohne festes Anhalten an die besten Urkunden möglich seyn?

Haben nun die Palatini auch nicht einen so bedeutenden objectiven Vorzug vor allen übrigen Handschriften, wie z. B. der Urbinas im Isokrates oder der Ravennas im Aristophanes, oder der Erfurtensis in einzelnen Reden des Cicero, so sind sie doch frey von absichtlicher Fälschung neuerer Jahrhunderte. Darum muß man bey nöthigen Aenderungen ihren Spuren treu bleiben und danach selbst emendieren, ohne sich von den oft scheinbaren Besarten verfälschter Codd. verlocken zu lassen. Doch sollte man sich ein noch höheres Ziel bey diesem Verfahren stecken und durch genaue Beobachtung der verschiedenen Arten der Corruptelen in den Palatinis der Schreibart auf die Spur zu kommen suchen, die in der Urhandschrift gewesen seyn mag, auf welche alle Plautinischen Handschriften zurückgehen. Da diese verstümmelt war, so fehlt in allen Handschriften die Vidularia.

Uebrigens erkennen wir es mit Vergnügen an, daß Herr W. an jenen beiden Ausgaben manches mit Recht ausgesetzt und beachtenswerthe verschiedene Ansichten über manche einzelne Stellen wie über metrische Grundsätze aufgestellt hat. Ob seine eigene Bearbeitung des Plautus, dessen Text nach Bentley, Reiz, Hermannschen Principien metrisch angeordnet, nach

den vorhandenen ältern (!) Bezarten verbessert und, was die Hauptsache sey, durchgängig erläutert vor ihm liegt, dem Leser, der den Dichter um des Dichters willen liest, in allen nöthigen Fällen die erwünschte Auskunft geben wird, wie Herr W. versichert, steht dahin. Allerdings wäre es schon ein großes Verdienst, die so ganz vernachlässigte Interpretation des Dichters mit richtigem Tacte zu handhaben; wie das aber ohne vorhergehende richtige kritische Herstellung mit Glück ausführbar seyn soll, ist schwer zu begreifen. Herrn Mitschls Gesammtausgabe wird neben der, des Herrn Weise bestehen können.

Werthvolle Beyträge zur Kritik und Erklärung des Plautus enthält folgendes in

L e i p z i g

erschienene Werk: Fred. G. E. Rostii Opuscula Plautina. Post auctoris mortem edidit C. H. A. Lipsius. Vol. I. Continens Commentationes Plautinas 1836. Octav.

Dieser erste Band enthält die zum Theil von dem verstorbenen Verfasser selbst gesammelten Schulschriften über Plautus, die in mancher Beziehung verbessert und mit vielfachen neuen Bemerkungen ausgestattet zum Abdruck bestimmt wurden. Der größte Theil führte den Namen *Fercula cupediorum Plautinorum*. Nur die ersten 7 Abhandlungen indeß hat der Verfasser selbst zur Ausgabe zugerichtet: den letztern hat Herr Lipsius die Bemerkungen beygefügt, die er in dessen Handexemplare notiert fand. Ein

dreyfacher Index der entweder verbesserten oder erläuterten Stellen aus Plautus, aus andern Schriftstellern und endlich der Worte und Sachen macht diesen ersten Band noch brauchbarer, dem ein zweyter nachfolgen soll. Er wird die von Rost übersetzten neun Plautinischen Lustspiele enthalten.

Kürzlich erschien in

B r e s l a u :

De Plauti Bacchidibus disputatio. Scripsit Frid. Ritschellius. Vratislaviae 1836. Quart.

Diese schön geschriebene Abhandlung zerfällt in acht Paragraphen. Herr Ritschl meint, die Bacchides seyen von Varro, der die Plautinischen Stücke nach den Anfangsbuchstaben ordnete, eigentlich vor die Capteivei gestellt gewesen und erst später von einem Grammatiker religiosa sedulitate hinter den Epidicus gestellt, weil der Dichter selbst in den Bacchides den Epidicus als fertig erwähnt. Und daraus erkläre sich, wie der Anfang der Bacchides fehle — welches Stück deßhalb in den ältesten Ausgaben Bacchides Dimidiatae heißt — da diese Comödie den Anfang des zweyten Volumens der Plautinischen Stücke gebildet hätte. Erst Nicolaus Angelius fügte in der Iuntina von 1514 das fehlende Argumentum, den Prologus und Scena I. hinzu, bezeichnete sie indesß als subditiva. Niebuhr erklärte sie für schlechtes Nachwerk. Durch einen glücklichen Fund ist es Herrn R. gelungen, den Urheber dieser Supplemente nachzuweisen. Es ist Anz

tonius Beccadellus, gewöhnlich Panormita genannt, der Stifter der Neapolitanischen Academie und Freund des Königs Alfonso. Im fünften § vermuthet Herr R., Plautus folge in den Bacchides Menanders $\Delta\iota\varsigma \epsilon\kappa\alpha\pi\alpha\tau\omega\nu\tau\iota$ und sucht durch Vergleichung des Plautinischen Stücks einigen incertis Menandreis eine Stelle in jener Comödie anzuweisen: wenig überzeugend. Dann wird Kost's Meinung widerlegt, als fehle den Bacchides nichts, und gegen die Annahme einer doppelten Recension der Bacchides gesprochen. Endlich wird aus dem Stücke selbst das Jahr 564 u. c. als das bezeichnet, nach welchem nicht lange die Aufführung des Stücks zu setzen sey.

Unter den gelegentlichen Bemerkungen zeichnet sich p. 10 die Nachweisung aus, daß Plautus stets ludos facere alicui oder aliquem, nie ludum f. aliq. sage. S. 19 not. wird unter andern Glossen des Codex Decurtatus angeführt zu Bacch. IV, 8, 60. I, vise estne] imp̄. exūbo eo, *quae quid sibi velint nondum exputavi*, fügt der Verf. hinzu. Es sollte heißen: i] imperativus ex verbo eo.

Die Fortsetzung dieser Untersuchungen, die nun mehr das Innere des Stückes selbst zum Vorwurfe haben werden, wird erwünscht seyn.

Schneidewin.

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

129. Stück.

Den 15. August 1836.

B e r l i n.

Bey Reimer auf VII und 216 S., nach den Signaturen in Duodez, ist denn 1836 die auch schon länger versprochene Handausgabe der Institutionen schlechtweg, mit dem Titel: Imperatoris Justiniani institutionum libri IV., dann aber anders als bey der großen Ausgabe, ad fidem antiquorum librorum edidit variantium lectionum locorumque parallelorum delectum adjecit Eduardus Schrader, Ictus, in operis societatem accedentibus, ferner in derselben Construction die drey Gelehrte, deren man sich ja wohl aus der großen Schraderschen Ausgabe erinnert, oder wofür auf unsere Anzeigen von 1832, St. 170 verwiesen werden mag, endlich noch, was gewissermaßen das Wichtigste ist: editio stereotypa, erschienen. Alles das vorausgesetzt, was der Unterz. in jener eben angeführten Anzeige gesagt hat, kommt es nun hier nur darauf an, das Verhältniß dieser Ste-

reotypen-Ausgabe zu der großen, anzugeben. Der Text ist ganz unverändert geblieben, denn selbst die Abweichung, über die sich der Unterz. ein wenig freute, daß es in der Ueberschrift heiße: *de capitis minutione*, da es sonst, wie seit *Halander* gewöhnlich, *deminutione* geheissen habe, ist keine, da die Ueberschrift schon dort zwischen *e* und *i* neutral war, weil zu einer Ueberschrift die Kürze (auch daß zwey Buchstaben weniger sind?) passe. Daß auch hier auf jeder Seite der allgemeine Titel *institutiones*, wiederholt ist, ist wohl überflüssig, da es hier keinen allgemeinen Titel gibt, der darauf deutete, daß auch alles übrige noch zu Erwartende der großen Ausgabe *stereotyp* gedruckt werden soll. Sonst ist in dem Columnentitel das Minuszeichen, wobey man sich freuen konnte daß es bey den angeführten Worten mehreren Puncten hinter einander gewichen sey, hier wieder für bis hergestellt, da es in der großen Ausgabe wegen der Anmerkungen nicht leicht vorkam, daß mehr als vier Paragraphen auf derselben Seite gedruckt waren. Was die Anmerkungen betrifft, so sind denn auch in dieser Handausgabe die kritischen und die erklärenden getrennt, die Ersteren sind, wie die in andern Handausgaben oft bemerkten verschiedenen Besarten; die erklärenden Anmerkungen aber, wobey denn auch die Parallelstellen angegeben sind, hat man wohl sicher in keiner Handausgabe so vollständig, aber beide sind doch, wie die Vorrede erinnert, eigentlich nur Verweisungen auf die größere Ausgabe. Zuletzt noch ein alphabetisches Verzeichniß der Titel und sogar eines der Paragraphen, welches freylich mehr nur für ältere Werke, von Nutzen ist, da bey den Paragraphen so gut wie bey den Stellen eines Rechtsgelehrten

in den Digesten, oder bey den Constitutionen der Kaiser, die Zahlen statt der Anfangsworte auch von Denen schon lange gebraucht werden, die, bey den Ueberschriften der Titel, die Zahlen entweder für ganz überflüssig oder doch für nicht hinreichend halten. Die in dem Titel von den Graden der Verwandtschaft von den Verfassern unserer Institutionen, nicht nach denen von Gajus, vielleicht aber nach dessen *res quotidianae*, mitten im Zusammenhange angekündigte, von den Abschreibern und den Herausgebern aber so sehr oft weggelassene Versinnlichung der Verwandtschaftsgrade für das Auge, hat hier wieder dieselben Fehler, welche an der in der großen Ausgabe gerügt worden sind; daneben aber noch den, daß sie nicht, wie vielleicht noch nirgends, als in jener großen Ausgabe, im Zusammenhange des Textes steht, sondern ganz hinten, wie dieß bey Kupfertafeln so gewöhnlich ist. Die Veranlassung zu dieser Abweichung vom Texte, der kein Wort davon sagt, daß man die Versinnlichung ganz anderswo suchen müsse, ist vielleicht das Format, welches man für zu klein hielt, um auf einer einzigen Seite desselben eine solche Zusammenstellung der sechs, und einmal auch der sieben, Grade, die zur B. P. und cognati berufen waren, zu liefern. Der Unterz. hat aber in der neuesten Ausgabe seiner Rechtsgeschichte eine solche Zusammenstellung, die alles Wesentliche enthält, sogar auch den einzelnen Fall des siebenten Grades, der hier fehlt, auf einer kl. Octav-Seite abdrucken lassen. Beyläufig mag hier noch die Erklärung dessen Platz finden, was in der großen Ausgabe an der von Cujas bekannt gemachten Versinnlichung getabelt wird, daß nämlich die Personen weiblichen Geschlechts

links stehen, also vorn, die Mannspersonen aber rechts, also hinten, da doch sonst immer, man könnte sagen ungalant genug, das männliche Geschlecht vor dem weiblichen genannt wird. Die ganze Sache erklärt sich, so bald man annimmt, bey dem Holzschnitte sey, wie es oft geschehen ist, das Umzeichnen vergessen worden.

Hugo.

F r e y b e r g.

Ben J. G. Engelhardt: Geognostische Skizze der wichtigsten Porphyrgebilde zwischen Freyberg, Frauenstein, Tharandt und Rössen, entworfen von Fried. Const. Freyh. von Beust, K. Sächs. Bergamtsassessor. Nebst 1 petrogr. Uebersichtscharte und 7 Bl. geognost. Zeichnungen. 1835. 112 S. in 8.

Zu den bedeutenden Fortschritten, die seit ungefähr dreyßig bis vierzig Jahren in der Geologie gethan worden sind, gehören die seit jener Zeit gewonnenen Ansichten von dem gangförmigen Erscheinen mehrerer dem Mineralreiche angehörenden Massen. Lange Zeit hindurch gab man den Namen der Gänge nur den meist schmalen plattenförmigen Felsmassen, welche andere weit verbreitete Felsarten in verschiedenen ziemlich regelmäßig anhaltenden Richtungen (Streichen und Fallen) durchschneiden, auch wieder andere ihnen ähnliche Platten durchkreuzen, und welche vornehmlich Gegenstand des Bergbaues, und zwar des Bergbaues auf Erz waren und noch sind. Ihr eigenthümliches, von der Ablagerung der größeren ganze Gebirge bildenden Felsmassen abweichendes Verhalten veranlaßte

verschiedene Muthmaßungen und Theorien über ihre Entstehung. Die ihnen eigene Gestalt so wohl als die von den sie umgebenden Felsarten verschiedenen Stoffe aus denen sie bestehen, und viele andere an denselben sich zeigende Erscheinungen, ließen die Mehrheit der Geologen in den Gängen Spalten der größeren Gebirgsmassen erblicken, welche durch später gebildete verschiedenartige Massen ausgefüllt worden waren. Werner stellte eine ausführliche Theorie der Gänge auf, welche sie als solche ausgefüllte Spalten betrachtete und von der Ansicht ausging, daß die Ausfüllung von oben herab erfolgt wäre. Diese Ansicht wurde von Anderen bestritten; indem Einige zwar gleichfalls die Ausfüllung von Spalten annahmen, diese aber von unten herauf, oder von innen heraus, durch einen Sublimationsproceß erfolgt wissen wollten; wieder andere hingegen sich die Möglichkeit einer mit der Bildung der Hauptgebirgsmassen gleichzeitig oder beynähe gleichzeitig erfolgte Ausschcheidung der die Gänge bildenden Substanzen aus dem Nebengesteine dachten.

Der Begriff Gang erweiterte sich aber sehr durch die Erscheinungen, welche vornehmlich und zuerst eine sorgfältigere Beobachtung des Basaltes und der ihm verwandten Felsarten darbot. Die an diesen Gesteinen wahrgenommenen Verhältnisse gaben den sogenannten plutonischen Ansichten von Bildung der Felsmassen zuerst ein bedeutendes Gewicht. Man mußte sich bald überzeugen, daß gewisse durch Erhitzung bewirkte oder mit Erhitzung begleitete Vorgänge im Innern der Erde Zerreißen der festen Erdrinde und Ausfüllung der dadurch her-

vorgebrachten Spalten mit fremdartigen aus dem Innern emporgehobenen Substanzen verursachen konnten. Man fand daß die wahrscheinlich auf diese Weise entstandenen Ausfüllungen sich in vielen Stücken völlig so verhielten wie die eigentlich sogenannten Erzgänge; daß sie nur oft etwas weniger regelmäßige Plattenformen bildeten, und sich oft in weit größerem Maßstabe zeigten als diese. Man würde durch diese Wahrnehmungen weiter auf ganz ähnliche Verhältnisse anderer von dem Basalte verschiedener Felsarten geleitet, die man von diesem Augenblicke an aus einem ganz andern Lichte betrachtete als die ältere Geologie gethan hatte, welche in denselben die uranfängliche unbewegte Grundlage aller anderen Felsarten gefunden zu haben glaubte. Man erweiterte endlich den Begriff des gangartigen Verhaltens einer Felsart auf die Formen der größten Gebirgsketten.

Unter den vorher und bis zum Feststellen dieser Ansicht als sehr räthselhaft in Hinsicht auf ihr Entstehen erschienenen Felsmassen, auf welche sich dieselbe nächst den Basalten vornehmlich anwenden läßt, und die in ihrem Verhalten die größte Aehnlichkeit mit diesen zeigen, auch wie die Basalte diese Verhältnisse fast in allen Dimensionen, den größten wie den kleinsten, darlegen, ist der Porphyry die ausgezeichnetste. Lange Zeit ist man darüber im Zweifel gewesen, welchen Platz man dem Porphyry im geognostischen Systeme anweisen sollte, da er sich in die Systeme, denen die Altersfolge der Felsarten zum Grunde lag, nicht fügen wollte. Man mußte, um ihn in die Rei-

he zu bringen, Porphyr verschiedenen Alters annehmen, vom Urporphyr bis zum Flözporphyr. Insbesondere bot das Sächsische Erzgebirge und der Meißnische Kreis mannigfaltige Verhältnisse des Porphyr's dar; indem man ihn theils als oberstes verbreitetes Gebirgslager große Flächen überziehen, theils in eine der ältesten Felsarten, den Gneus eingeschaltet findet, und zwar so daß man abwechselnde Lagerung des Porphyr's mit dem Gneuse annehmen zu können glaubte.

Dieses letztere Verhalten hat indessen schon vor längerer Zeit Zweifel erregt. Der Herr Verfasser der vorliegenden Schrift legt in derselben seine Wahrnehmungen vor über die Verhältnisse der in dem Gneusgebirge der Gegend um Freyberg, Frauenstein u. s. w. befindlichen Porphyrmassen, und erläutert sie durch sehr wohl entworfene und elegant ausgeführte Abbildungen. Der Gang seiner Darstellung ist natürlich, geordnet und klar, die Beschreibung der Erscheinungen ist anschaulich. Wirkliche Wahrnehmungen sind von bloßen auf Analogie gegründeten Schlüssen und Muthmaßungen gehörig gesondert; die Anwendung der Wahrnehmung auf die Vorstellung der Bildungsweisen ist folgerecht. Den Zweifeln welche gegen die Anwendung erhoben werden könnten ist mit logischer Bestimmtheit und Ruhe begegnet; — und die ganze Arbeit ist ohne Frage ein werthvoller Beytrag zur Ausbildung richtiger geologischer Ansichten.

Das Resultat, zu welchem den Herrn Verfasser sämtliche von ihm selbst so wohl als

von Anderen vor ihm (unter denen er namentlich Charpentier, Herder, Freiesleben, Ström etc. anführt) über die Verhältnisse des Porphyrs in den genannten Gegenden gemachten Wahrnehmungen führen, ist: daß an eine abwechselnde Lagerung des Porphyrs mit dem Gneuse dort nicht zu denken ist; sondern daß vielmehr der Porphyr sich dort zum Gneuse und zum Thonschiefer als Gangmasse verhält, d. i. daß er diese Gebirgsarten durchbricht, und gewöhnlich die Richtung ihrer Blätter oder anscheinenden Schichtungsflüße schneidet. Der Verfasser hält sich auch überzeugt, daß die im Erzgebirge und in dessen Nachbarschaft vorkommenden größeren, und Flächen von nicht unbedeutendem Umfange bedeckenden, oder lange Züge bildenden Porphyrmassen auf gleiche Weise, wie die gangartig auftretenden entstanden seyn müssen. — Einen besonderen Abschnitt hat der Verfasser dem Verhalten der Erzgänge zum Porphyr in der geschilderten Gegend gewidmet, in welchem er — und wie uns dünkt, mit Erfolg — darzuthun sucht, daß diese Erzgänge für jünger als die Porphyrbildung anzusehen sind.

**



G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

130. Stück.

Den 18. August 1836.

G ö t t i n g e n.

Früh am 10. August entschlief allhier Herr August Wilhelm Rehbberg, Dr., geheimer Cabinets-Rath und Comthur des G. D., in seinem 80sten Lebensjahre. Gehörte er gleich nicht im engern Sinne der Georgia Augusta an, so knüpfte ihn an dieselbe doch nicht bloß sein hiesiger Aufenthalt in seinen letzten Jahren, sondern auch von jeher die innige Freundschaft mit mehreren ihrer ältern Mitglieder, von denen manche ihm schon vorangingen, einige ihn noch überleben. Sie verlieren an ihm einen Freund, der ihnen unvergeßlich bleibt; Deutschland einen Schriftsteller von hohem, vielfach ausgebildeten, Geist, dessen Werke sein Andenken noch lange erhalten werden.

E b e n d a s e l b s t.

Apud Vandenhoeck et Ruprecht: De Christiano capitis poenae vel admittendae vel

repudiandae fundamento Commentatio in certamine litterario — die IV. Jun. MDCCCXXXIV. ex decreto Venerabilis Theologorum Ordinis praemio ornata, auctore Car. Georgio Wieselero, Palaeocellensi, Seminarii Regii homiletici et catechetici sodali. 1835. 78 S. in 4.

Der Gegenstand dieser Preisschrift gehört bekanntlich zu den Hauptfragen des Tages. Solche Fragen jungen Männern vorzulegen, kann etwas Bedenkliches haben. Sie fordern die Umsicht und Erfahrung der Vereiftesten. Auf der andern Seite aber ist heilsam, die Jüngeren bey Zeiten zu einer aufmerksamen Beobachtung und besonnenen Beurtheilung der Gegenwart anzuregen und anzuleiten. Nach diesem Gesichtspuncte wagte die theologische Facultät, vorbestimmte Frage gleichsam aus der Zeit aufzuwerfen. Der Verf. der gekrönten Preisschrift hat dieselbe richtig aufgefaßt und mit Gelehrsamkeit, Geist und Geschick nach dem Maas der Jugend behandelt. In der Aufgabe lag eine kurze biblische Geschichte oder biblische Archäologie der Todesstrafen. Der Verf. geht dabey, so weit es die Kürze erlaubt, auch in einzelne archäologische Schwierigkeiten ein und erörtert sie auf eine verständige Weise. Die erste bestimmte Erwähnung der Todesstrafe geschieht allerdings erst Genes. 9, 6. Aber der Verf. übersieht nicht, daß schon Genes. 4, 14 der Brudermörder Kain vor Gott das Bewußtseyn ausspricht, daß, wer ihn finde, ihn ermorden werde. Darin liegt die Idee der Todesstrafe, wie es scheint, als Element des natürlichen sttlichen Gefühls. Aber da Gott die Todesstrafe an Kain auszuüben verbietet, und den Brudermörder nur verbannt, 4, 12. 15, wie stimmt dieß mit der Erklärung

Gottes nachher 9, 6, daß, wer Menschenblut vergießt, des Blut wieder vergossen werden solle durch Menschen? Auch der durchaus dunkle Fall Lamechs, von dem der Verf. annimmt, daß er in der Nothwehr einen andern getödtet, wird berührt. Es hätte aber können deutlicher gezeigt werden, wie sich in diesen scheinbaren Differenzen allmählich das verwandte Verhältniß der Blutrache und der Todesstrafe entwickelt und auseinandersetzt. — Auf die biblische Archäologie der Todesstrafen folgt die exegetische Erörterung der Frage selbst. Da von dem christlichen Princip die Rede ist, so können zunächst nur neutestamentliche Stellen entscheiden. Das Resultat ist, daß zwar Matth. 5, 21. 22. 15, 3 — 7. 26, 52. Joh. 8, 3 — 11. A.G. 5, 1 flg. 25, 11. Offenb. 13, 10. nichts Betreffendes enthalten, daß aber aus Joh. 19, 10. 11 und Röm. 13, 4 folge, daß Christus und Paulus die Todesstrafe an sich mit den christlichen Principien nicht in Widerspruch gedacht haben. Die eigentliche Entscheidung der Frage liegt aber im dritten Theile der Abhandlung, dem systematischen, wie der Verf. ihn nennt. Hier wird nun aus dem Begriffe des christlichen Staates und dem darin liegenden christlichen Princip der Gerechtigkeit gefolgert, daß nach der Idee der Vergeltung im Straffsysteme nur der Tod für gewisse Verbrechen (namentlich den Mord) die entsprechende Strafe sey, und daß der christliche Staat, über alle diejenigen Verbrechen, wodurch er in seiner Existenz von Außen oder Innen wesentlich gefährdet werde, die Todesstrafe verhängen müsse. Die entgegengesetzten Theorien sowohl für als wider die Todesstrafe werden erörtert und widerlegt. Der Verf. kommt am Ende auf eine Abstufung der Nothwendigkeit der Todesstrafe. Er

fest eine absolute Nothwendigkeit aus der Idee der Gerechtigkeit im Fall des Menschenmordes, und eine relative aus der Idee der Staatsicherheit voraus. So gewinnt er für den Fall der Staatsverbrechen den Satz, daß je staatsgefährlicher ein Verbrechen sey, desto größere Strafe nothwendig werde, daß aber je sicherer und befestigter der Staat sey und sich fühle, desto mehr auch bey staatsgefährlichen Verbrechen der christlichen Milde die strenge Gerechtigkeitsstrafe weichen müsse. Hierin ist unstreitig viel Wahres, nämlich dieß, daß, wie die Geschichte zeige, die Nothwendigkeit der Todesstrafe, je mehr der christliche Staat Sicherheit gewinnt, desto mehr sich zurückzieht auf wenige Fälle, wie denn auch bey fortschreitender christlicher Bildung aus der Todesstrafe alle Barbarey und Grausamkeit als Ausdruck der Rache verschwindet, und nur das rein ethische Moment der Gerechtigkeit zurückbleibt, endlich aber auch das Begnadigungsrecht als nothwendige Correctur der unvollkommenen menschlichen Gerechtigkeitspflege hervortritt.

Wiewohl nun der Versuch des Verfassers eben als ein jugendlicher die Nachsicht in Anspruch nimmt, so enthält er doch so viel Lobenswerthes, daß er auch in weiteren Kreisen alle Beachtung verdient.

Die theologische Preisschrift vom Jahre 1835 führt den Titel:

De Evangeliorum Apocryphorum in canonicis usu historico, critico, exegetico. Scripsit Fridericus Julius Arens, Osnabrugensis, Seminarii Regii Homiletici Sodalis. Göttingae, Typis Dieterichianis. 61 S. in 4.

In einer Zeit, in der die theologische Jugend übergeneigt ist, zum Parteystreit über die letzten

oder ersten Gründe des Christenthums und der Theologie, und durch das Gezänk des Tages über Rationalismus und Supernaturalismus u. s. w., woran auch die Unerfahrensten und Oberflächlichsten und diese gerade oft am lautesten Theil nehmen, leicht in Gefahr kommt, von einem ruhigen und besonnenen Lernen des theologischen Materials, und einem stillen und bescheidenen Erfahren und Erleben des Christenthums immer mehr abgebracht zu werden, wird es immer nothwendiger, sie durch Aufgaben, wie die vorliegende, zum arbeitsamen gelehrten Fleiß, und zur Erforschung des Einzelnen zu nöthigen und zu gewöhnen. Die Jugend soll wissen, daß auch die Theologie Arbeit kostet und gerade in ihrem historischen Theile unendlich reicher ist, als jede abstracte Schulformel. — Die vortreffliche neue Ausgabe der neutestamentlichen Apokryphen von Thilo gab Veranlassung zu der bezeichneten Aufgabe. Und die vorliegende Arbeit zeigt, daß sie einen jungen Mann getroffen, der zu mühsamen und unmittelbar wenig erheiternden Arbeiten der Art nicht nur aufgelegt, sondern auch geschickt ist.

Nach den Prolegomenen über den Begriff des Apokryphischen, die Entstehungsmomente, Character der apokryphischen Literatur überhaupt, den Unterschied der alt- und neutestamentlichen Apokryphen, die verschiedenen Arten der letzteren, insbesondere über die apokryphischen Evangelien, endlich den theologischen Werth der apokryphischen Bücher und die Geschichte der Meinungen darüber, erörtert der Verfasser im ersten Theile der Abhandlung den historischen Gebrauch der apokryphischen Evangelien in Beziehung auf die kanonischen, wobey er das, was daraus für den religiösen und historischen Inhalt der kan-

nonischen Evangelien überhaupt benutzt werden kann, und das was darin für die Lebensgeschichte Christi insbesondere brauchbar ist, unterscheidet, im zweyten Theile den kritischen, theils in Beziehung auf kritisch angefochtene und streitige Abschnitte, theils in Beziehung auf die *varia lectio* der kanonischen Evangelien, endlich den exegetischen Gebrauch, sowohl was die Kenntniß des neutestamentlichen Sprachgebietes, als die Auslegung einzelner Stellen unserer Evangelien betrifft.

Man kann wünschen, daß manches schärfer gefaßt wäre, aber Fleiß, gebildetes Urtheil und entsprechende Darstellung und guten Lateinischen Styl wird man nirgends vermissen. Indem wir deshalb diesen Erstlingsversuch empfehlen, können wir nicht unterlassen in Beziehung auf eine theologische Frage des Tages, die sogar in die gebildete Laienwelt gekommen und in politischen Flugblättern mit gehöriger Oberflächlichkeit besprochen wird, das Leben Jesu von Strauß betreffend, die Bemerkung hinzuzufügen, daß nichts so sehr geeignet ist, sich von dem historischen Grund und Werth unserer kanonischen Evangelien zu überzeugen, als das Studium der apokryphischen. Der Unterschied ist augenscheinlich. Hier ist das, was man Mythos und Fabel über das Leben Christi nennt, zu Hause; während dort, wenn man die Sache auch rein historisch betrachtet, ohne theologisches Interesse, der gesunde Stamm geschichtlicher Tradition wurzelt. Eine heilige Geschichte, die am hellen Mittag der Geschichte geschieht und der Anfangspunct einer eigenthümlichen religiösen Entwicklung geworden ist, wodurch aller mythischen, wie aller gnostischen speculativen Religion ein Ende gemacht, und beiden ein ewiger Krieg angekündigt

ist, kann eben so wenig aus dem Mythos und der Fabel erwachsen seyn, als Etwas aus Nichts, Wahrheit aus Lüge und Gutes aus Bösem. Nur das kann vernünftiger Weise geschehen seyn, daß, indem das heilige Factum zuerst in die mündliche Tradition eintrat, und die evangelische Tradition der ursprünglichen Zeugen sich aus der vorchristlichen Denkweise der Zeit herausarbeitete, Einwirkungen oder Nachwirkungen dieser Denkweise Statt fanden, daraus aber Schwankungen und Uebergänge entstanden in die apokryphische Literatur. Diese Schwankungen und Uebergänge — wenn man will, mythische Elemente — können, sofern das Christenthum nicht etwa die Gesundheit mit der Krankheit angefangen hat, nur an den äußersten Puncten gedacht werden, wo Factum und Dogma in einander übergehen, niemals in dem eigentlichen Kern und Mittelpunkt der historischen Erfahrung des öffentlichen Lebens Christi. Aus diesem Kern und Mittelpunkt sind unsere kanonischen Evangelien. Sie enthalten für jeden, der nicht vor vorn herein aus irgend einem speculativen Schulbegriff die heilige Geschichte für unmöglich hält, so hinreichende und entscheidende Kriterien für das, was in der Erzählung schwankt und ins Apokryphische übergehen will; daß nur guter Wille dazu gehört, es in seiner Gefährlosigkeit und Geringheit zu erkennen. Wer freylich bey aller speculativen Tiefe eben nur das für geschichtlich möglich hält, was alle Tage geschieht, und was jeder in jeder Zeit hervorzubringen vermag, und bey allem Schein von Unbefangenheit und Schärfe der Kritik doch so befangen und unerfahren in der Kritik ist, daß er in jedem Widerspruch verschiedener Relationen das Merkzeichen des Mythos und der Fabel findet, für den ist nichts sicher, daß es

wirklich geschehen ist, und wenn kürzlich scherzhaft versucht worden ist, nach den Grundsätzen der Kritik von Strauß im Leben Jesu das Leben Luthers und das Leben Napoleons zu Mythen zu machen, so ist nicht einzusehen, wie so etwas nicht am Ende Ernst werden müßte, wenn jenes wirklich der Ernst der allein wahren Wissenschaft wäre.

£.

P a r i s.

A l'imprimerie royale, 1834: *Les oeuvres de Wali, publiées en hindoustani par M. Garcin de Tassy, professeur d'hindoustani à l'école des langues orientales etc.* — XX. und 144 Seiten in groß 4.

Durch den starken Zusammenstoß des Islamitischen und des Indischen Lebens hat sich in Indien seit Jahrhunderten eine neue Sprache gebildet, das Hindustani, aus Arabischen, Persischen und Indischen Bestandtheilen; mehrere große Dichter haben diese Mischsprache zu einer gewissen Bedeutung erhoben und eine reiche Literatur ist in ihr entstanden. Da man in Europa erst wenig Drucksachen über diese Sprache und Literatur besitzt: so kommt der hier gedruckte Divan eines ausgezeichneten Dichters aus dem 17ten Jahrhundert n. Chr. gewiß vielen erwünscht. Man erhält hier indeß vorläufig den bloßen Text: Uebersetzung und Anmerkungen werden für die Zukunft versprochen.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

131. Stück.

D e n 20. A u g u s t 1 8 3 6.

B e r l i n.

Bei Duncker und Humblot: G. W. Fr. Hegel's vermischte Schriften, herausgegeben von Förster und Boumann. Erster Band 1834. VI und 506 S. Zweyter Band 1835. VI und 634 S. Octav.

Auch mit dem zweyten Titel:

G. W. Fr. Hegel's Werke, 16ter und 17ter Bd. der vollständigen Ausgabe durch einen Verein von Freunden des Verewigten. Mit dem Motto aus dem Sophocles: Τάληδες ἀεὶ πλεῖστον ἰσχύει λόγον.

Ref. erwartet die Anzeige der übrigen Werke Hegel's von einer andern Hand, kann sich aber nicht versagen, über diese beiden Theile, welche ein Ganzes für sich, als 'vermischte Schriften' ausmachen sollen, kurz zu berichten. Sie sind in mehr als einer Hinsicht vorzüglich merkwürdig und besonders geschickt, uns einen Blick in das eigenthümliche Wesen des gefeyerten Man-

neß thun zu lassen, der viel zu früh aus dem Kreiße seiner Thätigkeit geschieden ist. — Sie enthalten Folgendes:

I. *Dissertatio philosophica de orbitis planetarum* (S. 1 — 29), deren Beurtheilung den Mathematikern und Astronomen überlassen bleiben mag, wenn sie überhaupt noch von irgend einem Werthe ist. Hegel hat sie pro licentia docendi zu Jena 1801 geschrieben. Für den Ref. war sie nur in sofern interessant, als er darin schon die ersten Spuren der nachherigen Richtung des Philosophen zu entdecken glaubt.

II. Aufsätze aus dem kritischen Journal der Philosophie (S. 33 — 130), nämlich 1) über das Wesen der philosophischen Kritik überhaupt und ihr Verhältniß zum gegenwärtigen Zustande der Philosophie insbesondere; 2) wie der gemeine Menschenverstand die Philosophie nehme, dargestellt an den Werken des Herrn Krug; 3) Verhältniß des Skepticismus zur Philosophie, Darstellung seiner verschiedenen Modificationen, und Vergleichung des neuesten mit dem alten (besonders gegen unsern sel. Schulze). Hier finden wir nun schon die viel bekannte Hegelsche Grobheit in ihrer Stärke fast auf allen Seiten des Buchs ausgesprochen, und erinnern nur an Stellen, wie diese: 'es gibt noch eine Manier (d. i. eine andere als die von Hegel anerkannte, oder die seinige), an die sich die Kritik vorzüglich zu heften hat, nämlich diejenige, welche im Besiß der Philosophie zu seyn vorgibt, die Formen und Worte, in welchen große philosophische Systeme sich ausdrücken, gebraucht, viel mißspricht, aber im Grunde ein leerer Worddunst ohne innern Gehalt ist. Ein solches Geschwätze

ohne die Idee der Philosophie erwirbt sich durch seine Weitläufigkeit und eigene Anmaßung eine Art von Autorität, theils weil es fast unglaublich scheint, daß so viel Schale ohne Kern seyn soll, theils weil die Leerheit eine Art von allgemeiner Verständlichkeit hat. Da es nichts Ekelhafteres gibt, als diese Verwandlung des Ernsts der Philosophie in Plattheit, so hat die Kritik alles aufzubieten, um dieß Unglück abzuwehren' (S. 38). Dahin gehört denn auch der 'gemeine' Menschenverstand im zweyten Aufsatze, der sich von dem philosophischen Geiste wie ein Bettelknabe von einem übermüthigen Parvenu behandeln lassen muß; und der 'Sandsack von — vor der Hand vier Alphabeten', mit welchem Ehrennamen des sel. Schulze Kritik der theoret. Philosophie von 1802 beehrt worden ist, — vieles Anderen nicht zu gedenken, was wenigstens nicht von ruhigem Forschen nach Wahrheit und practischem Einfluß des Studiums der Humaniora oder der Geschichte der Philosophie zeugt. Diese Hegelsche Grobheit, — denn so wird sie doch wohl für lange Zeit heißen müssen, — entstand aus der dem Character Hegels eigenthümlichen Gluth für seine Ansicht und gefühlte Erkenntniß, mit welcher er, leider, Unbefangenheit, Bescheidenheit und Scheu vor der Verunglimpfung eines respectierten Namens nicht vereinigen konnte. Ref. muß bekennen, daß er bey dem Lesen dieser beiden Theile im Ganzen sich durchdrungen fühlt von Achtung für des Abgeschiedenen kräftige Liebe zur Wahrheit und für das rücksichtslose, offenbar aus der Tiefe des Gemüths aufflammende Feuer mit welchem Hegel den Tempel des Irrthums, der hohlen Gespen-

ster und des unfruchtbaren Hergebrachten niederbrennen und auf immer vertilgen wollte. Er war offenbar nicht bloß ein Wortphilosoph, ein Kathederheld, ein in sylbenstechender Um- und Abklärung des schalen, alten Trankes versunkener Täuscher seiner selbst und Anderer. Er suchte einen redlichen Gewinn für die Wahrheit. Er war eins mit seiner Lehre. Sie war das Product eines genialen Herrschens über den Stoff; und in dieser Beziehung durfte er mit Göthe einigermaßen verglichen werden. Einem Manne wie Hegel möchte man ein Leben von drey oder vier Menschenaltern wünschen, damit er ans Ziel seines herrlichen Strebens gelangen könnte. — Was er geleistet hat, wird noch nicht richtig beurtheilt. Seine Schüler und Freunde, denen dieser Mann mit der ergreifenden Gluth der Wahrheitsliebe, dem Seherblick und dem Reichthume einer wirklich ausgezeichneten Gelehrsamkeit imponierte, haben ihn schülerhaft oder freundschaftlich in den Himmel erhoben; seine Gegner entweder auf eigenem Systeme bestehend und von Hegel nicht überzeugt, oder von seinem übermüthigen Tone absprechenden Alleinbesizes beleidigt, oder von seiner barbarischen und ins Unausstehliche verbildeten Sprache zurückgeschreckt, haben ihn mit Unrecht viel zu tief gestellt. Hegel wird immer ein großer Mann bleiben; was Kant, Fichte und Schelling nicht gekonnt, hat er mit großem Glück versucht, das Ideale mit dem Realen zu vereinigen. Wie er dabey wieder abgeirrt und sich nicht selten in seinem Neze ungeschickt selbst gefangen, wird in den nächsten zehn Jahren auch von der größten Zahl derer erkannt werden, welche jetzt noch auf die Worte des Meisters schwören. Die Art,

wie er als ein stolzer Imperator gegen die übrigen Denker Deutschlands meist verachtend heran oder an ihnen vorüber schritt, kann Ref. nur beklagen; sie hat nicht nur dem wahren und bleibenden Ruhme Hegels sehr geschadet, sondern auch der höchsten Wissenschaft selbst.

III. Fünf Gymnasialreden aus den Jahren 1809 bis 1815, zu Nürnberg gehalten, woselbst Hegel in dieser Zeit Rector an der Gelehrtenschule war (S. 133—199). Die Reden enthalten manche recht gute, doch keine ausgezeichnete Gedanken, und hätten füglich ungedruckt bleiben können, wenn es nicht angenehm wäre, auch von der Schullehrer-Thätigkeit des Philosophen einige Documente zu haben. Er selbst macht in einem der im folgenden Bande enthaltenen Briefe darauf aufmerksam, daß er sich auf dem Schulkatheder vorzüglich ausgebildet habe. Und läßt sich verkennen, daß seine Art des Vortrags und der Behauptungsweise nicht immer einen Anstrich davon behalten hat?

IV. Kritiken (S. 203 bis zu Ende des Theils). 1. Ueber Fr. H. Jacobi's Werke 1. Bd. (Aus den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur von 1813 abgedruckt). Bekannt, und gerechter als man wohl von Seiten der Freunde Jacobi's bisher zugegeben hat. — 2. Beurtheilung der im Druck erschienenen Verhandlungen in der Versammlung der Landstände des Königreichs Württemberg im Jahre 1815 u. 1816. (Aus den Heidelberger Jahrb. d. Lit. v. 1817 abgedruckt). Eine der Arbeiten durch welche H. zu seinem Systeme im öffentlichen Rechte gelangt zu seyn scheint. — 3. Ueber die unter dem Namen Bhagavad-Gita bekannte Epi-

sode des Mahabharata, von W. v. Humboldt. (Aus den Berliner Jahrb. für wiss. Kritik v. 1827 abgedruckt). Immer noch sehr anziehend; von Hegel geschickt und eigenthümlich für seine Lehre benutzt. — 4. Ueber Solger's nachgelassene Schriften u. Briefwechsel, herausgegeben von E. Tietz und Fr. v. Raumer. (Aus den Berl. Jahrb. für wiss. Kritik v. 1828 abgedruckt). Höchst interessant, so wenig man auch in das ungemeine Lob Solger's, der persönlich gefallen, bestochen, gefesselt haben mag, einstimmen kann. Uebrigens ist er offenbar zu früh vergessen und die Herausgeber haben Dank verdient, dieß edle Freundesopfer, welches dem früh Geschiedenen gebracht worden, den Werken Hegel's einzuverleiben. (Hier endigt der erste Band).

Fortsetzung der Kritiken (von S. 3 — 276).

5. Ueber Friedr. Heinr. Jacobi's Werke 3. Bd. (aus den Heidelb. Jahrb. der Lit. v. 1817). Siehe oben IV. 1. — 6. Ueber Hamann's Schriften, herausgeg. v. Fr. Roth (aus den Jahrb. f. wissensch. Kritik v. 1828), eine redliche Beurtheilung, welche aber doch nicht ganz frey von gewissen Einflüssen seyn möchte, ohne die Hegeln vermuthlich eine etwas andere Beurtheilung Hamanns näher gelegen hätte. — 7. Ueber: Aphorismen über Nichtwissen und absolutes Wissen zur christlichen Glaubenserkenntniß von K. Fr. G.....l (abgedruckt aus denselben Jahrb. von 1829). Wir übergehen diesen Aufsatz. — 8. Recensionen über zwey antihegelsche Schriften; leider, nicht auch über das dabey ebenfalls zum Gegenstande vorgesezte Werk von Weiße: über den gegenwärtigen Standpunct

der philos. Wissensch. in besonderer Beziehung auf das System Hegel's (aus den Berl. Jahrb. f. wiss. Kritik v. 1829 abgedruckt). — 9. Ueber: der Idealrealismus u. von Ohlert (aus denselben Jahrb. v. 1831).

V. Die Vorrede zu Heinrich's Religionsphilosophie (S. 279 — 304). Gewiß Allen, die sich für Philosophie interessieren, höchst anziehend, und das Werk selbst, zu dem sie die Vorrede bildet, an Werth weit überwiegend.

VI. Drey lateinische Reden, gehalten an der Universität zu Berlin (S. 307 — 330), den 9. Dec. 1829 bey einer Promotion, den 18. October 1829 bey dem Antritt des Rectorats an der Universität, den 25. Jun. 1830 bey der dritten Secularfeier der Uebergabe der Augsb. Confession. Die letzte ist lesenswerth.

VII. Schreiben in amtlichen Angelegenheiten (S. 333 — 390). Sie verdienen sehr, beachtet zu werden. Das erste handelt von dem Vortrage der philosophischen Vorbereitungs-Wissenschaften auf Gymnasien; ist (mit dem dritten) auch jetzt ein Wort zu seiner Zeit. Das zweyte: über den Vortrag der Philosophie auf Universitäten. Das dritte wieder: über den Unterricht in der Philosophie auf Gymnasien (an das Ministerium des Unterrichts). Characteristisch ist darin Einiges, z. B. S. 360: 'Unter diesem Gesichtspunct' (der enthaltenen Wahrheit und des unmittelbaren Zusammenhangs mit dem Formellen des speculativen Denkens) 'würde ich hier den dogmatischen Inhalt unserer Religion in Erwägung bringen, indem derselbe nicht nur die Wahrheit an und für sich, sondern sie auch dem speculativen Denken

so sehr entgegen gehoben enthält, daß er sogleich selbst den Widerspruch gegen den Verstand und das Darniederschlagen des Raisonnements mit sich führt.' Desgleichen, 'daß derselbe (der Unterricht in Psychologie und Logik) die Fassungskraft der Gymnasial-Schüler nicht übersteige, dafür spricht schon für sich die allgemeine ältere Erfahrung, und — so habe ich nicht nur als mehrjähriger Professor der philosophischen Vorbereitungswissenschaften und Rector an einem Gymnasium, die Fähigkeit und Empfänglichkeit solcher Schüler dafür vor Augen gehabt, sondern erinnere mich auch in meinem zwölften Lebensjahre wegen meiner Bestimmung für das theologische Seminarium meines Vaterlandes, die Wolffschen Definitionen von der sogenannten idea clara an erlernt, und im vierzehnten Jahre die sämtlichen Figuren und Regeln der Schlüsse inne gehabt zu haben und sie von daher noch jetzt zu wissen.' Nicht ohne nachhaltige Wirkung nie völlig abgelegter scholastischer Pedanterie auf das ganze Leben Hegel's. — Der vierte Aufsatz: über die Einrichtung einer kritischen Zeitschrift der Literatur. Sehr lesenswerth, mit trefflichen Blicken in das gemeine Recensirwesen; aber auch mit sichtbarem Hang zum Einexercieren einer vorgeschriebenen Weise. Hegel scheint dabey die Idee einer kritischen Zeitschrift der Literatur mit der Idee einer Zeitschrift für ausführliche und selbst abhandelnde Beurtheilungen dessen, was ihm wichtig schien, zu wechseln zu haben. Die Literatur war denn doch nicht in so enge Gränzen einzuzäunen; und das scheint sich ja nun auch an der Erweiterung des Planes der Berliner Jahrbücher gezeigt zu haben.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

132. Stück.

Den 20. August 1836.

B e r l i n.

Beschluß der Anzeige: G. W. Fr. Hegel's vermischte Schriften 2c. 2c.

Wie Hegel von Göttingen dachte ist S. 547 in einem Briefe an seine Frau zu lesen. Wir können dieß übergehen. Was er aber von unsern gelehrten Anzeigen sagt, möchte eine Beleuchtung verdienen und bedürfen. 'Sie haben, sagt er, so leicht ihre Verfasser es sich mit der intelligenzartigen Redaction machen, dazu doch mitgewirkt, die dasige gelehrte Gesellschaft zur Würde eines Mittelpunctes zu erheben, dem mancher Gelehrte und Staatsmann seine Arbeiten, Entdeckungen, Merkwürdigkeiten u. dergl. vorlegte und widmete, weil es daselbst eine Beachtung und öffentliche Würdigung zu erwarten hatte.' Eine intelligenz=blatt=artige Redaction, wie Hegel meinte, wird nun Jeder, der mit unsern Anzeigen etwas bekannt ist, darin nicht finden; wenn die Referenten derselben sich aber von

einer buchähnlichen Breite zurückhalten, welche leichter ist, als eine auf das Eigenthümliche und Ausgezeichnete einer literarischen Arbeit in der Kürze aufmerksam machende Anzeige: so gehen sie eben von dem Wunsche aus keine beachtenswerthe Erscheinung in der Literatur zu vergessen und wollen mehr den Leser zum Selbststudium anregen, als den Effect dictieren.

VIII. Aufsätze vermischten Inhalts (S. 393 — 470). 1. Maximen des Journals der deutschen Literatur (welches nicht ins Leben getreten ist). 2. Wer denkt abstract? Man muß den populären Aufsatz, der beynahе wichtig wäre, im Buche selbst nachlesen. 3. Ueber Lessings Briefwechsel mit seiner Frau. Bis auf einige tiefere Bemerkungen ein mittelmäßiger Aufsatz. 4. Verkehrt und schwach ist der über Schillers Wallenstein, und macht einen seltsamen Contrast mit der Recension über dieß Werk in den Götting. gel. Anz. von 1800 S. 1274 — 1279. 5. Ueber die Bekehrten von Raupach, antikritisch Voll sichtslichen Strebens nach Gerechtigkeit auf einem dem Verfasser eigentlich fremden Felde. 6) Ueber die englische Reform-Bill. (aus der allgem. preuß Staats-Zeitung v. 1831.) Geht ohne großes Interesse; wir sehen schon, wie die Reformbill wirkt.

IX. Bey weitem der anziehendste Theil dieser beiden Bände Hegelscher Werke sind die Briefe, welche den zweyten Band beschließen (von S. 473 — 634). Es sey uns erlaubt bey ihnen, in denen der Vf. oft so deutlich sein Inneres, seine Vorsätze, Meinungen, Lebensansichten und Urtheilsweise zeigt, ein wenig zu verweilen. — Wundern mußten wir uns über den Inhalt des (übrigens schon im Jahre 1805 entworfenen)

Beisconceptß an F. H. Wosß, in welchem dieser gerade zu mit Luther parallelisirt wird; wie Luther die Bibel, so habe Wosß den Homer deutsch reden gemacht; er (Hegel) wolle nur versuchen, 'die Philosophie deutsch sprechen zu lehren'. Hätte er diesen trefflichen Vorsatz ausgeführt! Aber wer unter den deutschen Philosophen hat mehr das Gegentheil gethan? — Des übertriebenen Complimentes gegen den verdienten Uebersetzer ungeachtet, sagt H. in der oben berühmten Kritik über Solger's Werke sehr richtig, es zeige sich in einer von Solger ausgearbeiteten Abhandlung über die älteste Ansicht der Griechen von der Gestalt der Welt, wie Wosß, 'dieser leidenschaftliche Volterer bey seinem Pochen auf Historie und Genauigkeit der Daten sich erlaubte, seine an und für sich kahlen Vorstellungen mit selbst gemachten Erdichtungen auszustatten.' 2) Briefe an van Ghert in Amsterdam, fünf, aus den Jahren von 1809 — 1817. Hegel wünschte im Jahre 1809 auf eine holländische Universität berufen zu werden und dieß durch van Ghert zu erreichen, scheint aber bald davon zurückgekommen zu seyn. Sein Verhältniß zu v. Ghert tritt nicht besonders hervor. Dieser hat ihm Jacob Böhme's Werke geschenkt, von dessen Theosophie Hegel mit Wahrheit sagt, sie sey immer einer der merkwürdigsten Versuche eines tiefen, jedoch ungebildeten Menschen, die innerste Natur des absoluten Wesens zu erfassen [und auszudrücken]. — Urtheil über Frdr. Schlegel: H. meint, derselbe sey geneigt, gegen Freiheit von ultramontanen Grundsätzen in der katholischen Kirche Deutschlands oder der Niederlande thätig zu seyn. 3) Neun Briefe an Daub, von 1816 — 1829, bezeugen ein würdiges, freundschaftlich gesteigertes Ver-

hältniß von da an, wo Hegel nach Heidelberg berufen war, bis wenige Jahre vor seinem Tode. In einem Briefe aus Berlin von 1821 schreibt H. an Daub, nachdem er dessen Judas Ischarioth erwähnt und die Hoffnung auf dessen Dogmatik u. Moral berührt hat: 'Schleiermacher läßt gleichfalls an einer Dogmatik drucken; die Femie fällt mir dabey ein: lange kann man mit Rechenpfennigen zahlen, endlich muß man den Beutel doch ziehen! Ob dieser Beutel aber auch weiter nichts als Rechenpfennige ausschütten wird, müssen wir sehen; seine Abhandlung über die Prädestination ist mir doch höchst kahl vorgekommen.' Daub hat damals die Revision oder gar die Correctur der Hegelschen in Heidelberg gedruckten Bücher gelesen. In einem andern Briefe aus Berlin von 1827 heißt es: Herr A. W. Schlegel halte seit acht Tagen Vorlesungen über die bildenden Künste vor einem zahlreichen gemischten Publikum — tief könne er freylich nicht gehen —, aber für sein Publikum sey seine deutliche und beredte Art sehr passend. In dem letzten Briefe dieser Reihe kommt er auf die (oben IV. 8. erwähnte) Recension gegen antihegelsche Schriften und sagt, mit gewohnter Feinheit: 'es ist in der That in diesen Schriften vieles zu niederträchtig.' 4) Es folgen drey kleine Schreiben Göthe's an H. und ein Brief Hegels an Erstern (v. J. 1821). Man weiß, wie der große Meister über Hegel dachte, schon aus manchem Andern, namentlich dem Briefwechsel mit Zelter. Kein Terrain ist dem lebenskundigen Dichter unbekannter geblieben als das der speculativen Philosophie; doch hatte er auch über sie, wenn gleich nicht in ihr, etwas gefunden, woran er sich hielt und was er mit seiner Welt- und Menschenansicht harmonisch ver-

einigte. Den bewundernden und zugleich tüchtigen Gelehrten schätzte und hegte er gern, so auch in Hegel; warb auch ein wenig um ihn zu Beförderung der Farbenlehre; ließ überhaupt jedes eigenthümliche Wesen gelten und wirken, erkannte gern an und wollte wieder erkannt seyn. Jeder, dem das Glück gelächelt hat, Briefe aus Göthe's Greisenzeit zu besitzen, wird eingestehen, daß der große Mann außerordentlich gütig war. Uebrigens drückt er das Eine, was Noth ist, mit den treffendsten Worten in einem Briefchen an Hegel v. J. 1820 aus: 'es thut freylich Noth, daß in dieser wunderlichen Zeit irgendwo aus einem Mittelpunct eine Lehre sich verbreite, woraus theoretisch und praktisch ein Leben zu fördern sey. Die hohlen Köpfe wird man freylich nicht hindern sich in vagen Vorstellungen und tönenden Wortschällen zu ergehen; die guten Köpfe sind jedoch auch übel daran, denn indem sie falsche Methoden gewahren, indem man sie von Jugend auf verstrickt, ziehen sie sich auf sich selbst zurück, werden abstrus oder transcendiren.' 5) An Hinrichs vier Briefe v. 1821 u. 22. 6) An Gabler ein Brief. 7) An Duboc zwey Briefe v. 1822 u. 23., von denen der erste besonders geschickt ist, in die Hegelsche Philosophie einzuführen. 8) An Hrn. Ravenstein. 9) An Barmhagen von Ense. 10) An Prof. Gans. 11) An Göschel. 12) An Förster drey kleine Briefe. 13) An Hrn. Minister v. Altenstein ein Schreiben v. J. 1830 über den Tod der Schwester desselben; sehr erfreulich, trefflich, voll des edelsten Gefühls und einer großartigen Beurtheilung des individuellen und allgemeinen Verhältnisses; ein Brief, durch welchen sowohl der Empfänger als der Verfasser auf das wür-

bigste geehrt wird. Die Antwort des Erstern ist beygefügt und bestärkt die Meinung, die man von dem Charakter desselben hegen muß. 14) Auszüge aus Hegel's Briefen an seine Gattin v. Jahre 1822, 1824, 1827, Zeugen eines schönen, achtungswerthen, innigen Verhältnisses zu seiner Lebensgenossin, einer Frau die auch hoch gestanden haben muß, da sie ihrem Manne so viel seyn konnte. Viel Theilnahme und Sorgfalt für die Erziehung seiner beiden Knaben; nicht gerade wärmste Zärtlichkeit, die nicht in H's Charakter gelegen haben mag, wenigstens keine weiche und liebliche. 'Die Jungen, hoffe ich, sind fleißig und ordentlich' — schreibt er einmal; — ein andermal heißt es: 'die Jungen sollen auf der Charte zum siebenjährigen Krieg nachsehen.' Doch findet sich auch väterlich Zärtlicheres. Bemerklich ist, daß Hegel sich zwar nicht in einen süßlichen oder in einen auf Stelzen gehenden Ton der Liebe zu seiner Frau verliert, wohl aber in seinen Briefen an sie sich zu sehr gehen läßt, ins Ordinaire der Sprache und Darstellung verfällt und dann doch wieder steif schulmeisterlich heranschreitet. Welt- und Menschenlust hat H. eben nicht; er ist auch auf seinen Reisen ein wenig grämlich und nur da recht vergnügt, wo man ihm gern zuhört. Es fehlt ihm das reine, wohlwollende Gefallen an dem harmlosen Treiben Andern. So schreibt er von Töplitz: 'das Reisen mit jeder ersten besten Gesellschaft wird mir immer langweiliger, — ja, wenn es mit Dir wäre! aber da Du einmal nicht dabey bist, so reise ich am liebsten allein.' — Marburg nennt er eine 'bucklige, schlecht behäuferte Universitäts-Stadt;' doch gefällt ihm die dortige Elisabeth-Kirche besser als der magdeburger Dom. — In Bonn

sucht er Windischmann auf, und setzt im strengsten Ernste hinzu: 'der durch Vereinigung im Gebet mit Fürst Hohenlohe seit einem Jahre von einem sechsjährigen Augenübel geheilt worden und nun vollkommen gesund ist.' Bei Gelegenheit der Burg von Prag, von der er seiner Frau einen Begriff zu machen wünscht, sagt er: 'stelle Dir aber darunter einen modernen Pallast vor, nicht so ein eckiges, winkelhafes und indefinissables, ungewöhnliches, unförmliches, fensterloses, fünfeckiges, ungestaltetes Ding, wie die Burg von Nürnberg.' In Wien wird er gar nicht satt, immer wieder von der italienischen Oper lobpreisend zu sprechen, wobei denn auch der 'am meisten bewunderte und gebeifallte David' vorkommt. Auch schreibt er einmal: 'ich verstehe nun vollkommen, warum die rossinische Musik in Deutschland, insbesondre in Berlin geschmäht wird, — weil, wie der Atlas nur für Damen, Gänseleberpasteten nur für gelehrte Munde, — so sie nur für italienische Kehlen geschaffen ist; es ist nicht die Musik als solche, sondern der Gesang für sich, für den Alles gemacht ist; die Musik, die für sich gelten soll, kann auch geigeit, auf dem Flügel gespielt werden u. s. f., aber rossinische Musik hat nur Sinn als gesungen.' Er besucht in Wien auch den Professor der dasigen 'Lehrkanzel' der Philosophie Reinbold und sagt von ihm: 'ein ordentlicher Landsmann von mir, dem meine Schriften nicht unbekannt sind, — [nun kommt eine seltsame Wendung!] — nur bleiben die Leute hier alle zu sehr verhockt.' Trotz alles Anziehenden in Wien, dem er oft Berlin nachsetzt, ist er denn doch aber bald, 'mit der Sehnsucht und dem Wunsche beschäftigt, die Reiselangeweile überstanden zu haben,' haupt-

sächlich um wieder bey den Seinigen zu seyn, 'auszuruhen und auch zu arbeiten.' Hierin liegt etwas eben so Charakteristisches, wie in seiner ganzen Art zu sehen und zu urtheilen. Man vergleiche damit, was Göthe von seinen Reisen nach Hause, oder an Schiller oder an Zelter schreibt. Welch' ein fruchtbares Sehen! Der Lebens- und Weltkennner ist mit den Menschen und Gegenständen im Einklang, zu ihnen gehörig und gleichsam in Wechselwirkung; dagegen geht Hegel an ihnen vorbey und besieht sie wie etwas Fremdes, das er bewundert, durchsieht, zählt, mißt und registriert. Dieß ist auch einer von den Gründen, warum ihm die Reise lange Weile macht; er scheint Arbeiten nur das Hest-Ausarbeiten, Bücher-Machen und Collegien-Lesen zu nennen. — Aus Paris: Das freundliche Beybehaltten artiger und gemüthlicher Sitte ist des derben Philosophen Lust nun eben nicht; er schreibt daher an seine Frau: 'die alberne deutsche Ehre auch diesen und diesen gesprochen zu haben, ist überhaupt hier nicht zu Hause.' Ein Brieffschreiber läßt sich immer einige Kennzeichen seines eigentlichsten Wesens entschlüpfen, und man erräth oft den ganzen Mann an einer kleinen Bemerkung. So hat H. zu Paris eine englische Schauspielertruppe den Othello geben sehen und berichtet seiner Frau davon, wie die Art der Sache eigenthümlich und von der unsrigen abweichend sey; diese Abweichung falle bey den gesehenen englischen Schauspielern, namentlich Kemble und Miß Smithson, in die nationale Weise, an die man sich erst müsse gewöhnt haben, bevor man von einem Gefallen oder Mißfallen rede; solche Leidenschaft, Diction und Declamation komme keinem deutschen Schauspieler und Publicum in den Sinn; oft

komme ein tief anhaltendes, langsam feyerliches oder auch löwenartig kurrendes Tönen und Sprechen, dann wieder ein schnarrendes Herausstoßen der Sylben vor, wovon manches freylich Folge der englischen Sprache sey; dann werde wieder schnell gesprochen, schmerzlich geschrien; was besonders auffalle, sey das Zerarbeiten der Muskeln um den Mund und die Backen, Verzerrern und häßliches Grimaciren. Und H. setzt dann hinzu: 'das Ganze ist ein neuer, merkwürdiger Anblick, auf jeden Fall eine hohe gründliche Ausbildung der Kunst, eine Kühnheit, Freiheit und Vertiefung, die wir nicht gewohnt sind und die bei uns meist nur Caricaturen hervorbringt. Ich werde dieß noch öfter sehen.' Hier ist ganz Hegel! Das Angestregte, mit Kraft nach Gründlichkeit und Wahrheit schwer Ringende, mag es auch zu einem caricaturartigen Producte führen, gilt ihm für hohe gründliche Ausbildung und Vertiefung. Wie hat sich hier der treu und ernsthaft, aber schwerfällig und widerwärtig Anstrebende charakterisirt! Wer denkt hier nicht an Göthe's Wort: 'die Grazien sind leider ausgeblieben' —? Hegel's dramatischer Geschmack beurkundet sich auch, indem er ausruft: 'Wie kann doch das kritische Gesindel bey uns ewig über Scribe, den Verfasser der Valerie, schimpfen?' — Sehr anziehend ist das letzte Schreiben an H's Frau aus Weimar, und des Reisenden Zusammenseyn mit dem alten, großen Meister. — In einem Nachtrage befindet sich noch ein lesenswerther Brief an v. Knebel. — Die ganze Brieffammlung läßt einen im Ganzen angenehmen Eindruck zurück. Man muß Hegel, den Menschen, recht sehr schätzen, sollte man ihn auch nicht lieben und noch we-

niger seiner für die alleinseligmachende sich aus-
gebenden Philosophie beytreten können.

W. M.

L e i p z i g.

Bei Karl Franz Köhler, 1835: Geschichte der deutschen Bibelübersetzung D. Martin Luthers und der fortdauernde Werth derselben aus den Quellen ausführlich dargestellt und wider alte und neue Gegner vertheidigt von Heinrich Schott, Doctor der Philosophie, Pfarrer zu Boritz bey Meissen, Mitglied der deutschen Gesellschaft u. zu Leipzig. XII und 204 Seiten gr. Octav. 20 Gr.

Zur Gedächtnißfeyer der vor 300 Jahren erschienenen ersten vollständigen deutschen Bibel Luthers wurden im Jahre 1834 an mehreren Orten über die Geschichte und den Werth die er Uebersetzung öffentliche Vorträge gehalten, von denen einige in weiterer Bearbeitung auch dem Drucke übergeben sind. Unter diesen möchte die vorliegende leicht die erste Stelle einnehmen, da sie, mit Benutzung der früher diesen Gegenstand behandelnden Schriften, von Neuem aus den Quellen geschöpft ist, was auf eine gründliche Weise erst in der letzten Zeit geschehen konnte, nachdem die Briefe Luthers, eine der Hauptquellen, da er fast in jedem aus den Jahren 1520 — 34 von seinem wichtigen Werke spricht, vollständig und, so weit es sich ermitteln ließ, chronologisch gesammelt sind. Daher kommt es auch, daß Herr Sch. seine Vorgänger an Vollständigkeit übertrifft und in der Bestimmung einzelner Thatsachen mehrfach von ihnen abweicht. Wir sehen jetzt, wie Luther von einem kleinen

Anfange Schritt vor Schritt seinen Plan verfolgte, wie er ein Stück der Bibel nach dem andern dem nach dem Gottesworte begierigen Volke übergab, bis er endlich durch die Vollendung des Ganzen sein großes Werk der Reformation krönte. Wir geben in dem Folgenden die Resultate der 11 Kapitel, in welche diese Schrift getheilt ist.

1. Kap. Außer der gothischen Uebersetzung des Wiflas, die noch im 9. Jahrh. dem deutschen Volke verständlich gewesen seyn soll, wurden um diese Zeit einzelne Theile der Bibel ins Hochdeutsche übertragen, wie die Evangelien von Dtfried, in dem Gedichte Krist, und von Tactian, die Evangelienharmonie; die Psalmen von Notker, das hohe Lied Fränkisch von Williram, das ganze alte Testament von Rudolph von Emse. Aber ohne die Buchdruckerkunst hatte das Volk hiervon keinen Nutzen. Die ersten Buchdrucker Fust und Schöffer gaben dann bald nach der lateinischen Bibel von 1462 auch eine deutsche heraus, vielleicht von letzterem selbst übersetzt, welche bis zum J. 1518 an verschiedenen Orten nachgedruckt überhaupt 14 Auflagen erlebte. Diese Uebersetzung, die nur nach der Vulgata gemacht war, verdiente kaum den Namen einer deutschen und wird von einem Zeitgenossen Luthers eine unteutsche teutsche Bibel genannt; das Bedürfniß einer besseren wurde nach dem Wenigen, was man aus dieser verstand, um so fühlbarer.

2. Kap. Luther besaß alle Fähigkeiten, um ein guter Uebersetzer der Bibel zu werden; mit einer für die damalige Zeit gründlich zu nennenden Kenntniß der Grundsprachen des A. u. N. T. und einer bis dahin nicht gekannten Gewandtheit in seiner Muttersprache, verband er

eine hohe, heilige Begeisterung für das Gotteswort und einen nie ermüdenden Eifer; denn zum Dollmetschen gehört, wie er selbst sagt, ein recht fromm, treu, fleißig, furchtsam, christlich, gelehrt, erfahren, geübt Herz. Er übte und zeigte sein Talent durch mehrere kleinere Proben; zuerst erschienen die 7 Bußpsalme 1517, dann mehrere andere Psalme, das Vater Unser, die 10 Gebote und einige Perikopen.

3. Kap. Auf der Wartburg reiste der Plan, die ganze Bibel zu übersetzen und er vollendete hier auch schon in 3 — 4 Monaten, vom December 1521 bis Anfang März 1522 das neue Testament, welches er bey seiner Rückkehr nach Wittenberg mit Melanchthon nochmals durchging und dann drucken ließ, so daß am 21. September 1522 die erste Ausgabe des deutschen N. T. erschien und zu 1½ Gulden so schnell verkauft wurde, daß sogleich eine neue, revidierte Ausgabe veranstaltet und bis zum December desselben Jahrs fertig wurde. Bis zur Vollendung der ganzen Bibel 1534 erschienen in Wittenberg 17 mehrmals verbesserte Ausgaben und in andern Städten 52 verschiedene Nachdrücke. — 4. Kap. Im J. 1522 bearbeitete und edierte Luther noch kleinere Abschnitte des N. T., besonders acht Psalme in seinem Betbüchlein.

5. Kap. Das alte Testament erforderte wegen des größeren Umfanges und der größeren Schwierigkeiten längere Zeit und Luther beschloß, dasselbe in 3 Theilen herauszugeben. Bis zum December 1522 übersetzte er noch den Pentateuch, so daß er zu Anfange des J. 1523 von Lotther zu Wittenberg in Folio gedruckt, in demselben Jahre neu aufgelegt, auch von Hans Lust in Wittenberg in kl. Octav ediert und in 4 verschiedenen Nachdrücken zu Augsburg und

Basel verbreitet wurde. — Der zweyte Theil, die historischen Bücher enthaltend, wurde auch im J. 1523 übersezt und gedruckt, so daß er gleich zu Anfang des J. 1524 ausgegeben werden konnte. — Der dritte, größte und schwerste Theil kam stückweise heraus, zuerst 1524 Hiob, die Psalmen und die Salomonischen Schriften, jedoch die Psalmen kurz vorher schon einzeln in einer Octavausgabe und nachher 1525 verbessert in gr. Sedez. Von den Propheten erschienen zuerst Jonas, Habakuk, Zacharias, Jesaias und Daniel einzeln, die drey ersteren mit Commentaren, und waren noch nicht für die große Folio-Ausgabe berechnet; diese erfolgte von allen Propheten erst im J. 1532, da Luther durch Besorgung neuer Auflagen und durch wichtige Geschäfte zur Beförderung und Befestigung der Reformation vielfach unterbrochen wurde. Auch von den Apokryphen wurde schon 1529 das Buch der Weisheit, dann 1533 Jesus Sirach und Maccabäer und 1534 Judith einzeln herausgegeben, die übrigen erschienen erst in der Gesammtausgabe.

6. Kap. Nun waren alle Schriften des A. und N. T. übersezt und Luther beeilte sich, eine vollständige Bibelausgabe zu veranstalten, die auch schon im August 1534 in Folio erschien, in kurzer Zeit mehrmals neu aufgelegt und vielfach, auch 1538 zu Straßburg in der ersten vollständigen Octavausgabe nachgedruckt wurde. Schon früher waren zu Zürich, Worms, Augsburg, Straßburg und Frankfurt vollständige Bibeln herausgekommen, zu denen andere, besonders Schweizer Theologen die von Luther bis dahin noch nicht übersezten Stücke geliefert hatten; Luther konnte aber mit ihren Uebersetzungen nicht zufrieden seyn.

Das 7. Kap. handelt von den Schwierigkeiten des deutschen Bibelwerkes und von dem Fleiße und der Sorgfalt, womit Luther es vollbrachte, wie er keine Mühe scheute, um eine treue und verständliche Uebersetzung zu liefern, wie er ununterbrochen bey jeder neuen Auflage mit neuem Eifern auch an der Verbesserung derselben arbeitete, um sie auf den möglichst höchsten Grad der Vollkommenheit zu erheben. — 8. Kap. So begann er im J. 1539 eine neue Revision der ganzen Bibel, wobey ihm seine gelehrten Freunde Joh. Bugenhagen, Justus Jonas, Kreuziger, Melancthon, Aurogallus und der Corrector Röder treulich halfen; indem sie wöchentlich mehrere Male des Abends sich bey ihm versammelten. Aus dieser Bearbeitung ging die im J. 1541 in Med. Fol. prachtvoll gedruckte Bibel hervor und nach wiederholten Verbesserungen erschien im J. 1545 die Ausgabe letzter Hand.

9. Kap. Der besondere Werth der Lutherischen Bibelübersetzung liegt in ihrer Treue, Klarheit und Würde und heiliger Erhabenheit; unschätzbar ist derselbe dadurch, daß sie den Völkern deutscher Zunge das lautere, klare Gotteswort verständlich gemacht hat; mit ihr beginnt ferner nicht nur für die deutsche Kanzelberedsamkeit und heilige Poesie, sondern für die deutsche Sprache überhaupt eine neue Epoche.

Das 10. Kap. beschreibt die fernern Schicksale der deutschen Bibel bis auf die neuesten Zeiten. Daß Luthers Uebersetzung den Papisten ein großes Uergerniß seyn mußte, läßt sich leicht denken; auf Befehl des Herzogs Georg von Sachsen mußte sein Sekretär Emser eine neue Uebersetzung des N. T. für Katholiken machen,

wozu der Herzog selbst eine bittere Vorrede gegen Luther schrieb; es zeigte sich aber bald, daß Emsers Werk nichts anderes, als Luthers Testament war, nur nach der Vulgata verschlechtert; ebenso verhielt es sich mit Dietenbergers Uebersetzung des N. T. — Nach Luthers Tode besorgte der bisherige Corrector Röder eine neue Ausgabe mit neuen, angeblich noch von Luther herrührenden Veränderungen; diese waren aber untergeschoben und nach einem darüber entstandenen Streite ließ der Kurfürst August von Sachsen im J. 1581 durch die Wittenberger Theologen Schütz und Polycarp Lyser nach der Original Ausgabe von 1545 den Druck einer Normalbibel besorgen, welche bis auf den heutigen Tag in kirchlichem Gebrauche ist. — In dem Streite der Lutheraner und Reformirten änderten die Zürcher Theologen die Lutherische Uebersetzung nach und nach so um, daß sie jetzt als ein ganz anderes Werk zu betrachten ist. Unter den Lutheranern selbst wurden die aufrichtigen Bemühungen Franke's in Halle, zur weiteren Verbesserung der Luther. Uebers., verkannt und verkehrt.

Die Wittenb. theologische Facultät sorgte für möglichst correcte Bibeln, dagegen andere sehr von Druckfehlern entstellt waren; große Verdienste in dieser Hinsicht und auch besonders um die allgemeine Verbreitung der Bibel erwarb sich der Baron von Canstein, in dem von 1712 bis 1834 aus der von ihm gestifteten Bibelanstalt zu Halle 2,754,350 correcte und sehr wohlfeile Bibeln hervorgegangen sind. — Luther selbst hatte der Uebersetzung nur sehr wenige, kurze Anmerkungen beydrucken lassen, es folgten aber

bald vollständig glossirte Bibeln, besonders von Osiander, Cramer, die Nürnberger u. a. Die neuern Uebersetzungen von Bahrdt, Heumann, Bengel, Michaelis, Hezel, Seiler, Augusti und de Wette, von Meyer und die glossirten Bibeln von Dinter, Brandt und Visco werden kurz, aber meist treffend beurtheilt.

Im 11. Kap. kommt der Verf. zu der in der neueren Zeit öfters aufgeworfenen Frage: soll die Lutherische Bibel unverändert beyhalten werden? Es ist nicht zu leugnen, daß in Luthers Uebers. manche dunkle und wirklich fehlerhafte Stellen vorkommen; Luther selbst würde, wenn er länger gelebt hätte, gewiß immer fort geändert und gebessert haben, mithin muß dies auch der Lutherischen Kirche erlaubt seyn. Es ist daher auch schon von andern gelehrten und geachteten Theologen die Meinung und der Wunsch ausgesprochen, daß dazu befähigte und autorisirte Männer eine in Luthers Geiste verbesserte Bibelausgabe veranstalteten, welche alsdann durch Synodalbeschlüsse für den kirchlichen Gebrauch sanctionirt würde. Die Ausführung dieses Planes bleibt indes einer spätern Zeit vorbehalten, wo die Lutherische Kirche nicht in solche Parteyen zerspalten ist, wie jetzt, denn keine wird der andern dies Recht und diese Ehre zugestehen, die eine mehr, die andere weniger und auf verschiedene Weise ändern wollen; jetzt finden eben alle Parteyen ihre Vereinigung nur in der unveränderten Uebersetzung Luthers.

G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

133. Stück.

Den 22. August 1836.

G ö t t i n g e n.

Dieterichsche Buchhandlung: Die Lehre vom Versuche der Verbrechen. Von Dr. H. A. Zacharia, außerord. Professor und Besitzer des Spruchcollegiums zu Göttingen. Erster Theil. 1836. XXII u. 288 S. in 8.

So häufig auch einzelne Theile der Lehre vom Versuche der Verbrechen in der neuern Zeit Gegenstand wissenschaftlicher Bearbeitung gewesen sind, so fehlte es doch bisher an einer umfassenden Erörterung derselben. Diesem Bedürfniß wo möglich auf eine dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft entsprechende Weise abzu- helfen, war der Zweck, welchen der Verf. vor Augen hatte. Die Einleitung S. I—XVIII zeigt in einer Uebersicht und kurzen Beurtheilung der bisher über den Versuch der Verbrechen erschienenen Schriften und Abhandlungen, was bis jetzt geleistet worden ist.

Der erste Theil, welchen der Verf. zunächst dem Urtheil des juristischen Publicums unterwirft, zerfällt in vier Kapitel, deren Inhalt kurz dahin bestimmt werden kann, daß sie den Begriff und die zur absoluten Strafbarkeit des Versuches gehörigen Fragen behandeln. Der zweyte Theil, welcher sobald wie möglich folgen soll, wird die relative Strafbarkeit (dabey von den Eintheilungen oder Graden des Versuches) und die Aufhebung der Strafbarkeit desselben umfassen. Genauer bestimmt ist der Inhalt des ersten Theils folgender:

Erstes Kapitel. Vom Unterschied zwischen Versuch und Vollendung. — Begriff des Versuches. Das Kap. beginnt mit einer allgemeinen Begriffsbestimmung des Versuches und der Vollendung und erörtert den Sprachgebrauch der Quellen (S. 1—6). Hieran schließt sich die Betrachtung des juristischen Begriffs, oder die Erörterung der Frage, wie der Begriff des Versuches mit Rücksicht auf das positive Criminalrecht festgestellt werden müsse? Widerlegt wird die Ansicht, daß dabey bloß auf den Eintritt des beabsichtigten Erfolgs zu sehen sey, und gezeigt, in wie weit die Absicht des Handelnden in Betracht komme (S. 7—12). Als allgemeine Rücksichten für die Bestimmung des gesetzlichen Begriffs werden hervorgehoben und weiter ausgeführt: 1. Die Principien der Gesetzgebung über die bürgerliche Strafbarkeit überhaupt; 2. die Ansichten der Gesetzgebung über die Beschaffenheit und den Grund der Strafbarkeit der einzelnen Verbrechen, wovon eine Anwendung auf einzelne Fälle gemacht wird; 3. die Beschaffenheit des vom Gesetzgeber bey

Bezeichnung der verbrecherischen Handlung gewählten Ausdrucks (S. 13—20). Erörtert wird dann die Frage, wie sich der Versuch vom Mangel am Thatbestande überhaupt unterscheide und der gewöhnliche Begriff der Vollendung berichtigt (S. 20—27). Auf diese Deduction stützt sich die juristische Begriffsbestimmung des Versuchs, dessen Anerkennung im gemeinen Rechte und in den neuern Legislationen weiter verfolgt wird (S. 27—33).

Zweites Kapitel. Erfordernisse des Versuchs überhaupt. Aus dem Begriffe des Versuchs werden die eigenthümlichen Erfordernisse einer verbrecherischen Versuchshandlung abgeleitet, d. h. es ist nicht die Rede von den Gränzen der bürgerlichen Strafbarkeit oder denjenigen Bedingungen, welche der Versuch mit jeder verbrecherischen Handlung gemein hat. Zu diesen eigenthümlichen Erfordernissen wird gerechnet:

A. Eine absichtliche oder vorsehliche auf Begehung des Verbrechens gerichtete Handlung. Es wird hier besonders gegen Hepp ausgeführt, daß es keinen culposen Versuch der Verbrechen gebe (S. 34—42), auch die Frage einer nähern Erörterung unterworfen, ob ein Versuch mit unbestimmtem Vorsatz möglich sey; dabey insbesondere vom Versuche des Todtschlags (S. 42—51).

B. Es darf durch die Handlung noch nicht Alles geschehen oder bewirkt worden seyn, was zur Beendigung des Verbrechens vermöge seines gesetzlichen Begriffs gehört. Der Verf. zeigt hier zunächst, daß im Allgemeinen die Unterscheidung von Versuch und Vollendung auf alle dolosen verbrecherischen Handlungen an-

wendbar seyn müsse (S. 51—54). Anwendung hiervon wird dann gemacht: A. auf die verschiedenen Arten der Theilnehmer an einem Verbrechen, (mittelbare und unmittelbare Urheber; Complottanten,) und insbesondere ausführlicher zu beweisen gesucht, daß es keinen Versuch der Verbrechen Gehülphen gebe (S. 54—66). Dagegen wird B. gezeigt, daß bey Unterlassungs-Verbrechen allerdings ein Versuch möglich sey (S. 66—70). Den Beschluß des Kapitels macht eine Untersuchung über einzelne bestimmte Verbrechen, bey welchen man wohl die Möglichkeit eines Versuchs geleugnet hat, z. B. Hochverrath, was als unrichtig widerlegt wird (S. 70—76).

Drittes Kapitel. Von der absoluten Strafbarkeit des Versuchs. Dieses Kapitel, welches den größten Theil des Buches einnimmt, zerfällt wieder in drey Abtheilungen oder Titel.

Erster Titel. Ist der verbrecherische Versuch überhaupt strafbar? und zwar I. Nach allgemeinen strafrechtlichen Principien und mit Rücksicht auf die verschiedenen Strafrechtstheorien. Hier wird zunächst der Einfluß der verschiedenen Theorien über Begründung des Strafrechts auf die Beantwortung jener Frage entwickelt und dann zu zeigen gesucht, daß zwar vom Standpuncte des Gesetzgebers aus der Versuch als criminell strafbar erscheine, daß dagegen der Richter den Versuch nur insofern und insoweit strafen könne, als er in dem positiven Rechte mit Strafe bedacht sey, daß sich also die bürgerliche Strafbarkeit des Versuchs keineswegs von selbst verstehe (S. 78—89). Hierauf folgt II. eine Betrachtung des

positiven Rechts und zwar A. des römischen Rechts, wobey der Verf. insbesondere zu zeigen sucht, daß die gewöhnliche Meinung, wonach das römische Recht hinsichtlich der Strafbarkeit des Versuchs einen Unterschied zwischen *crimina publica* und *privata* oder *delicta atrociora* und *leviora* mache, unrichtig sey, und daß das römische Recht durchaus kein allgemeines Princip über die Strafbarkeit des Versuchs enthalte. Nach einer Geschichte der Entwicklung der entgegenstehenden Ansicht von der Glosse an bis auf die neueste Zeit (S. 90 — 106), folgt eine ausführliche Untersuchung über das römische Recht. Zunächst werden hierbey die Bruchstücke vom ältesten Rechte betrachtet (S. 106 — 110), dann die Bestimmungen der wichtigsten *Leges publicorum judiciorum* (S. 111 — 125) und das Recht zur Zeit der Kaiser und classischen Juristen (S. 125 — 137). Hieran schließt sich noch eine besondere Untersuchung über die römischen Privatdelicte und über einige im Edict des Prätors bedrohte Handlungen (S. 137 — 147), so wie über die *crimina extraordinaria* (S. 147 — 158). Zum Schluß der Untersuchung über das römische Recht noch einige Worte über die Unterscheidung zwischen *delicta atrociora* und *leviora* und über die Aeußerungen nichtjuristischer römischer Schriftsteller (S. 158 — 161). — B. Das Mosaische, ältere Germanische und Canonische Recht (S. 162 — 171). — C. Die peinliche Gerichtsordnung Kaisers Carl V. Dabey über die Frage, inwieweit zufolge der allgemeinen Verordnung des Art. 173 der P. G. D. der Versuch heutiges Tages als strafbar betrachtet werden könne? (S. 172 — 178). End-

lich D. über neuere Legislationen (S. 178 — 181).

Zweyter Titel. Ueber den Anfangspunct der Strafbarkeit der Versuchshandlungen. Eine nähere Betrachtung findet hier I. die Nothwendigkeit der äußern Erkennbarkeit der Handlung, sowohl nach allgemeinen Principien des Strafrechts, als nach positiven Rechten (S. 182 — 192). Es wird dann weiter verlangt zur Strafbarkeit des Versuchs II. daß die Handlung auf Hervorbringung des Verbrechens gerichtet sey. Dabey ausführlicher von der Drohung mit Begehung eines Verbrechens (S. 192 — 197). III. Eine Handlung, welche einen Anfang der Ausführung enthält. Die Handlungen, welche zur Vorbereitung und zur Ausführung gehören, werden näher bestimmt und ein Princip für die Frage festgestellt, wann überhaupt Anfang der Ausführung anzunehmen sey? (S. 198 — 205). Es wird dann zu zeigen gesucht, daß nach allgemeinen Principien des bürgerlichen Strafrechts 'Anfang der Ausführung' nothwendig zur Strafbarkeit des Versuchs gehöre, so wie auch nach gemeinem Rechte, insbesondere nach der peincl. Gerichtsordnung (S. 205 — 227). Bestimmungen neuerer Legislationen (S. 227 — 232). Zugegeben wird, daß der Gesetzgeber Grund habe, einzelne Ausnahmen zu machen und gezeigt, daß sich dergleichen auch im positiven Rechte finden.

Dritter Titel. Von der zur Strafbarkeit des Versuchs erforderlichen objectiven Gefährlichkeit der Handlung. Feststellung der Streitfrage und Relation der verschiedenen Ansichten (S. 233 — 238). I. Ueber den Versuch

mit untauglichen Mitteln. Unterscheidung der untauglichen von den unzulänglichen und unwirksamen (an sich tauglichen) Mitteln. Beweis, daß ein Versuch mit völlig untauglichen Mitteln bürgerlich straflos sey (S. 239 — 248). II. Ueber die Strafbarkeit des Versuchs, wenn es an einem wesentlichen Requisite des Thatbestandes fehlte, dessen Vorhandenseyn der Thäter supponirte (S. 248 — 252). Betrachtung der positiven Rechte (S. 252 — 263).

Viertes Kapitel. Von der Concurrnz versuchter und vollendeter Verbrechen. I. Fälle der idealen Concurrnz. Es wird hier A. die Frage näher erörtert, ob überall ein Zusammenfluß eines versuchten und vollendeten Verbrechens angenommen werden könne, wo Jemand eine auf Verübung eines Verbrechens gerichtete Handlung vornimmt, welche, wenn man des Verbrechers weiter gehende Absicht unberücksichtigt läßt, schon an sich ein selbständiges Delict bildet? Dabey über den s. g. qualificirten Versuch (S. 264 — 270). B. Ueber die mit Begehung eines Verbrechens verbundene Absicht, eventuell noch ein anderes Delict zu verüben (S. 270 — 272). C. Ueber die s. g. aberratio ictus und inwiefern dabey von einer Concurrnz eines versuchten und vollendeten Verbrechens gesprochen werden könne? (S. 272 — 277). D. Ueber den Fall, wenn das Gesetz verschiedene Grade oder Species des nämlichen Verbrechens unterscheidet, die Vollendung aber der Absicht des Thäters nicht entspricht (S. 277 — 279). — II. Fälle der materialen Concurrnz. Hierbey werden wieder zwey Fälle einer nähern Betrachtung unterworfen, nämlich A. der Fall, wo Jemand, nach dem er unab-

sichtlich einen rechtswidrigen Erfolg bewirkt hat, in der irrthümlichen Voraussetzung, daß dieser Erfolg noch nicht eingetreten sey, denselben durch eine vorsehliche Handlung zu erreichen strebt (S. 279—281) und B. der Fall, wenn ein vorsehlicher Verbrecher, in der Meinung, daß er den beabsichtigten Erfolg bewirkt habe, eine andere Handlung vornimmt, durch welche in der That erst die strafbare Wirkung ohne sein Wissen herbeygeführt wird.

Zum Schluß fügen wir noch die Bemerkung hinzu, daß dem Verf. erst nach beendigtem Drucke des Buches das erste Heft des Jahrgangs 1836 des Archiv's für das Criminalrecht zugekommen ist, worin sich eine noch unvollendete Abhandlung des verdienstvollen Hepp 'Ueber den gegenwärtigen Stand der Lehre vom versuchten Verbrechen' (S. 31—68) findet. Namentlich wird hier wieder auszuführen gesucht, daß es auch einen culpösen Versuch gebe. Wir haben uns indeß auch nach dieser Ausführung nicht von der Richtigkeit der Heppschen Ansicht überzeugen können und glauben, daß auch diese neue Darstellung in der obigen Ausführung ihre Widerlegung findet. Es ist hier nicht der Ort weiter auf die Frage einzugehen. Vielleicht findet sich im zweyten Theile eine Gelegenheit dazu.

Zachariaä.

G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

134. 135. S t ü c k .

D e n 2 5 . A u g u s t 1 8 3 6 .

K ö n i g s b e r g .

Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa von Dr. Fr. Wilh. Schubert, ordentlichem Professor der Geschichte und Staatskunde an der Universität zu Königsberg. Ersten Bandes, erster Theil: die allgemeine Einleitung und das Russische Reich, 1835. 8. X u. 378 S. (bey Bornträger).

Wir kündigen hier den Anfang eines Werks von bedeutendem Umfange an, dessen Bedürfniß wohl zu fühlbar ist, als daß wir dieses erst darzuthun brauchten. In keiner andern Wissenschaft veraltern die Lehrbücher so schnell, als in der Statistik; denn bey den erstaunlichen Umwandlungen der Staaten müssen auch die Darstellungen derselben sich verwandeln. Auch die besten Lehrbücher der Statistik, nicht nur die eines Meusel, sondern selbst die eines Hassel, sie haben fast nur noch historischen Werth. Nun ist seit dreyzehn Jahren, wo, wie der Verf. in der Vorrede

bemerkt, daß Hasselsche Lehrbuch erschien, kein anderes ihm gefolgt, daß es sich zum Ziel gesetzt hätte, die sämtlichen Staaten Europas zu behandeln, und sie, wie es das gegenwärtige soll, in einem möglichst vollständigen zusammenhängenden Bilde der Betrachtung darzustellen. Wir müssen aber auffer diesem Veralteten, woran die Verfasser jener frühern Werke nicht die Schuld tragen, noch einen zweyten Mangel hinzufügen. Die Ausartung der Wissenschaft, die hauptsächlich durch das Tabellenmachen und den damit getriebenen Mißbrauch herbeygeführt ward, indem man den Gesichtskreis so beschrieb, daß nur das Formelle und Materielle, das sich durch Zahlen bezeichnen ließ, - gegeben, und bloße Staatskörper statt Staaten geschildert werden. Zu welchen Irrthümern und falschen Ansichten dieß führte, und welche verderbliche Folgen daraus hervorgingen, hat die Geschichte der letzten drey oder vier Decennien wohl nur zu deutlich gezeigt. Daß der Verf. sich einen freyern Gesichtskreis gewählt hat, zeigt schon dieser erste Theil.

Er beginnt mit einer Einleitung, (S. 1—120) in welcher zuerst der Begriff und Inhalt der Statistik oder Staatskunde bestimmt wird. 'Sie ist, heißt es, die Wissenschaft, welche von der gegenwärtigen Gestaltung der Staaten unter den politisch gebildeten Völkern des Erdbodens in ihrem gesammten innern und äußern Leben, und in ihrer gegenwärtigen Zusammenwirkung handelt.' Man weiß wie sich die Statistiker mit der Definition ihrer Wissenschaft gequält haben, die, wie der Verf. mit Recht bemerkt, bald zu eng, bald zu weit, gefaßt wurde. Wir haben gegen die Erklärung des Verf. nichts einzuwenden als nur daß die Frage übrig bleibt, was dazu gehöre

daß ein Volk als politisch gebildet angenommen werden könne. Wenn wir den Begriff des Staates im practischen Sinne nehmen, — und von solchen Staaten ist und kann in dem Werke doch nur die Rede seyn, — so scheint uns in der Lebensart eines Volks eine Bedingung zu liegen, ohne welche man nicht von ihm sagen kann, daß es einen Staat bilde. Da nämlich die Grundkraft des Staats allerdings in dem Lande oder Staatsgebiet, und dem Volke oder der Bevölkerung liegt, so scheint uns das Verhältnis in welchem das letzte gegen das erste steht, hier einen entscheidenden Character zu geben; ob nämlich ein Volk durch Einführung des Landeigenthums für den Einzelnen zu festen Wohnsitzen fortgegangen ist oder nicht. Von Nomaden-Horden, auch wenn sie ein Land als allgemeines Eigenthum betrachten, in dem sie umherziehen, wie etwa Kirgisen, Buräten u. a. sagt man im practischen Sinne des Wortes nicht daß sie einen Staat bilden; erst durch feste Wohnplätze werden sie politisch gebildete Völker. Unseres Erachtens hätte dieses, wo der Verf. von den beiden Grundkräften des Staats handelt, nicht unbemerkt gelassen werden sollen, da dadurch der wesentliche Character des Staates bestimmt wird.

Die Einleitung überhaupt zerfällt in dreizehn Paragraphen. Nachdem der Verf. in dem zweyten das Verhältnis der Staatskunde zu den Hülfswissenschaften, der Geschichte, der Politik und der Geographie, bestimmt hat, folgt in dem dritten die Angabe der Theile derselben, wie sie nachher bey jedem einzelnen Volke statt finden soll. Das gesammte statistische Material jedes Staats soll in vier Abtheilungen behandelt werden. I. Grundmacht, II. Cultur, III. Verfassung, IV.

Verwaltung. Bey der Grundmacht ist zu untersuchen der gegenwärtige Länderbestand (Staatsgebiet) nach seiner politischen Eintheilung und physischen Beschaffenheit. Die Bevölkerung, und diese in vierfacher Rücksicht, Volkszahl — Stammverschiedenheit — Ständerverschiedenheit (diese scheint uns doch mehr in den Abschnitt von den Verfassungen zu gehören) und Religionsverschiedenheit. Sollte nicht auch noch eine fünfte Verschiedenheit, die der Nationalcharactere hier in Betrachtung kommen, in sofern gewisse Eigenheiten derselben für den Staat wichtig sind?

Die Untersuchung über die Cultur zerfällt bey dem Verfasser gleichfalls in vier Abtheilungen: physische Cultur, oder die Hervorbringung roher Producte: Ackerbau, Viehzucht, Seidenbau und Bienenzucht, Forstzucht und Jagd, Fischerey und Bergbau. — Technische Cultur, Manufacturen und Fabriken — Handel. Geistige Cultur. Hier über die Lehranstalten höherer und niederer Schulen und geistigen Verkehr. Nach der gewöhnlichen Ansicht machen jene Gegenstände einen Zweig der Staatsverwaltung aus; und wenn man von dem Gesichtspunct ausgeht, daß sie in die Statistick nur so weit hinein gehören als der Staat sich ihrer annimmt, mit Recht.

Die Verfassung des Staates läßt sich vollständig übersehen aus den Grundgesetzen desselben; und aus dem Verhältniß der obersten Regierungsgewalt zu den Regenten. Wir kommen darauf noch unten zurück.

Die Verwaltung zerfällt in die der innern Verhältnisse, nach den bekannten Hauptzügen derselben, und in die der äußern.

Bey dem was der Verf. über die Behandlung der Statistick sagt, legt er der vergleichenden, im

Gegensatz gegen die der einzelnen Staaten, zum academischen Vortrage große Vorzüge aus eigener Erfahrung bey. Wir verkennen zwar die Vortheile nicht, die mit der vergleichenden Methode verbunden sind; aber an sich geben diese Vergleiche doch keine klare und vollständige Einsicht in die Verfassung und Verwaltung der einzelnen. Nach der mehr als dreyßigjährigen Erfahrung des Ref. lassen sich beide in sofern mit einander verbinden, daß indem man die der einzelnen Staaten befolgt, sich der Gelegenheiten genug darbieten vergleichende Blicke auf die der andern zu werfen.

Wir übergehen was der Verf. von dem Hauptvorteile der Staatskunde sagt; um auf die Geschichte der Wissenschaft aufmerksam zu machen, wovon uns der Verf. eine sehr schätzbare Uebersicht gibt. Nachdem er von dem wenigen, was das Alterthum und das Mittelalter darin geleistet haben, gesprochen, geht er die neue Zeit vom sechzehnten Jahrhundert an nach der Folge der Jahrhunderte durch; und zwar bis auf die neuesten Zeiten herunter; wo auch die Verdienste, welche sich die hiesige Universität seit Achenwall und Schlözer besonders durch den letzten, durch den zuerst *P u b l i c i t ä t* in die Statistik gebracht wurde, an der Wissenschaft erworben hat, bemerklich gemacht werden.

Die Einleitung schließt mit einer Uebersicht der Staaten Europas nach ihrem Alter als souveraine Staaten, ihrem Range, ihren Regierungsformen, ihren Finanzen, ihrer Land- und Seemacht.

In Rücksicht der Regierungsformen werden vier Arten der Monarchien unterschieden. 1. Die Autokratien wo der Selbstherrscher alleinige Quelle der Gesetzgebung und der Verwaltung ist. (Wäre

aber auch nicht die Gränzlinie zwischen der Autocratie und Despotie zu ziehen gewesen, die in dem Besiz oder dem Mangel der persönlichen Freyheit zu suchen ist?) 2. Monarchie wo die Centralverwaltung und Gesetzgebung allein dem Monarchen zusteht, wo aber den einzelnen Provinzen durch Vertreter der einzelnen Stände derselben eine berathende Stimme in den Provinzial-Ständeverhandlungen überwiesen ist. 3. Constitutionell beschränkte Monarchien. — Die zweyte Classe ist bisher nicht als eigene monarchische Regierungsform aufgeführt; und man kann dagegen einwenden, daß der autocratische Character durch bloß berathende Behörden nicht verändert wird. Bey Republiken unterscheidet der Verf. wie gewöhnlich Aristocratieen und Democratieen. Wir hätten nur gewünscht daß es dem Verf. beliebt hätte, hier die feste Gränzlinie zwischen Monarchie und Republik zu ziehen, die keineswegs in der Zahl der Regenten, sondern in der Stellung zu suchen ist, in der derselbe gegen die Nation steht; der zu Folge er in der Monarchie als Fürst über dem Volke steht; in der Republik aber als Magistrat ihm untergeordnet seyn muß; worüber Ref. das Weitere schon andernwärts erörtert hat. Welche verderbliche Folgen die Nichtbeachtung dieser Gränzlinie in manchen Staaten gehabt hat, — wir brauchen nur an die Spanische Constitution zu erinnern, — ist allgemein bekannt.

Auf diese Einleitung folgt nun die Staatskunde des Russischen Reichs, welche die größte Hälfte dieses Bandes einnimmt. Wir sind dem Verf. großen Dank schuldig, daß er mit diesem Reiche sein Werk begonnen hat. Nicht nur weil dasselbe durch seinen Umfang das erste ist, sondern weil dadurch eine der fühlbarsten Lücken in der

Statistik unsers Welttheils ausgefüllt wird. Für die Statistik Rußlands sind in den letzten Jahren zwar wohl einzelne werthvolle Beyträge geliefert; aber seit der Erscheinung des unvollendet gebliebenen Werks des verstorbenen Baron v. Wichmann im Jahre 1813 ist keine allgemeine Statistik Rußlands erschienen. Und welche Veränderungen sind doch nicht während dieses Zeitraums von mehr als zwey Decennien eingetreten? Freylich gehört das Unternehmen zu den schwierigsten. Die Hindernisse welche durch die Entfernung, durch die Verschiedenheit der Sprache, und vor allem durch die Mangelhaftigkeit der Quellen bey der großen Beschränktheit der Publicität verursacht werden, leuchten wohl von selbst ein. Der Verf. hat diese Hindernisse so weit besiegt, als Umstände und Verhältnisse es zuließen. Es sind besonders zwey Puncte, welche ihm zum großen Verdienst angerechnet werden müssen. Erstlich nämlich sein eifriges Streben, sich die Quellen die ihm zugänglich seyn konnten zu verschaffen; nämlich die kaiserlichen Ukasen. Bey den Gegenständen, welche durch diese bestimmt werden, ist stets in den Citaten auf sie zurückgewiesen. Dieß hat keiner seiner Vorgänger gethan; und ihm bleibt daher das große Verdienst, so weit dieß anging, aus den ersten Quellen geschöpft zu haben. Der zweyte Punct betrifft die offenen Geständnisse der bloßen Wahrscheinlichkeit statt der Gewisheit, wo er nur durch Combinationen Resultate ziehen konnte. Durch Befolgung dieser Grundsätze ist sein Werk bey weitem das erste und wichtigste geworden, das wir für die Statistik des Russischen Reichs gegenwärtig besitzen.

Die in demselben befolgte Anordnung der Materialien ist dieselbe, welche bereits in der Ein-

leitung für die allgemeine Statistik statt fand. Nach einer kurzen Angabe der allgemeinen Quellen und Hülfsmittel zerfällt das Ganze in die vier Haupttheile: Grundmacht des Russischen Staats; Cultur des Russischen Staats; Verfassung des Russischen Staats; und Verwaltung desselben. Wenn wir gleich uns nicht anheischig machen können, einen ins Einzelne gehenden Auszug aus demselben zu geben, so glauben wir doch den Lesern unserer Blätter einen Gefallen zu erzeigen, wenn wir einige Hauptangaben aus demselben mittheilen.

Zu der Grundmacht des Staats gehört das Staatsgebiet, und die Bevölkerung. Der Flächeninhalt des gesammten Staatsgebiets in drey Welttheilen wird angegeben zu 363,404 □Meilen. Von diesen kommen I. auf das Europäische Rußland 75,154 das Czarthum Polen mit eingeschlossen; also die Hälfte von ganz Europa. Es zerfällt in die Ostseeprovinzen, mit 9023 □M. das Großfürstenthum Finnland mit einbegriffen. Großrußland mit 43,390, Kleinrußland mit 4178, Südrußland mit 8773, Westrußland mit 7573 und Polen mit 2,203 □M. II. Auf das Asiatische Rußland 270,950, enthaltend das Czarthum Kasan mit 11500, das Czarthum Astrachan mit 13800, die Kaukasusländer mit 5940, das Czarthum Sibirien mit 208,600; die Steppen der Kirgisen mit 30000, und die Russisch Asiatischen Inseln mit 1110 □M. Endlich III. die Besitzungen in America mit 17,500 □M. Bey Europa und Asien werden die zu jenen gehörenden einzelnen Statthalterschaften und Provinzen nach ihrem Flächeninhalt und Bevölkerung aufgeführt. Wir bemerken dabey Folgendes: Erstlich bey dem Asiatischen Rußland ist das Czarthum

Kasan, mit der Statthalterschaft Kasan, Wiatka, Perm, Simbirsk und Pensa mit Recht der Russischen Staatsgeographie zufolge zu Asien mitgerechnet; statt daß unsre neuen Geographen, um für Europa natürliche Gränze, das Gebirge und den Fluß Ural zu bekommen, es zu diesen zählen. Ferner bey Sibirien, das der Verf. noch in drey Statthalterschaften theilt, wundern wir uns, daß bey seiner sonstigen Genauigkeit ihm die von Alexander durch den Ukas vom 7. März 1822 gemachte, und noch bestehende Eintheilung entgangen ist; der zufolge ganz Sibirien in West- und Ostsibirien, jedes unter einem General-Gouverneur, in zwey Statthalterschaften, nämlich Westsibirien in Tobolsk und Tomsk, Ostsibirien in Irkutsk und Jeniseisk, jedes unter einem Gouverneur und Vicegouverneur getheilt ist. Was die Kirgisischen Steppen betrifft, so ist es noch wohl zweifelhaft ob sie, in sofern sie jenseit des Ural-Stromes liegen, als Theile des Reiches betrachtet werden können. — Bey der physischen Beschaffenheit, die in vier Erdstriche, den arctischen, den kalten, den gemäßigten, und den warmen zerfällt, werden außer den Hauptflüssen auch die Canäle, 15 an der Zahl, angegeben.

Die Bevölkerung, welche nach den Kirchenlisten und dem Kopfgelde berechnet wird, betrug nach diesen im Jahre 1832 bereits 51,756,517 Seelen. Da sie jährlich einen Zuwachs von mehr als einer halben Million erhält, schätzt sie der Verf. jetzt zu 55 Millionen, von welchen im Durchschnitt auf die □Meile nur 151 Seelen fallen. Wie ungleich sie vertheilt sey, ist bekannt. Das Reich hat nur drey Städte über 50000 Einwohner, St. Petersburg mit 445,135 E. die Besatzung mitgerechnet; Moskau mit 311,463 E.

und Warschau mit 129,705 E. und nur noch fünf Städte zwischen 30 und 50000 E., unter denen Riga und Odessa obenan stehen. Der Stammverschiedenheit nach zerfallen die Bewohner in Slaven, Letten, Finnen, Deutsche, Tartaren, Juden, und die Asiatischen Völkerschaften; überhaupt 87 an der Zahl. Die Verschiedenheit nach den Ständen und Range (nach den 14 Rangclassen); Adel, Bürgerstand und Bauern. Die Anzahl der letztern wird von dem Verf. auf 47 Millionen geschätzt, die des Bürgerstandes auf $4\frac{1}{2}$ Million; die des Adels gegen 900000 Köpfe. Die Verhältnisse und Rechte dieser Stände, so wie sie durch die Adelsordnung und die Städteordnung von Katharina II. gesetzlich bestimmt, und von Alexander bestätigt und verbessert worden, so wie auch die jetzigen Verhältnisse der verschiedenen Classen des Bauernstandes sind von dem Verf. sorgfältig auseinander gesetzt. Die Religionsverschiedenheit, da nicht nur christliche sondern auch andere, selbst heidnische Religionen geduldet werden, ist zwar sehr groß; doch glaubt der Verf. daß eilf Zwölftel der Bevölkerung sich zum Christenthum bekennen. Die herrschende Kirche ist bekanntlich die griechische, deren Geistlichkeit in die Klostergeistlichkeit und Weltgeistlichkeit zerfällt. Die erste, aus der allein die hohen geistlichen Stellen der Metropolitnen, der Erzbischöfe und Bischöfe besetzt werden, genießt ein höheres Ansehen. Es gibt 350 Mönchsklöster mit 5330 Mönchen; und 98 Nonnenklöster mit 4162 Nonnen. Das Reich ist in 36 Eparchien getheilt. Der Kaiser ist Oberhaupt der Kirche, seitdem Peter I. die Patriarchenwürde eingehen ließ; und läßt die kirchlichen Angelegenheiten durch den heiligen Synod verwalten. Zu den nichtchristlichen

Religionsparteyen gehören die Bekenner des Islam, des Mosaismus, des Lamaismus, und des Fetischismus und Schamanismus. Die Anzahl der Lehtern, oder der Heiden, soll nicht über 600000 steigen.

Der folgende Hauptabschnitt ist der Cultur des Russischen Staats gewidmet. Zuerst die physische Cultur. Der Ackerbau steht noch auf einer sehr niederen Stufe, als Folge der herrschenden Leibeigenschaft; die Viehzucht ist verschieden nach den verschiedenen Climates des Reichs, von dem Kamele des Südens bis zum Rennthiere des äußersten Nordens. Der jetzt immer wichtiger werdende Ertrag der Bergwerke und der Salze wird auf 42 Millionen Rthlr. angegeben. Am stärksten ist der Bergbau in der Statthalterschaft Perm, zu diesen kommen nun an der Ostseite des Staats die so reichen Gold- und Platinawäschen. — Die verschiedenen Zweige der technischen Cultur werden nach ihrer Wichtigkeit aufgezählt; Leinen-, Wolle-, Baumwolle und Seidenmanufakturen u. a. Ihre Fortschritte, so wie auch wohl ihre Rückschritte hängen meist von den Maassregeln der Regierung ab. Die meisten finden sich in dem Gouvernement Moskwa, und nächstdem Tula, Nischgerod, Saratow u. a. — Die verschiedenen Zweige des Handels. Kurze Uebersicht der Geschichte desselben nach den verschiedenen Regierungen. Der auswärtige Handel, Ausfuhr und Einfuhr. Das Maximum der Ausfuhr betrug im Jahre 1830 nicht weniger als 219 Mill. Rub. Pap. (48½ Mill. Thaler). Unter den Gegenständen der Einfuhr steht der rohe Zucker oben an; mit 32 Mill. Rubel; der Caffee dagegen nur mit 6 Millionen. Baumwolle, roh und gesponnenes Garn ist bis auf 38 Mill. gestiegen. Un-

ter den Färbestoffen der Indigo mit 23 Mill. Bey der Ausfuhr stehen Hanf und Flachs oben an; jener mit 23 dieser mit 20 Mill. Nächstdem Talg, jährlich für 40 Mill. (?) Erst den dritten Platz nimmt das Getraide ein. Demnächst Eisen, Bauholz, Pelzwerk. Bey dem Außereuropäischen Handel wird der mit Nord-America immer wichtiger. Unter den Handelshäfen steht Petersburg oben an; den zweyten Platz an der Ostsee nimmt Riga ein; am schwarzen Meere den ersten Odessa, das zum Freyhafen erklärt ist. Für den innern Verkehr ist Neu-Nowgorod durch seine Messe ein Hauptpunct; nächstdem die beiden Hauptstädte Moskwa und St. Petersburg.

Die geistige Cultur, nach den Unterrichtsanstalten; Schöpfer derselben war K. Alexander. Universitäten, Gymnasien, Kreisschulen. Die Universitäten werden hier noch nach den Landesbezirken aufgeführt, von denen jeder die Aufsicht über die niederen Lehranstalten innerhalb desselben übertragen war; wodurch die Professoren zu vielen und entfernten Reisen, da jeder Bezirk mehrere Statthalterschaften umfaßte, verpflichtet waren. Seit der Erscheinung des gegenwärtigen Werks, ist nach öffentlichen Nachrichten dieß lästige und störende Geschäft ihnen abgenommen. Die Zahl der Lehranstalten jeder Art, der Lehrer und der Schüler werden von dem Verf. angegeben. Wenn die Universitäten auch wenig zahlreich besucht werden, so ist die Schuld gewiß weder an der Regierung, noch an den Lehrern. Die höheren Classen der Nation sind noch zu wenig daran gewöhnt.

Der dritte Haupttheil erläutert die Verfassung des Reichs. Da hier alle Gewalten in der Hand des Selbstherrschers vereinigt sind, so wäre

es hier überflüssig einzeln davon zu sprechen. Eine früher verschieden beantwortete Frage, in wiefern das Russische Reich Grundgesetze habe, wird von dem Verf. mit Recht so beantwortet: nur in sofern dieß mit der einer Autocratie zu vereinigen ist, wo dem Nachfolger es überlassen ist, die Verordnungen seines Vorgängers aufzuheben oder zu bestätigen. Nur das Gesetz durch welches im Jahre 1613 das Haus Romanow von dem Volke mit unumschränkter Gewalt auf den Thron erhoben worden, macht davon eine Ausnahme. Freylich können mehrere Gesetze, wie z. B. Adelsordnung, Städteordnung, Successionsordnung und andere in so weit als Grundgesetze betrachtet werden, als sich aus leicht einzusehenden Ursachen voraussehen läßt, daß sie nicht leicht werden aufgehoben werden. Der Streit darüber war eigentlich ein Wortstreit. — Rechte der Stände, welche in den Adelsversammlungen, die in jeder Stadthalterschaft, und den Bürgerversammlungen die in jeder Stadt alle drey Jahre mit Erlaubniß des Stadthalters gehalten werden, auszuüben sind. Sie bestehen hauptsächlich in den Wahlen derer die zu den adlichen und bürgerlichen Stellen der Stadthalterschaften und Städte vorzuschlagen sind. Wir haben im verflossenen Jahre in den öffentlichen Blättern einen strengen kaiserlichen Ukas gegen die Vernachlässigung derselben, und daraus hervorgehende unpassende Wahlen gelesen. — In Finnland, das sehr begünstigt ist, steht dem Generalgouverneur ein Regierungsrath zur Seite, von 14 Personen, der jährlich von dem Kaiser aus dem Adel und Bürgerstande ernannt wird. Er hat jedoch nur eine beratende Stimme; das Recht der Beschwerde-

führung, und die Fürsorge für die gleichmäßige Vertheilung der öffentlichen Lasten.

Den letzten Hauptabschnitt bildet die Staatsverwaltung. Zuerst die Central oder allgemeinen Regierungsbehörden. Das Russische Reich hat deren vier; zwey neuere, von K. Alexander, und zwey ältere von Peter I. gegründete. Die beiden ersten für das Ministerium, aus acht Ministern und vier Generaldirectoren bestehend; von denen jeder an der Spitze eines Zweiges der Staatsverwaltung steht; das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, des Kriegs, der Marine, der innern Angelegenheiten, des kaiserlichen Hauses, der Justiz, des öffentlichen Unterrichts, der Finanzen; von welchen von jeder der Geschäftskreis und die Organisation genauer angegeben wird. Die vier Generaldirectoren sind die Reichs-Controle, die der Posten, der kirchlichen Angelegenheiten für die auswärtigen Confessionen, und die der Straßen und Wasserbaues. Die zweyte von K. Alexander errichtete allgemeine Behörde ist der Reichsrath als höchste berathende Behörde, aber ohne ausübende Gewalt. Er zerfällt jetzt in vier Sectionen für die Gesetzgebung, Landmacht und Marine, innere und Kirchenangelegenheiten, und die Finanzen, wozu kürzlich noch eine fünfte für Polen gekommen ist. Die beiden ältern Behörden sind der Senat, dessen Hauptbestimmung (nebst der Promulgation der Ukasen) jetzt die oberste Rechtspflege als höchste richterliche Instanz ist; und der schon oben erwähnte dirigierende Synod. Die innere Provinzialverwaltung steht unter dem Generalgouverneur, Gouverneur und Vicegouverneur; deren Wirkungskreise genau angegeben werden. Dem Gouverneur steht zur Seite der Gouvernementsrath; dem Vicegouverneur der Kam-

meralrath, in welchem er den Vorsitz führt; wie der Gouverneur in der Kammer der allgemeinen Fürsorge. — Bey der Justizverwaltung wird das neue Corpus juris Russici, oder Gesetzsammlung (Swod) die als vollständige Quelle für die gesammten Russischen Rechte und Staatsverhältnisse gelten soll, und woraus, so viel wir wissen auch schon das Gesetzbuch selbst, geliefert ist, angeführt. Besondere Sorgfalt ist auf die Darstellung der Finanzverwaltung verwendet; die wenigstens theilweise Publicität erhalten hat. Sowohl die Einnahmen aus den Steuern und den Regalien, unter welche Classen sie sämmtlich zerfallen, werden einzeln aufgeführt. Die Steuern werden zu 177,218 Mill. Rub. Pap. die Regalien zu 177,050,000 Rub. Pap. angegeben; unter jenen stehen das Kopfgeld mit 75,000000, die See- und Landzölle mit 84,000768 Rub.; unter den Regalien ist bey weiten das wichtigste das Branntwein-Regal mit 116,000000 Rub. Pap. Die Generalsumme der Einnahme wird angesetzt zu 394,546,189 = 122,262,508 Rthl. Pr., also in runder Summe zu 400 Mill. Rub. Pap. Die Ausgaben zu 122,091,508 Rthl. Die jetzige verzinsliche Staatsschuld 903,871,673 Rub. Pap. = 279,441,616 Rthl. Die unverzinsliche (Bank-Assignationen) auf 595,776,310 Rub. = 183,697,696 Rthl. Also in runder Summe 600 Mill. Rub. Für das ungeheuerere Reich mit seinen unermesslichen Hülfquellen im Vergleich mit den andern Hauptstaaten unsers Welttheils eine mäßige Schuld. Bey der Kriegsverwaltung wird der Bestand der Landmacht folgendermaßen angegeben: Kaiserliche Garden 41,200 Mann, Linieninfanterie in 138 Regimentern und Garnisonstruppen zu 435,843 M., regelmäßige Cavallerie 84000 M., Artillerie

rie 40,800 M., Geniewesen 10500 M. So daß die ganze regelmäßige Heeresmacht 612,332 M. beträgt.

Ueber die Seemacht wird nur der Bestand von 1805 und 1813 gegeben zu 32 segelfertigen Linienschiffen und 18 Fregatten nebst mehreren Cuttern u.; der jetzt wohl nicht mehr gelten kann. Daß bey der Landmacht sowohl als bey der Seemacht die auf sie Bezug habenden Einrichtungen und Institute bemerklich gemacht werden, brauchen wir nicht erst zu erinnern.

Auf diese Statistik des Innern, folgt zuletzt die der auswärtigen Verhältnisse, mit Aufzählung der noch als gültig bestehenden Staatsverträge und Bündnisse nach ihren Hauptbeziehungen.

Wir glauben genug gesagt zu haben, um unser früher gefälltes Urtheil zu bestätigen. Nach der Versicherung des Verf. in der Vorrede dürfen wir dem zweyten Bande, der die beiden Hauptstaaten des Deutschen Bundes enthalten wird, und so auch der weitem Fortsetzung noch in diesem Jahre entgegensehen.

(Die Anzeige des uns so eben zu Händen gekommenen zweyten Theils, Frankreich und England umfassend, werden wir demnächst liefern).

Hn.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

136. Stück.

Den 30. August 1836.

S t r a l f u n d.

Böfflersche Buchhandlung: Ein Beitrag zur Kirchengeschichte. Basilius der Große nach seinem Leben und seiner Lehre dargestellt von Dr. C. R. W. Klose, Privatdocent zu Kiel. 1835. VII. u. 247 S. in 8.

L e i p z i g.

Dybsche Buchhandlung. Gregors des Bischofs von Nyssa Leben und Meinungen zusammengestellt und erläutert von Dr. Julius Rupp, Privatdocent an der Königsberger Universität. 1834. VIII. u. 262 S. in 8.

L e y d e n.

Apud J. C. Cyfveer. Disputatio historico-theologica de Gregorio Nysseno. Scripsit Dr. S. P. Heyns. IV. et 183 S. in Quart.

Das Cappadocische Brüderpaar Basilius der Große und Gregor von Nyssa erhalten hier eine monographische Behandlung, die längst zu erwarten stand, da ihr treuer Genoss, Gregor von Nazianz schon früher seine Bearbeiter gefunden

hatte. Wirklich ist aber auch die Zeit ihrer kirchlichen Thätigkeit, zweyte Hälfte des 4. Jahrhunderts, so reich an neuen Entwicklungen, daß die Geschichte dort nicht genau genug ins Einzelne gehen kann. Der Arianische Streit nahet seinem Ende, und wird größtentheils durch diese Männer zu Ende geführt: das Mönchthum entwickelt sich bestimmter, und gewinnt dadurch auf Kirchenlehre und Kirchenverfassung einen so gewaltigen Einfluß, daß es aufs Neue gegen den weltlichen Sinn einen Gegensatz bildet, wie er früher zur Zeit der Unterdrückung von der Gesamtkirche gegen das Heidenthum ausgeübt war: fühlte sich früher jeder Christ im strengen Widerspruch gegen die Welt, saeculum, worunter er zunächst alles Heidnische verstand, das er dann zugleich mit dem Reiche des Teufels, und des Widerchristi in Verbindung brachte: so setzte das Mönchthum jetzt denselben Enthusiasmus fort, und theilte so der allmählich absterbenden römisch-griechischen Welt ein neues Lebensprincip mit. — Endlich erhielt die Zeit der Wirksamkeit jener Männer auch noch dadurch etwas Eigenthümliches, daß sie aufs Neue mit der weltlichen Macht in Conflict geriethen, und zwar des Glaubens wegen nicht wie früher, mit heidnischen, sondern mit christlichen Kaisern. Freylich hatte auch schon gleich bey dem Beginn des Arianischen Streits der große Athanasius die Schwere des weltlichen Arms für seine Orthodorie empfunden, und an mancher bitteren Erfahrung gelernt, wie das Ineinanderfließen von Staat und Kirche, so daß der nunmehr christliche Kaiser aus dem Cabinette zugleich den Glauben decretierte, nicht gerade so segensreich sich gestalten, als es wohl vor dem Uebertritte Constantins erwartet war; schon im Verfolge des Arianischen Streits hatte oft die Politik sich in die Dogmatik gemischt: allein so schwer als während der

Thätigkeit jener drey Männer hatte sich doch jene verderbliche Folge noch nicht entwickelt; denn kein Keiser hatte so entschieden eine dogmatische Partey ergriffen, als Valens die Sache der Arianer. In der That ist deßhalb die Stellung jener Verfechter der Orthodorie um nichts sicherer gegen die Gewaltstreiche des Hofes, selbst ihre äußere Lage und bürgerliche Existenz um nichts sicherer, als 100 Jahr früher unter den heftigsten Verfolgungen heidnischer Gewalthaber: Exil, Confiscation des Vermögens, selbst bürgerliche Mißhandlungen drohen ihnen eben so gewiß von den arianisch gesinnten Behörden unter kaiserlicher Autorität, nur daß sie nicht gerade Todesstrafe zu fürchten hatten; und selbst dazu hätte sich wohl die Leidenschaft des Parteykampfes fortreißen lassen, wenn nicht der christliche Sinn auch in leidenschaftlicher Entstellung die Gewalthaber davor bewahrt hätte. Gewiß ist deßhalb vielleicht kein Zeitraum so reich an kirchlicher Entwicklung, keiner bot dem dogmatischen wie dem administrativen Talent so gewaltigen Stoff für tüchtiges Eingreifen dar, als diese Zeit zwischen den beiden ersten allgemeinen Concilien 325 — 381.

Eben deßhalb erwartet man von jeder monographischen Bearbeitung eines der dort handelnden Männer gewiß zunächst als Einleitung eine tüchtige Uebersicht der Zeitverhältnisse: schon die politische Seite der damaligen Kirchenverfassung muß klar verzeichnet werden, weil jene kirchlichen Heroen von ihr so unangenehm getroffen sind; dann aber, wer zählt nur alle die Secten auf, in welche allein die Arianer dadurch sich spalteten, daß sie nach dem theilweise errungenen Siege sich auf der zweyten Synode zu Sirmium, 357, von ihrer bisherigen meist negativen Stellung gegen das *ὁμοούσιος* nun selbst zu positiver Bestimmung ihrer Lehrart wandten?

wer fügt alle die Untersecten hinzu, die Frucht der sich darbietenden Parteyfragen? Hier war gewiß ein scharfer Durchschnitt durch die vielfach fortlaufenden Fäden unerläßlich, um die Mängel in ihrem amtlichen und dogmatischen Wirken zu verstehen. Von sämmtlichen drey vorliegenden Verfassern wird ein so dringendes Bedürfniß nicht berücksichtigt; die Erwähnung der frühern und damaligen Zustände ist sämmtlich nur eine theilweise und gelegentliche. So holt Hr. Dr. Heyns Manches über die dogmatische Entwicklung in einer Uebersicht der Geschichte vom λόγος nach, Hr. Dr. Klose geht in der Einleitung auf die Bedeutung des Mönchstandes ein: Hr. Dr. Rupp begnügt sich mit einigen recht geistreich klingenden Betrachtungen, indeß so allgemein gehalten, daß unmöglich der Leser sich dann für orientiert halten darf, wo der Biograph den Stammbaum seines Heroen aufrollt.

In einer allgemeinen Uebersicht der drey kirchenhistorischen Leistungen ist jedenfalls am leichtesten die Charakteristik der holländischen Arbeit entworfen: sie trägt ganz die Vorzüge wie die Mängel holländischer Dissertationen: die Lebensumstände des großen Kirchenlehrers erhalten durch sammelnden Fleiß und recht gesunde Critik manche erwünschte Aufklärung: die Schriften desselben werden sehr genau critisch gesichtet — ein Vorzug, dessen sich die beiden deutschen nicht rühmen dürfen: fast unverzeihlich haben sie die literarische Critic verabsäumt, während doch gerade dadurch die Monographie sich ein bleibendes Verdienst erwerben kann, und dann nicht der Resignation Hr. Rupp's bedarf, daß sie kein Kunstwerk für die Ewigkeit seyn wolle, sondern ihren Zweck erreicht habe, wenn sie zu den Quellen selbst leite, und sich dadurch nach einigen Decennien überflüssig mache. Gewiß übernimmt es doch der Monograph, die behandelte Geschichte.

partie so aufzuhellen, daß seine Bemühung für den gegenwärtigen Standpunct der Wissenschaft jede neue Durchforschung überflüssig macht: wozu Theilung der Arbeit, wenn doch wieder Jeder Alles durchforschen muß? Daß dazu die genaueste critische Sichtung der Schriften des behandelten Mannes gehört, versteht sich von selbst, und gebühret insofern dem Holländer ein literarischer Dank. Dagegen ist mit diesem Forschen im Einzelnen nun auch sein Verdienst abgeschlossen: Anforderungen an eine Biographie auf der Höhe der kirchengeschichtlichen Forschung, wie sie wenigstens Deutschland nach so manchen ausgezeichneten Leistungen auf diesem Gebiete zu stellen gewohnt und berechtigt ist, können von ihm nicht als erfüllt gelten. Zu jener tiefer eindringenden Geschichtsforschung, die den einzelnen Mann nur als Entwicklungsglied einer sich fortbildenden historischen Reihe betrachtet, von der sein Handeln eben so bestimmt wird, als er selbst bestimmend in sie eingreift, zu jener mehr realen als personalen Darstellung, die wahrhaft die Geschichte der Kirche gibt und nicht bloß des einzelnen dabey thätigen Individui, die den ganzen Kreis von Umständen und Bedingungen im Auge hat, unter denen der einzelne Mann seine Virtuosität erproben muß, zu einer kirchenhistorischen Biographie, die wirklich darthut, was jener Mann im organischen Zusammenhange der kirchlichen Dinge war und leistete: dazu findet sich hier wohl nur erst das Material gesammelt; die lebendige Durchdringung desselben, die Nachweisung der Schlagadern, in denen das individuelle Leben des Mannes entsprechend dem Leben der kirchlichen Gesammtheit, rollt, die nur dadurch mögliche allseitige Zeichnung seiner Persönlichkeit und geschichtlichen Bedeutung, wird hier wie bey vielen ähnlichen Abhandlungen holländischen Gepräges leider vermißt.

Den beiden deutschen Bearbeitern schwebte wenigstens das Unerläßliche dieser Forderung vor, und suchen sie derselben auf ihre Weise zu genügen. Dem Biographen des Basilius ist dieß in soweit gelungen, als er wirklich den Zusammenhang der Erscheinung seines Heroen mit dem Gesammtleben der Kirche nirgends verliert, seine Thätigkeit nach ihrer Veranlassung und ihrem Einfluß auf das Ganze hinreichend würdigt; nur muß man ihm dabey größere Uebersichtlichkeit, das Ordnen des Stoffes unter die leitenden Ideen wünschen. Im Einzelnen gibt der deutsche Fleiß jener holländischen Sorgfalt nichts nach, besitzt auch wenigstens die Ahnung eines tieferen historischen Zusammenhanges. Die einzelnen historischen Züge sind treu erforscht und redlich wiedergegeben: nur kommt der Leser aus dem Einzelnen nicht heraus: die kleinen Persönlichkeiten, die geschickt geordnet gewiß unerläßlich sind, um den Totaleindruck hervorzurufen, stehen überall isolirt: nirgends eine Anhöhe, um das Treiben der Einzelheiten zu überschauen, nirgends eine Durchsicht durch den Wald der Facta eröffnet. Es bleibt dem Leser überlassen, nach dem Eindrücke, den die vorggeführten Einzelheiten bey ihm zurücklassen, sich selbst ein Bild des Ganzen zu entwerfen, während doch Niemand besser als der Biograph dazu, wenn auch nur in einigen scharfen Zügen, hätte die Anleitung geben können.

: Diese Forderung ist dagegen von dem deutschen Bearbeiter des Myffeners allerdings beachtet, freylich aber auf eine Art, die auch nicht größeren Gewinn verheißt: seiner Darstellung der Einzelheiten fehlt es zwar nicht an leitenden Ideen, an allgemeiner Gesichtspuncten, zu deren Durchführung dann die Facta als erläuterndes Material verarbeitet werden. Indes sind jene leitenden Ideen keinesweges, wie es doch

erforderlich ist, aus dem Studium des Einzelnen hervorgegangen, sondern mehr Erzeugnisse einer dem behandelten Stoffe nicht selten fern stehenden Speculation. Hr Dr Rupp erklärt zwar gleich anfangs, daß er dabey durchaus nicht einer bestimmten philosophischen Schule folge, vielmehr Ansichten neben einander stelle, die wohl bisher noch nicht in einem System verbunden gewesen seyen; allein nichts ist leichter, als der Beweis, daß er trotz dieser philosophischen Unbefangenheit dennoch mit seinen aprioristischen Sätzen der Geschichte Gewalt anthue. So erinnert gleich die ganze Eintheilung der christlichen Ueberzeugung Gregors in polemische und apologetische Versuche, an die bekannte Schleiermachersche Anordnung der philosophischen Theologie in Polemik und Apologetik. Schon auf dem rein theoretischen Gebiete läßt sich über diese Anordnung bedeutend rechten, so daß wenigstens mit dem Namen Polemik bey Schleiermacher etwas ganz anders genannt erscheint, als der gewöhnliche Sprachgebrauch gestattet. Wer denkt bey der Streittheologie nicht sofort an die Beziehung auf den äußern Feind, so daß polemisch die fremde Theorie bekämpft, apologetisch die eigene geschützt werden muß? Die Polemik geht also doch wohl nach außen, die Apologetic nach innen. Wenn dagegen Schleiermacher die Polemik nach innen gerichtet seyn lassen will, indem sie das Krankhafte an dem eignen System aufsuchen und zerstören soll: so würde vielleicht passender eine Benennung vom Gebiete der Heilkunde entlehnt, etwa Pathologie und Therapie, oder es muß doch immer bey jener Construction der Begriffe beachtet werden, daß der Krieg solcher Polemik ein wahres bellum intestinum, und keineswegs dasselbe sey, was sonst mit jenem hergebrachten Namen bezeichnet wird. Was indeß bey der mehr speculativen Construction

unter jener Voraussetzung erträglich scheint, wird gänzlich unpassend, so wie es der Geschichte aufgedrängt, und rückwärts darnach der Sprachgebrauch bestimmt werden soll. Gemäß der Schleiermacherschen Angabe, die Polemik gehe nur nach innen, behauptet z. B. der Hr Verfasser S. 124 geradezu, es gebe keine Polemik vom christlichen Standpunkte gegen den nichtchristlichen: 'Daß die Christen gegen Heiden und Juden polemisieren, ist nicht denkbar.' Aber es ist doch wirklich geschehen, und zwar auch gegen Mahamedaner! Oder sind denn die Beweise, womit von Quadratus und Aristides herunter den Heiden die Nichtigkeit des Polytheismus, den Juden das Unrecht ihrer Zweifel an der Messianität bewiesen ist, nicht wirklich polemischer Art? Die Männer nannten sich selbst zwar Apologeten, weil der practische Zweck ihrer Schriften Vertheidigung des Eigenen war: aber ist es denn nicht als hergebrachter Sprachgebrauch zu betrachten, daß dort, wo sie den Fuß zum Kampfe auf das feindliche Gebiet setzten, auch die Polemik begann, und daßelbe Streben polemisch oder apologetisch heißen muß, je nachdem es mehr kämpfend nach außen oder schützend nach innen gekehrt ist? Die Behauptung des Verfassers, 'daß wir nur gegen diejenigen streiten, die derselben Form anzugehören vorgeben, die wir als die unsrige bekennen, nie gegen diejenigen, welche es zugeben, eine andere Religionsform zu repräsentieren' — ist also zum mindesten unhistorisch, so lange er nicht die vorhandenen Documente christlicher Polemik gegen unchristliche Formen zu tilgen vermag. Auf ähnliche Gehaltlosigkeit lassen sich so manche andere leitende Sätze des Verfassers zurückführen, die irgendwie speculativ gewonnen nicht Probe halten, so bald sie auf historischem Boden geprüft werden. Was soll man z. B. mit der Behaup-

tung anfangen, (S. 127) die 'Keger mögen als Repräsentanten des Rationalen in einem bestimmten System von Glaubenswahrheiten, die Vertheidiger der kirchlichen Rechtgläubigkeit als die Repräsentanten des Positiven' aufgefaßt werden? Ist etwa jene rationalisierende Thätigkeit auch bey Doketen, Manichäern und allen den Secten zu entdecken, die durch Ueberspanntheit und Zurückgehen vom Rationalen noch die Orthodoxie überboten? Den Kegernamen aber darf der Verfasser ihnen doch nicht wohl absprechen! Verstößt er indeß unter Rationalem etwa nur die intellectuelle Thätigkeit, - die als solche dem Positiven entgegengesetzt seyn soll — so fragt sich, ob der Aufwand von geistiger Kraft etwa bey Athanasius und Augustinus geringer gewesen ist, als bey Arius und Pelagius. In der Regel mag das häretische Streben wohl auf Verflachung des Positiven hinausgehen, aber zu allen Zeiten hat es doch auf der andern Seite auch wohl die Orthodoxie an Widerspruch gegen das Rationale überboten: man denke nur an die schwärmerischen Secten des Mittelalters, Begharden, Tollharden, Bizochen, Catharer, die gewiß nicht wegen ihrer Rationalität Keger heißen. Das Gebiet des Kegerischen und des Orthodoxen kann also doch wohl nicht anders gegen einander gestellt werden, als daß jenes nach beiden Seiten hin über dieses hinauswache, so wohl zur Verflachung als zur Ueberspannung. Behauptungen, wie die des Verfassers, sind nur so erklärlich, daß die als leitende Wahrheit hingestellte Ansicht nicht als leeres Resultat aus der Analyse des Einzelnen sich herausstellt, sondern von irgend einem speculativen Principe entlehnt, den Einzelheiten gewaltsam aufgedrängt wird, und dann das natürliche Schicksal erfährt, daß die spröden Facta sich der Theorie nicht fügen wollen. Es

reicht deshalb nicht aus, daß der Verfasser darauf verzichtet, als irgend ein — aner, oder — ist die Geschichte zu behandeln: er muß sich auch vor den Gewaltstreichen gegen die Geschichte hüten, wozu jene vom ihrem speculativen Dreyfuße herab sich berechtigt halten.

An N^o I. findet sich noch zweyerley auszustellen, das Eine durch Schuld des Verfassers; das Andere ohne dieselbe und wohl dem Drucker bezumessen. Es findet sich nämlich die Lehre des Basilius dem Leben vorangestellt, während doch: manches im ersten Theile nur erst durch die im zweyten geschilderten Umstände erklärlich wird. Man darf es dem Verfasser zutrauen, daß er die umgekehrte Ordnung beabsichtigt hat, und so die in das Ganze einführende Einleitung nicht vor den zweyten Theil gesetzt wissen wollte. Bey Entfernung des Druckorts ist eine Vertauschung der Folge im Manuscript wohl erklärlich, wie denn auch manche sehr störende Druckfehler dadurch entschuldigt werden müssen z. B. S. 113. 3. 19. eheliche statt ehelose. Doch hätte man zum Mindesten in der Vorrede eine Andeutung des jetzt so störenden Uebelstandes erwartet. Dagegen auf Rechnung des Verfassers selbst ist der eingenommene Standpunct zur Beurtheilung der Kezer, namentlich der Arianer, zu schieben. Gewiß kann der Historiker nicht dogmatisch indifferent bleiben gegen Kirchenlehre und Häresie, obgleich man wohl wiederholt die Forderung einer dogmatischen Farblosigkeit an ihn gestellt hat, um darauf die Unparteilichkeit zu begründen. Gewiß soll er auch in so fern ein Gericht in der Geschichte üben, als er häretische Depravation schonungslos aufdeckt. Allein sicher hat Hr. Dr. Klose bey seinem Urtheil über die Arianer sich von dem orthodoxen Eifer seines Heroen selbst bestimmen lassen, wenn er nicht nur über den dogmatischen Irrthum der

Arianer, sondern auch über ihre Sitte, ihre politische Stellung, ihre polemische Künste schonungslos den Stab bricht: sie heißen weniger fromm, ihnen werden List und Tücke beygelegt, jegliches Mittel sey ihnen anwendbar gewesen, um den Gegnern das Geständniß von der Nichtwesensgleichheit des Sohnes zu entreißen: sie werden der Verletzung der Kirchenverfassung beschuldigt, da sie der Willkühr bedurften u. dgl. Gegen alle diese Vorwürfe wollen wir keineswegs die Arianer vertheidigen; allein es ist Unrecht, nur ihnen dergleichen Schuld zu geben, und dieselben Erscheinungen bey der orthodoxen Parthey zu verschweigen. Hat denn die athanasianische Parthey namentlich zur Zeit der ersten Synode nicht auch ihre Hoffkünste zu gebrauchen verstanden, oder ist der Hochmuth des römischen Bischofs, der so oft einer Ausöhnung zwischen Orient und Occident im Wege stand, ist die Rücksicht auf äußere Dinge, die der Spaltung zu Antiochien zum Grunde lag, wohl so leicht zu entschuldigen? So gern der Verfasser den Kunstgriff des Basiliius, wie er zur Bischofswürde gelangte, vertuschen will, unredlich gegen seinen, Freund Gregor von Nazianz, bleibt sein Betragen immer. Da er wußte, daß dieser keinenfalls der Wahl wegen zu seiner Unterstützung nach Cäsarea kommen werde, lud er ihn unter dem Vorwande einer tödlichen Krankheit zu sich ein. Gregors Zorn über diese Unredlichkeit enthält den sichersten Widerspruch gegen die Entschuldigungen des Verfassers: die vorgeschlagene Auskunft, Basiliius habe die Sache wohl nicht so deutlich vor Augen, sondern, als er schrieb, nur das Verlangen nach der Gegenwart des Freundes gehabt, um sich dann zur That zu entschließen, — in welchem Moralsysteme ist doch wohl solche Auskunft gestattet? Es begreift sich recht wohl, wie der Verfasser durch das Stu-

dium seines Heroen von dessen Parteyeiſer gegen jene Härefie mit ergriffen iſt, und Beſchuldigungen wiederholt, an die man im Munde der Orthodorie zu aller Zeit nur zu gewöhnt iſt. Deſto größere Vorſicht wird jedesmahl nöthig ſeyn, wenn von dem Glauben einer Partey der Schluß auf deren Sitte gemacht wird. Uebrigens vermögen wir hier nicht weiter in die einzelnen Unterſuchungen einzugehen, in denen allerdings der ſorgſame Fleiß wie die tüchtige Beurtheilung dem Herrn Verfaſſer rühmlichſt zu bezeugen iſt.

Deſto entfernter von einer unbilligen Verdammung der Härefie, als Folge eines eingenommenen orthodoxen Standpunctes iſt dagegen N^o II., indem hier der Verfaſſer ſich zu einer wirklich weit getriebenen dogmatiſchen Liberalität hinüberneigt. Er findet alle Mißgriffe der Polemik darin begründet, daß die eine Partey ſich allein im Beſiße der einen abſoluten Wahrheit wähnt, und von hieraus jede Abweichung befiehlt. Im Gegenſatz hiemit geht er ſo weit, daß er volle religiöſe Wahrheit in ihrer idealen Geſtalt nirgends anerkennt, ſondern überall nur individuelle Geſtaltungen der Glaubensweiſe, gegeben durch die Eigenthümlichkeit deſſen, dem ſie angehört. Der Verfaſſer kommt damit zu dem troſtloſen Reſultate, daß Polytheismus, ethiſcher und phyſiſcher Monotheismus u. ſ. w., Formen der religiöſen Wahrheit ſind, deren Verſchiedenheit in der Eigenthümlichkeit derjenigen Völker ihren Grund findet, welche ſie in ſich erzeugt haben (S. 120). Es iſt alſo der alte Satz de guſtibus non eſt diſputandum, auf das dogmatiſche Gebiet übertragen, ſie haben Alle Recht, denn hier gilt Einer ſo viel, wie der Andere: der Polytheismus iſt auch eine Form der Wahrheit, und vor ihm hat der Monotheismus nichts voraus, weil ja die Individualität

des Volks, das jenen in sich erzeugte, auch ihr Recht hat, sich geltend zu machen. Wir wollen nicht die Consequenz hieraus für die Bedeutung der christlichen Wahrheit ziehen: aber wie in aller Welt soll ein solcher Standpunct der Liberalität geeignet seyn, ein Zeitalter in seinen Eigenthümlichkeiten zu erfassen, das, wie die Zeit Gregors von Nyssa, starr an dem Begriff der einen orthodoxen Wahrheit hing, oder einen Character richtig zu erfassen, der selbst so gewaltig an Begründung und Durchsetzung jenes orthodoxen Princips gearbeitet hat? Wie viel besser hätte doch der Verfasser gethan, statt dieser, hier ganz zur Unzeit angebrachten allgemeinen Reflexionen sich noch etwas mehr um die Quellen zu kümmern, damit sein holländischer Rival ihm nicht vorwerfen könne, die sieben Briefe Gregors, zu Florenz 1731 von Caraccioli herausgegeben, gänzlich übersehen zu haben, durch deren Beachtung sein Urtheil über den ehelosen Stand und das Klosterleben des Mannes sicher würde ein anderes geworden seyn. Stand dem Hr. Verfasser dieß zwar seltene Buch nicht zu Gebote, so erwartet man sicher eine Entschuldigung deßhalb: durch dessen Nichtbeachtung aber macht er das eigene über Monographien ausgesprochene allgemeine Urtheil recht auf sich selbst geltend, daß sie nicht als völlige Erschöpfung ihres Gegenstandes gelten sollen. Hr. Dr. Heyns ist durch Benutzung jener Quelle vor Hr. Dr. Rupp im Vortheil, wiewohl auch jenem noch bedeutende Ergänzungen aus den Mittheilungen Angelo Mai's im Tom VIII Scrypt. Veter. nova Collect. & Vatic. Codd. hätten erwachsen können.

Ueber den ehelichen oder ehelosen Stand Gregors hat die Frage schon eine gewisse kirchenhistorische Berühmtheit erhalten; denn es ist doch gar zu interessant, beweisen zu können, daß Gregor von Nyssa, unter dessen Auspicien mönchischer Sinn

und der damit verwandte Calibat der Cleriker Eingang in die Kirche fand, der sich so gewaltig für Calibatsideen ausgesprochen hat, daß derselbe Mann in einer vergnügten, und gesegneten Ehe gelebt hat. Die Frage ist eben ihrer Bedeutsamkeit wegen hinreichend critisch und exegetisch verwickelt, und die Meinungen so getheilt, daß auch hier beide Biographen zu einem widersprechenden Resultate gelangen: der holländische Forscher erklärt sich für, der deutsche gegen die Verhelichung ihres Heroen, und schon hat man die Entscheidung nur auf den exegetischen Tact jedes Lesers hinausgeschoben, also hinreichend willkürlich gemacht. Hr. Dr. Rupp vermag aber die Ehelosigkeit Gregors nicht anders zu erhärten, als daß er die Lobsprüche des Calibats einem Manne nicht in den Mund legen will, dessen Gattin wohl noch am Leben, und so tugendhaft war, wie Gregor von Nazianz die Theosebia in einem Trostschreiben nach ihrem Tode geschildert hat; sie soll deßhalb nur als Schwester gelten: Wie aber, wenn Gregor von Nyssa zur Zeit, als er de virginitate schrieb, schon Wittwer war, also mit seinen Lobsprüchen keine Gattin mehr verletzen durfte? Eben so leicht wird sich auch der andere Einwand heben lassen, wornach die *παρθενία*, die der Nyssener lobt mit dem ausdrücklichen Geständniß, daß er selbst von ihrem Ruhme durch eine Kluft getrennt sey (*ἡμεῖς τινι χάσματι πρὸς τὸ τῆς παρθενίας καύχημα διεργόμεθα*) nicht von der leiblichen Virginität, sondern nur von der Reinheit der Seele im idealen Sinne gefaßt werden soll. Es ist immer schon mißlich, des Beweises wegen zu einer Allegorifirung greifen zu müssen: und wenn nun der holländische Biograph aus den von ihm benutzten Gregorischen Briefen (ed. Caracciolus) sogar den Sohn des Mannes mit Namen nennen kann, Bassilius, sicher nach dem berühmten Oheim ge-

nannt: so dürfte er doch wohl seine Sache gewonnen, und einen Grund mehr aus der Geschichte des Calibats den Segnern desselben erworben haben.

Anderß wird wohl über das Streben des holländischen Biographen geurtheilt werden müssen, wenn er den frühern Mönchsstand des Nysseners weg demonstrieren will. Er gibt zu, daß er sich einige Zeit bey dem Bruder Basilus in der Einsamkeit aufgehalten habe, aber einer solchen, die reich an Naturschönheiten, gar nicht entfernt von menschlichen Wohnsitzen, nur als eine ländliche Zurückgezogenheit gelten könne. Allein mehr darf auch in damaliger Zeit von einem Asceten nicht erwartet werden, der nicht Eremit, sondern nach der von Basilus selbst getroffenen Umformung des mönchischen Strebens, Cönobit war. Am wenigsten darf dabey ein auf die ganze Lebenszeit bindendes Gelübde gefordert werden, etwa im Sinne Benedicts, der gerade durch diese Erfindung das Kloster zu einer Hölle ohne Ausgang machte.

Ueber die christliche Ueberzeugung des Brüderpaars verbreiten sich die Biographen gleichfalls auf verschiedene Weise. Hr. Dr. Klose hat am sorgfältigsten gesammelt, und ist auch hier nur der Wunsch zu wiederholen, daß seine im Einzelnen so ausführlichen Mittheilungen unter lichtvolle Gesichtspuncte gebracht wären: der Historiker hat gegen seine Leser jedenfalls die Pflicht, was er an Einzelheiten herausgeforscht hat, auch nur gehörig von ihm selbst durchdrungen und zur Uebersicht geordnet wiederzugeben, und das wird nicht durch noch so zahlreiche Mittheilungen der verschiedenen dogmatischen Aussprüche seines Mannes erreicht. Der holländische Biograph des Gregor leidet an dem, wenigstens in Deutschland, schon längst abgethanen Fehler, daß er die Ueberzeugung seines Heroen in ein vielleicht jetzt übliches Schema der Dogmatik bringt, und die

geistige Persönlichkeit desselben nach einem Compendio der Gegenwart, nach Theologie, Anthropologie, Christologie, Soterologie abhandelt. Daß ferner in seinem Systeme der reine Monotheismus vorkomme, daß er keine besondere Beweise für das Daseyn Gottes geliefert, daß er fest an die Unsterblichkeit der Seele geglaubt habe, und dgl. —, sind Sätze, die wohl kaum erwiesen zu werden brauchten, weil sie sich bey solchem Kirchenlehrer schon von selbst verstehen. Dagegen hätte, wenn ein anschauliches Bild von der dogmatischen Individualität des Mannes geliefert werden sollte, den Fäden nachgespürt werden müssen, an denen gerade in seinem Geiste sich jene christlichen Wahrheiten entwickelten, und gewiß konnte es dabey an ergreifenden Eigenthümlichkeiten nicht fehlen. Der Biograph leistet seinem Helden in der That keinen schlechtern Dienst, als durch bloßes Generalisiren und Parallelisiren: scharf und eigenthümlich, wie die Züge des Porträts, müssen die Lineamente seyn; womit eine solche geistige Persönlichkeit umrissen seyn will. Unter dem schon fertigen Schema eines dogmatischen Gebäudes aus unserer Zeit, werden gerade die zartesten und charakteristischsten Züge erdrückt, in denen sich die Ueberzeugung eines solchen Mannes ausprägte. In diesem Sinne ist wohl das Beste in den drey besprochenen Schriften, was der deutsche Biograph im Anhang über den Origenianismus Gregors von Nyssa gesagt hat.

R—g.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

137. Stück.

Den 29. August 1836.

L e i p z i g.

Quaestionum mathematico-psychologicarum
specimen primum.

Das Uebrige des Titels besagt, daß dieß Programm zu einer academischen Feyer, nämlich zu Anhörung einer Rede (ad memoriam Kregelio-Sternbachianam celebrandam) einzuladen bestimmt war. Der Verfasser ist Hr. Prof. Drobisch, der hier die ersten Fundamente der mathematischen Psychologie beleuchtet. Die Abhandlung zerfällt in drey Theile: 1) de definienda iacturae magnitudine. 2) de ratione distribuendae iacturae. 3) de limine apparitionis et valore liminari. Nicht ohne Grund beginnt das prooemium mit den Worten: Quae sequuntur quaestiones scriptae sunt lectoribus psychologiae mathematicae principiis iam aliquantulum imbutis; denn freylich für Leser, die noch nicht wissen, was für eine iactura hier gemeint seyn könne, wird die Abhandlung nicht verständlich seyn. Gemeint aber ist der Verlust, welchen das gesammte Vorstellen durch den Gegensatz gleichzeitiger Vorstellungen erleidet. Jedermann kann in jedem Augenblicke an sich selbst beobachten, daß er nicht im Stande ist, eine beliebige

Menge von Vorstellungen sich gleichzeitig zu vergegenwärtigen; daß vielmehr ältere Vorstellungen aus dem Bewußtseyn verschwinden, indem neue eintreten. Es wäre zu wünschen, daß Hr. Dr. sich auf einige Erläuterung darüber eingelassen hätte, wie diese ganz bekannte Erfahrung auf ihren einfachsten Ausdruck zurückzuführen sey, um denselben einer mathematischen Untersuchung zu unterwerfen. Aber von einem Programm darf man wohl nicht verlangen, daß es hätte länger seyn sollen; am wenigsten, wenn es bey aller Kürze wirklich so reichhaltig ist, als das vorliegende. Auch setzt der Verf. die Schriften des Unterzeichneten als bekannt voraus, indem er die schon dort angegebenen Resultate hier durch neue Wendungen der Rechnung bestätigt. Dies war in der That nützlicher, als Einwendungen zu beantworten, auf die keine Antwort gewünscht wird. Die Vorrede sagt: *neque huius loci erat, psychologiam mathematicam contra eorum obiectiones defendere, qui, in rebus tam arduis mathematicorum formulis aliquam auctoritatem concedendam esse, obstinate negant.* Dazu wird überall nirgends ein bequemer Ort zu finden seyn; und es ist nicht nöthig, daß man sich deßhalb bemühe. Wohl aber muß man suchen, sich Denjenigen verständlich zu machen, welche zu verstehen wünschen; und hiezu gehört eine bestimmte und sorgfältig gewählte Kunstsprache; die aber besonders im Lateinischen schwer zu finden ist. In dieser Hinsicht hat sich Hr. Dr. größtentheils, doch nicht ganz, dem Versuche angeschlossen, welchen der Unterzeichnete schon in der Abhandlung *de attentionis mensura* machte. Daß für das Deutsche: Vorstellung, kein passenderes Wort zu finden ist als *notio*, für Vorstellen kein passenderes als *cogitare*, ist freylich schlimm; aber noch schlechter wären re-

praesentatio und repraesentare; denn die Fundamente der mathematischen Psychologie liegen tiefer, als daß unter Vorstellungen sogleich Bilder dessen, was uns gleichsam gegenüber stehe, (Objecte dem Subjecte) dürften verstanden werden. Auch die Ausdrücke perceptio und apperceptio müssen hier noch vermieden werden; denn sie sind speciellen Untersuchungen vorzubehalten, an die bey der ersten Begründung noch gar nicht darf gedacht werden; sie beziehen sich auf das so eben geschehnde Auffassen, also auf einen Proceß, dessen Erklärung einer viel zu großen Meinungsverschiedenheit ausgesetzt ist, als daß davon könnte ausgegangen werden. Noch weniger passend wäre das Platonische idea; man würde dabey an Musterbegriffe, oder an Gattungsbegriffe, wo nicht gar an den Idealismus denken, oder vollends an den Spinozistischen Satz: ordo et connexio idearum idem est ac ordo et connexio rerum. Das Wort notio vermeidet wenigstens diese Unbequemlichkeiten; es hat nur den Fehler, daß es die Vorstellung von der Seite des Vorgestellten bezeichnet; während in der Grundlehre der Psychologie von dem Zustande des Vorstellenden die Rede ist; einem Zustande, der einer Hemmung unterworfen ist, sobald entgegengesetzte Vorstellungen zusammentreffen. Glücklich genug hat Hr. Dr. das Vorgestellte bezeichnet durch den Ausdruck: imago notionis; denn wiewohl hiebey nicht an ein Bild (mit räumlicher Gestalt) zu denken ist, so wird man doch hiedurch aufmerksam gemacht, daß imago notionis noch zu unterscheiden ist von der notio (das Vorgestellte, als ein Solches oder Anderes, zu unterscheiden von den Vorstellungen als den Zuständen des Vorstellenden.) Dies wird noch deutlicher durch den Ausdruck robur notionis; denn diese Stärke wird Niemand in dem Vorgestellten suchen, son-

bern nur in dem Zustande des Vorstellenden. Eben dahin zielt *contraria notionum indoles*; obgleich nämlich der Gegensatz im Vorgestellten liegt, so unterscheidet er doch auch die Vorstellungen selbst von einander. Bey dem Worte *Hemmungsgrad* aber, dessen sich der Unterzeichnete bedient hatte, bemerkt Hr. Dr. es sey zweydeutig, und deßhalb zu vermeiden. Man könnte nämlich glauben, es bezeichne den Grad, bis auf welchen eine Vorstellung (z. B. die vom Anfange eines Schauspiels, während die Aufführung schon bis zum dritten Acte vorgerückt ist,) sich müßte verdunkeln lassen; allein die Absicht des gewählten Ausdrucks war, das Mehr oder Weniger des Unterschiedes zweyer Vorstellungen anzuzeigen, z. B. so, daß zwischen schwarz und braun der *Hemmungsgrad* geringer sey als zwischen schwarz und gelb. Daher will Hr. Dr. nur den Ausdruck: *Grad des Gegensatzes*, gelten lassen; lateinisch: *gradus contrarietatis*. Ferner unterscheidet er *pressio* und *oppressio*. Es soll nämlich *oppressio* die gänzliche Hemmung, so daß nichts Vorgestelltes übrig bleibe, bezeichnen. Aber daneben steht: volle Hemmung. Gegen diesen Ausdruck möchte doch auch etwas zu erinnern seyn; richtiger wäre: völlige Hemmung. Das Wort voll muß dem Gegensatze, dem *gradus contrarietatis*, vorbehalten bleiben, für den Fall, daß er der größte mögliche ist, d. h. daß von zweyen Vorstellungen eine ganz gehemmt werden müßte, wosern die andre ungehemmt bleiben sollte. Es folgt das Wort *obscuratio*, Verdunkelung. Dieser Ausdruck ist bekanntlich in der Psychologie längst eingebürgert; man bezog ihn aber auf mangelnde Unterscheidung von andern Vorstellungen. Wolff hat in der *psychol. empirica* §. 41 den Satz: *si perceptiones particulares fuerint clarae, composita distincta est*. Also, wenn

die zusammengesetzte Vorstellung undeutlich, so sind die Theilvorstellungen nicht klar, sondern dunkel. Hieraus konnte man sehr leicht auf die Bemerkung kommen, daß, je bunter die Zusammensetzung, desto gewöhnlicher die zusammengesetzte Vorstellung undeutlich ausfällt; denn die Theilvorstellungen verdunkeln einander gegenseitig, d. h. sie hemmen sich. *Pressio* und *obscuratio* bedeuten also einerley; nur weist *pressio* auf den Grund hin, wovon *obscuratio* die bemerkbare Folge ist. Hiemit hängt *tensio*, die Spannung, zusammen; denn je mehr eine Vorstellung, im Verhältniß zu ihrer Stärke, an Hemmung er leiden muß, desto stärker strebt sie in ihren ursprünglichen Zustand zurück. Ob die Ausdrücke: *notionem coercere* und *notionem cohibere*, gleich passend seyen, könnte gefragt werden; vielleicht ist das *coercere* der eben jetzt geschehenden Hemmung angemessener, als *cohibere*, zurückhalten, so nahe auch das Halten mit dem Zurückdrängen zusammenhängt. *Ratio distribuendae iacturae* ist ohne Zweifel ein vollkommen verständlicher Ausdruck, sobald man eingesehen hat, daß die *iactura*, die Hemmungssumme, früher bestimmt seyn muß, ehe sich entscheiden kann, in welchem Verhältniß sie sich vertheilt. (So muß eine Last, die von mehreren Stützen soll getragen werden, erst als Ganzes gegeben seyn, ehe sich bestimmen läßt, wieviel jede einzelne Stütze zu tragen hat.) Daß endlich *animus*, das Bewußtseyn, unterschieden wird von dem Ausdrucke *mens*, der Geist: ergibt sich aus dem Vorigen. Denn die gehemmten Vorstellungen sind zwar nicht aus dem Geiste, wohl aber aus dem Bewußtseyn entwichen. Soviel über die Nomenclatur, wie der Verf. sie angiebt.

Von der Art, wie der Unterzeichnete die Größe der Hemmungssumme bestimmt hatte, sagt Hr.

Pr. Dr.: *sie sey paullo proluxa et captu difficilior.* Einem Mathematiker gegenüber, der so eben ein vortreffliches Lehrbuch der Logik herausgegeben hat, die frühere Darstellung ihrer Form nach zu vertheidigen, möchte nun wohl etwas gewagt seyn; da indessen die Resultate doch genau zusammentreffen, und da die frühere Darstellung wenigstens ohne alle Künsteley die Art anzeigt, wie die Sache zuerst ist gefunden worden: so kann dieß nur den Wunsch veranlassen, daß bald die Zeit kommen möge, wo es für einen philosophischen Vortrag ein ernstlicher Vorwurf seyn könne, einige Worte mehr zu enthalten, als die strenge Präcision erfordert. Hätte man durchgehends für solche Leser zu schreiben, deren Hr. Prof. Drobisch Einer ist, so würde eine ganz andre Schreibart nöthig werden. In dem hieher gehörigen Paragraphen der Psychologie war gegen Mißverständnisse zu warnen. Schon dort aber ist der nämliche Weg des Beweises eingeschlagen, den auch Hr. Dr. nimmt, indem gezeigt wird, die Hemmungssumme könne nicht größer und nicht kleiner seyn. Daß eine Absurdität herauskäme, wenn man sie größer nähme, hat Hr. Dr. sehr klar dargestellt. In dem Schlusssatz (3), nachdem auf die Verschiedenheit der Hemmungsgrade Rücksicht genommen worden, befindet sich jedoch ein kleines (gewiß nicht absichtliches) Versehen; es fehlt nämlich die kurz zuvor richtig angezeigte Ausnahme: *excepta illa notione maximi roboris.* Dabey können indessen Bestimmungen vorkommen, die am gehörigen Orte angegeben sind, aber schwerlich einen kurzgefaßten Ausdruck gestatten, daher man sie in diesem Programm nicht erwarten durfte.

Was ferner die Hemmungsverhältnisse anlangt: so hat Hr. Dr. es vorgezogen, sich von der Proportionsform so bald als möglich zu entfernen,

und dagegen der Rechnung die Form der Gleichungen zu geben. Er glaubt nämlich, die Addition der Hemmungsgrade in den Verhältniszahlen könnte auf den ersten Anblick befremden, wiewohl sie in der That richtig ist. Aber auch bey ihm kommt eine Addition vor; und wer nicht scharf genug nachdenkt, könnte auch hier fragen, ob die Stelle: *ex articulo antecedente sequitur, etc.* klar genug sey, da man im vorigen Artikel eine solche Anwendung nicht erwartet hatte. Freylich wäre diese Bedenklichkeit vollkommen grundlos; aber die andre, die er vermeiden wollte, hat nichts mehr zu bedeuten; eher möchte gesagt werden, der Paragraph 53 der Psychologie sey zu kurz gefaßt. Er bezieht sich nämlich auf §. 43, und muß aus diesem erklärt werden. Jedenfalls sind nun zwey Darstellungen des nämlichen Gegenstandes vorhanden, die einander gegenseitig zur Probe dienen; und solche Bestätigungen sind allemahl willkommen.

Der dritte Abschnitt ist überschrieben: *de limine apparitionis et de valore liminari.* Es soll nämlich für eine dritte schwächere Vorstellung der Grad der Stärke, welche ihr zum wenigsten eigen seyn muß, um sich neben zweyer stärkeren im Bewußtseyn halten zu können, durch Rechnung bestimmt werden; und diese Untersuchung, welche bey dreyen Vorstellungen zuerst vorkommt, soll auf jede beliebige Anzahl derselben erweitert werden. Der Ausdruck: Schwelle des Bewußtseyns, ist demnach verständlich genug; denn er zeigt an, daß es eine Gränze gibt zwischen solchen Vorstellungen, die stark genug, und andern, die zu schwach sind, um sich als ein wirkliches Vorstellen zu behaupten, und nicht von den stärksten gänzlich verdunkelt zu werden. Diese Schwelle liegt aber nicht etwan ein für allemahl fest, sondern sie richtet sich in jedem einzelnen Falle nach dem stärksten, — oft schon nach

den beiden stärksten Vorstellungen. Hier hat nun Hr. Dr. selbst nöthig gefunden, einige Worte gegen mögliche Mißverständnisse zu richten; und auch die seltsamsten sind möglich, daher das, was (bey 11) am Ende beygefügt ist, nicht überflüssig seyn wird. Für die Kunst des Calculs war hier ein etwas freyes Feld als in den vorigen Abschnitten. Das zeigt sich in einer sehr interessanten Rechnung, wodurch folgender Satz bewiesen wird: dato indefinito notionum maxime contrariarum et secundum ordinem magnitudinis descendentem dispositarum numero, si una ex iis, respectu reliquarum omnium in limine apparitionis est, quaevis notio insequens simul, si non sub limine, certe in hoc ipso erit; et quidem iam respectu earum notionum, quae restant exclusis iis, quae interiectae sunt. Der Satz mußte in Folge dessen, was in der Psychologie schon gezeigt war, erwartet werden; allein der Beweis ist gänzlich neu und durch seine Form überraschend. Ein Druckfehler in der Größe unter dem Wurzelzeichen, wo der Seher von einer Aehnlichkeit des Nenners mit dem Zähler ist verleitet worden, (es steht nämlich im Nenner auch

$\frac{1}{a_k + 1}$ anstatt $a_k + 1$), ist so leicht zu verbessern,

daß er wenig störend seyn wird.

In diesem ganzen Programm redet nur der Mathematiker. Die ersten Zeilen der Vorrede sagen: de his ipsis principiis, cum eo sensu, quo metaphysicis fundamentis superstruenda, tum eo, quo ex fontibus experientiae deducenda sunt, disputare, in aliud nobis reservamus tempus. Möge er den Zeitpunkt nicht zu weit hinaußerhieben. Das hier Gelieferte zeigt jedoch schon hinreichend, mit welcher Pünctlichkeit Hr. Dr. das Fundament der mathematischen Psychologie geprüft hat.

Herbart.